This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

1351

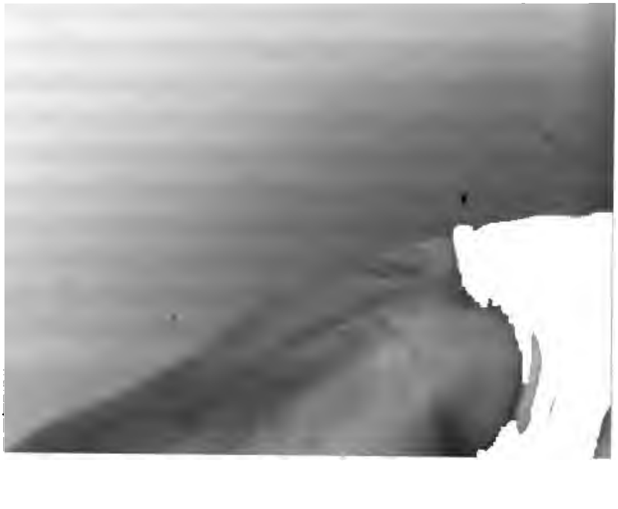
Per. 1202 e 37/15

1351

Per. 1202 e 37/15

1351

Per. 1202 e. 37/15



Mittheilungen

und

Nachrichten

für die

evangelische Geistlichkeit Rußlands,

begründet

von

Dr. C. C. Ulmann,

herausgegeben

von

Dr. C. A. Berkholz in Riga.

Funfzehnter Band.

Jahrgang 1859.

Riga,

Verlag von Edmund Götschel's Buchhandlung.

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1859.

Vorwort.

Riga, den 19/31. December 1858.

Indem das alte Jahr schließt, und die Mittheilungen sich rüsten, das erste Heft für das neue Jahr zu bereiten, damit es im Laufe der Zeit richtig auf den bestimmten Termin erscheine, darf die bisher eingehaltene Pflicht nicht verabsäumt werden, den Anfang des neuen Jahrganges mit einem kurzen Vorwort einzuleiten. Gegenstand solcher bevorwortenden Besprechung war in früheren Jahren hauptsächlich die Zeitschrift selbst; die Grundsätze ihrer Redaction wurden erörtert, vor Mißverständnissen geschützt, es ward ein Blick auf die bisherigen Leistungen gethan, nicht ohne Selbstkritik, nebst Eingeständnissen, die zu Vorsätzen führten; es wurde, wie das keinem aufmerksamen Leser wird entgangen sein, mit einer gewissen Unbefangenheit die Sachlage gewürdigt, indem die Redaction nie Anstand genommen hat, es einzuräumen, daß die unvermeidlichen Widersprüche, in denen die Forschungen und Bestrebungen der Theologie und Kirche in ihrem Entwickelungsgange auch der Gegenwart sich bewegen, nicht ohne Einfluß auf Dasjenige waren, was hier dargeboten werden konnte. Es mußte wiederholentlich in aller Bescheidenheit darauf hingewiesen werden, daß unsre Zeitschrift nur insofern es wagen durfte, sich allen übrigen anzuschließen, welche die Aufgabe haben, die Interessen der Evangelischen und näher

1351

Per. 1202 e. 37/15

dem Gebiete des kirchlichen und religiösen Lebens näher in's Auge zu fassen, eine kleine Umschau zur Orientirung im Allgemeinen zu halten. Fassen wir Alles in Einem zusammen, was die Kirche des Herrn im Innern, so wie in ihrer Stellung zu dem weiten Umfange der Außenländer betrifft, — ihr Verhältniß zu sich selbst, und ihre Lage, in der sie sich befindet zu den politischen, socialen und industriellen Bestrebungen, denen die Zeitgenossen mit großer Energie sich zuwenden, wir müssen unsre Zeit als eine so überaus merkwürdig inhaltsvolle und zukunftschwere betrachten, daß wir ihr an Bedeutung nur die wichtigsten Epochen der Weltgeschichte zur Seite stellen können. Als Ref. im Sommer 1857 auf seiner Reise in's Ausland auch nach Kopenhagen kam, und die Gelegenheit ergriff, einem würdigen Mann daselbst, dem Verfasser einer vielstudirten Dogmatik, seinen Besuch zu machen, vernahm er von diesem feinen Kenner der Zustände der Gegenwart das ihm unvergeßliche Wort: „Unsre Zeit ist nur mit der zu vergleichen, die der Reformation des 16. Jahrhunderts voranging!" Das Wort begleitete ihn damals durch Deutschland, Frankreich und England; und wenn er diese fieberhafte zitternde Bewegung der Völker sah, dieses Besitzergreifen der Erde und ihrer elementaren Stoffe, dieses Ausbeuten der schärfsten Naturforschung zur Bewältigung der materiellen Welt, damit der verstandbegabte Mensch sich dies Haus wohnlich einrichte, falls ihm die Gunst der Geschicke lächelt, und Wasser und Feuer, Dampf und Metall ihm unterthänig, und noch dazu, wie er spielt mit den ihm bislang noch geheimnißvollen Kräften des „Electrischen", und die Städte mit ihren Palästen, und den raffinirtesten Luxus der Kunsterzeugnisse, und dazwischen die eherne Waffenrüstung des

Krieges, des stets gefürchteten, — und nun inmitten von allem Dem die herrlichen Dome mit der Entfaltung des glänzenden Cultus, und die einfachen Gottesdienste der Evangelischen hie und da, und die Kirchentage und das lebendig zündende Wort von Katheder, Platform und Kanzel, und die Weltliteratur in allen Sphären, und die Gefängnisse mit ihren Zellensystemen, und die Bibelgesellschaften und Missionshäuser, und die Hochöfen, und die Universitäten, wo man die deutschen Gelehrten sich vertiefen hört in Abstractionen, von denen die Wanderer des nächsten Pflasters oft keine Ahnung haben, — wenn er auf dem Kanal von der Themse her die großen Dampfer sah, wie sie ihren Lauf nach Calcutta, Melbourne und Newyork nehmen, wenn er die Tausende sah in Bremen und Hamburg, einfache deutsche Landleute, die auf der Auswanderung begriffen, einem neuen Vaterlande, wie von einer instinktmäßigen Kraft getrieben zueilen, — da hat er sich mehr als einmal gefragt: Was will daraus werden? die Verhältnisse sind alle von so colossalen Dimensionen, daß bald Asien und Afrika ihre Oeden aufthun müssen, um den nöthigen Raum zu beschaffen. Und nun über dem Allen das Kreuz des Erlösers, als das Zeichen, in welchem die „Kirche" hie und da den Sieg verheißt! Ja, die Kirche, sie hat bereits weit ihre Wölbungen ausgespannt, unter denen die Gläubigen sich schaaren, wenn nur nicht zu oft das unübersetzbare Wort Recht hätte: voilà des croyans sans foi!" Aber abgesehen von diesen Letzteren, deren Zahl unter den durch die Taufe Wiedergeborenen Legion ist, die Kirche baut sich an allen Orten, und — es bereitet sich was vor! Daß aber in dieser Vorbereitung viel Bewegung und Unruhe, Widerspruch und Kampf auf dem Glaubensgebiete nicht fehlt, kann Niemand leugnen. Daß

aber aus diesen Gegensätzen, die bei ihrem Sichaneinanderreiben verzweifelte Schmerzgefühle verursachen, sich doch zuletzt nur Gutes und Heilbringendes für das Reich Christi herausgestalten muß, dafür ist uns der Lauf der Weltgeschichte und die Gottes-Verheißung die theuerste, unumstößlichste Bürgschaft. Wer sich am Schluß eines alten Jahres auf ein hoffnungsreiches Wirken für das neue rüstet, und eine Umschau in der Kirche des Herrn auf Erden hält, und Kleines und Besonderes beim Blick auf das Große und Allgemeine nicht übersieht, der möge, bei allem unleugbaren Jammer, den Unverstand und Bosheit immer zur Folge haben muß, sich stärken durch heiliges „Warten", „bis daß seine Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden" (Hebr. 10, 12.).

Fangen wir mit unserm kleinen Ueberblick bei Deutschland an, der Mutterstätte der Reformation, von wo das verschüttete Licht Evangel. Wahrheit wieder aufging über die Völker. Bemerkenswerth ist hier, was Tholuck in seiner Festpredigt auf der 16. Hauptversammlung des Ev. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Leipzig am 25. Aug. 1858 aussprach: „Man durfte im Beginn der Reformation hoffen, daß die Evangel. Kirche nicht blos die Kirche Deutschlands, sondern die Kirche Europa's werden würde. Bis jetzt aber hat sie mit jedem Jahre an Zahl ihrer Glieder verloren, seit jener Orden entstanden ist, welcher der ganzen Ketzerwelt den Untergang geschworen hat. Böhmen und Litthauen gehörten meist ganz der Evangelischen Kirche. Von Oesterreich bekannte sich einmal nur noch der dreißigste Theil zum römischen Glauben, von Deutschland nur noch der zehnte Theil. Und jetzt nach drei Jahrhunderten ist dieser zehnte Theil zur größeren Hälfte angewachsen. Die Ziffern bilden die Herrlichkeit der Evangel.

Kirche nicht. Aber aus Ziffern werden Zahlen, darum auch Mitbeter, Mitstreiter aus bloßen Angehörigen." Und in der That, sieht man die Anstrengungen, welche die römische Kirche in Deutschland macht, so weiß man nicht, was man davon halten soll, wenn sogar von protestantischer Seite Schenckel für seinen tapferen Wächterruf in Berlin im September 1857 „über das aggressive Verfahren" die schnödesten Verhöhnungen hören mußte. Auch im letzten Jahre haben es die „Prälaten" und „Kirchenfürsten" nicht fehlen lassen an glänzenden Festversammlungen, wie in Salzburg und Köln, wo nicht blos „celebrirt" ward, sondern die „beliebtesten" Redner, in englischer und amerikanischer Meetingsweise, die auch in Deutschland immer mehr Eingang findet, wie bei den neulichen Kammerwahlen in Preußen und Bayern, auftraten; in Fulda hielten die „Hochwürdigen", umgeben von der devotesten herabsteigenden Stufenleiter der Hierarchie, ihre Exercitien, in Darmstadt wußte einer der gewandtesten und redefertigsten Jesuitenpatres, ein Professor der Dogmatik aus Paderborn, in der Fastenzeit täglich durch seine Vorträge ein großes Auditorium zu fesseln, und seine Collegen versuchten dasselbe in Berlin und Danzig. Der Cardinal Fürstbischof von München kommt auf der Eisenbahn nach Dessau mit großem Gefolge, und weiht die stattliche neue Kirche, vom übergetretenen Herzog erbaut, unter Gepränge vor der staunenden protestantischen Bevölkerung ein. Der alte Senior der Hamburger Geistlichkeit, den Ref. im Jahre 1828 noch in seiner Blüthezeit mit mächtiger Stimme in der Neustädter Kirche in Dresden gegen die Ausschreitungen des damaligen apostol. Vicars Mauermann im Sachsenlande predigen hörte, wird es nicht wehren können, was sich vorzubereiten scheint, daß Anscharius' Bisthum sich in

jener Handelsmetropole, wo „Mark Banco" eine vielbeliebte Loosung ist, von neuem gründet, wenn es auch gelang, den Kirchentagsmännern für ihre Predigten ein Paar Kirchen zu verschließen. Die jenseitige Literatur ist nicht müssig: wer bei Döllinger und Görres (†) in München seinen Cursus Kirchengeschichte durchgemacht hat, der ist gut zugestutzt und wohlgerüstet. Die „Cartons" vom (†) kathol. Pfarrer Beda Weber in Frankfurt a. M. sind Schilderungen kath. Lebens, über die ein lutherischer, richtig geschulter Theologe die Aeußerung that: „Das ist um katholisch zu werden!" Die „Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung" v. Jörg (2 Bände 1858), dem Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter", vom Standpunkte eines gegnerischen Parteimannes mit unverkennbarer Geschicklichkeit geschrieben, die das „Phänomen der neueren protest. Bewegung" zur Einsicht und Beurtheilung vorlegen will, zeigt, wie der Verf. „unter den verschiedenen Richtungen des neuen Protestantismus für diejenigen Sympathie hat, bei welchen die Annäherung an die katholischen Grundprincipien eklatant ist", und sagt, um das Resultat dieser vergleichend abwägenden Beurtheilung der protest. Parteien des Tages kurz anzudeuten: „Ich begreife sehr wohl, wie man Rationalist oder Subjectivist sein kann, ich begreife so ziemlich, wie man Pietist und Unionist werden kann, ich begreife zur Noth, wie man als Altlutheraner vegetiren kann, ich begreife noch leichter (immer besser!) wie man zur Schwärmerkirche übergehen kann, aber ich begreife gar nicht, wie man im Ernste länger als vierundzwanzig Stunden in dem Neulutherischen Widerspruch zwischen Soll und Haben aushalten kann." Wer das 885 Seiten starke Buch von Döllinger, „Heidenthum und Judenthum, Vorhalle zur Geschichte des Christenthums"

(Regensb. 1857) angesehen hat, der muß erstaunen über die Gelehrsamkeit, und noch mehr über die Objectivität, freilich auf einem Gebiete, wo der Confessionalismus nicht aus jeder Faser zu transpiriren Bedürfniß hat. Wer die „Studien über Katholicismus, Protestantismus und Gewissensfreiheit in Deutschland" (Schaffhausen, Hurter'sche Buchh. 1857, 472 S.) mit Interesse gelesen hat, kann, wie das beim Ref. der Fall war, anfangs ungewiß sein (wenn er nicht schon durch die Verlagsh. vorläufig bedenklich geworden ist), ob der unbekannte Verfasser ein Katholik ist, aber er wird keinen Augenblick zweifelhaft bleiben, daß hier ein Mann der edelsten Art das Wort führt, dem man viel zugeben muß. So z. B.: „Die Zeichen der Zeit sind günstig für Rom. Aber wenn auch Rom völlig siegen, wenn es ihm auch gelingen sollte, die protestantischen Kirchengemeinschaften wieder aufzusaugen, so bleibt für die Menschheit der Gewinn, welchen sie aus dem Protestantismus gezogen, unvertilglich. Der Geist des Protestantismus kann nicht verloren gehen." Er sagt ferner: „die Aufhebung der Sklaverei, der sittliche Ingrimm der Nationen Europas gegen dieselbe, die Gleichheit Aller vor dem Gesetz, die Freiheit der Forschung, die Anstalten zur wissenschaftlichen Bildung, zur Hülfeleistung für Arme und Kranke, die Humanitätsbestrebungen unsrer Zeit nach allen Richtungen, alle solche Schöpfungen verdankt die Menschheit der Einwirkung christlicher Ideen." — Ferner: Es fehlt allen Vernunftreligionen ein gewisses Etwas. Das Kind, welches sein Elementarbuch ausgelernt hat, wirft es mit Verachtung von sich. Der erwachsene Mensch, dem seine Religion nichts Unbegreifliches mehr zu bieten hat, macht es mit derselben nicht anders. Daß wir es kurz sagen: der Mensch bedarf eines Mysteriums: er be-

darf des wunderbar geheimnißvollen Einstrahlens des Göttlichen in das irdische Leben. Nur das hält ihn fest mit unzerreißbarer Gewalt, und dieses Einstrahlen des göttlichen Lichts in die dunkel verschlungenen Pfade des menschlichen Lebens findet er in den positiven Kirchen." Man lese den Abschnitt: „der Hexenwahn und die Bekämpfung desselben" (S. 331 ff.) und S. 469: „Wir haben kein Recht anzunehmen, daß die Katholiken oder Protestanten im 16. oder 17. Jahrhundert weniger fest von dem Dogma ihrer Kirchen überzeugt waren, als die Katholiken und Protestanten der Gegenwart. Dieselbe Kraft zum christlichen Handeln, die für die Gegenwart daraus entspringt, mußte auch in den obigen Menschen daraus entspringen. Aber diese selben Katholiken und Protestanten der vergangenen Jahrhunderte, die felsenfest von ihrem Glauben durchdrungen waren, haben wetteifernd auf unsrer deutschen Erde viele Tausende unglücklicher Frauen, Männer und Kinder wegen eines vermeinten Bundes mit dem Teufel gemartert und verbrannt. Der edle Spee (Katholik) nahm seine Gründe gegen den Hexenproceß keineswegs aus den Dogmen seiner Kirche. Ebenso wenig stritt Thomasius mit protestantischen Sätzen gegen den schauderhaften Greuel. Vielmehr sehen wir in Dienern beider Kirchen die entschlossensten Vertheidiger des Unwesens. Aber nachdem die bessere Einsicht Boden gewann, sind die Diener derselben Kirchen, die einst den Hexenwahn vertheidigten, als sei er ein Stück des Evangeliums, eifrige Gegner geworden." Mit welcher Aufrichtigkeit spricht er aus: „die allgemeine Duldung gegen Andersdenkende, die im 18. Jahrh. sich Bahn bricht, hat nicht minder den Stimmführern der kirchlichen Gemeinschaften abgerungen werden müssen. Sie fand ihren festen Rückhalt in einem Könige, der für seine

Person alle kirchlichen Formen verachtete. Seitdem sind dieselben neu erstarkt. Die Dogmen der Kirchen sind, nach der Behauptung ihrer Diener, dieselben geblieben, wie vor 300 Jahren. Aber der Gewinn des vorigen Jahrh. ist nicht verloren. Von einzelnen Fanatikern beider Glaubensparteien abgesehen, darf man sagen, daß die Mehrheit auf deutschem Boden sich die Sätze der Duldung und Gleichberechtigung angeeignet habe." (Allerdings, wenn nur die „einzelnen Fanatiker", diese kleine, aber nicht immer ohnmächtige Partei, nicht wären!) — Endlich: „Es ist der Gewinn der Gesittung nicht denkbar ohne das Christenthum. Denn schwerer als die Thatsache, daß die Unduldsamkeit von den Dienern der christlichen Kirchen eifrig vertreten worden ist, fällt die Thatsache ins Gewicht, daß völlige Gewissensfreiheit und bürgerliche Gleichberechtigung der verschiedenen Religionsparteien sich als möglich erwiesen hat nur in und mit dem Christenthum. Schwerer als die Thatsache, daß die Sklaverei fortbestanden hat und fortbesteht innerhalb des Christenthums, fällt die Thatsache ins Gewicht, daß die Aufhebung derselben, wo sie geschaffen ist, nur errungen wurde durch den Sieg christlicher Ideen. Die christliche Gesittung liegt über uns ausgebreitet, wie eine geistige Atmosphäre, in welcher wir athmen. Man wolle unsre Worte nicht pressen. Wir sind nicht Willens, das trübe Gemisch von Hochmuth und Knechtssinn, welches in neuerer Zeit sich die Schminke der Christlichkeit auflegt, für eine Kundgebung christlicher Gesittung anzusehen. Auch kann ja kein Sehender das Auge verschließen gegen die zahllosen sittlichen Schäden, deren Betrachtung im Einzelnen oft den Zweifel erregen möchte, ob wir denn auch wirklich weiter gekommen sind gegen die Vorzeit. Und doch kann im Ganzen und Großen das Urtheil

keinen Augenblick zweifelhaft sein." — Wenn die oben Genannten mit Verachtung und Ingrimm den Protestantismus ansehen, obzwar mit einem Aufwande von Geist, den wir einer besseren Sache zugewandt sähen, so sollten die letzten Auszüge aus dem Buch eines kathol. Verfassers bemerklich machen, daß auch innerhalb der kathol. Kirche sich Stimmen der edelsten Art kund thun. —

Sehen wir in Deutschland zunächst auf Preußen und dessen „unirte" Landeskirche, so gehört dazu keine Prophetenweisheit, um den gegnerischen Bestrebungen eine Niederlage vorauszusagen; sie ist schon eingetreten! Bethmann-Holweg, der neue Minister des Cultus, der Vertrauensmann des hochherzigen Prinz-Regenten, repräsentirt diejenige kirchliche Richtung, auf welcher die Schule und das Leben vereinigt die reformatorischen Grundsätze des Evangel.-protest. Glaubens, den Bedürfnissen der Zeit angemessen, weiter entwickeln kann. Das heilige Mysterium der Offenbarung Gottes in Christo wird das ewig Unantastbare des Christenthums bleiben, während die äußere Darstellung des Kirchenthums in Verfassung, Cultusform ꝛc., nach dem Zeugniß der Geschichte, ihre Wandlungen erfährt. Die HH. Stahl, Leo und Hengstenberg haben so ziemlich ihre Rolle ausgespielt. Wenn Letzterer jüngst eine in der That überaus „schonungslose" Kritik erfahren hat, so ist dabei nur zu erinnern, daß dort Vorgebrachtes schon längst ihm gesagt worden ist (anhebend mit David v. Cölln's „das Treiben der Ev. K.-Z."), daß er aber von dieser Seite das am wenigsten wird erwartet haben. Ihm bleibt nun nichts übrig, als nach einem: „Auch du, mein Sohn Brutus", sich „pensioniren" zu lassen. Seine Enthebung von der Stelle eines Mitgliedes der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission für Theologen

in Berlin ist auch bezeichnend tröstlich, indem nun diese ketzerrichtende Verdammungswuth, die ihren Einfluß sogar auf die Aemterbesetzung und Entziehung ausdehnte, ihren Spielraum weniger maßlos ausüben wird. Es kann die „Neue Evangel. K.-Ztg.", die mit dem Anfange des Jahres in Berlin erscheint, nur freudigst begrüßt werden; sie wird, nach den im Programm ausgesprochenen Grundsätzen, der „Deutschen Zeitschrift ꝛc." würdig zur Seite gehen, und sich gewiß nicht der „Monomanie" Hengstenberg's schuldig machen. Zu der Zahl ausgezeichneter Verkündiger des Wortes, die in Berlin nicht fehlen, wir erinnern an Hoffmann, Nitzsch, Couard, Büchsel, Sydow, Müllensiefen, Arndt u. s. w., ist in jüngster Zeit Steinmeyer, der überaus feinsinnige Schriftausleger, aus Bonn als Universitätsprediger hinzugekommen. Die gesammte theol. Facultät in Halle, mit Ausnahme eines Einzigen, der eine rührende Anhänglichkeit, trotz seiner bittern Erfahrungen von Seiten der „Altlutheraner", über die er selbst bekanntlich einmal herzhaft aufseufzte, zu seinen Ideen an den Tag legt, hat sich für die Union erklärt, und muß es ruhig hinnehmen, daß das „Volksblatt" nicht müde wird, die Dinge unter dem Einfluß der Leo'schen Inspirationen appretirt, unter die Leute zu bringen. Ihre Geistesgenossin, die Kreuzzeitung, ist nun, seit der „Krisis", außer sich, daß es von Seiten der „Demokraten" (??) noch immer nicht zu einem Skandal kommen will; alles ist exemplarisch ruhig; und sie begnügt sich vorläufig, das Lied vom todten Löwen und dem bekannten Fußtritt in allen Variationen, mitunter auch in schlechten Knittelversen, zu leiern. Wenn man öfter klagen hört, daß die „Philosophie" so stille thut, so rührt das einestheils von einer Unbekanntschaft mit der Literatur her; sind denn Rosen-

Franz, Trendelenburg, Schaller, Erdmann, Michelet und Hartenstein, Weiße, Ritter, Fichte, Ulrici, Fischer rc. gar nichts? Andererseits von einer großen Ungenügsamkeit, als sei es mit dem philosophischen Denken aus, weil nach dem „philosophischen Jahrhundert“ nicht recht bald wieder ein „neues System“ bahnbrechend und alles Frühere „überwindend“ an's Licht kommen will.

Es liegt auch eine gewisse Verwöhnung darin. Die Philosophie hat in einer noch nicht fern von uns vorübergegangenen Zeit, in der Periode von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und alles dessen, was sich drum und dran lagerte, ein wahres Lichtmeer entwickelt, als sei die Erde auf dem Gebiete des Geistes wie durch eine Art Sternschnuppenregion gezogen, das ihr um den 11. August jährlich, wie die Astronomen sagen, passirt, daß die nach „Philosophie“ Hungernden zu vergessen scheinen, welche volle Tafeln Suchenden bereit stehen. Die „lutherische“ Kirche, d. h. die an dem bekenntnißvollen Lutherthum innerhalb der Union kein Genüge finden, obgleich Männer wie Büchsel, Knack, ja selbst Hengstenberg u. a. in ihrem Gewissen keine Nöthigung entdecken, sich förmlich und feierlich von der unirten Kirche loszusagen, zählt gegenwärtig 7 Superintendenturen mit 57 Parochien, zu Breslau, Liegnitz, Militsch, Thorn, Trieglaff, Wollin und Berlin; in Berlin ist Lasius Superintendent. Von den 17 Mill. Einwohnern Preußens bekennen sich 46,000 zu dieser luth. Kirche (S. Zeit.). Die Entlassung des Prof. Baumgarten in Rostock von seinem Amt wegen „Irrlehren“ hat das ganze protestantische Deutschland entrüstet. Männer nicht blos wie Schenckel, Löwe, Gelzer, von denen es zu „erwarten“ stand, nein, auch die Erlanger Hofmann, Delitzsch, Scheurl, der Leipziger Luthardt, ja auch Guericke und Ströbel u. s. w.

haben jeder in seiner Weise Protest eingelegt, und der Landtag in Meklenburg hat die Sache als einen Rechtseingriff aufgefaßt, abgesehen vom Hamb. Kirchentag. Nur die Kreuzzeitung nennt diese That „einen erfrischenden Athemzug" (Nr. 240, 1858) und kann das mit dem Volksblatt nicht nachdrücklich genug wiederholen. Die „Minorität" wird sich freilich damit trösten, daß sie mit Göthe weiß, wo die Wahrheit ihren Sitz nicht hat. Auch gut. In Kurhessen sind die kirchl. Zustände derartig, daß die eine Seite behauptet, es sei die Landeskirche rechtlich und historisch reformirt, und die andere es in Abrede stellt. Mit solchen Behauptungen kommt man aber in der Gegenwart im Leben nicht durch. Und wenn es sich auch auf Grund alterthümlich-historisch-diplomatischer Forschung ergeben sollte, daß wirklich Anno so und soviel im 16. Jahrhundert ein Kurfürst seinen getreuen Hessen zu declariren beliebte: credo, ergo crede, so fragt es sich, was man heute ohne Heuchelei dazu sagen kann und will. In den ganzen Rheingegenden ist die Bevölkerung, so weit sie dem Evangel. Glauben zugethan ist, wenn auch mit vorherrschend reformirten Anschauungen und Traditionen, die tief in's Gemüthsleben gedrungen sind, im Gegensatz zu dem Trier-Rock und den hierarchischen Glanzstellungen der Prälaten zu Köln, Mainz und Freiburg, fern von einer feindlichen Opposition innerhalb der Evangel. Kirche, der sie freudig angehören. Das neueste, wohlgemeinte und, wie es uns lutherisch-gebildeten Christen erscheint, auch gute Vorschreiten von Oben, der Evangel. Bevölkerung ein verbessertes liturgisches „Kirchenbuch" zu gottesdienstlichen Handlungen zu „geben", scheitert, wie schon warnend vorausgesagt ward, gewiß an dem Widerwillen, sich in Sachen der Darstellung und Bethätigung des Glaubens Ceremo-

nien aufoctroyiren zu lassen. Wo die Steuern „bewilligt" werden, da lassen sich religiöse Dinge nicht anbefehlen. Das hat man in Bayern gesehn, wo das „Kirchenregiment" der Protestanten auch gern durchsetzen wollte, was nun einmal so nicht mehr geht. Harleß ist gewiß ein ausgezeichneter Mann, höchst achtungswerth nach charaktervoller Persönlichkeit und wissenschaftlicher Gediegenheit, über unser Lob erhaben, der auch denen, die seiner Energie confessioneller Gedrungenheit nicht zu folgen vermögen, stets Anerkennung abnöthigt, indem er sich nie zur parteisüchtiger Klopffechterei und ketzerrichterischem Gebahren herabgewürdiget hat, auch er mußte es erfahren, daß man die zur Evangel. Kirche sich Bekennenden in unsern Tagen nur so weit führen kann und darf, als sie selbst wollen. Während die Universität Erlangen in der Frequenz ihrer theol. Vorlesungen sich einer nie dagewesenen Blüthe erfreut, indem sie an Zahl der Theologie Studirenden nur Halle und kaum Berlin nachsteht, hat sich in diesem Wintersemester die Zahl der Theologen in Rostock wirklich um ein volles halbes Dutzend vermehrt und ist von 24 auf ein Paar über 30 gestiegen. Württemberg, das gemüthreiche Schwabenland, mit reformirtem Cultus und lutherischer Predigt, der Sitz eines Pietismus der edelsten Art, ruft allerdings ab und zu immer wieder Erscheinungen hervor, die an die Grenzen schwärmerisch-chiliastischer Ausschreitungen streifen, von denen das Sachsenland und die Thüringer Berge fern sind. Wer es weiß und mit erlebt hat, wie ein Harleß in der Sophien-Kirche zu Dresden (s. seine „Sonntagsweihe") ein Zuströmen derer veranlaßte, die ein lauteres Gotteswort zu hören begierig waren, der kann sich nur freuen, daß Männer, wie Ahlfeld und Brückner in Leipzig, grade um ihres Bekenntnisses willen dort fort-

während Anerkennung finden. Die armen Protestanten in Oesterreich, was soll man von denen sagen? die „Akatholiken A. und H. C.," wie sie genannt werden, haben es schwer. Nur das Neueste. Alle ihre Bemühungen, eine rechtliche Stellung gegenüber dem glücklich errungenen Concordat zu erlangen, sind noch zu keinem Erfolg gekommen. Ihre Bitten, sich dem Gustav-Adolf-Verein, der ihre Gemeinden fortwährend mit Geldunterstützungen zum Bau von Kirchen ꝛc. bedenkt, anschließen zu dürfen, blieben unberücksichtigt, ja einen eigenen Hilfscassenverein für die nothleidenden Evangel. Gemeinden innerhalb der Oesterreichischen Staaten zu gründen, ward rundweg abgeschlagen! Selbst der Augsb. Allgemeinen, die doch sonst alles belobt, was dort und in Neapel geschieht, erscheint das doch etwas zu stark. Der Gustav-Adolf-Verein, jene denkwürdige Stiftung des unvergeßlichen Leipziger Sup. Prof. Großmann, entwickelt fortwährend die gesegnetste Thätigkeit. Wahrhaft erstaunenswürdig sind die Summen, die aus den Hilfsvereinen, die sich in allen Gegenden Deutschlands aufthun, einkommen. Auch er war lange ein Gegenstand der Anfeindung, nicht blos von katholischer Seite, — doch vergessen wir das, und hoffen von der Zukunft das Beste! Uebrigens, was indeß mit jener „Anfeindung" am Wenigsten zu thun hat, alle Ehre dem edeln unsterblichen Schwedenhelden, der das Panier der evangelischen getretenen Kirche hoch hielt, zu einer Zeit, da die Gefahr groß war, aber warum bei einer der friedlichsten Unternehmungen in Sachen des Glaubens Erinnerungen wecken, die an Deutschlands Jammertage erinnern? — Blicken wir auf die Lutherische Kirche Skandinaviens hin, so will es fast bedünken, als müssen die Evangelischen in Schweden und Norwegen, trotz dem, daß anderwärts, wie in den roma-

nischen Ländern, mit geringer Ausnahme, die Reciprocität der Toleranz verweigert wird, es darauf ankommen lassen, vollkommen damit Ernst zu machen, die Kraft des reinen Lichts allein entgegenzuhalten all jenen Umtrieben, die für sich ungehinderten Einzug begehren, während sie selbst auf ihrem Gebiet ihn grundsätzlich nicht gewähren. Es heißt freilich der menschlichen Schwachheit viel zugemuthet, sein Haus zu öffnen, damit nun sofort der Kampf entbrenne, denn „groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist," singt Vater Luther. Aber es ist einmal kein Halt. Die Geschichte Englands und Nordamerikas zeugen davon. Es ist die Aufgabe unsrer nächst nach uns Lebenden, was sich in der Gegenwart bereitet, dieses große und schwere Problem zu lösen. Es kann mit Wehmuth erfüllen, sich sagen zu müssen, daß die Uebergangsperiode keine anmuthige und gemüthliche sein wird, — die „Pfarrer von Grünau" aus Voßens Louise sind schon längst aus der Mode gekommen und die Savonarola und Knox werden nicht fehlen, aber die Räder der Weltgeschichte rollen. Es waltet bei allen solchen kirchlichen Zuständen, wo eine mechanische Aushütung die Localität umschließt, viel Selbsttäuschung ob in der Beurtheilung scheinbarer Zuneigung zu dem, was existirt. Schweden und Norwegen werden noch eine prüfungsvolle Zeit durchzumachen haben. Was zum allendlichen Siege kommt, ist unbezweifelt, nach Matth. 16, 18. Wir gehören nicht zu denen, welche die Aufschließung der Waldenser-Thäler an den Alpenabhängen von Piemont und die Freiheit des Evangel. Cultus in dem Sardinischen Königreich und den Bau neuer Evangel. Kirchen nicht blos in Turin und Genua, sondern bereits auch in andern dortigen Städten, mit einem gewissen Mißtrauen begleiten; wir sind aber zu wenig bekannt mit dem

Volkscharakter der Italiener und ihrer religiösen Entwickelung in der Gegenwart, so wie mit den Zuständen der spanischen Landschaften, wo jedes Barcellona eine Welt für sich ist, nach Art der alten längst verschollenen Reichsverfassung Deutschlands, als daß wir uns auch nur im geringsten ein Prognosticon zu stellen herausnehmen wollten. Was die in London massenhaft gedruckten Bibeln in italienischer und spanischer Sprache wirken, welch einen empfänglichen Boden sie finden: wir lassen es dahingestellt. Aber vor allen Dingen muß der Calabrese erst lesen gelernt haben, um mit dem Buch etwas anfangen zu können, damit die Reformation dort einen andern Ausgang nimmt, als im 16. Jahrh., wo sie bekanntlich auch nur eine Sache der Gebildeten und „Aufgeklärten" blieb.

In Frankreich hat sich neulich eine Stimme erhoben (S. Revue des deux mondes, 15. Septbr. 1858, S. 342 ff.), die die dortige Stellung der Protestanten klar und eindringlich in einem Aufsatz darstellt: de la liberté des Cultes en France. Die Sache steht nämlich kurz so: Art. 5 der Charte sagt, allgemeine Theorie, die wunderschön klingt: „Chacun professe sa religion avec une egale liberté et obtient pour son culte la même protection." Dagegen heißt es, Article 291 du code penal: „tout reunion périodique de plus de vingt personnes soumise à l'autorisation prealable du gouvernement et aux conditions que l'administration jugera à propos de lui imposes." Und Art. 294 verbietet à tout citoyen de souffrir une reunion périodique dans sa demeure sans en avoir prealablement obtenu la permission de l'autorité municipale. Der Maire, der Präfect des Departement, der Minister de l'interieure aber verweigern in allen Fällen den Protestanten die Er-

laubniß, sich zur Erbauung zu versammeln. Die Protestanten sind auf die wenigen Localitäten, die sie für ihre gottesdienstlichen Uebungen besitzen, beschränkt, während en Angleterre, par comparaison, vous jouirez de la liberté illimitée de repandre vos croyances par la presse et par la parole, de discuter publiquement les dogmes établis et d'en proposer d'autres, de parcourir tout le territoire et de tenter ouvertement les populations à quitter leurs pasteurs pour vous croire et pour vous suivre, d'elever en nombre infini, et sans en demander la permission ni en rendre compte à personne, des temples et des écoles, de reunir pour cette oeuvre des auxiliaires et des secours venus de toutes les parties du monde et de les employer à la face du ciel. — Der Verf. fügt hinzu: En Angleterre et aux États-Unis non seulement on souffre l'exercice de la religion catholique à coté de la religion, mais on en permet la propagation, les catholiques assistés de leurs coreligionnaires étrangers, peuvent y fonder des églises, y tenter des conversions, et faire pénétrer leur culte là même où il n'existait pas. Er sagt, die Theorie des 5. Art. sei mit der Praxis Art. 291 u. Art. 294 durchaus nicht zu verbinden: le système de l'autorisation prealable sera conciliable avec la liberté des cultes en France le jour où le maire ne craindra pas de deplaire à son préfet, où le préfet sera enchanté d'être en horreur à son évêque, où le ministre et le gouvernement s'estimeront heureux d'être en mauvais rapports avec la cour de Rome, c'est-à-dire le jour où la nature humaine sera refondue, où les fleures remonteront vers leur source. Er meint: il faut souhaiter entre l'état et les cultes une separation plus

complète. La France ferait une acquisition avantageuse, si elle echangeait sa legislation sur les cultes contre celle des États-Unis, qui a le singulier mérite de ne pas exister, et que nous ferions une importante conquète, si nous pouvions subsistuer à nos nombreuses lois sur cette matière une belle page blanche sur laquelle il fût interdit d'écrire. Endlich zum Schluß heißt es: Quand à ceux qui craignent l'effet désastreux d'une semblable reforme en France, ils ont des argumens si admirables, qu'on est embarrassé pour leur repondre. On declare que la France est menacée de conquète par les agens religieux de l'Angleterre, et que lire la Bible ou la repandre, c'est se denationaliser. Ce sont naturellement les mêmes hommes qui fletrissent la Suède du nom de barbare, parce qu'elle repousse la religion et l'argent de la France. Et que diront-ils du gouvernement anglais, qui, énumérant lui même les trente-cinq religions qui fleurissent librement à l'ombre des lois, dit au parlement dans son rapport officiel: „Nons devons reconnaitre avec un certain degré de satisfaction l'inévitable existence de cette cooperation diverse à l'oeuvre commune de la religion? Nous comprenons, comme l'a dit Milton, que tandis qu'on bâtit le temple du Seigneur, que les uns coupent le marbre, que les autres la façonnent, que d'autres encore fendent les cèdres, il y ait necessairement bien des schismes et bien des divisions avant que la maison du Seigneur soit bâtie.“ Es sei verstattet gewesen, Obiges aus Frankreich mitzutheilen, weil Viele dort diese Ansicht theilen, welche Dupin und der Duc de Broglie „a defendue toute sa vie, que S. Vincent et Vinet ont exposée dans leurs

sages écrits, que M. Jules Delaborde a soutenue dans un grand nombre de plaidoyers aussi remarquables qu'inutiles." —

Doch es muß hiermit vorläufig genug sein. Wir könnten uns noch weiter umsehn auf dem weiten Erdenrund; wir versparen es aber, auf eine gelegene Stunde. Es sei nur bemerkt: welch ein geistiges und kirchlich-religiös reges Leben in Nord-Amerika neben allem praktischen Utilitätsbestreben herrscht, möge aus folgenden Paar Notizen hervorgehn: die Amerikaner, die nicht lässig sind im Bauen und Fundiren von Bibliotheken, Colleges, wissenschaftlichen Instituten, kaufen für enorme Preise Bücher vom alten Continent; so ging des Theologen A. Neander's Bibliothek dahin, so jetzt die des berühmten Berliner Physiologen Johannes Müller; man staunt, wenn man liest, daß Merle d'Aubignés Geschichte der Reformation in England und Nord-Amerika eine solche Aufnahme gefunden hat, daß die englische Uebersetzung in mehr als 200,000 Exemplaren verbreitet worden ist (s. 4. Bd. Runkel, Uebers. d. Gesch. Stuttgart 1850, Vorw.), — wenn die Augsb. Allg. Ztg. aus Hartford, Connecticut, meldet, daß den 21. Novbr. 58 daselbst der Dr. John Comstock, Verf. sehr beliebter naturwissenschaftlicher Lehrbücher in hohem Alter gestorben sei, von dessen „Natural-Philosophy" eine halbe Million Exemplare verkauft werden konnte! Wir erinnern, daß in London im J. 1857 die 8 großen Gesellschaften für christliche Zwecke (Mission, Bibelverbreitung) 681,000 Pfd. St., d. h. über 4 Mill. S.-Rbl. aufbrachten! Wir wissen, daß die mit ungeheuren Opfern erkaufte vorläufige Pacification Indiens nicht ohne Einfluß für die Ausbreitung des Evangeliums sein wird, daß China und Japan ihre Thore allmälig werden öffnen müssen: aber wir begreifen

es vollkommen, und fühlen es mit, wenn ein kleines Tractätchen: „Die gute Hand Gottes in der Mission Basel, 1856" beginnt: „Wir kennen die Gräuel und den Jammer der Heidenwelt noch viel zu wenig." Darum thut allzeit unser gemeinsames Gebet noth, daß das Reich der Verheißung komme und nicht minder unser Wirken und Schaffen, daß wir mitbauen helfen und nicht widerstreben!"

So mögen denn auch diese Blätter an ihrer Stelle der Befestigung der Evangel. Christlichen Wahrheit dienen, und zum Heil der Kirche arbeiten, die auch — die reine Lehre und richtige Erkenntniß als Segnungen des heiligen Geistes achtet, der sich uns kundgibt durch Wort und Sacrament.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Etwas über Mission und Confession.

Ein umgearbeiteter Synodal-Vortrag

von

Mag. theol. H. v. Braunschweig, Pastor Diac. in Wolmar.

Einige Worte über das Missions-Werk sei mir erlaubt zu sprechen. Nicht Alles, was lutherischen Namen trägt, meine ich, darf unsere Theilnahme beanspruchen schon um des lutherischen Namens willen. Wir müssen erst prüfen, ob lutherisch sei, was lutherisch genannt wird, und auch ob Alles sündlos und irrthumlos sei, was nur immer lutherisch ist. Wir müssen daher auch das einer Prüfung unterziehen, was sich lutherische, was sich confessionelle Mission nennt. Wir müssen prüfen wie jedes andere Werk, ehe wir uns daran betheiligen und ferner, so lange als wir uns daran betheiligen.

Wir wollen uns demnach mit Lutherthum, Confession, Kirchenthum beschäftigen. Da scheint es nothwendig zu sein, daß wir uns das Verhältniß, 1) von Christenthum und Kirchenthum, 2) von Christenthum und Lutherthum, 3) von Schrift und Tradition, 4) von Kirche und Confession, 5) von Kirche und Theologie vergegenwärtigen. Es sind dies meiner Ansicht nach die Haupt-Verhältnisse, welche hier hervorgehoben werden müssen.

1.

Was das Verhältniß von Christenthum und Kirchenthum betrifft, so verhalten sich beide so zu einander wie der Herr unser Heiland und seine Gemeinde oder Kirche. Er ist der Herr! Er ist das Licht! Er ist das Leben! Er ist die Wahrheit! Er giebt Alles, was Er hat und die Gemeinde empfängt Alles, was Er giebt. Darum heißt sie nach Ihm die christliche Gemeinde, die christliche Kirche. Nicht nur weil Christus vor 1850 Jahren eine historische Person war und nicht nur aus historischer Pietät und aus Respect vor den Resultaten der Kirchenhistoriker, nennt sich die Kirche die christliche, sondern zunächst nach dem lebenden und wirkenden und gegenwärtigen Christus, dessen Lebens-Geschichte durchaus nicht ausschließlich hinter uns liegt, heißt die Kirche die christliche. Auch deßhalb heißt sie so, weil sie außerdem was sie von Christo empfangen hat, noch Alles empfangen soll, was Christus hat. — Nennen wir nun das, was Christus als sein Eignes hat Joh. 16, 14. christlich, so hat die christliche Kirche Christliches an sich, aber noch nicht Alles Christliche. Sie hat nach Paulus den *ἀρραβον*, die *ἀρχη*, aber noch nicht das Ganze, noch nicht das Ende, noch nicht Alles in Allem. — Andererseits hat die Kirche an sich Sünde, Irrthum, Schwachheit, was Alles sie von Christo nicht hat, wogegen vielmehr Christus in ihr streitet. Darum ist sie noch nicht *ἀσπιλος* und *ἀμωμος*, was Christus wol ist, 1. Petr. 1, 19. Die christliche Kirche hat also Christliches sowol, als auch Unchristliches an sich. Darum ist das Kirchliche christlich, aber auch noch unchristlich, noch nicht Christo gleich und seinem Mannesalter. Christenthum und Kirchenthum verhalten sich daher zu einander, wie Vollkommenheit zur Unvollkommenheit, Gesundheit zur Krankheit, Herrlich-

keit zur Niedrigkeit, Heiligkeit zur Unheiligkeit. Phil. 3, 12–15.

2.

Vom Christenthum und Lutherthum ist klar, daß sie sich zu einander verhalten wie Christus und Luther. So einfach dieser Satz klingt, so wird er doch nicht immer nach allen Seiten hin in ganzer Strenge durchgeführt. Vor Allem muß die Consequenz festgehalten werden, daß das Lutherthum keine Perfection des Christenthums sei, wie der weiland Rationalismus von sich behauptete, es zu sein, sondern daß das Lutherthum noch imperfectes Christenthum sei. Das Lutherthum hat die Fülle des Christenthums noch nicht in sich. Will das Lutherthum mit dem Christenthum identisch werden, so muß es sich vollkommen christianisiren lassen, aber nicht beanspruchen, daß das Christenthum lutheranisirt werde. Daher denn auch der Satz, daß das Lutherthum die reinste Lehre, das reinste Bekenntniß sei, ungenau ist. Es liegt in ihm streng genommen eine Identification des Christenthums mit dem derzeitigen Lutherthum. Nur vom Christenthum darf man sagen, daß es die reinste Lehre, das reinste Bekenntniß sei. Denn es ist die Lehre, das Zeugniß, das Bekenntniß unsers Herren selbst. 1. Tim. 6, 13. Joh. 8, 14–18. 18, 37. 13, 13. 14. — Soll aber mit dem Superlativ „reinst" der Gegensatz gegen die andern Bekenntnisse ausgedrückt werden, so ist die Formel gleichfalls unglücklich gewählt, denn dann enthielte er auch die Ueberordnung des Lutherthums über das Christenthum, Luthers über Christum. — Gesteht man aber, daß eigentlich dies gemeint sei, daß das Lutherthum die reinste Lehre, das reinste Bekenntniß habe, so muß das auch andern evangelischen Confessionen zugestanden werden, welche auch die reinste Lehre, das

reinste Bekenntniß, d. h. Christi selbst haben. — Was das gegenseitige Verhältniß aber der Confessionen zu einander betrifft, so ist hier nicht der Ort es genauer zu erörtern, davon später.

3

Das Verhältniß von Schrift und Tradition ergiebt sich aus der Inspiration der Schrift. So sehr man auch hie und da an diesem alten Satz von der Inspiration der Schrift gerüttelt hat und rüttelt, so sehr man dabei den irrigen Anhängseln gegenüber im Rechte geblieben ist, so ist der Satz von der Inspiration der Schrift zu sehr beglaubigt durch die tägliche Erfahrung jedes Christenmenschen, als daß es je irgend welcher Wissenschaft gelingen wird, diesen Satz aus dem Bewußtsein der christlichen Gemeinde herauszubringen. — Aus der Inspiration der Schrift folgt, daß die Schrift nicht die unentwickeltere Stufe des Christenthums (etwa Biblicismus), die Tradition hingegen die entwickeltere Stufe des Christenthums sei. Wo der Satz gilt, daß nur der Schrift Inspiration, Auctorität, Perspicuität, Sufficienz vindicirt werden dürfe, und nicht der Tradition, da muß auch der Satz gelten, daß die Tradition noch unvollkommen, unklar, unrein sei. Darum meine ich, daß die traditionellen Satzungen über Theologie, Christologie, Anthropologie, Ecclesiologie und Eschatologie erst dann wahr und klar und rein sein werden, wenn sie mit der Fülle der Schrift identisch sein werden. Sie enthalten im Verhältniß zur Schrift keinen positiven Fortschritt, keine präcisere Stufe. Unter einander mögen sie in einem graduirten Verhältnisse stehen, — die einzelnen Geschlechter und Jahrhunderte der Kirche mögen einander bald übertreffen, bald vor einander zurückstehen in Erkenntniß und Sitte. Aber dies Verhältniß der Ge-

meinden und ihrer Lehre lassen wir jetzt bei Seite. Wir wollen jetzt nur den Gedanken festhalten, daß die gesammte Tradition, sowohl Ceremonial- als auch Lehr-Tradition in den Staub gebeugt werden solle vor der Autorität und Normativität der Schrift. Oder sollen wir uns ähnlich verirren wie Jener, welcher sagte: o felix culpa, quae talem meruit redemptorem? Aehnlich ist's ja, wenn man in den theologischen, christologischen u. s. w. Formeln eine tiefere positivere Erkenntniß findet, als in der Schriftlehre; wenn man die Sätze der Trinunitäts-Personen, der Homoousie, der Perichorese, der Vicarsatisfaction, der Idiomen-Communication, der manducatio oralis und infidelium des Leibes Christi u. s. w. nicht nur als Wissens-Artikel, sondern auch als Glaubens-Artikel ansieht. Theoreme, welche in der Reibung mit zufälligen historischen Erscheinungen ihre Entstehung gewonnen haben, nur die Abwehr zufälliger Irrthümer und Willkührlichkeiten enthalten, dürfen nicht als Bestandtheile des christlichen Glaubens bezeichnet werden. Denn was hat jene Satzungen der Väter und Aeltesten hervorgetrieben? Etwa der immanente Trieb eines logischen Processes? Der Trieb inneren Fortschritts? Sind nicht vielmehr alle jene kirchlichen Dogmen-Entwickelungen den auftretenden Ketzereien gegenüber gestellt, dem Arianism, dem Monarchianism, dem Sabellianism, dem Monophysitism u. s. f.? Wäre das ein Fortschritt, eine größere Erleuchtung, eine tiefere Glaubenserkenntniß, wenn jene Ketzereien verworfen wurden, so käme doch wahrlich das Licht durch die Finsterniß und wir müßten wünschen, daß recht oft eine felix culpa käme, daß viele viele Ketzereien erschienen, damit uns Gottes Wort immer deutlicher, reiner und entwickelter werde. — Auch ist nicht einzusehen, warum die absolute Lehrentwicke-

lung und die Kirche jedes Mal warten müssen, bis eine Anzahl Hirten und Lehrer Zeit, Ort und Art eines Conciliums vereinbaren, die absolute Formel construiren und diese endlich als kirchliches Actum hinstellen wollen.

Immerhin ist bald weniger bald mehr Gewinn entstanden, wenn von einflußreichen Gemeindegliedern der Arianism, Sabellianism, Nestorianism u. s. w. vereint, ein Bekenntniß oder Zeugniß gegen sie abgelegt worden ist. Der Gewinn ist oft genug von der Zeit auf die Folgezeit übergegangen. Die ehrwürdigen Zeugnisse der Väter werden auch der Nachwelt noch lehrreiche Traditionen enthalten. Aber mehr mögen sie weder uns noch der Nachwelt gelten! Für solche bekennende Stimmen nur und nicht etwa für Lehr-Norm wollen von rechtem Glauben aus auch unsere lutherische Symbole, namentlich selbst die Concordienformel nach eigner Aussage gehalten sein. Mehr oder weniger Zustimmung von Seiten der Geistlichen, der Facultäten, der Consistorien und Ober-Consistorien, kann ja auch unmöglich größere Autorität und Normativität für den Glauben begründen. Die Concordienformel sagt, daß sie nicht Norm sein wolle, und damit hat sie doch jede Art von Norm negirt, so auch norma normata, wenn diese überhaupt eine besondere Art bezeichnen würde und nicht vielmehr einen innern Widerspruch enthielte. Sie sagt, daß die heil. Schrift die einzige Norm sei. Sie sagt von sich selbst, daß sie nicht auctoritas judicis habe, sondern nur testimonium, testis veritatis sei. Sie hat Recht. Das formulirte und fixirte Bekenntniß wird mit seinen Thesen und Antithesen trotz aller Verneinung von Ketzereien, Sünde und Irrthum, trübe und unreine Lehren enthalten, so lange die Kirche ecclesia militans und noch nicht vollkommen triumphans ist.

Ich will einige Belege anführen. Ich erinnere zuerst an die christologischen Bestimmungen, weil die Mängel in denselben nicht wenig dazu beigetragen haben, daß der Traditionalism innerhalb der Kirche und Theologie, auch der evangelischen, unter gegebenen geschichtlichen Veranlassungen sein Haupt so hoch erheben konnte. Es ist nämlich jedenfalls ein Grundzug in dem Traditionalism, den Blick mit einseitiger Vorliebe auf die Vergangenheit zu richten und daselbst verweilen zu lassen. Solcher Hang entsteht leicht an der überkommenen Anschauung von dem Werke Christi. Der Schwerpunkt der christologischen Satzungen liegt darin, daß das, was Christus gethan hat, mehr beachtet wird, als das, was Er thut. Und selbst bei der Erklärung dessen, was Christus thut, wird mehr gelehrt, was Er thut, um das Gethane mitzutheilen, gleichsam Seine Vergangenheit auszubeuten, — als das, was er thut, um seine Gegenwart in uns hineinzubilden. Daher wird denn auch die Rechtfertigung oder Sündenvergebung und wird ferner der Glaube mehr basirt auf das geschehene als auf das geschehende Werk Christi, wohin die Schrift, z. B. Einwohnung Joh. 14, Geistessendung Joh. 15 und 16., Gal. 3, 5., Verklärung Joh. 16 zählt. Das Wort: es ist vollbracht, ist ja nicht so zu verstehen, als ob Christus überhaupt nichts mehr zu vollbringen hätte. Vielmehr lehrt Paulus, daß wenn es so wäre, unser Glaube eitel wäre und wir noch in unsern Sünden, ja die Elendsten unter allen Menschen wären; daß das letzte: es ist vollbracht, erst erschallen werde, wenn der letzte Feind, der Tod abgethan sein würde 1. Cor. 15. Es ist eine Folge der einseitigen Anschauung, daß die geschehene Wiedergeburt und Erneuerung und Rechtfertigung des eignen Lebens durch Christum mehr betont wird,

als die geschehende. — Der Hang zur Vergangenheit entzieht nun aber den Blick nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft. Daher die mangelhafte Eschatologie! Je mehr ich dabei verweile, was Christus gethan hat, desto weniger verweile ich dabei, was Er thut und auch dabei, was Er thun wird. Je mehr Christi vergangenes Werk beschaut wird, desto weniger wird sein gegenwärtiges und sein zukünftiges brachtet. Schon im Apostolicum begegnen wir einigen christologischen Mangelhaftigkeiten. Ich erwähne, den Ausdruck: empfangen vom heiligen Geist. Mit dem „Empfangen von" wird zusehr menschliche Vaterschaft bezeichnet, als daß er hier passend erscheint. Auch die Stellung der Höllenfahrt ist nicht die richtige. Der 1. Petr. Brief lehrt deutlich, daß die Höllenfahrt der Wiederbelebung gefolgt sei. Wollten wir sagen, daß die Wiederbelebung und Auferstehung zeitlich aus einander gefallen seien, so befänden wir uns nicht mehr auf dem Boden biblischer Lehre und Terminologie.

Gehen wir an die Theologie! Höchst auffallend ist im Apostolicum, daß der Vater ausschließlich als Weltschöpfer bezeichnet wird, während die Schrift eine so exclusive Schöpferschaft des Vaters nicht kennt, daß eine Ausschließung des Sohnes und Geistes berechtigt erschiene. In Bezug auf die Trinunität muß die Gegenüberstellung von Wesen, Substanz, Essenz, Ousia einerseits, und Person, Hypostase andrerseits unzureichend genannt werden. Denn auch das göttliche Wesen wird ja nicht als unpersönlich, sondern als persönlich und werden nicht allein die Personen als persönlich vorgestellt. Es wird also ebensosehr die Eine göttliche Person gelehrt, als die drei göttlichen Personen gelehrt werden. Und das Athanasianum *spricht nicht* nur von einer Substanz Gottes, sondern

auch von einer Substanz des Vaters, aus welcher der Sohn in Ewigkeit geboren sei. Wir hätten demnach nicht nur Eine göttliche Substanz, Ein göttliches Wesen, sondern auch Drei göttliche Substanzen, Wesen. Wenn nun Gerhard sagt, daß das göttliche Wesen der Zahl nach Einheit habe, Gott numerisch Einer sei, — und Quenstedt, daß die Dreiheit der göttlichen Personen eine numerische sei, — so wäre demnach die numerische Beziehung ebenso bei dem Wesen wie bei den Personen, und ein innerer Widerspruch unvermeidlich. Quenstedt sagt freilich, ein Widerspruch sei da nicht, wo eine verschiedene Beziehung, nämlich 1) auf das Wesen und 2) auf die Personen stattfinde, aber er übersieht, daß die numerische Beziehung eine und dieselbe ist, d. h. sowohl bei der Einen Person als bei den Drei Personen festgehalten wird. Wir werden so zu dem Satze hingedrängt, daß Gott Eine Person und auch Drei Personen sei. — Man hilft sich freilich damit, den Begriff der Persönlichkeit herabzudrücken und zu sagen: Person sei, was für sich selbst besteht. Aber damit ist der Begriff der Persönlichkeit nicht erschöpft. — Was nun die Homoousie und Consubstanzialität der drei Personen betrifft, so soll sie vor Subordinatianism bewahren, aber sie bewahrt nicht vor Coordination, sondern setzt sie gerade. Wenn aber jeder Person Substanz vindicirt wird, so werden nicht nur drei Personen, sondern auch drei Substanzen coordinirt. Die sog. Perichorese stellt die Homoousie nicht sicher. Denn sie wird auch von den beiden Naturen in Christo ausgesagt. Da ist aber von zwei Personen nicht die Rede. Wie nun die Perichorese dem Menschlichen in Christo eine Homoousie mit dem Göttlichen in Ihm nicht feststellt, ebensowenig dem Logischen in Gott mit dem Pneumatischen

u. s. f. Als besonders auffallender Mangel erscheint es, daß dem Geiste keine innergöttlichen Acte auf Vater und Sohn beigelegt werden, während solche dem Vater und Sohne auf den Geist wohl beigelegt werden. So lange das nicht geschehen, kann von Einheit und Gemeinschaft innerhalb der drei Person-Genannten kaum eine Vorstellung entstehen.

Wir gedenken auch der Lehre von den Gnadenmitteln. Bei dieser Lehre begegnen wir in unsern Symbolen dem Satze, daß es drei Sacramente gebe, indem die Absolution Sacrament genannt wird. Andrerseits begegnen wir dem Satze, daß das Wort das Höchste, Größte und Nöthigste sei, so daß die Homoousie der Sacramente verletzt, dem Wort subordinirt erscheint. Dort eine unrichtige Coordination, hier eine unrichtige Gradation! — Ferner muß beklagt werden, daß man dabei stehen blieb, im Abendmahl die leibliche Gemeinschaft mit Christo zu betonen und von ihr aus eine manducatio oralis und und manducatio infidelium zu setzen. Christi Leib und Blut ist ja nicht allein schon und für sich thätig, uns zu erlösen, zu rechtfertigen, Sünde zu lösen und zu binden. Eine manducatio oralis allein nur des Leibes und Blutes, eine manducatio infidelium nnr allein des Leibes und Blutes Christi, ist eine todte Consequenz. Ja es erhält die Lehre von der Leibesgemeinschaft Christi mit uns Leben und Bedeutung erst dann, wenn die Geistesgemeinschaft Christi mit uns nicht nur auch und nebenbei gelehrt wird, sondern wenn sie als die höhere und größere gelehrt und erkannt wird. Fleisch und Blut sind nichts nütze ohne das Leben, ohne den Lebendigen; darum: wer mich (Geist, Leib) isset, der wird leben um meinetwillen, spricht Christus. Joh. 6, 57.

Zuletzt noch Etwas über die Ecclesiologie! Fragen wir unsere Symbole nach dem Verhältniß vom Gemeinde-Amte zu den Gnaden-Mitteln und von der Schlüsselgewalt zu den Gnaden-Mitteln, so stellen sie die Schlüsselgewalt als ein Besonderes hin, das nicht in den Gnaden-Mitteln enthalten sei. Nicht Wort und Sacrament treten deutlich als lösend und bindend heraus, sondern die Schlüsselgewalt. Wie verträgt sich das mit dem allgemeinen Priesterthume? Sollte der Geistliche im Besitze einer Gewalt sein, welche die Gemeinde nicht hat? Unsere Symbole antworten: die Gewalt ist auch in der Gemeinde. Daher wird consequent z. B. Nothtaufe statuirt, wobei doch offenbar der Taufende durch die Taufe Schlüsselgewalt ausübt. — Durch jene Antwort ist allerdings der Weg zur Auflösung des Widerspruchs offen gelassen, ganz gehoben aber ist dieser noch nicht. Denn was wird z. B. geschehen, wenn Geistlicher und Gemeinde verschiedener Ansicht darüber sind, ob die neben den Gnadenmitteln angeblich bestehende Schlüsselgewalt an einem bestimmten Gemeindegliede ausgeübt werden möge oder nicht? Es wird an das Consistorium, Ober-Consistorium oder noch höhere Instanz, wo möglich, appellirt werden müssen und es entsteht eine geistliche Bureaukratie. Oder es entscheidet das momentane locale Uebergewicht des Pastors über die Gemeinde oder der Gemeinde über den Pastor. Immer aber wird doch an Stelle des noch nicht entscheidenden Richters, d. h. des Herrn und Heilandes selbst ein stellvertretender Richter gesetzt, der nach seinem subjectivistischen Ermessen den sogenannten kleinen Bann auszuüben berechtigt sein soll, welcher immer noch groß genug ist, um ein Menschenkind ins Verderben der Seele zu stürzen. Das ist keine Gewalt zu bessern, welche Paulus

hat, welcher dem Teufel übergiebt zum Verderben des Fleisches, sondern eine Gewalt, die Seele zu verderben. Denn wem die Gnadenmittel entzogen werden, sei es Wort und Sacrament oder sei es auch nur Sacrament — dem werden die Mittel zur Gnade, zur Bekehrung, zur Besserung, entzogen. — Es existirt keine neutestamentliche Stelle, welche für den Ausschluß vom Abendmahl spräche. Ein Aufheben der persönlichen Gemeinschaft im Umgangsleben wird uns in gewissen Fällen geboten, nirgends aber ein Ausstoßen aus der Gemeinschaft der Gnadenmittel. Im 1. Cor. 5. verlangt Paulus das Aufheben einer Gemeinschaft, aber welcher Gemeinschaft? Hätte er an die in den Gnadenmitteln gedacht, so hätte er nicht sagen können: ich meine nicht, daß ihr mit den Dieben &c. aus dieser Welt d. h. aus den Heiden, Ungläubigen, — die Gemeinschaft brechen, und sie aus der Bruderschaft ausschließen sollt. Denn bei Heiden kann selbstverständlich von einem Ausstoßen aus der christlichen Gemeinschaft in den Gnadenmitteln nicht die Rede sein. Bei ihnen kann nur an ein Aufheben des Umgangs gedacht werden. Paulus redet nun grade aber von Etwas, welches sowol bei Christen als auch bei Heiden stattfinden könnte, negirt aber nur jede Anwendung seines Ausspruchs auf die Heiden, da wir sonst die Welt räumen müßten. Ohne in einen inneren Widerspruch zu gerathen, kann er daher schreiben: ermahnet ihn als einen Bruder, denn die Bruderschaft ist nicht aufzugeben, nur vertrautere Formen der individuellen Gemeinschaft. — Was die Stelle Matth. 18, 17. betrifft, so spricht sie wol von der Gemeinde, nicht aber, daß die Gemeinde dem Ungehorsamen die Gnadenmittel entziehen soll. Sollte in dem Ausspruche liegen, daß der Ungehorsame in jeder Beziehung thatsächlich dem Heiden und

Zöllner gleichgestellt werden soll, so müßte er auch im Falle der Bekehrung zum zweiten Mal getauft werden. Es ist nur gesagt, daß der Bruder mir dann als einer sein soll, welcher wie ein Heide und ein Zöllner ist. Es ist nicht ein Mal gesagt, daß er's auch der Gemeinde sein soll, — ἔστω σοι. — Als Heide und Zöllner betrachten, heißt nicht Wort und Sacrament vorenthalten. Grade gehört ihnen das Wort. Wem aber das Wort nicht vorenthalten wird, also Ein Gnadenmittel, — mit welchem Rechte darf ihm das Andere vorenthalten werden? —

Den angestellten Betrachtungen gegenüber kann die Behauptung nicht bestehen: man müsse unterscheiden zwischen Thesen und Argumenten, zwischen Substanziellem und Accidentiellem in den Symbolen; sich nicht für gebunden achten an die Beweise, sondern nur an das Bewiesene. Denn wo ist der Maaßstab, mit welchem man Substanzielles und Accidentielles in den Symbolen mit absoluter Gewißheit abmessen kann? Wie soll's logisch möglich sein, daß Resultate und Consequenzen vollkommen und rein bleiben, wenn die Vordersätze, die beweisenden Sätze falsch oder unklar sind? Wer nicht an die Beweise bindet, darf auch nicht an das Bewiesene binden. — Und das sollen wir nicht thun! Wir sollen nicht an einer norma normata, von welcher weder unsere Symbole noch Kirchen-Ordnung noch Agende etwas wissen, festhaltend, indifferent sein gegen die volle und reine Lehre der h. S., lau sein in der Heiligung des erkennenden Lebens; nicht wähnen, Abweichung von den Traditionen der Väter sei Ketzerei und Unreinigkeit der Lehre, während dieser Name doch nur die Abweichung vom Gotteswort der h. S. trifft, sondern wir sollen ernst und entschieden und gehorsam von der fallibeln und falschen Tradition zu der infallibeln Schrift voll

göttlicher Autorität, Perspicuität und Sufficienz uns wenden, damit wir nicht am Tage des Gerichts als ungetreue, das Pfund im Schweißtuche bergende Knechte erfunden werden. —

4.

Ueber das Verhältniß von Kirche und Confession muß zugestanden werden, daß sich alle Confessionen innerhalb der Kirche befinden und was außerhalb der Kirche liegt, nicht mehr Confession genannt werden dürfe. Die Glieder der Kirche aber sind alle nach Eph. 4, 5. durch den Einen Glauben verbunden mit dem Einen Herrn, obgleich nach Röm. 12, 3. das gottgegebene Maaß des Glaubens ein unterschiedliches ist. Was nur immer ein Maaß des Glaubens hat, gehört also der Glaubensgenossenschaft Gal. 6, 10., der Bruderschaft 1. Petr. 5, 9. an. Mit Unrecht und der biblischen Terminologie zuwider würden sich daher Confessions-Genossen als exclusive Glaubens-Genossen betrachten. Freilich finden Unterschiede und sogar Gradunterschiede innerhalb der Kirche statt. Der Herr lehrt von 30-, 60-, 100-fältigen Fruchtträgern. Aber diese Unterschiede dürfen nicht exclusiv auf je eine Confession angewandt werden, so daß die eine Confession überall und allezeit hundertfältige, die andere überall und immer sechzigfältige, die dritte überall und immer dreißigfältige Fruchtträgerin wäre. Vielmehr sind hundert, sechzig, dreißigfältige Fruchtträger zu verschiedener Zeit und an verschiedenem Ort einzelne Confessionen, Gemeinden, Individuen. — Die lutherische Confession ist daher nicht an sich die reinste, wahrste, beste Confessions-Gemeinde um ihres guten Namens willen. Wollten wir's behaupten, so müßten wir die Unterscheidung einer empirischen, wirklichen und einer idealen, d. h. nicht wirklichen lutherischen Ge-

meinde machen. Da befänden wir uns aber nicht mehr auf dem Boden der Wirklichkeit, mit welchem wir's allein hier zu thun haben sollten. — Vielmehr ist die Eine heilige christliche Kirche oder Gemeinde die wahre, nicht eine Einzel-Gemeinde oder Confession ist die wahre Kirche. Denn damit sind alle andere Confessionen von der Kirche ausgeschlossen. Was aber den superlativen Ausdruck wahrste, reinste, beste Kirche oder Gemeinde betrifft, so ist er anwendbar zeitlich und örtlich bald hier bald da, bald bei irgend einer reformirten, bald bei irgend einer herrnhutischen, bald bei irgend einer römischen oder griechischen Gemeinde.

Halten wir nun so die Einheit der Kirche oder der Confessions-Gemeinde fest, so werden wir nicht sagen dürfen, die Einheit gehe hier bis zur Taufe und dort bis zum formalen Prinzip des Protestantism und wieder dort bis zum materialen Prinzip desselben, hier bis zur Confirmation und hier bis zum Abendmahl, bis zur Trauung oder Ordination oder Beerdigung. Oder sollten wir z. B. einen Geistlichen aus der anglicanischen, römischen, herrnhutischen Confession wieder ordiniren, wiedertrauen, wiedercommuniciren, wiederconfirmiren, wenn er in unsere Confession überginge? Wir werden doch wahrlich nicht bald vom lutherischen, bald vom reformirten, bald vom griechischen oder römischen Christus gesegnet, sondern überhaupt nur von dem Einen Christus in Seiner Gemeinde, sei es mit lutherischer oder reformirter oder nicht-reformirter Taufe, Confirmation, Communion u. s. w.

Darum erscheinen die unter dem Namen der Union im Anfange dieses Jahrhunderts unternommenen Aufhebungen des confessionellen Parochial-Verbandes als völlig überflüssig, wenn sie die angeblich gehinderte Einheit der

Kirche zu beseitigen beabsichtigten. Denn die Einheit ist da durch den daseienden Einen Herrn, und den daseienden Einen Glauben. Es erscheinen daher jene Unternehmungen als Verläugnungen dieser Einheit, trotzdem, daß so sehr der consensus betont wurde. — Damit die Einheit zu größerer Darstellung komme, bedarf's nicht einer Aufhebung des confessionellen Parochial-Verbandes. Denn die Darstellung der Einheit liegt nicht in der Aufhebung aller confessionellen Unterschiede. Mögen die Unterschiede nur wie zwischen 100 und 60 oder sogar wie zwischen 100 und 30 sein — die Einheit ist da und offenbar. Außerdem giebt es confessionelle Unterschiede, welche ganz außerhalb des Bereichs eines dissensus liegen und deren Abschaffung durch Sprengung des Parochialverbandes grade bedauerlich ist. Ich meine die mancherlei liturgischen, disciplinarischen rc. Unterschiede, in welchen sich die mannigfaltige Weisheit des göttlichen Geistes offenbart. Wie öde und leer ist dem gegenüber die Uniformirung und Centralisation auf diesem heiligen Gebiete! — Trotzdem ist nicht zu läugnen, daß jene Union genannter Unternehmungen das Verdienst haben, auf die Pflicht aufmerksam gemacht zu haben, daß die Confessionen neben den gesonderten Werken auch gemeinsame Werke thun sollen, damit über dem dissensus der consensus nicht vergessen werde. Es giebt der gemeinsamen Werke genug, welche ohne Verletzung des confessionellen Gemeindeverbandes geschehen können. Gedenken wir nur z. B. der gemeinsamen Berathungen auf Kirchentagen, Alliance-Tagen u. s. w. Es mögen diese Tagungen noch Manches an sich zu wünschen übrig lassen. Sie haben Segen und mit des Herrn Hilfe werden sie noch größeren Segen haben.

Wann und wie eine gemeinsame Thätigkeit mit den

nicht-evangelischen Confessionen möglich wäre, wird die Zeit lehren. Erst müssen wir evangelische Confessionen consensus erkannt und gemeinsame Werke zu thun gelernt haben. Sonst werden wir Lutheraner, namentlich wenn wir eine principielle Differenz sogar im sogenannten formalen Princip von den Reformirten festhalten wollten, uns vergeblich bemühen.

5.

Fünftens einige Worte über das Verhältniß von Kirche und Theologie! Bei der Verhältniß-Bestimmung müssen wir von der Thatsache ausgehen, daß die biblischen Lehrsätze und die biblische Terminologie nicht ganz identisch sind mit dem, was man Kirchenlehre genannt hat. Die Kirchenlehre ist in Sätzen und Formeln vielfach anders gestaltet und gebildet. Dabei ist es von Bedeutung zu beachten und nicht aus dem Auge zu verlieren, wer die Bildner waren. In dem Ausdruck Kirchenlehre erscheint die Kirche als solche Bildnerin. Darum ist der Ausdruck Kirchenlehre ungenau. Die Kirche ist nicht die Bildnerin gewesen, sondern nur wenige Gemeinde-Glieder, zumeist freilich Geistliche, Theologen. Soll aber auch nur das mit dem Ausdruck Kirchenlehre gesagt werden, daß die Kirche die Lehrbildungen der Lehrbildner als ihr Eigenthum angenommen habe, so ist dennoch der Ausdruck ungenau. Die Lehrbestimmungen über Theologie, Christologie u. s. w., welche die biblischen Lehrbestimmungen überschritten, sind thatsächlich nur ausnahmsweise Eigenthum der Gemeinden geworden. Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur in der Gegenwart uns umzuschauen. Wollten wir die Gemeinden über Theologie, Christologie u. s. w examiniren, was für erhebliche sogenannte Ketzereien würden wir zu hören bekommen?

Dem deutschen Volke wird die Dreieinigkeit durch die Ausdrücke Person und Wesen nimmermehr nahe gebracht werden. Dem Gedächtniß lassen sich ja wohl freilich jene Wörter einprägen, das Verständniß wird nicht eintreten. Sagt man: daran wäre das Mysterium selbst schuld, so vergißt man, daß Gott das Mysterium nicht in solcher Form geoffenbaret hat. Oder gedenken wir des lettischen Volkes! Man gebraucht die Ausdrücke trihs ihpaschibas un weena buhschana, d. h. drei Eigenheiten und Ein Sein. Darunter kann aber vom Letten nie das verstanden werden, was man von ihm verlangt, daß er verstehe. — Erwägt man solche Unterschiede der Sprachen in Europa, Asien u. s. w., so klingt's gar überschwänglich, wenn das Athanasianum von sich sagt, daß, wer die formulirte haec fides catholica nicht habe, nicht selig werden könne. Hätte es im Prinzipe Recht, wie schlimm stände es dann mit den vor dem Nicänum, — vor der Concordienformel verstorbenen Gläubigen!

In dem Gesagten liegt nicht Indifferenz in der Lehre, sondern gerade das Gegentheil, die allerstrengste Strenge in reiner Lehre, eine strenge Wahrhaftigkeit. Der Wahrhaftigkeit ist es unmöglich, Mängel, sey es des Lebens, sey es der Lehre nicht zu bekennen, wenn auch an der eignen lutherischen Confession. Darum ist ihr gleichfalls die Behauptung unmöglich, daß wir Lutheraner in Hauptsachen, in Haupt- und Fundamental-Artikeln nichts mehr zu bessern und zu lernen haben, namentlich von andern Confessionen, höchstens in Kleinigkeiten, in Nebensachen noch Etwas.

Es lassen sich Beispiele dafür anführen, daß dem nicht so sei. Obgleich der confessionelle Gegensatz zwischen der lutherischen und reformirten Theologie größer ist, als

der zwischen den lutherischen und reformirten Gemeinden, so ist selbst die Kluft zwischen den respectiven Theologieen ausfüllbar, wenn auch nicht plötzlich, so doch allmählich. Denken wir nur an den Gegensatz in der Lehre von der Gnade und den Gnaden-Mitteln. Wir müssen an den Reformirten rühmen, daß sie weniger dahinneigen, den Herrn und seine Gnade durch die Gnaden-Mittel zu zerstückeln als wir, die wir oft dem Wort dieses Stück des Herrn und seiner Gnade, der Taufe jenes, dem Abendmahl ein anderes zuweisen. Freilich vermissen wir bei den Reformirten, daß ihnen überhaupt gewisse Momente der Gnade in den Hintergrund treten, ja oft auch verschwinden, während wir sie im Allgemeinen mehr im Bewußtsein haben. — Was die Art und Weise der Gnadenwirksamkeit betrifft, so müssen wir an den Reformirten rühmen, daß sie die Initiative der Gnade betonen, während wir nach Anknüpfungspunkten für dieselbe oft ängstlich suchen. Freilich ist daher bei ihnen Prädestinatianism haltbar, was bei uns kaum möglich wäre. — In Bezug auf die Gnaden-Mittel müssen wir an den Reformirten rühmen, daß sie die Geistesgemeinschaft mit Christo betonen. Dagegen ist an ihnen zu rügen, daß sie die Leibesgemeinschaft mit Christo nicht festhalten, was wir thun rein aus Gehorsam gegen das Wort der heil. Schrift. Es ist aber erklärlich, daß sie die manducatio oralis und infidelium allein nur des Leibes Christi nicht acceptirt haben, weil wir uns nicht bemüht haben, zu zeigen, wie ja selbst die Reformirten eine manducatio oralis und infidelium beim Verkündigen des Wortes unter den Heiden und Ungläubigen sehr wohl statuiren werden.

Versuche dieser Art zu gegenseitiger Belehrung werden

nicht für alle Zeit erfolglos bleiben, sondern wirken und erwirken mehr — als „Union."

Was ergiebt sich aus dem Gesagten als lutherische Pflicht, namentlich in dem Missions-Werke? —

Eine Betheiligung an jeder Missions-Gesellschaft, welche sich lutherisch nennt, kann nach dem Gesagten durchaus nicht als lutherische Pflicht und Schuldigkeit betrachtet werden. Die Kirche, jede einzelne Confession ist noch nicht im Stande der Vollendung. Die menschliche Nennung giebt daher noch keine Bürgschaft. Erst nachdem wir das, was sich lutherisch nennt, einer Prüfung unterworfen haben, können wir Vertrauen fassen. So lange nun die Mission noch Sache der Gesellschaften ist, kann natürlich die Prüfung nicht eben leicht vor sich gehen. Es thut daher Noth, daß diesem Uebelstande des Missions-Werkes abgeholfen werde, damit größere Bürgschaft und größeres Vertrauen zur Sache sich einfinde. Ist dies geschehen, dann erst kann von dem Missions-Werke als einem Confessions-Werke eigentlich die Rede sein. Da nun andrerseits Thatsache ist, daß die Confessionen, namentlich auch die evangelischen, noch nicht allen Fleiß daran gewandt haben, ihren Dissensus zu überwinden, so wird's vielleicht lange noch als ein schmerzlicher Uebelstand bestehen, daß das Missions-Werk zu den Sonder-Thätigkeiten jeder Confession gehören wird. Es liegt daher eine große Schuld auf der Kirche, — die nämlich, daß das Missions-Werk nach 1800jähriger Wirksamkeit kaum ein Drittel der Menschheit dem Heilande gewonnen hat. — Wenn nun bei Betreibung aller Confessions-Werke weder die bestehende Entfremdung unter den Confessionen, noch die zu wünschende Aufhebung derselben außer Acht gelassen

werden darf, so muß auch das Missions-Werk in einer Weise betrieben werden, daß die Entfremdung der Confessionen von einander nicht verewigt werde. Wird daher auch das gesonderte Betreiben des Missions-Werkes als ein schmerzlicher Nothstand bestehen müssen, so muß doch auch soviel als möglich ein gemeinsames Betreiben angebahnt werden.

Was zunächst ein theilweises gemeinsames Betreiben des Missions-Werkes mit den evangelischen Schwestergemeinden betrifft, so möchte hier erstlich dies zu nennen sein, — das Niedrigste —, gegenseitige Unterstützung mit den materiellen Hilfsmitteln. So leicht diese Folgerung aus dem Bewußtsein des Einen Glaubens an den Einen Herrn zu ziehen ist, müssen wir doch mit Schmerz fanatische Oppositionsphrasen als specifisch-lutherische Zeugnisse anpreisen hören: z. B. „Ich gebe ja einem Bettler einen Groschen, damit er sich einen Kringel kaufe; in diesem Sinne freilich kann ich ja auch dem N. N., wenn er auch zufällig reformirt oder unirt ist und Mission treibt, einen Groschen zukommen lassen; aber die reformirte Mission unterstützen, Geld zu einem reformirten Kirchenbau, zum Ankauf eines reformirten Abendmahlstisches geben, — das ist gegen mein lutherisches Gewissen."

Zweitens müssen wir gemeinsame Berathungen nennen. Wollte jede Confession den Spruch: thut wohl allermeist an den Genossen des Glaubens, so mißdeuten, daß sie die Glaubensgenossen nur innerhalb der eignen Confession fände, — so wären freilich gemeinsame Berathungen über den Betrieb des Missions-Werkes unmöglich. Wo aber noch soviel christliche Erkenntniß vorhanden ist, daß der große Consens innerhalb der großen protestantischen Confessionen bekannt wird, da wird an der aufge-

stellten Forderung kein Anstoß genommen werden. Keine Confession darf die andere und deren Werke ignoriren, ihnen Tod und Unsegen wünschen, wenn sie sich nicht als eine Feindin Gottes, unseres Heilandes und Seines Werkes, Röm. 14., brandmarken will. Das tritt ein, sobald die eine Confession, z. B. die lutherische, so ihr Missions-Werk betreibt, als müßten nicht nur alle Heiden, sondern auch alle Christenmenschen, die noch nicht Lutheraner sind, zu Lutheranern gemacht werden, — und daher jede gemeinsame Berathung über das große Werk von sich weist. Daß sie sich von Proselytenmacherei enthält, ist zu wenig. Sie soll der Schwester-Confession mit Rath und That zur Seite stehen, daß auch den Heiden offenbar werde, es seien wol leider noch zwei Confessionen, aber doch Schwester-Confessionen, damit der Name Christi nicht verlästert werde um unsertwillen.

Drittens möchte ich noch gemeinsame Bildung der Missionäre nennen. Obgleich dadurch nicht unbedeutende Summen für die Mission beiderseits erspart würden, so wäre die Gemeinsamkeit in diesem Punkte doch noch nicht hinlänglich begründet. Es handelt sich zunächst um einen geistigen Gewinn. Nur mit Mühe kann bei exclusiv-gesonderter Bildung eine confessionelle Beschränktheit bei den zukünftigen Missionären vermieden werden. Natürlich üben dann die Missionäre, sobald sie im Amte sind, die Mission innerhalb jener Beschränktheit aus, d. h. sind unpraktisch, verstehen die Menschen nicht zu fassen, — und ihre Wirksamkeit hat wenig Erfolg. Anders, wenn sie den Hauch der Einen Kirche, des Einen Glaubens, des Einen Herren mit auf den Weg bekommen. Es drückt sie dann nicht der schwermüthige Gedanke nieder: aber wann und wie wird denn alle Welt endlich einmal lutherisch werden, —

sondern es erhebt sie die Hoffnung, daß die Zeit nicht ferne ist, wo allen Völkern das Evangelium gepredigt werden wird. Solche Hoffnung aber muß jeder Zögling mit auf den Weg in die Heiden-Welt mitnehmen, der in seinen Bildungs-Jahren es miterfahren und miterlebt hat, daß gemeinsame Werke der evangelischen Schwester-Confessionen nicht nur möglich sind, sondern schon bereits thatsächlich beginnen. — Die gemeinsame Bildung der Missionäre hat auch eine segensreiche Rückwirkung auf die betreffenden evangelischen Confessionen. Die gemeinsame Arbeit für die arme in Sünden todte Heiden-Welt treibt diejenigen, denen die Bildung der Sendboten anvertraut ist, mit Nothwendigkeit zu ernster Arbeit auch dafür an, daß der noch übrige Dissens überwunden werde. Arbeitet jede Confession ausschließlich allein, so vergißt sie allzuleicht über sich selbst und ihre Interessen die Interessen, daß ich so sage, der Kirche, des Reiches Gottes, des Herrn und Heilandes selbst. Die Zeiten müssen endlich einmal gründlich zu Grabe geläutet werden, da jede Confession sich ihrer Haut wehrte und darüber die arme Heiden-Welt so gut wie ihre Wege gehen läßt, in dem naiven Bewußtsein, daß man zu Hause so viele Schätze zu bewachen habe, daß jeden Augenblick viel Diebe zu befürchten seien. Die Schätze, die von Rost und Motten gefressen und von Dieben gestohlen werden können, sind doch nicht himmlische Schätze. Die himmlischen Schätze aber haben einen Wächter, der viel stärker ist, als alle Calov, Quenstedt, Chemnitz, ja auch Calvin und Luther.

So viel dies Mal!

3.

Die Kirche,

von

Consistorialrath Dr. H. v. Jannau, Pastor zu Lais.

Jede Erscheinung in Zeit und Raum hat ihr ewiges, und ihr zeitliches Theil; beide bleiben wie Leib und Seele in Zeit und Raum in einander verbunden, und können ohne einander nicht bestehen. Eine solche Manifestation ist von jeher die Kirche gewesen. Die christliche Kirche läßt sich nicht aus der Idee und Speculation construiren, sie ist eine historische durch vier Jahrtausende gehende Thatsache. Wie der historische Christus — so ist die Kirche auch historisch — es muß sich also beweisen lassen, was sie war, was sie ist, und was sie sein soll. Die Kirche ist kein Gebilde von Einbildungen, sondern ein wirklich theokratischer Staat, — ein Reich. Ein Reich ohne Unterthanen ist eben so widersinnig, als Unterthanen ohne ein Unterkommen, oder ein Patriot ohne Vaterland. Beide setzen sich wechselseitig voraus. Das allgemeine christliche Hauptsymbol, das apostolische nämlich (das alle übrigen symbolischen Schriften nur weiter ausführen) — lehrt daher ausdrücklich: ich glaube an den heiligen Geist — eine heilige christliche Kirche — die Gemeine der Heiligen — Vergebung der Sünden u. s. w., und das Symbol der Synode zu Nicäa setzt im J. 325 erläuternd hinzu: ich glaube eine einige heilige christliche apostolische Kirche. Die Gemeine der Heiligen mit Gottes Wort und Sacrament allein, ist also offenbar noch nicht die christliche Kirche denn wir glauben ja eine heil. christl. Kirche, und die Gemeine der Heiligen — also 2 Artikel, die sich offenbar [illegible] einander unterscheiden. — Melanchthons Definition:

Ecclesia est societas fidei et spiritus sancti in cordibus ist folglich zu eng, und auch die Definition des großen Luther (der sich übrigens nie für unfehlbar gehalten, und sich allezeit dem Worte Gottes unterworfen) in Art. 7 der Augsburger Confession, wo es heißt: die Kirche ist die Versammlung der Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut Evangelii gereicht werden — erschöpft den Gegenstand nicht. Das haben in unsern Tagen Löhe, Delitzsch und Köstlin ausführlich dargethan. Gemeindeglieder sind die Gliedmaßen, zu welchen Christus ihr Haupt, durch den heiligen Geist, vermittelst der Diener der Kirche redet; und die Ordnungen Gottes in der Kirche sind, außer ihnen, von jeher etwas Wirkliches und Nothwendiges gewesen. Man muß den idealen und den empirischen Begriff der Kirche von einander unterscheiden; in jenem liegt was sie nach dem Zwecke des Christenthums sein soll, und dieser drückt aus, was und wie sie als Erscheinung wirklich ist — beide sind unzertrennlich verbunden, und bilden ein Ganzes wie Seele und Leib. Die Kirche (ἱερον) ist gleichsam die Vermittelung oder das Organ der Verbindung aller Gläubigen mit ihrem Oberhaupte, durch die vom Herrn dazu eingesetzten Diener, Ordnungen und Gebräuche; sie ist zugleich das Unterkommen für die Unterthanen — die Behausung, wo sie unter dem Auge Gottes in Eins zusammengehalten werden an heiliger Stätte. Deshalb unterscheidet auch die heil. Schrift ausdrücklich und zwar von Moses bis zur Apocalypse — die Gemeine der Heiligen, (die Gesellschaft) und den heiligen vermittelnden Ort der Gemeinschaft; das zeitliche Band, die geweihte Trägerin der ewigen Verbindung des Hirten mit der Heerde. — συναγωγη und εκκλησια, die Versammlung

(der Gläubigen) sind bekanntlich das Hebräische קָהָל — dagegen ist *ναος* und *ιερον* (wovon *ιερευς*) das Hebräische הֵיכָל was unendlich verschieden ist, und bekanntlich den Tempel, das Haus Gottes, locus sacer, Sacrarium bedeutet — also etwas ganz Anderes ist als die Versammlung, die Gesellschaft. Die Heilighaltung der Gotteshäuser als Vermittler und Träger des Heiligen, als geweihtes unveräußerliches Gemeingut und Obdach der Gläubigen — ist Thatsache, unter allen erweckten Völkern der Erde, die zum großen Theile viel älter sind als die Hebräer. Der Consensus populorum hat von den ältesten Zeiten her als Gottes Stimme in den wichtigsten Angelegenheiten des Menschengeschlechts gegolten. Er hat ein allgemeines Völkerrecht gegründet, den Cultus in aller Welt geheiligt u. s. w. Dieser Consensus populorum besteht seit vielen Jahrtausenden einstimmig in aller Welt für die Nothwendigkeit und Heilighaltung der Gotteshäuser, zu deren würdigen Erbauung und Ausstattung in allen Zeiten und allen Welttheilen alles was Talent und Menschenkraft vermögen, aufgeboten worden ist. Der Augenzeuge Herodot (484 J. vor Christo) erzählt uns im 2. Buche seiner Geschichte von den Wunderbauten in Aegypten, von Memphis und Theben ꝛc., die wohl alles übertreffen, was die neuere Zeit geleistet hat, und aus diesem Welttheile fortschreiten bis zu einem der schönsten Bauwerke auf Erden, der maurischen Alhambra in Spanien. — Wem wären die Menge colossaler Bauten in Indien unbekannt, die herrlichen Pagoden zu Elefanta, Salsette, Illura (zwei Stunden lang), welche uns der Jesuit Paullinus a St. Bartholomäo, nachher Anquetil du Perron und zuletzt ein ganzes Heer von Reisenden in ihren ungeheuren Dimensionen beschrieben haben. Selbst Amerika ist nicht arm

an imposanten Ruinen uralter Tempel; zu Culhuacan, Copan, Palanca u. s. w., welche uns Jomard, Claviero, Humbold und Balbi beschrieben haben. — Wir gedenken noch Judäas Tempel, 2. Chron., 2. Mos. 25 ꝛc., Griechenlands Idealen, Rom's Wunderbauten, vor Allem aber unserer mittelalterlichen Ehrensäulen, des Münsters zu Straßburg, der Dome zu Cöln, Ulm, Wien, Paris und London u. s. w. Nach dem Gemeingefühl aller Völker auf Erden, wird wohl schwerlich ein fühlender Mensch diese Hallen sine afflatu numinis betreten. Das macht ihre Größe nicht, denn es giebt gar imposante Gebäude, die viel größer sind als die allermeisten Kirchen, Hotels und Theater St. Carlo in Neapel, Theater Francais mit seinen fünf Logenreihen in Paris, in Mailand, Venedig, Petersburg u. s. w. — wo aber dennoch dieses unbekannte Etwas — das unbedingte Abhängigkeitsgefühl mit heiligem Schauer sich niemals wie in einem Dome äußert. Schon der Consensus populorum aller Zeiten also heiligt die Kirche und Tempel, besonders aber die heilige Schrift hat dieses klar und deutlich verordnet. Sie nennt den Tempel eine Wohnung Gottes, in dem sein Name sein soll ewiglich (1. Kön. 9) und sein Auge und sein Herz — den Ort, wo er die Gebete erhört, denn Gott ist in seinem heiligen Tempel Psalm 11, 4 — wenngleich Er nicht wohnt in Häusern von Menschenhand gemacht. Aus vielen Stellen, die das beweisen und gebieten von Moses bis auf die Apocalypse, nur Einige: 2. Mos. 25, 8. 9. 1., Chron. 29, 10—30., 2. Chron 7, 11. seqq., Psalm 11, 4. — 26, 8. — 63, 3. — 65, 5. — 93, 5. — Jesaias 56, 7. — Jeremias 17, 12., Matth. 23, 2., Hebr. 3, 3—20., Hebr. 10, 21., 1. Kön. 9., conf. Hebr. 9., Luc. 2, 49. In welcher Verbindung das

zeitliche Theil mit dem ewigen stehe, ist uns eben so wenig offenbaret, als die unio mystica unserer Seele mit dem sterblichen Leibe, oder im Sacramente — was Gott aber vor Alters geredet zu den Vätern, das sollen wir thun, denn in Ihm ist kein Wechsel noch Schatten. Die Verklärung des Heidenthums der Inder, Egypter ꝛc. ist das Judenthum; die Verklärung des Judenthums ist das Christenthum. Diese Wahrheit hat Augustin erschöpft. Als der Vorhang vor dem Allerheiligsten im Tempel zu Jerusalem zerriß, entstand die Kirche, das neue Gesetz in seinem Blute. Christus wollte eine äußere Kirche gründen, denn er setzte einen Gemeindevorstand voraus Matth. 18, 15—18. Cap. 16, 18. und stiftete durch Taufe und Abendmahl, Einweihungsritus und Bundesmahl. Der Tempel (ἱερον) in Jerusalem, der heilige Bau, in dem Er selbst sein mußte (Luc. 2, 49.) und dessen Einrichtung von Gott beim Tempelbau in Jerusalem offenbart wurde, ist als Vorbild im ganzen christlichen Alterthume, als Trägerin der ewigen Verbindung, als ein Medium und geistliches Band des Hirten mit der Heerde betrachtet worden. Der Tempel war das Vorbild, die Kirche war und ist das Abbild. Das alles läßt sich historisch beweisen. Schon im ersten Jahrhunderte, als die Christen aus dem Tempel in Jerusalem vertrieben wurden, bauten sie in Pella ευκτηρια; im zweiten und dritten μαρτυρια u. s. w., durch den Consensus populorum und das Abhängigkeitsgefühl geleitet, denn specielle Offenbarungen giebt die heil. Schrift N. T. nicht. Sie giebt keine directen Vorschriften über den Cultus, über das Wie bei Verwaltung der Sacramente, über die Form der Kirchenzucht, den Kirchenbau, Einrichtungen des Kirchen-Innern u. s. w., wir haben sie aber dennoch. Wir wollen uns hier nicht auf allgemeine Tradition allein

berufen, vermöge der z. B. alle christlichen Kirchen bis jetzt den Altar im Osten haben müssen, wie der Tempel in Jerusalem, und den Lehrstuhl in Hochmittag; auch ist unser Schiff, Chor und Altar, gemäß dem Vorhofe, dem Heiligen und Allerheiligsten im Tempel von Jerusalem nachgebildet 2c., worüber sich viele Reminiscenzen und Traditionen aufbewahrt haben, sondern wir wollen die Kirche als eine fortdauernde historische Thatsache ansehen. Das können wir, denn das göttliche Recht unseres ganzen kirchlichen Organismus ist durch tausendjährige Geschichte gegeben, in der wir Gottes Hand sehen. Der Geist kann ohne Leib nicht wirken, wenngleich der Geist es ist, der lebendig macht. Wir haben von den Freunden und persönlich Bekannten der Apostel die nöthigen Data, um zu entscheiden, was Kirche, Cultus, Einrichtungen u. s. w. sollen, und diese Quellen reichen durch alle Jahrhunderte des Christenthums bis auf unsere Zeit. Z. B. im ersten Jahrhunderte lebte Clemens Romanus † 82, ein Freund des Petrus und Johannes. Er hat uns aus dem Munde der Apostel vernommene Constitutiones Apostolorum lib. VIII. und Canones Apostolorum 85, hinterlassen. Hermas † 91, ein Freund des Paulus und Jacobus, schrieb den Pastor; Polycarp den Brief an die Philipper. Im Saec. II. Justinus der Märtyrer. Er gab 2 vortreffliche Apologien des Christenthums, eine an Antoninus Pius, die andere an Marc Aurel. Clemens Alexander. Im Saec. III. Origenes, geb. 180. IV. Saec. Eusebius, Augustin, Dionysius Areopagita de hierarchia coelesti u. s. w. u. s. w. Wenngleich bei Einigen der Aberglaube, die Ausschmückung und die längere Zeit in Mode gewesene sogenannte pia fraus! nicht zu vertheidigen sind, so ist doch

offenbar der Kern gesund und wir können von den ältesten Zeiten der Kirchenväter her, unsern Gegenstand, durch oft tief ergreifende Worte, herrliche Gleichnisse und Wahrheiten aus der alten Welt documentiren. So z. B. ein Gleichniß die Kirche betreffend von dem Kirchenvater Chrysostumus † 407, er sagt: Christus im Himmel ist das Haupt der Kirche, die gläubige Gemeine sind seine Glieder auf Erden, aber die Kirche ist der Hals, durch welchen Haupt uud Glieder verbunden werden. Auch er unterscheidet hier offenbar und klar die heilige christliche Kirche von der Gemeine der Heiligen, den Christen, der Gesellschaft; ganz wie das Symb. Apostolicum und Nicaea — doch wir kehren unserem Zwecke gemäß zurück zur heil. Schrift, zu der Zeit da David sprach: „Herr ich habe lieb die Stätte deines Hauses, und den Ort, da deine Ehre wohnet. — Ein Tag in deinem Hause ist besser als tausend andere Tage, und Psalm 84: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth, meine Seele verlanget und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn, mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. — Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altare Herr Zebaoth mein König und mein Gott (Psalm 27, 4). Eins bitte ich vom Herrn, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Lebelang, zu schauen die Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu besuchen." Es ist nicht wahrscheinlich, daß der König David bei diesen hohen Worten das Holz und den Stein der Tempelmauer sollte gemeint haben. Auch sein Sohn, der weise Salomo, der auf den Berg Moria von Tausenden Holz und Steine bringen ließ, hatte diese niedrige Ansicht gewiß nicht! Aber das Wort aus dem Munde Gottes war dem frommen Beter heilig, wie es uns heilig

ist, und heilig bleiben wird, bis an's Ende der Tage. Wir lesen 2. Chron. 7, 11 seqq. Also vollendete Salomo das Haus des Herrn — und der Herr erschien Salomo des Nachts, und sprach zu ihm: Ich habe dein Gebet (Cap. 6, 18) erhört, und diese Stätte mir erwählt zum Hause. Siehe wenn ich den Himmel zuschließe, daß es nicht regnet, und heiße die Heuschrecken das Land fressen und lasse eine Pestilenz kommen — und sie beten und mein Angesicht suchen, und sich bekehren — so will ich vom Himmel hören, und ihre Sünde vergeben und ihr Land heilen. So sollen meine Augen offen sein, und meine Ohren aufmerken auf das Gebet an dieser Stätte (V. 16). So habe ich nun dies Haus erwählet und geheiligt, daß mein Name daselbst sein soll ewiglich, und meine Augen und mein Herz soll da sein allewege.

Der Herr, den aller Himmel nicht fasset, wohnet zwar nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht (Act. 18, 24., 2. Chron. 6, 15), aber er ist in seinem heiligen Tempel (Psalm 11, 4), da erhört er die Gebete der Gläubigen und den Reuigen giebt er Gnade — denn Er selbst hat sich diese Stätte erwählet zum Opferhause, und hat sie geheiligt, darum wird sein Name da bleiben ewiglich, und Seine Augen und Sein Herz werden in heiliger Stätte sein, bis zum Ende der Tage, nach Seiner Verheißung. Man sagt, Mauern können nicht heilig sein! — Sollte wirklich bei jenen Mark und Bein durchdringenden Worten aus dem Munde Jehovahs Selbst, der weise König Salomo nur an Holz und Stein der Mauern seines Tempels gedacht haben? Unmöglich! Mauern und Riegel umschließen zwar das Heiligthum um es vor dem Schmutze der Welt zu schützen — sie sind aber nicht das Heiligthum — der Geist Gottes aber ist's, der allen und jedem gläu-

digen Herzen fühlbar wird im innern Raum der heiligen Stätte, die Jehovah sich erwählet hat, und die Er geheiligt hat — wo Sein Name bleiben wird ewig und immerdar. — Im innern Raum der heiligen Stätte, wo Sein Auge und Sein Herz ist, und er die Gebete seiner Kinder hört, da ist der nothwendige und geweihte Grund und Boden der ewigen Kirche: das Unterkommen, die Behausung Seiner Hausgenossen Ephes. 2, 19 und darum verstehen wir unter Kirche: „Die Gemeine der Heiligen, oder die „Versammlung aller Gläubigen mit ihrem Gottes-hause, wo das Evangelium rein gepredigt, und die heil. Sacramente laut des Evangelii gerricht werden.“ Das Haus Gottes, in dem des Herrn Ehre wohnt, ist durch eine Unio mystica aufs genaueste mit den Gläubigen verbunden wie Leib und Seele, wie Leib und Blut im heil. Abendmahle.

Jede Erscheinung in Zeit und Raum hat ihr ewiges und ihr zeitliches Theil — der Leib zerfällt, das Wort Gottes, der Geist bleibt ewig. Mosis Ceremonialgesetz und seine Tafeln sind verkommen, das Gotteswort in dem Gesetz bleibet aber bis zum Ende der Tage. Was Gott zu den Vätern geredet, ist unwandelbar und ewig wahr. Ich fürchte also nicht, daß gläubige Theologen jemals behaupten werden, daß das, was Gott zu unsern Vätern geredet, nur Juden gesagt sei, denn dadurch wäre die rationalistische Hermeneutik eines gelehrten Dr. Paulus u. s. w. gerechtfertigt, quod Deus avertat. — Seine sogenannte λογικη λατρεια — hat der Gemeine die Kirche gleichgültig gemacht, weil sie ihren Vorzug vor jedem andern Hause aufhebt — lasset uns daher nicht mit der prosaischen Zeit von 1789 sprechen: uns kümmert es nicht, was Gott zu den Juden geredet. — Die Bibel ist ein

zusammenhängendes Ganze, wo jedes Blatt auf das Folgende eine Beziehung hat — und ewige Geltung von Moses bis Johannes. — Jede verstandesstolze Hermeneutik, welche z. B. den Prof. Paulus bewog zu exegesiren, daß das sogenannte Weltgericht eigentlich nur die Juden betreffe und die Zerstörung Jerusalems bedeute, ja nach Straus eine bloße Mythe sei, — ist eine gefährliche Klippe, die auf nicht zu berechnende Abwege und Streitigkeiten führt. Das sehen wir ja auch in den streitenden neuesten Zeiten, vielleicht weil leider das Collegium über Evangelische Hermeneutik so selten gelesen, und so schwer goutirt wird. Es fehlen sogar noch die allgemein angenommenen Principien derselben! Wie viel bequemer ist's aber auch zu sagen: Rom hat gesprochen, die Sache ist abgemacht. Uns Lutheranern ist und bleibt indeß die heil. Schrift alleinige Regel, Norm und Richtschnur — wir folgen unbedingt ihren klaren Worten mit ihrem Befehle, und sagen demnach: Nicht die Steine und Holz machen die sichtbare Kirche (wie ihr behauptet), sondern der innere von Gott erwählte geheiligte und bestimmte Raum, in dem der Herr dem Salomo erschien (2. Chron. 7, 11), von dem Jesus Christus (Luc. 2, 49) im Tempel sprach: wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem was meines Vaters ist, und von denen Paulus Ephes. 2, 19 gelehrt: Ihr seid Gottes Hausgenossen. War die Herrlichkeit des alten Bundes ohngeachtet seiner Vergänglichkeit und Ohnmacht (Röm. 7, 6) und seiner nur zerstörenden, nicht belebenden Kraft so groß — wie überschwenglich herrlicher muß der ewig dauernde, Leben gebende, verklärende neue Bund sein! Die Herrlichkeit des neuen Bundes ist größer als die des Alten (2. Cor. 3, 7): so aber das Amt, das durch die Buchstaben tödtet, und in die Steine ist gebildet (εν δοξη)

in Ehren war, Vers 8: wie sollte nicht das Amt, das der Geist giebt, viel mehr (Klarheit) Ehre haben? So deutliche Bibelstellen scheinen keinen Zweifel über diese Wahrheit zu gestatten. Das dazu verfaßte 3. Cap. im 2. Briefe an die Corinther befestigt die Herrlichkeit des neuen Bundes vor dem alten Bunde ausdrücklich, und auf's Klarste. Die Hauptverheißungen aber aus dem Worte der Propheten zur höchsten Ehre des neuen Bundes sind schon verkündigt im Jer. 31, 31—33., Hesek. 11, 19, Cap. 36, 26.

Der Herr des Himmels und der Erde hat also, nach Seiner unergründlichen Weisheit und Gnade, sich die Stätte des Tempels in Jerusalem zum Hause erwählt, und will da erhören die Gebete der sündigen Menschen. — Sein heiliger Name soll auch bleiben in diesem Hause ewiglich, und Seine Augen und Sein Herz sollen da sein immerdar. Unser Herr und Gott verheißt durch den Mund der Propheten und seiner Apostel, ja durch sein eigen Wort selbst — noch höheren Glanz noch größere Ehre und Werth dem neuen Tempel, gebaut durch das neue Gesetz in seinem Blute — es hat derselbe noch viel größere und ewige Verheißung. Laßt uns den neuen Bund gläubig und liebend in unser Herz aufnehmen, und daher hoch halten die heilige Stätte, im Bewußtsein der verheißenen Nähe und Gemeinschaft des unsichtbaren unergründlichen Gottes, der Himmel und Erde erfüllt, aber dennoch mit gleicher ja mit höherer Gnade sein will in jeder Kirche, wie er war im Tempel zu Jerusalem. — Der Tempel ist gefallen, die Kirche Christi wird bleiben ewiglich, denn die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen — so hat der Herr es verheißen. —

Erhalt' uns Herr bei Deinem Wort,
Sei Deiner Kirche starker Hort.

Es bleib' auch bei der Feinde Hohn
Uns Jesus Christus Gottes Sohn. Luther.

Nachtrag.

Der ehrwürdige Baxter sagt in seinem weltberühmten Buche: der Evangelische Geistliche: Die Papisten haben aus der Kirche einen Götzen gemacht, das berechtigt aber uns nicht, sie zu zertrennen, und aufzulösen, oder doch zu zersplittern; und Irving, in seinem Buche: die Hoffnung der Kirche, und ihre Pflicht in unserer Zeit (1847) sagt: Die Protestaten widerstehen den Verderbnissen und Gebräuchen der römischen Kirche, gehen aber in das entgegengesetzte Extrem, sie läugnen nämlich, daß die Kirche nothwendig, ja auch nur zufällig sichtbar sein müsse, und ist, — daß die Ordnungen Gottes in derselben etwas Wirkliches sind. Indem das Papstthum aber die Mittel dem Zwecke vorzieht, und Manche dagegen die Zwecke ohne die Mittel suchen, so vermögen beide nicht die wahren Zeugen Gottes zu sein. Die Verwirklichung der innern Heiligung ist die äußere Kirche, ihre Gebräuche sind heilige Erinnerungen aus Jahrtausenden; nicht auf das menschliche Thun, sondern auf das Göttliche legen die Gläubigen in ihr ein Gewicht und Nachdruck. Gegen diese Ueberzeugung Baxters und vieler Anderer hat man stets als Hauptbeweis die inhaltsreiche Bibelstelle angeführt Joh. 4, 21. 23: Die Samariterin am Jakobsbrunnen. Jesus spricht zu ihr: Weib glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge (Ebal oder Garisim) noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten (*προσκυνειν*); aber es kommt die Zeit (im Originale steht *ὡρα*, Stunde) und ist schon jetzt (*και νυν ἐστιν* — und ist jetzt), daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der

Wahrheit, denn der Vater will, daß sie ihn so anbeten sollen. Die Rationalisten schließen aus dieser Stelle, daß sie die Kirche ganz überflüssig mache, und haben durch Ausführung dieses Themas ihre Gemeinden aus der Kirche hinausgepredigt; die neuern lehren, daß hier nur eine Polemik Christi gegen den pharisäischen Ceremonialdienst vorliege; andere, daß Christus hiemit allen, so auch der Samariterin das kommende Reich Gottes aufschließe, und manche halten die Stelle für interpolirt, was aber weder aus dem alten fleißigen Walton, Wetstein und Griesbach, noch auch aus andern guten Codd. kann nachgewiesen werden. Die Stelle ist freilich sehr wichtig, und als vorgebliche Hauptbeweisstelle zu näherer Beleuchtung nothwendig. Christus sagt in derselben: „es kommt die Stunde und ist jetzt, daß die wahren Anbeter den Vater weder zu Jerusalem noch zu Garisim, wo der Tempel der Samariter stand, sondern im Geist und in der Wahrheit anbeten werden." Die Worte sind sehr klar, und ohne alle Künstelei einfach zu exegisiren. Christus sagt, es **werde** jene Stunde der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit kommen — ob aber vor oder nach dem Tode des Leibes der Menschen — ob sie in diesem oder jenem Leben kommen werde — das hat der Herr aber nicht ausgesprochen — das *και νυν εστιν*, (und ist jetzt) erklärt indeß den Sinn der Rede vollkommen, denn eine solche Stunde, wo Alle Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet hätten, ist nach dem Sündenfalle niemals auf Erden gewesen; und **war soeben** am wenigsten zur Lebenszeit Christi im Lande Judäa, das die Propheten tödtete und den Heiland ans Kreuz schlug. Da also dieses Christus auch ganz unmöglich in Beziehung auf Judäa u. s. w. kann gesagt haben, so kann das *νυν εστιν* und *ερχεται ὡρα* — sich folg-

lich und offenbar nicht auf Judäa, sondern nur auf einen solchen Ort beziehen, wo diese Verehrung schon wirklich (*νυν*) stattfindet und einst stattfinden wird, nämlich und wie es scheint unwidersprechlich klar: nur auf die *βασιλεια των ὀυϱανων* sich beziehen; auf welche Stunde Christus also die sündige Samariterin am Jakobsbrunnen tröstend verweist; aber durchaus nicht das Heiligthum des Tempels dabei läugnet, in welchem Er Luc. 2, 49. ja lehrte und feierlich selber gesagt hat: „wißt ihr nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist." Das ist gesagt und geschehen, uns zum Beispiel und zur Belehrung. Angenommen indeß nun aber auch, jedoch nicht zuzugeben, der Herr habe hier wirklich gesagt, es werde auf dieser Erden die Stunde kommen, wo weder der Tempel in Jerusalem noch zu Garisim noch andere nöthig seien, und man überall den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten werde; so wird man doch gewiß nicht glauben, daß eine solche Stunde nun s o e b e n j e t z t auf Erden sei (*νυν*), vielmehr gern zugeben, daß eine solche wohl noch sehr weit entfernt sein möge, da sowohl der gegenwärtige Menschen-Geist als auch die Erkenntniß der Wahrheit noch viel zu wünschen übrig lassen. Es stehen leider auch noch gar viele Häuser mit andern in Zwietracht, welche noch fallen müssen! b i s zum dereinstigen auch durch Johannes verheißenen Eintritte der allgemeinen Verehrung des Vaters auf Erden wie er sie haben will: nämlich im Geiste und in der Wahrheit, werden wir also wohl vorläufig noch mit David sprechen müssen: Herr ich habe lieb die Stätte Deines Hauses und den Ort da Deine Ehre wohnet, und uns nicht irren lassen durch das Geschrei der Thoren, als sei Gott nicht mehr in seinem heiligen Tempel, wie Er uns doch gesagt hat Psalm 11, 4. Wir sehen offenbar, daß die so oft gegen

die äußere Kirche angeführte Stelle Joh. 4, 21—23. gar nichts gegen dieselbe beweist, und wenn das der Fall wäre, im absoluten Widerspruche stehen würde, nicht allein mit den Psalmen, sondern mit der ganzen heiligen Schrift, namentlich mit 2. Chron. 7, 11. seqq. und es daher keine — *λογικη λατρεια* ist, sondern ein augenfälliger Schade, eine Sünde ist, wenn wir Lutheraner dem Hause Gottes nicht die ihm gebührende Ehre geben wollten.

Der sonnenklare Beweis dafür ist nicht ferne zu suchen. — Betrachten wir doch die herrlichen katholischen Dome, ihre fortwährende freiwillige Ausschmückung und Erhaltung in der kleinsten Stadt, ja sogar die würdige Unterhaltung der kleinsten Kirche auf dem Lande in allen katholischen Ländern; — so wird unser Herz sich freuen, und einzig der Wunsch uns stören — daß das, was so schön und würdig ist, vielleicht oft aus andern Gründen möchte hervorgegangen sein. Wir wollen indeß nicht richten, denn jeder steht und fällt seinem Herrn, der den Splitter und auch den Balken sieht. — Betrachten wir dagegen die Kirchen der Protestanten, die oft einen so herzverwundenden Anblick gewähren! Beschauen wir, der Vergleichung wegen, nur einige der Hauptkirchen in protestantischen Ländern. Welch einen betrübenden Anblick z. B. gewährt die vernachlässigte sogenannte Hofkirche in Dresden von 1351, in der die Koryphäen dreier Zeitperioden, Reinhard, Ammon, Harleß lehrten — und niederschlagen muß man den Blick vor der Stadtkirche in Wittenberg, St. Anna in Augsburg, und dem herrlichen Münster in Ulm, der 12,000 Menschen fassen soll! Wie sind die Münster in Zürich und Bern beschaffen! und was soll man von Berlin sagen, das sich selbst die Metropole der Wissenschaft nennt, aber noch keine, einer so großen und schönen Stadt würdige Kirche

besitzt — die größten fassen höchstens 2000 Menschen — es bekennen sich aber dem Namen nach über 20,000 Glieder zu der Gemeinde! sapienti sat.

Woher diese niederschlagende Erscheinung?

Sollten Barter und Irving in ihren obgenannten Aussprüchen vielleicht Recht haben? oder sollte man meinen, daß die Zeit jetzt schon auf Erden sei, wo Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet werde, und daß es dazu für alle Zeiten keines andern Mittels als des Bekenntnisses von 1530 bedürfe! — oder sollte man die Stätte seines Hauses und den Ort da seine Ehre wohnet - das Gotteshaus, verändert, und in eine menschliche Versammlung umgewandelt haben, für die kein Obdach und keine geweihte Behausung nöthig ist, weil diese nichts zu geben hat! Aus welchen Gründen verfallen so viele Kirchen in protestantischen Ländern? — Ist mit dem Verfalle der Gotteshäuser, zugleich auch Verfall des Gottesdienstes zu befürchten und verbunden? Ich wage es nicht, diese und andere schweren Fragen in dieser wichtigen Angelegenheit zu beantworten, wünsche aber von Herzen zur Ehre unserer Kirche, daß sie genügend möchten erledigt werden, und die Wahrheit den Sieg gewinnen möge zur Ehre des Herrn, der Sein Haus geheiligt hat.

II.

Zur Literatur.

1) Das Buch Hiob. Ein Versuch von Dr. C. A. Berkholz. Riga 1859. XX S. u. 66 S. 8.

Einen „Versuch" nennt der Verf. dieses Unternehmen, weil es in der That leicht den Anschein einer gewissen Kühnheit haben dürfte, nach Vorgang und auf Grundlage bereits vorhandener, sozusagen classischer Uebersetzungen noch eine neue zu wagen. Ref. hat sich schon zum Theil über diesen Gegenstand einmal (s. Mitth. Bd. 14. Heft 5.) ausgesprochen, und kann sich daher auf das dort Gesagte berufen. Ist gewiß Vater Luther's Uebersetzung oben

an zu stellen, so möchten doch der Schwierigkeiten des Verständnisses für den Leser ohne gelehrten Apparat nicht unerhebliche sein. Des Verf. Wunsch ist, ein gebildeter Mensch unsrer Jetztzeit soll in Stand gesetzt werden, in seiner ihm verständlichen Sprache einigermaßen einen Eindruck zu gewinnen von dem, was Gott der Herr vor Jahrtausenden hebräisch und morgenländisch sagen und bekennen ließ, um, wie weit es durch solche Gaben an die Gemeinden unsrer zum Lesen der heil. Schrift aufzufordernden Evangel. Kirche erreicht werden kann, ein weiteres Forschen in den herrlichen Schätzen göttlichen Wortes auch dort zu veranlassen, wo die Bibel noch immer nicht so gelesen wird, als sie es sollte. Die Bibel will nicht blos so im Allgemeinen als eine Offenbarung des ewigen Gottes-Geistes respectirt sein; die wahre Achtung zollt man ihr durch Vertiefung in ihren Inhalt. Die Aneignung einer Wahrheit kann aber nur vermittelt werden durch ein Verständniß derselben. Der Verf. hat hier zweierlei gethan. Einmal hat er eine Uebersetzung zu geben versucht, die, das waren die Anforderungen, die er an sich selbst stellte, verständlich, klar in Sprache und Diction, würdig, möglichst abgerundet und den Zusammenhang der Gedanken erleichternd, auch ohne Beihilfe des Originals, und ohne dem deutschen Idiom der Gegenwart Zwang anzuthun, etwas ahnen lassen sollte von dem, was in der Breviloquenz jener Lapidar-Sprache, die ganz dazu geschaffen war, mit eisernem Griffel in Stein gehauen zu werden, seinen Ausdruck fand. Sodann sollte eine kurze „Einleitung" den Leser auf den Standpunkt führen, von welchem aus ihm die Erkenntniß des Inhaltes dieses biblischen Buches erleichtert würde. Beides ist vielfach, und zwar sehr umfänglich, genau und gründlich eingehend von Meistern des Fachs geschehen. Der Verf. kennt die Werke der dahin einschlagenden Literatur, als: Hiob, von J. G. Eichhorn. Leipz. 1800. 182 S. — Das Buch Hiob. Uebersetzung und Auslegung nebst Einleitung rc. von Fr. W. C. Umbreit. 2. Aufl. Heidelb. 1832. 387 S. — Das Buch Hiob, von H. Ewald. Göttingen 1836. 325 S. (Auch 3. Theil „die poetischen Bücher des Alten Bundes erklärt von H. Ewald.") — Das Buch Hiob. Verdeutscht und erläutert von Lic. K. Schlottmann. 1850. 507 S. — Das Buch Hiob der Urschrift gemäß metrisch übersetzt und erläutert von J. G. Vaihinger. 2. Ausg.

Stuttgart 1856. — Endlich auch das neueste: Das Buch Hiob als poetisches Kunstwerk übersetzt und erläutert für Gebildete von Dr. Ebrard. Landau 1858. Dazu auch: Das Buch Hiob kurz erklärt für heilsbegierige aufmerksame Bibelleser von J. Diedrich, evangel.-luth. Pastor. Leipz. 1858, so wie den bekannten Vortrag von Hengstenberg über den Hiob. Noch nicht zu ihm kommen konnte das so eben erschienene Buch: le livre de Job traduit de l'hebreu, par E. Renan. Paris 1859. 1. Vol., obgleich es sehr interessant wäre nachzusehen, wie der Verf. mit der Eigenthümlichkeit seiner Sprache gerungen hat, sie dem Hebräischen anzupassen.

Nach solchen Vorgängen also, erscheint diese neue Bearbeitung nicht wie eine Ilias post Homerum? Abgesehen von aller Vergleichung, was vorläufig auf sich beruhen mag, so genüge das Geständniß, daß diese vorliegende Arbeit aus einem rein individuellen, localen, praktischen Interesse hervorgegangen ist, woran sich nun bei der nunmehrigen Veröffentlichung durch den Druck ein eben solcher Zweck anschließt. Der Verf. hat zuvörderst bei der Ausarbeitung nichts anderes beabsichtigt, als, nach Herder's Mahnung, sich selbst in Gottes Wort zu befestigen. Die Vollendung derselben veranlaßte in ihm den Wunsch, auch Andere, zunächst diejenigen seiner Gemeindeglieder, die er dabei im Auge hatte, einzuladen, an diesen Ergebnissen der Bibelforschung ihres Pastors sich zu betheiligen, damit womöglich auch ihnen das zu Gute komme, was an und für Privatstudien angehört. Inwiefern die vorliegende Uebersetzung eine Vergleichung mit den oben citirten aushält, ist eine andere Frage, und muß der Kritik anheim gegeben werden. Sollte der Verf. aber durch die Herausgabe dieses „Versuchs", — anders kann er seine Schrift nicht nennen, da er ja das Studium seiner Meister nur dankbar anzuerkennen hat, — auch nichts anderes bewirkt haben, als in seinem Kreise eine Anregung mehr zum Lesen der Bibel, so findet er seine Mühe reichlich belohnt.

---

2) Das „Evangelische Sonntagsblatt", in St. Petersburg herausgegeben von Past. Seberg, wöchentlich ein Bogen 4., Preis mit Zusendung durch die Post 2 Rubel, hat seinen ersten Jahrgang 1858 vollendet, und bereits den zweiten begonnen. Die bedeutende

Abonnenten=Zahl ist gewiß ein Maßstab zur Beurtheilu[n]
wie zeitgemäß ein solches Unternehmen war, uud es u
terliegt keinem Zweifel, daß das Blatt, so fortgeführt,
Interesse und Theilnahme nur gewinnen wird. Mi
dies Blatt, wie es einen so schönen Anfang gemacht h
fortfahren, das Band der Einigkeit im Geist und in [d]
Liebe unter allen, weithin durch das ganze große Reich z[er]
streut lebenden Evangelischen Gemeindegliedern zu befe[sti]
gen und zu erhalten, denn unsre Evangelische Kirche ka[nn]
nur als solche bestehn, wenn sie sich lebendig erweiset du[rch]
Gaben des Geistes und Annahme dessen, was von Gott[es]
Geiste stammend, wiederum Geistes=Leben producirt.

III.

Nachrichten.

Einiges über die Verhältnisse der Kolonie Верхн[ій]
Сустукъ, in Ostsibirien. Es war den beharrlichen Bem[ü]
hungen des Hrn. Pastor Butzke bis zu seiner Abreise v[on]
hier gelungen, die Lutheraner, vornämlich Finnen u[nd]
Esthen in einer Kolonie zu sammeln. Die Kolonie [be]
stand damals Ende 52 aus 20 Familien. Ganz so fa[nd]
ich sie im December 56 noch vor, ohne daß sie auch n[ur]
den geringsten Znwachs von außen erhalten hätte. D[as]
was ich damals dort vorfand, schrieb ich in meinem B[e]
richte in den Mittheilungen nieder. Zu gleicher Zeit al[s]
that ich auch hier Schritte bei dem Gouverneur von Kra[s]
nojarsk, Padalka, einem äußerst humanen und ausgezei[ch]
neten Beamten, um die Wünsche der Kolonisten, die v[or]
züglich dahin gingen, alle verschickten Lutheraner in di[e]
ihre Kolonie gewiesen zu sehen, in Erfüllung zu bring[en].
Das was von hier aus in dieser Sache geschehen konn[te]
ist wirklich erreicht worden; und hieraus geht zu gleic[h]
Zeit hervor, daß meine Angabe in den Mittheilung[en]
daß jährlich wenigstens 100 Lutheraner hierher versch[ickt]
würden, keine übertriebene war; denn im Laufe [des]
verflossenen Jahres sind in dieser Kolonie allein über 10[0]
[viel]leicht 115—120, angekommen. Außerdem aber mög

auch vielleicht noch 30—40 für größere Verbrechen in die Krons-Fabriken, Sawoden, Bergwerke und Goldwäschen verschickt sein, so daß man hieraus ersieht, daß die Ostsee-Provinzen alljährlich ein bedeutendes Kontingent zur Bevölkerung Ost-Sibiriens liefern. — In einer Beziehung haben wir also erreicht, was zunächst zu erstreben war; nämlich die Sammlung aller luther. Verschickten an einem Orte; freilich auch nur die der leichteren Verbrecher, da die schwereren noch wie vor in die verschiedensten Sawoden gewiesen werdrn. Als ich nun auf meiner letzten Reise im December 57 und Januar 58, wo ich auch die Kolonie besuchte, schon unterwegs erfuhr, daß so Viele angekommen und gerade dorthin geschickt seien, war mein Herz voll Freude. Aber nur zu bald wurde diese wieder in Traurigkeit verwandelt. Denn noch ehe ich in die Kolonie selbst kam, erfuhr ich, daß die Leute größtentheils nicht in der Kolonie sich niedergelassen, sondern sich auf die Goldwäschen verdungen hätten. Die Goldwäschen aber sind das Grab jeder moralischen wie physischen Tüchtigkeit; sie sind nur große moralische Verderbungs-Anstalten. Ich könnte Ihnen schauderhafte Dinge erzählen von dem, was dort vorgeht. So ist es z. B. aufs strengste verboten, dort Branntwein zu verkaufen und Krüge einzurichten. Dennoch finden sich Leute, die Branntwein dorthin schaffen und ihn sich zu den immensesten Preisen bezahlen lassen. Ein einziges Glas wird mit 1 Rbl., ja sogar zuweilen mit 3 Rbl. S. bezahlt. Werden dann die Leute am 13. Septbr., wo das Goldwäscher-Jahr zu Ende geht, mit ihrem, im sauren Schweiße ihres Angesichts verdienten Gelde entlassen, so hat schon der Branntwein dafür gesorgt, daß nur Wenige einen Groschen mit nach Hause bringen. Mitten im Walde an den Wegen, wo diese Arbeiter vorbeigehen müssen, sind Krüge, und nun stürzen sich diese wie wahnsinnig in dieselben, saufen bis sie dort liegen wie das Vieh, werden dann wohl gar noch bestohlen und beraubt rc. So hat so ein Mann den ganzen Sommer tagtäglich, denn Sonntag giebt es nicht auf den Goldwäschen, von früh 4 bis Abends 8 Uhr gearbeitet, dabei fast immer im Wasser gestanden, und wenn er fleißig gewesen ist, sich 70—80 Rbl. S. verdient, und dann wird in einer Nacht das ganze Geld versoffen oder ihm gestohlen. Natürlich giebt es unter den Hunderten von Arbeitern auch immer einige Wenige, die das

sauer Verdiente zusammenhalten und zur Unterstützung ihrer Familien mit nach Hause bringen. Aber ich schildere Ihnen dies Thun und Treiben der Mehrzahl. Um also unsere Glaubensbrüder zu retten, begab ich mich in Nimushinsk sofort zum Ispravnik des Kreises, um ihn zu bitten, daß er durchaus keinem Lutheraner einen Paß zum Besuche der Goldwäschen gäbe, damit sie so gezwungen würden, sich in der Kolonie selbst anzusiedeln. Dieser aber sagte mir, daß dies durchaus nicht thunlich sei; denn die Leute kämen hier an ohne die geringsten Mittel zu ihrer weiteren Existenz; oft besäßen sie nicht einmal die nöthige Kleidung. Um aber als Kolonisten zu leben, dazu brauchten sie Haus, Hof, Pferde, Kühe, Pflug, Wagen, kurz alles was zum Ackerbau unbedingt nothwendig sei. Dies alles aber könnten sich diese Leute nicht sofort verschaffen, und daher müßten sie sich auf andere Weise ihren Lebens-Unterhalt zu erwerben suchen. Ein Theil der neu Angekommenen hat nun allerdings bei den schon Ansässigen Wohnung und Unterhalt gefunden, indem sie ihnen als Knechte dienen, aber der bei weitem größere Theil hat sich genöthigt gesehen, sich auf die Goldwäschen zu verdingen. So ist also die materielle Noth wiederum der Grund, daß wenigstens Viele dieser Unglücklichen trotz aller Zugeständnisse von Seiten des Gouvernements hier doch nicht das haben und finden, was ihnen am meisten Noth thut. Von den Goldwäschen erhalten sie, was auch noch sehr verlockend ist, sofort ein Angeld von 20—30 Rbl. S. Einige verwenden es gut, kaufen sich Kleider und was sie sonst nöthig haben; Andere aber versaufen dies Geld auf der Stelle, bitten dann noch einmal und erhalten auch wieder Geld, wenn auch nicht so viel als das erste Mal. So wird also jeder Leidenschaft und jedem Verderben der Menschen hier Vorschub geleistet. Dazu kommt, daß fast Alle ohne Weiber hier ankommen, und hier auch nicht die Möglichkeit haben zu heirathen, da die wenigen Mädchen, die in der Kolonie sind, immer schon im 17. Jahre an die Söhne der Ansässigen verheirathet werden. Das ist überhaupt ein großer Mangel, der sehr fühlbar zu werden anfängt, daß die Leute keine Mädchen oder Frauen, mit denen sie sich verheirathen könnten, vorfinden. Die wenigen Mädchen, die sich unter den Angekommenen befanden, im Ganzen 3, sind auch sofort verheirathet worden. Ohne eine Hausfrau aber Landwirth-

schaft zu treiben, möchte wohl auch nur sehr schwer möglich sein. Ueberhaupt kann man sagen, daß die verheiratheten Leute lieber zu Hause bleiben, sich mit mehr Lust ansiedeln und nicht so sehr der Gefahr ausgesetzt sind, sich an ein Vagabunden-Leben zu gewöhnen, was ihnen im ledigen Stande hier nur zu leicht wird. Deshalb geht nun meine erste und wichtigste Bitte dahin, daß die Herren Pastoren der Ostsee-Provinzen darauf hinwirkten, daß die in der Heimath schon Verheiratheten, deren Urtheil „auf freie Ansiedelung (russisch „на вольное поселеніе“) lautet, immer ihre Frauen und Kinder mit hierher brächten. Einer der Angekommenen hat mich sogar gebeten, nach Kurland zu schreiben und seine Frau zu bitten, daß sie ihm hierher folge. Sind die Reise und die 2 ersten Jahre überstanden, so mögen sie hier wohl eben so gut und noch besser ihr Stücklein Brot haben, als daheim. Dagegen möchte ich wenigstens nicht Veranlassung dazu geben, daß die in die Samoden oder auf Zwangs-Arbeit Verschickten dasselbe thäten.

Zweitens bitte ich die Amts-Brüder, allen Verschickten bei ihrem Abschiede aus der Heimath zu sagen, daß, wenn sie Kinder unterwegs bekommen, sie dieselben auf jeden Fall selbst taufen; und daß hier in Ost-Sibirien auch ein Prediger ist, an den sie sich nur zu wenden brauchen, so wird er ihnen in jeder Beziehung Hülfe und Schutz verschaffen. So ist es mir schon öfter gelungen, Leute, die nach Nertschinsk gehen sollten, hier in Irkutsk fest zu halten. Um nur ein Beispiel anzuführen, so ist jetzt hier in Irkutsk ein Klempner und Waffenschmidt Müller aus Dorpat, der für Falsch-Münzerei nach Nertschinsk bestimmt war. Er kam aber zu mir, klagte mir seine Noth; ich ging seinetwegen zum Gouverneur Wenzel, der ein Deutscher ist und so gelang es mir, den Mann hier zu behalten. Er ist jetzt verheirathet, hat Haus und Hof, Arbeiter und Pferde und sehr guten Verdienst, ja er lebt, was das Materielle anbetrifft, wahrscheinlich in besseren Umständen, als er sie in der Heimath jemals hätte erlangen können. Wäre er nicht zu mir gekommen, so wäre er jetzt auf den Goldwäschen im Nertschinskischen und wahrscheinlich schon ein Opfer des gräßlichen Scorbuts, der dort herrscht und jährlich Hunderte dahinrafft, geworden. Aber die Leute wenden sich im Ganzen selten an mich und sie bei den

ungeheuren räumlichen Entfernungen aufzusuchen ist, wirklich unmöglich.

Drittens ist es jetzt an der Zeit ein Schulhaus zu bauen, da die Zahl der Kinder in der Kolonie doch schon ziemlich groß ist; in diesem Schulhause müßte auch ein Lehrer, der finnisch und vielleicht sogar esthnisch verstünde, seine Wohnung erhalten und außerdem müßte es zu gleicher Zeit so groß sein, daß die Leute in demselben ihre sonntäglichen gottesdienstlichen Versammlungen halten könnten. Durch diesen Bau würden die Leute auch Arbeit und Verdienst in der Kolonie selbst finden. Ich habe bis jetzt in Ost-Sibirien für diesen Zweck theils in der Kolonie theils und vorzüglich an andern Orten 81 Rbl. 67 Kop. gesammelt. Wird nicht Hülfe aus den Ostsee-Provinzen kommen, so werden die armen Leute wohl noch lange auf ein solches Schulhaus warten müssen. Daher bitte ich die hochgeehrten Herren Amtsbrüder, diesen Unglücklichen auch hier noch thatsächlich zu beweisen, daß ihre Kirche sie nicht vergessen hat, und noch Eins ist mit ihnen in der Liebe, in der Hoffnung und im Glauben.

Viertens könnten vielleicht auch geradezu Geldmittel an Solche vertheilt werden, die mit Weib und Kind hier ankommen und für den ersten Anfang nichts haben, sich ihr Leben zu fristen. So habe ich bei meiner letzten Anwesenheit in der Kolonie eine arme lettische Frau gefunden, die ihrem Manne mit 2 Kindern gefolgt war. Der Mann hat ihr nicht ein Haus, sondern eine jämmerliche kleine Hütte gebaut, wo sie mit ihren Kindern in der größten Armuth und Dürftigkeit lebt. Er selbst ist, da er keinen anderen Ausweg sah, auf die Goldwäschen gegangen, um so sich für den Anfang wenigstens ein kleines Kapitälchen zu sammeln, und um damit dann im nächsten Jahre seine Wirthschaft beginnen zu können. Einer solchen Familie, wenn man sieht, daß es wirklich ordentliche Leute sind, Geld zum Ankauf einer Kuh und eines Pferdes zu schenken, das wäre ein Werk in Gott gethan, das irdischen und himmlischen Segen mit sich bringen würde. Aber das ist es eben, unsere Mittel hier sind so ärmlich, daß wir in Irkutsk sogar immer zu den Russen unsere Zuflucht nehmen müssen, wenn irgend etwas für die Kirche gethan werden soll. So haben wir in diesem Jahre eine Orgel für unsere Kirche verschrieben, eine Sacristei an die Kirche angebaut und ein Nebengebäude zum Pastorate auf-

geführt, aber der größere Theil des dazu nöthigen Geldes ist von Russen, vorzüglich den hiesigen Goldwäschern, beigetragen worden! Trotz der schwierigen Verhältnisse, unter denen sich die neu Ankommenden hier anzusiedeln haben, sind im vorigen Jahre doch wieder 5 Häuser erbaut worden; und es ist jedenfalls Aussicht dazu vorhanden, daß die Kolonie nach einem Jahrzehend vielleicht nicht allein eine große, sondern auch wohlhabende und blühende Pflanzstätte unserer Kirche sein wird. Denn später, wenn die Zahl der Familien und Häuser größer ist, werden auch die neu Ankommenden leichter und schneller ein Fortkommen finden; nur für die ersten Jahre thut Unterstützung Noth, außerordentlich Noth. Sollten Sie daher oder vielleicht Andere der Herren Amtsbrüder etwas an Geld-Beiträgen für diese unglücklichen Glaubensbrüder in ihren Gemeinden sammeln können, so kann ich Sie wohl im Voraus der herzlichsten Dankbarkeit dieser armen Leute versichern. Schicken Sie gefälligst das Geld nur an mich, ich werde es entweder nach Ihrer Bestimmung dem hiesigen Kirchenrathe zur Aufbewahrung und sichern Verzinsung übergeben, um damit später, wenn die Summe groß genug ist, ein Schulhaus erbauen zu können, oder aber es bei meiner abermaligen Reise dahin im December dieses und Januar des folgenden Jahres sofort unter die Hülfsbedürftigsten vertheilen. Irkutsk, den 3. Juni 1858.

C. Coßmann,
Pastor in Irkutsk und Divisions-Prediger von Ost-Sibirien.

Zur Chronik der Evangelisch-Lutherischen Parochie von **Bialystok**. Dieselbe, zur Kategorie von § 159 der K. O. gehörig, umfaßt das Gebiet der früheren Provinz Bialystok, oder gegenwärtig — seit der im Jahre 1842 erfolgten Gebiets-Veränderung der westlichen Gouvernements des Reiches — die Kreise Bialystok — Bielsk (nebst Drohiczyn) und Sokolka im Gouvernement Grodno.

Die erste **Bildung der Gemeinde** fällt in die Zeit der Besitznahme der Provinz Bialystok durch die Krone Preußens im Jahre 1795, wodurch sowohl die Anstellung Preußischer Beamten, als auch die Einwanderung Deutscher Professionisten hierselbst erfolgte. — Daher ging auch die Anstellung der ersten Seelsorger dieser Gemeinde von Preußen aus, bis im J. 1811 die Provinz Bialystok

traktatmäßig (Traktat zu Tilsit 1807.) an die Hohe Krone Rußlands überging.

Prediger sind seither an derselben gewesen: 1) Der Königlich-Preußische Feldprediger Brettschneider, vom Jahre 1796 bis 1803; — 2) der Königlich-Preußische Feldprediger Herkner, vom J. 1804 bis zum Monat April 1810; — 3) der Pastor und Propst Heise, vom Monat April bis December 1810.

Darauf trat im J. 1811 eine zehnjährige Predigervakanz ein, während welcher die Vikarbedienung der Gemeinde besorgt haben: a) Pastor Hilsemitz aus Grodno im J. 1811; b) der Königl. Sächsische Feldprediger E. D. Richter, im J. 1812, alternirend mit dem Ersteren. Von da ab aber besorgte, bis zu Ende der ferneren Vakanzzeit, die Vikarbedienung der schon genannte Pastor Hilsemitz allein.

Im Jahre 1819 den 11. Februar wurde hierauf, durch Munificenz Seiner Majestät des Herrn und Kaisers Alexanders I., für den Gouvernements-Prediger von Bialystock ein jährliches Krons-Gehalt von 400 Rbl. S. Allerhöchst ausgesetzt, in dessen Folge die seither noch immer sehr kleine Gemeinde die Möglichkeit erlangte, auch fernerhin einen eigenen Seelsorger zu erhalten. Und zwar folgten seitdem: 4) Pastor Johann August Drepper vom Jahre 1821 bis 1822. Darauf, nach einer dreijährigen Vakanzzeit, 5) Pastor Friedrich Christoph Haupt, vom J. 1826 bis 1838, und zuletzt 6) Pastor Theodor Küntzel, vom Anfang des J. 1839 bis zur Gegenwart. —

Das Kirchengebäude ist von Ziegelsteinen gebaut, 11½ Faden lang, 7 Faden breit, mit einem stumpfen Thurmbau versehen, besitzt Orgel und Glocke, und wurde im J. 1829 zum gottesdienstlichen Gebrauche eingeweiht, nachdem die Gemeinde bis dahin ihren Gottesdienst in gemietheten Privathäusern hatte abhalten müssen.

Das Pfarrhaus, gleichfalls von Ziegelsteinen gebaut, 6½ Faden lang, 6½ Faden breit, zwei Stockwerke hoch, mit Hofraum, Stallungen und Gartenplatze versehen, wird seit dem J. 1840 von dem derzeitigen Pastor bewohnt. — Das obere Stockwerk desselben enthält die Predigerwohnung, das untere dagegen die Wohnung des Cantors und Lehrers, so wie auch zugleich das Local der hiesigen Kirchenschule. — Auch zur Wohnung des Pastors hatten vordem verschiedene Privathäuser von der Gemeinde gemiethet werden müssen.

Beide Gebäude, Kirche und Pastorat, sind übrigens bloße Umbauten alter Gemäuer; und zwar die Kirche der Umbau eines ehemaligen Brauhauses, und das Pastorat der eines dazu gehörigen Malzhauses, welche zu ihrer gegenwärtigen Bestimmung auf Kosten der Gemeinde recht zweckmäßig und freundlich eingerichtet worden sind. Jene Gebäude selbst aber nebst dem dazu gehörigen Grundstücke sind ein Gnadengeschenk Seiner Majestät des Herrn und Kaisers Alexanders I. an die Gemeinde vom J. 1825, während dagegen zum Umbaue des Pastorates nebst Zubehör Seine Majestät der Herr und Kaiser Nicolai I. einen Geldbeitrag Allerhöchst zu bewilligen geruht haben, und zwar im J. 1839 durch Verleihung eines Gnadengeschenkes von 1000 Rbl. S. und im J. 1840 mittelst eines nochmaligen Allerhöchsten Zuschusses von 800 Rbl. S. zur Vollendung des Baues.

Neben der obigen Kirche bestehen sonst noch sechs Bet- und Schulhäuser in den folgenden zu besonderen Filial-Gemeinden nach einander organisirten Ortschaften der Parochie: in Supras'l, Knyszyn, Ciechanowiec, Michalowo, Choroszcz und Dobrzyniewo, in welchen, unter oberaufsichtlicher Leitung des Pastors, von den bei denselben angestellten Küstern und Lehrern sowohl sonn- und festtäglicher Gottesdienst abgehalten, als auch zugleich regelmäßiger Schul- und Religions-Unterricht ertheilt wird; während zugleich auch der Pastor selbst jährlich jene Filial-Gemeinden, nach Verhältniß des Bedürfnisses, wiederholentlich bereist, und dabei auch die Schul- und Religions-Examina abhält, so wie auch die Confirmation der dazu vorbereiteten Jugend vollzieht.

Der Gottesacker in Bialystok, gegen 1 Werst vom Pastorate entfernt, und 1240 Quadratfaden groß, ist mit einer Mauer von Feldsteinen umgeben und mit wilden Kastanien-Bäumen bepflanzt. — Auf demselben befindet sich über einer Familiengruft eine kleine gemauerte Kapelle, welche, vorkommenden Falles, auch als Leichenkammer benutzt werden kann. Außerdem aber befinden sich in der Parochie sonst noch andere Evangelische Gottesäcker in Supras'l, Choroszcz, Michalowo, Knyszyn, Grodek, Bielsk, Siemiatycze und Ciechanowiec.

Der Gottesdienst wird gehalten, hier und in den Filialen, an jedem Sonn- und Festtage Morgens von 10½ bis 12½ Uhr, und zwar in der deutschen Sprache

allein, indem die Gemeinde ausschließlich aus Deutschen besteht.

Die Deutschen Nationalen der Gemeinde sind der größten Mehrzahl nach Preußische und zum Theil auch Polnische Unterthanen, während dagegen nur ein geringer Bruchtheil der Gemeinde dem Russischen Unterthan-Verbande angehört. Die meisten derselben sind in Folge der seit den letzten drei Jahrzehnden hier zahlreich entstandenen größeren und kleineren Tuchfabriken aus dem Auslande eingezogen, und bestehen vornämlich aus dürftigen Lohnarbeitern jener Fabriken, deren Besitzer allein zu den Wohlhabenden gehören, und darum auch vorwiegend die Lasten zum Unterhalte von Kirche, Bethäusern und Schulen ihrerseits zu tragen haben. — Zu den Russischen Unterthanen in der Gemeinde dagegen gehören vorzugsweise die nur wenigen aus Preußischer Zeit hier noch zurückgebliebenen Familien aus dem Handwerkerstande, so wie überdieß auch einzelne wenige Krons-Colonisten.

Der Unterhalt des Predigers besteht derzeit in einem jährlichen Kronsgehalte von 200 Rbl. S. neben den sonst noch üblichen unbestimmten kirchlichen Accidenzien, und besitzt derselbe außerdem weder Pastoratsland, noch empfängt er irgend welche Gemeinde-Abgaben an Geld oder Naturalien, so daß dadurch, ungeachtet seiner verhältnißmäßig recht bedeutenden Arbeitslast, seine auskömmliche Existenz hierselbst nur auf sehr unsicherer Gruudlage ruht, und namentlich allen Schwankungen der industriellen Unternehmungen seiner Parochialen wesentlich mitunterworfen ist. Die Verringerung aber des für denselben ursprünglich fixirten Krons-Gehaltes von 400 Rbl. S. um die Hälfte jenes Betrages erfolgte auf Grund Allerhöchsten Befehles Seiner Majestät des Herrn und Kaisers Nicolai I. vom 17. April 1845 zu dem namentlichen Zwecke, um daraus, so wie auch aus dem gleichzeitig um die Hälfte verringerten Krons-Gehalte des Pastors zu Schaul (Sawnary), für den Pastor zu Wilna, neben dessen fixirtem Gemeinde-Gehalte, noch ein anderweitiges Krons-Gehalt von 450 Rbl. S. zu bilden und demselben zu überweisen. — Die Bestreitung aller anderweitigen Kirchen-Bedürfnisse dagegen, so wie auch die Besoldung aller übrigen Kirchen- und Schulbeamten, erfolgt hier wie in den Filial-Gemeinden theils aus den jährlichen Einkünften der Kirche und Bethäuser, theils auch mittelst jährlich repartirter Gemeinde-

Beiträge. — Aus diesem Fond beziehen namentlich ein jährliches Gehalt die folgenden **Kirchenbeamten**:

1) In **Bialystok** — Kreisstadt am Flüßchen Biala im Gouvern. Grodno, vom Consistorialsitze Mitau 601 Werst entfernt, — der Cantor und Lehrer Carl **Rother** — Gehalt 200 Rbl. S. Die Kirchenschule daselbst besteht seit dem J. 1844, der derzeitige Lehrer an derselben ist seit dem J. 1856 angestellt und bisher unverheirathet. Schulkinder im letzten Jahre 1857 waren 37 Knaben, 34 Mädchen, zusammen 71 Zöglinge. 2) In **Suprasl**, Fabrik-Städtchen im Kreise Bialystok, am Flusse Suprasl, 16 Werst von dem Pastoratsorte entfernt. Der Küster und Lehrer Franz **Perlick**, Gehalt 250 Rbl. Die Kirchenschule besteht seit dem J. 1831, der derzeitige Lehrer ist seit dem J. 1848 daselbst angestellt, verheirathet und zählt gegenwärtig 1 männl. und 4 weibl. Familienglieder. Die dortige Kapelle ist massiv gebaut und besitzt eine Orgel. Die Zahl der Schulkinder betrug im letzten Jahre 64 Knaben, 32 Mädchen, zusammen 96 Zöglinge. 3) In **Knyszyn**, Stadt im Kreise Bialystok, am Flüßchen Elen, vom Pastoratsorte 26 Werst entfernt. Der Küster und Lehrer Rudolph **Salmen**, Gehalt 120 Rbl. S. Die Kirchenschule besteht seit dem J. 1833, der derzeitige Lehrer ist daselbst angestellt seit dem J. 1856, verheirathet und zählt gegenwärtig 3 männl. und 2 weibl. Familienglieder. Das hölzerne Bethaus besitzt eine Glocke. Die Zahl der Schulkinder betrug im letzten Jahre 20 Knaben, 15 Mädchen, zusammen 35 Kinder. 4) In **Ciechanowiec**, Stadt im Kreise Bielsk, am Flüßchen Nurzec, vom Pastoratsorte 86 Werst entfernt. Der Küster und Lehrer August **Kaiser**, Gehalt 100 Rbl. S. Die Kirchenschule besteht seit dem J. 1834, der derzeitige Lehrer ist daselbst angestellt seit dem J. 1852, verheirathet und zählt gegenwärtig 3 männl. und 2 weibl. Familienglieder. Das hölzerne Bethaus besitzt zwei Glocken. Die Zahl der Schulkinder betrug im letzten Jahre 29 Knaben, 23 Mädchen, zusammen 52 Kinder. 5) In **Michalowa**, Fabrik-Städtchen im Kreise Bialystok, am Flusse Suprasl, vom Pastoratsorte 35 Werst entfernt. Der Küster und Lehrer Carl **Marggraf**, Gehalt 150 Rbl. S. Die Kirchenschule besteht seit dem J. 1835, der derzeitige Lehrer ist daselbst seit dem J. 1851 angestellt, verheirathet und zählt gegenwärtig 2 männl. und 2 weibl. Familienglieder. Das hölzerne

Bet- und Schulhaus besitzt eine kleine Glocke. Die Zahl der Schulkinder im letzten Jahre betrug 38 Knaben, 27 Mädchen, zusammen 65. 6) In Choroszcz, Städtchen im Kreise Bialystok, am Flusse Narew, vom Pastoratsorte 12 Werst entfernt. Der Küster und Lehrer Friedr. Wilh. Moderow, Gehalt 200 Rbl. S. Die Kirchenschule besteht seit dem J. 1846, der derzeitige Lehrer ist daselbst angestellt seit dem J. 1857, verheirathet und zählt gegenwärtig 2 männl. und 1 weibl. Familienglieder. Das hölzerne Bet- und Schulhaus besitzt eine kleine Glocke und ein eigenes Positiv. Die Zahl der Schulkinder im letzten Jahre betrug 56 Kn., 48 Mädchen, zusammen 104. 7) In Dobrzyniewo, Dorf im Kreise Bialystok, am Flusse Suprasl, vom Pastoratsorte 8 Werst entfernt. Der Küster und Lehrer Ernst Ferd. Krüger, Gehalt 140 Rbl. S. Die Kirchenschule besteht seit dem J. 1856; der derzeitige Lehrer ist daselbst seit demselben Jahre angestellt, verheirathet, und zählt gegenwärtig 2 männl. und 2 weibl. Familienglieder. Die Zahl der Schulkinder im letzten Jahre betrug 22 Knaben, 18 Mädchen, zusammen 40 Zöglinge. In allen obigen sieben Kirchenschulen zusammen wurden demnach im letzten Jahre unterrichtet 266 Knaben, 196 Mädchen, zusammen 462 Zöglinge.

Anderweitige Kirchen-Fonds an baarem Gelde oder in liegenden Grundstücken besitzen weder die Parochial-Kirche noch auch die Bethäuser der Filial-Gemeinden.

Das Kirchen-Archiv beginnt mit dem J. 1796; die Kirchenbücher sind von da an bis zum Jahre 1826 nur unvollständig und lückenhaft geführt, späterhin vollständiger, und seit dem J. 1835 bis zur Gegenwart genau der jetzt bestehenden Norm des Kirchengesetzes angepaßt.

Der derzeitige Pastor, Theodor Küntzel, hat studirt in Breslau und Dorpat, ist ordinirt in Warschau als Pfarr-Administrator von Groß-Paproc im J. 1837, übergeführt als Pastor zu Bialystok im J. 1839, und verwaltet daselbst sein Pfarramt bis zur Gegenwart. Derselbe ist verheirathet, zählt gegenwärtig 3 männl. und 2 weibl. Familienglieder, hat seither mehre Dienstauszeichnungen erhalten, und ist zugleich auf Allerhöchsten Befehl Ihrer Majestät der Kaiserin Alexandra Feodorowna seit dem J. 1844 bei dem Bialystokschen Adeligen Fräulein-Institute als Evang. Religionslehrer angestellt, gegen eine jährliche Gratification nach Verhältniß seiner jeweiligen Lehrstunden.

Das religiöse, kirchliche und sittliche Leben der Gemeinde ist in den einzelnen Ständen und Ortschaften der Parochie sehr verschiedenartig gestaltet. Am niedrigsten steht in dieser Hinsicht die zahlreiche Klasse der unstät umherziehenden Lohnarbeiter in den hiesigen Fabriken, welche sich großentheils durch Rohheit und Unsittlichkeit auszeichnen, und sich dem Glaubensleben ihrer Kirche meist entfremdet haben; — wiewohl es auch hier manche rühmliche Ausnahme von jener allgemeinen Regel giebt. Recht erfreulich ist dagegen im Ganzen der sittliche und religiöse Zustand der hier dauernd ansäßigen Familien der höheren Stände, so wie der Handwerksmeister, Fabrikanten und Fabrikbesitzer insbesondere, von denen Manche überdieß durch ihre große Opferwilligkeit zum Besten ihrer geistlich und sittlich verkommenen ärmeren Mitbrüder sich ein ehrendes Denkmal ihres christlichen Namens errichtet haben. Als ein erfreuliches Zeichen von dem wachsenden kirchlichen Interesse der Gemeinde aber dürfte noch anzuführen sein, daß im Laufe der letzten drei Jahre neue Orgeln beschafft worden sind in der Parochial-Kirche zu Bialystock und in der Filial-Kapelle zu Supras'l, eine Fis-Harmonika für das Bethaus zu Choroszcz, und eine Orgel für den Betsaal der neu organisirten Filial-Gemeinde zu Brest-Litowsk, welche interimistisch während der letzten 12 Jahre ebenfalls mit der Ev. Lutherischen Parochie zu Bialystok verbunden gewesen ist. — Dabei besteht hierselbst noch, zur Hebung des christlichen Glaubenslebens in der Gemeinde, seit dem Jahre 1843 ein Hülfs-Bibelverein unter Vorsitz des derzeitigen Pastors, durch welchen seither, mit Ausschluß derjenigen heil. Schriften, welche von Privatpersonen aus dem Verlage der Englischen Missions-Anstalt in Warschau zur Bekehrung der Israeliten zahlreich eingeführt worden, an heil. Schriften verbreitet worden sind: 118 Bibeln und 104 N. Testamente, oder zusammen 222 heil. Schriften. — Auch ist, zur Begründung einer kirchlichen Armenpflege in der Gemeinde, eine Armenkasse im J. 1849 gestiftet worden, aus welcher seitdem verschiedene Hausarme eine Unterstützung von zusammen 280 Rbl. 32 Kop. S., und im letzten Jahre 1857 namentlich 54 Rbl. 1 Kop. erhalten haben. Ueberdies ist zu ähnlichem Zwecke durch gemeinschaftliche Beiträge aller christlichen Confessionen im J. 1856 ein christliches Armenhaus in der *Stadt Bialystok* gegründet worden, in

welchem durchschnittlich 36 Arme jährlich Wohnung, Beköstigung und theilweise auch Bekleidung erhalten, und aus dessen Fonds überdies auch noch verschiedenen christlichen Hausarmen eine monatliche Unterstützung gewährt wird.

Im Laufe des Jahres 1857 betrug die Seelenzahl in der Parochie: 1708 männl., 1575 weibl., zusammen 3283 Gemeindeglieder. Geboren wurden 105 männl., 104 weibl., zusammen 209 Kinder. Darunter waren 6 unehelich Geborne, 5 Todtgeborne und 2 Zwillingspaare. Getraut wurden 47 Paare. Gestorben sind 73 männl., 53 weibl., zusammen 126 Gemeindeglieder. Darunter erreichte das höchste Lebensalter eine Frau von 87 Jahren; todtgeboren waren 5, eines unnatürlichen Todes gestorben 2 (ein Mädchen durch Verschüttung in einer Sandgrube, und ein Mann ertrunken). — Confirmirt wurden 54 männl., 78 weibl., zusammen 132 Kinder. — Communicanten waren 1608 männl., 1048 weibl., zusammen 2656, wobei zu bemerken, daß unter den männl. Communicanten auch zahlreiche auswärtige Militärs mit eingeschlossen sind.

Pastor Th. Küntzel.

Auszug aus dem Protocoll der 24. Kreis-Synode der Präpositur auf der Bergseite der Wolga im Jahre 1858 vom 31. August bis 2. September zu Norka. Gegenwärtig bei der Synode waren alle Geistlichen dieser Präpositur, deren zu dieser Zeit 9 sind. Eröffnet wurde die Synode durch eine begrüßende Ansprache des Propstes Bonwetsch über 2. Cor. 5, 18., in welcher derselbe zunächst das Trostreiche in der Versöhnungsthat Gottes für Alle und den Prediger besonders, welchem Gott das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt, hervorhob, und dann darauf hinwies, wie jede Predigt zu ihrem Hauptinhalte eben diese Versöhnungsthat Gottes haben müsse. Die Synodal-Predigt wurde gehalten vom Pastor Jordan aus Goloi-Karamisch über 2. Cor. 1, 24. Er sprach von der unrichtigen und richtigen Stellung der Prediger zu den Gemeinden; von der unrichtigen, wo die Prediger Herren und insbesondere Herren über den Glauben der Gemeinde sein wollen, von der richtigen, nach welcher sie mitbehülflich und mitwirksam sein sollen zum wahren Heile und zur wahren Freude der Gemeinde.

In der ersten Sitzung theilte unter Anderem der Prä-

ses der Synode mit, daß den 23. und 24. Juli a. c. die erste Conferenz der Prediger auf der Bergseite in Ust-Solicha stattgefunden, daß auf derselben wissenschaftlich-theologische Gegenstände und praktische Amtsfragen verhandelt worden sind, und daß, der Conferenz vorangehend, kirchliche Vorträge über die Bibel- und Missionssache gehalten wurden. In der zweiten und zum Theile noch in der dritten Sitzung wurden 6 Candidaten für das Schul- und Küsteramt examinirt, und 5 derselben Zeugnisse der Tauglichkeit zu diesem Amte ertheilt. In der 3. Sitzung wurden außerdem von den Pastoren Collins und Marpurg Arbeiten verlesen. Von Pastor Collins über die Frage: Wer sind die *ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι* in 1. Cor. 14, 23 u. 24? Diese Frage beantwortete er dahin: 1) daß die *ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι* im 22. Verse, in welchem Paulus sagt, daß das Zungenreden den Ungläubigen, nicht den Gläubigen zum Zeichen oder Wunder sei — ebendieselben sind, von welchen er im 23. Verse spricht, daß sie nicht etwa die Sprachengaben überhaupt für Unsinn erklären, sondern daß sie nur von den Christen urtheilen: sie wären unsinnig, sofern sie in ihrer Versammlung, als unter sich, sich des Zungenredens bedienen, worin auch selbst Laien oder Ungläubige keinen vernünftigen Zweck, weil keinen Nutzen erkennen; 2) daß die *ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι* auch dieselben sind, von welchem Paulus im 24. und 25. Verse sagt: wenn ihnen die Corinthischen Christen einen verständlichen, begeisterten Vertrag hielten, würden sie — die *ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι* — darüber nicht spotten, sondern würden vielmehr, weil ihrer Irrthümer und Vorurtheile im eigenen Gewissen überführt und über ihre Sünde gestraft, durch die Macht des Geistes Gottes genöthigt werden zu bekennen: *ὅτι ὁ θεὸς ὄντως ἐν ὑμῖν* (den Corinthern) *ἐστίν*.

Pastor Marpurg, in seinem Aufsatze, behandelte die allen Predigern des Evangeliums geltende Mahnung des Apostels Paulus an Timotheus: „Habe Acht auf dich selbst!“ Er entwickelte dabei: 1) worin das Achthaben auf sich selbst bei den Predigern zu bestehen habe und 2) welche Beweggründe sie nöthigen müssen auf sich selbst zu achten.

In der 4. Sitzung las zunächst der Propst-Adjunct Bonwetsch eine Abhandlung über den freien Willen des Menschen vor. Nach der Unterscheidung zwischen libertas naturae, *formaler Freiheit*, welche jeder Mensch auch nach

dem Falle noch besitzt und libertas arbitrii-liberum arbitrium, substanzieller Freiheit oder Machtfreiheit, bezeichnete er das zu behandelnde Thema näher dahin: wie steht es um das liberum arbitrium bei dem noch unwiedergebornen Menschen? Darauf antwortend, wies er zunächst nach, wie das Zeugniß der heiligen Schrift und des Wiedergebornen gleichlautend dahin geht: daß durch die Sünde der Wille des Menschen also corrumpirt worden ist, daß er zu jeglichem (sittlich) Guten, zur Ausübung der christlichen *ἀρεταί*, gänzlich unfähig und untüchtig geworden ist. Alsdann verfolgte er die Lehre vom libero arbitrio in ihrer Entwickelung in der christlichen Kirche, welche Entwickelung in 3 Stadien sich verläuft: 1) von Clemens Alexandrinus und Origines bis zum Beginn des pelagianischen Streits, die Zeit des Schwankens, besonders im Orient, nach Rechts und Links in der Begriffsbestimmung des freien Willens bei den Unwiedergebornen; 2) von Augustinus einerseits und Pelagius andererseits bis zur Reformation, vornehmlich die Zeit der vom Mönchswesen und später noch von der Scholastik, von jenem praktisch und von dieser wissenschaftlich-systematisch, entwickelten semipelagianischen Anschauung; 3) die Reformationszeit, in welcher alle Lehren vom liberio arbitrio von der ächt biblischen bis zur schroff augustinischen oder craß pelagianischen symbolische Fixirung in den verschiedenen Kirchen und Secten erhielten. Schließlich bemerkte er, daß innerhalb der im Reformations-Zeitalter urgirten Lehrbegriffe vom libero arbitrio noch immer diese Lehre sich bewege und daß den falschen Lehren von demselben gegenüber immer wieder auf die Schriftlehre zurückgewiesen werden müsse: daß nämlich die Sünde im Menschen wohnend ist und jede Begierde wirkt, daß das Ich *σαρκικός*, unter die Sünde verkauft ist, und daß diese habituelle Herzensverfinsterung einzig und allein durch die Wirksamkeit der freien Gnade Gottes gehoben werden kann, welche neues Leben durch den heil. Geist in dem Menschen schafft und dadurch den von der Sünde geknechteten Menschen zum Dienste Gottes tüchtig macht.

Pastor Dönhoff trug alsdann einen Aufsatz vor über die in § 30 des Protokolls der 23. livländischen Provinzial-Synode und Thema 45 desselben Protokolls ausgesprochene Ansicht: „daß die evangelisch-lutherische Kirche, *ähnlich der* römisch-katholischen, in ihren kirchlichen Aucto-

ritäten immer die Macht haben müßte, die Prediger und Candidaten da zu verwenden, wo sie besonders Noth thun, und selbst schon im Amte stehende Prediger bei besondern Umständen interimistisch dorthin zu delegiren, wo eben von ihren Persönlichkeiten die beste und schnellste Abhülfe gehofft werden kann." Der Verfasser des Aufsatzes wies nach, daß die vorstehende Ansicht weder principiell zulässig noch auch praktisch im Geiste unserer evangelisch-lutherischen Kirche ausführbar sei. Die von ihm aufgestellten gegentheiligen Gründe sind in der Kürze folgende: 1) die für die kirchlichen Auctoritäten in obiger Weise beanspruchte Macht widerstreitet sowohl dem protestantischen Princip der Freiheit, als auch dem evangelischen Begriffe von dem allgemeinen Priesterthum; denn sie beraubt den Prediger seiner persönlichen Freiheit, und die Gemeinde ihres guten Rechtes, bei Pfarrbesetzung mitzuwirken; 2) die evangelisch-lutherische Kirche kann es nicht als eine „Verkürzung" ansehen, wenn sie jener pyramidal-zugespitzten Geschlossenheit des römischen Kirchenorganismus ermangelt, da sie ihrem Geiste nach mehr Gewicht darauf legen muß, daß sie ein lebendiger, als daß sie ein „geschlossener" Organismus ist; 3) da die kirchlichen Auctoritäten, welchen die in Rede stehende Macht eingeräumt werden soll, nicht als infallible Menschen angesehen werden dürfen, so fragt sich's, worin eine sichere Garäntie gegen jenen, der geschlossenen römischen Hierarchie anhaftenden, Makel der Willkürherrschaft gegeben sein soll? — 4) Die Veränderung unserer evangelisch-lutherischen Kirchen-Verfassung in Beziehung auf die Machtstellung der kirchlichen Auctoritäten zieht nothwendig und consequent die Veränderung auch noch anderer gesetzlichen Bestimmungen nach sich, wie namentlich der Bestimmungen sowohl über die Ordination, als auch über das Consistorial-Examen; denn soll dem Prediger und Candidaten jeder Schein des Rechts, dem Willen seines Obern nicht zu willfahren, entzogen werden, so muß der Ordinationseid der Art formulirt werden, daß Ordinandus bei Leistung desselben seinen Willen in den des Obern aufgehen läßt, und das Gesetz über das Consistorial-Examen muß dahin erweitert werden, daß es nicht nur zur Amtsübernahme berechtigt, sondern auch dazu verpflichtet, so daß, wer sich diesem Examen einmal unterzogen hat, in jedem außerkirchlichen Dienste eine Abberufung aus demselben

durch die Kirchengewalt gewärtigen muß. 5) Das
terimistische" Delegiren schon im Amte stehender
diger von einem Orte zum andern findet nicht g
Hindernisse theils in der Familie derselben, theils in
Gemeinden, welchen es selten zum Segen gereichen
wenn sie während der Abwesenheit ihres Predigers
wieder interimistisch von einem Delegaten bedient
den sollen.

Zum Schlusse legte der Verfasser seine Ansicht,
dem Mangel an Predigern im Innern des Reichs
helfen sei, in folgenden Punkten dar: 1) directe
dringende Aufrufe, von wem gehörig, an dienstlose
diger und Candidaten, ähnlich dem Brauche der Miss
vereine; 2) die Kirche hat die Pflicht, die armen un
bemittelten Gemeinden als Gegenstand ihrer innern
sionsthätigkeit zu betrachten und für dieselben theils
sprediger zu unterhalten, theils Subsistenzmittel für
angestellte Prediger zu beschaffen; 3) Erweiterung
Stipendiaten-Instituts bei der Universität, sei es au
sten des Staats oder der Kirche, damit dasselbe
Kräfte zur Verfügung für den Diaspora-Dienst liefe

Die Synode unterzog diesen Gegenstand einer
ders reiflichen und allseitigen Erwägung und erklär
mit dem Inhalte des von Pastor Dönhoff verle
Aufsatzes als mit dem Geiste und Principe unserer
übereinstimmend, völlig einverstanden, und würde e
zweckmäßig halten, wenn dieser Aufsatz durch den
in den Mittheilungen von Dr. Berkholz veröffentlicht w
— Pastor Dönhoff brachte die hiesige Praxis in Bezi
auf die Kirchensühne gefallener Frauenzimmer zur Sp
Nach seiner Ansicht ist dieselbe unbiblisch und unkir
denn 1) sei dieselbe nicht ein Straf-, sondern ein
den- und Versöhnungsact, und es dürfe daher
von der weltlichen, sondern von der geistlichen Ob
darüber erkannt werden; 2) erscheine dadurch, da
Sünderin bis zu ihrer, von höherer Stelle verfügten
schließung vom heil. Abendmahle dieses fortgenießt
sich trotz offenkundiger Sünde mit den übrigen Gem
gliedern kirchlich gleichberechtigt betrachtet, die nachträ
Aussöhnung mit der Kirche nur noch als eine leere F
und 3) führe eine solche nachträgliche Aussöhnung
Frauenzimmern, welche inzwischen in die Ehe getreten
oft entweder zur Entzweiung mit dem Ehemann

aus Furcht vor diesem, zu hartnäckiger Verzichtleistung auf die Versöhnung mit der Kirche. Er sprach deßhalb den dringenden Wunsch aus, daß diese Praxis bis zur Revision des Kirchengesetzes entweder ganz eingestellt, oder dahin abgeändert werden möchte, daß die Sünderin sofort nach geschehenem Sündenfall als solche der Gemeinde angezeigt und für ausgeschlossen erklärt werde: 1) vom heil. Abendmahl, 2) von dem Rechte eines christlichen Pathen, der priesterlichen Verlobung, des kirchlichen Aufgebots und der kirchlichen Trauung, und 3) vom kirchlichen Begräbnisse. Sie sei der kirchlichen Fürbitte zu empfehlen und nicht eher wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufzunehmen, als bis sie aufrichtige Reue zeige. Ueber die Ausschließung habe der Prediger ungesäumt die Erlaubniß des Hochw. Consistoriums einzuholen und über die stattgefundene Kirchensühne sofort wieder an Hochdasselbe zu berichten. Sämmtliche Synodalen konnten nicht umhin, den vorstehenden Wunsch des Past. Dönhoff zu dem ihrigen zu machen, weil auch ihnen dieser Uebelstand in einer so wichtigen kirchlichen Angelegenheit schwer auf dem Gewissen lastet.

In der 5. Sitzung legte Präses Synodi den Synodalen als bisheriger Geschäftsführer des Sections-Bibelvereins der Bergseite den Rechenschaftsbericht an den Haupt-Comität der Bibelgesellschaft in Rußland über die Thätigkeit der hiesigen Hilfsvereine vor. Aus diesem Berichte wurde ersehen, daß im letztverflossenen Jahre in hiesiger Gegend 231 Bibeln und 1702 Neue Testamente verbreitet wurden. Ferner wurde vom Präses, dem Wunsche der Synode gemäß, mitgetheilt, daß an Liebesgaben zum Besten der Heiden-Mission im letztverflossenen Jahre aus dieser Präpositur bei ihm 390 Rbl. 8 Kop. S. eingegangen und von ihm an die Missionsgesellschaft zu Basel geschickt worden sind. Derselbe legte den Synodalen noch ein zum größten Theil aus einer alten Agende genommenes Gebet zur Beprüfung vor, das dem von ihm schon oft gefühlten Bedürfnisse vielleicht abzuhelfen geeignet wäre, ein umfassendes Bußgebet neben der Litanei für den allgemeinen Bußtag zu haben; und die Synodalen sprachen einhellig ihren Wunsch dahin aus, dieses Gebet möge abwechselnd mit der Litanei besonders von den Küstern am allg. Bußtage gebraucht werden, — weßhalb dasselbe

Einem hochwürdigen Consistorio vorgestellt, und Hochdasselbe um Genehmigung des Gebrauchs ersucht werden möge.

Präses Synodi schloß die Synode nach vorhergegangenem Gesange eines geeigneten Lieder-Verses mit Gebet, dem „Vater-Unser," und dem Aaronischen Segen.

Correspondenz aus Nikolajew von Propst E. Kyber. Den 22. Novbr. c. habe ich Ihre Collecte für Zürichthal mit 50 Rbl. S. innigerfreut in Empfang genommen und am heutigen Tage an den Pastor Dobbert nach Zürichthal weiter befördert. Der Herr gebe, daß diese Gabe zur Verbreitung der Ehre seines Namens diene und lasse seinen Segen auf den milden Gebern, wie auf den bedürftigen Empfängern ruhen.

Den 22. Novbr. kehrte ich aus Elisabethgrad zurück. Diese Stadt liegt 170 Werst nördlich von Nikolajew, von wo sie mit ihren Evangelischen Confessionsgenossen seit 1830 als Filial durch den verstorbenen Consistorialrath Doll geistlich besorgt wurde. Zu Anfang des laufenden Jahres ist Elisabethgrad mit Einschluß der in der Umgegend zerstreuten Militair-Ansiedlungen auf Unterlegung dortiger Vorgesetzten zu einer Divisions-Predigerstelle erhoben und Allerhöchst bestätiget worden. Mittelst Predloschenie des Herrn Ministers des Innern vom 30. Juli 1858 wurde der Pastor Karl Doll, ältester Sohn des Vorerwähnten, zum Prediger in Elisabethgrad ernannt und am 16. Novbr. in der St. Marien-Kirche, gemäß ergangenen Consistorial-Auftrages, von mir, dem Bezirks-Propste, förmlich introducirt. Dieser Feier wohnten zahlreich versammelte Gemeindeglieder bei, unter welchen sich mehrere angesehene Militairpersonen befanden. Als Assistent traf nach beendigtem Gottesdienste auch der Pastor Remy von dem 90 Werst entfernten Fabrikorte Smela ein. Nachdem der Introducirende am Altare über die Fürsorge des Herrn für seine Gemeinde, ihren schuldigen Dank gegen denselben, die Nothwendigkeit der Liebe und des Vertrauens zu dem Prediger, über dessen ganze Aufgabe und den aus ihrer treuen Erfüllung hervorgehenden Segen gesprochen, zweckmäßige Ermunterungen damit verbunden, auch die Bestätigungs-Urkunde verlesen und dem Pastor Doll eingehändigt hatte, predigte der Letztere über Joh. 3, 16—21. von der Liebe Gottes gegen die sündige Menschheit, indem er als gläubiger Zeuge

für göttliche Wahrheit entwickelte, wie diese Liebe sich beseligend an den Bußfertigen und richtend an den Verstockten beweise. Er predigte zur Erbauung seiner Gemeinde, die ihr Wohlwollen gegen den Vater auf den Sohn übertragend, von dem wichtigen Bunde, den sie an diesem Tage einging, heilbringende Früchte erwarten darf. Zur Gründung der St. Marien-Kirche in Elisabethgrad hat ein Edler Livlands, Hr. Landrath u. Ritter Baron A. v. Vietinghoff, in freudig-dankbarer Erinnerung an die dem Kaiserhause geschenkte Großfürstin Maria Alexandrowna, 5000 Rubel S. dargebracht. Bei treuer Verwendung dieser Summe, einer dazu gekommenen Beisteuer und werkthätiger Theilnahme von Seiten hochgestellter Gemeindeglieder, konnte die Kirche in kurzer Zeit vollendet und am zweiten Sonntage nach Ostern, den 21. April 1857, eingeweiht werden. Der Bau, obschon nicht für eine große Gemeinde berechnet, ist ein wohlgelungener zu nennen und mit seinem ihn besonders zierenden, bis zur strahlenden Kreuzes-Spitze fast 12 Faden hohem Thurme ganz geeignet, die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit zu fördern.

Aus Bessarabien den 23. Dec. 1858. Erhalten in Riga den 12. Jan. 1859. Ihr ꝛc. Schreiben erhielt ich vor Antritt einer Reise in's Chersonsche, wo ich meinem Schwiegervater, Pastor Breitenbach in Großliebenthal, bei Einweihung einer neuen Kirche in dem Filialdorf Alexanderhilf assistirte. Es war mir erwünscht, daß Hr. Oberpastor Ripke zu Reval, der früher im Klöstitzer Kirchspiele hieselbst Pastor gewesen, für das St. Petersb. Evangel. Sonntagsblatt eine so anziehende und eingehende Beschreibung Bessarabiens gegeben hat. Dies Weihnachtsfest wird das letzte sein, das ich in meiner bisherigen Gemeinde (Arcis) feiere, da ich zu Neujahr, so Gott hilft, nach Großliebenthal, 20 Werst von Odessa, hinüberziehe, um als Adjunct meinem Schwiegervater die Hilfe zu leisten, deren er in seinem Alter bedarf. So wird das Kirchspiel Arcis auch wieder vacant. Ich habe hier drei Jahre im Amt gestanden, nachdem vor mir eine vierjährige Vacanzzeit vorausgegangen war. Das Kirchspiel Fairechampenois ist schon seit bald zwei Jahren auch vacant. Die Vices in letzterem hat P. Pingoud von Tarutino aus übernommen, und hat dadurch zu seinen eigenen fünf

Kolonien noch sechs hinzubekommen. Die Vices in Arcis übernimmt Past. Behning von Sarata aus. So hat denn Klöstiz unter allen fünf hiesigen Kirchspielen in Bessarabien noch allein seinen Pastor blos für sich. Nun, der Herr der Ernte wolle Arbeiter erwecken und auch hieher senden!

Sehr erfreulich war die Theilnahme, welche Pastor A. Döbner zu Kalzenau am 19. Nov. v. J., nach vollendetem 25sten Amtsjahre, erfuhr. Seine frühere Gemeinde zu Neuermühlen und Langenbergen sendete ihm durch ihren jetzigen Prediger eine sauber gebundene lettische Quartbibel mit gar freundlicher Dedication. Die lieben Brüder Wendenschen Kreises brachten ein kostbares Angebinde, — Meyer's Kommentar über das N. T. (14 Theile in 8 Bänden) — das als Angebinde freilich einen armen Landprediger bei seinem zeitraubenden Amte bange kann werden lassen, denn um daraus für Amt und Kreis Saft und Genuß zu saugen und wiederzugeben, welche angestrengte Mühe gehört dazu? — Von dem ältesten seiner Eingepfarreten, seinem vieljährigen väterlichen Freunde, dem Landrathe und Ober-Director von Schultz zu Alt-Kalzenau, erhielt er durch die lettischen Kirchenvormünder einen werthvollen, reich vergoldeten, höchst geschmackvoll gearbeiteten silbernen Kelch mit Deckel, Patene und Weinflasche, alles in einem starken Kästchen, um bei Kranken-Communionen zu dienen. — Ein zierliches Crucifix und ein Buch neuesten Datums (Löhe, der evangelische Geistliche) brachten Schwester- und Freundeshand. — Letztere bot auch manches herzliche schriftliche Wort in Wunsch und Gruß. Besonders ehrend und anerkennend war das Schreiben des Consistoriums aus vollzähliger Sitzung.

Trugen Gemeinden (durch die Kirchenvormünder), Schulen (durch die Schulmeister), Amtsbrüder, Eingepfarrte, Freunde und Verwandte mir ihre Glückwünsche im Hause zu in zahlreichem Zuspruch, — so drängte es Alle in's Gotteshaus, den tiefgefühlten Dank für solche Gnade zu bringen; — und so zog denn die ganze Versammlung gemeinschaftlich (13 Prediger mit dem Propste, 2 Candidaten und zahlreichen Gliedern der deutschen und lettischen Gemeinden beider Kirchen) hinauf in's große freundliche, in seiner reingothischen Bauart hochgewölbte Gotteshaus. Um mit diesem Gottesdienste einem höheren

Zwecke zu dienen, war das Kalzenausche Bibelfest auf diesen Tag verlegt; in diesem Sinne ward die gesegnete Feier begangen, wozu sich der Herr jeder Zeit, so oft wir in seine Thore ziehen, bekennen wolle!

Hirtenbrief, bei Veranlassung der Uebersendung der Allerhöchst bestätigten Statuten der „Unterstützungs-Kasse" für Evangel. Lutherische Gemeinden in Rußland.

An die Consistorien, Ober-Kirchenvorsteher-Aemter, Kirchenräthe, Kirchen-Vorstände und sämmtliche Geistliche der Evangelisch-Lutherischen Kirche Rußlands.

Gnade, Barmherzigkeit und Friede von Gott dem Vater und von dem Herrn Jesu Christo, dem Sohne des Vaters, — in der Wahrheit und in der Liebe sei mit Euch! Amen.

Es hat mich lange verlangt, liebe Brüder in Christo, an Euch ein Wort zu richten. Bin ich Euch Allen gegenüber ein Schuldner nicht allein im Sinne des Wortes Röm. 13, V. 8, sondern auch durch die Stellung, die es dem Herrn gefallen hat mir unter Euch zu geben (Röm. 1, V. 14), so fühle ich mich auch vielen Einzelnen unter Euch gegenüber verschuldet nicht allein für mannigfache mir erwiesene unverdiente Freundlichkeit, sondern auch für ehrende und ermunternde Zuschriften, die mir theils beim Ueberkommen des jetzt von mir bekleideten Amtes theils nach der mir gewordenen Verleihung des Bischofstitels zugekommen sind und die ich alle einzeln zu beantworten nicht im Stande gewesen bin. Erlaubt mir denn, Euch — Collegien wie Amtsbrüdern — jetzt insbesondere meinen herzlichen Dank zu sagen und zu versichern, daß mich das mir entgegenkommende Vertrauen zwar oft beschämt aber auch angespornt hat zu ernstem Gebete, mich seiner nicht unwürdig erweisen zu dürfen.

Es ist eine hoch erfreuliche Veranlassung, geliebte Brüder im Herrn, die mich eben jetzt bewegt mich an Euch zu wenden. Während im Auslande es Vereine giebt — unter unsern Glaubensgenossen wie unter andern Kirchen-Parteien, — da es jedem möglich gemacht ist, sein Schärflein nach Gal. 6, V. 10. zur Abhülfe der kirchlichen Bedürfnisse armer Gemeinden beizusteuern, ist es unter uns oft schmerzlich gefühlt worden, daß die Gelegenheit dazu nur in geringem Maaße geboten war und daß noch weniger *die mannigfachen* Nothstände in den Gemeinden

bekannt wurden oder Sicherheit vorhanden war, daß etwa in guter Meinung gegebene Beiträge auch auf die rechte Weise verwendet würden. Und doch sind eben in der Evangelisch-Lutherischen Kirche unseres Vaterlandes gar viele und schwere Nothstände, die bisher vergeblich einer Abhülfe entgegensahen und von denen diejenigen oft wenig wissen, welche sich, wie — dem Herrn sei Dank — in nicht wenigen Gegenden es der Fall ist, hinsichtlich der Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse keines Mangels bewußt sind. Es sind nicht nur die unglücklichen Verwiesenen unserer Confession in Sibirien, deren religiöse Bedürfnisse in neuester Zeit öffentlich besprochen worden, die der Hülfe bedürfen, es giebt in unserem weiten Vaterlande nicht wenige Evangelisch-Lutherische Gemeinden, die seit längerer Zeit schon von Herzen begehren, einen eigenen Seelsorger in ihrer Mitte zu haben, da der nächste Lutherische Pastor sie nur ein oder zwei Mal im Jahre zu besuchen vermag, — aber ihre Mittel reichen zur Erhaltung eines eigenen Seelsorgers nicht, ja manche haben es noch nicht zur Errichtung einer Schule für ihre Kinder bringen können, die häufig ohne Religions-Unterricht aufwachsen und mit dem Verlernen der Muttersprache auch dem väterlichen Glauben entfremdet werden. Oft genug auch fehlt es an Mitteln zum Bau von Kirchen, Bethäusern, Schulen oder Wohnungen für Prediger und Kirchendiener. Und wollte und könnte man den zerstreuten Gemeinden auch nur durch Anstellung von Reisepredigern helfen, — woher die Mittel dazu nehmen? An andern Orten wiederum sind die Gemeinden so stark und zahlreich oder auf so weitem Flächenraume zerstreut, daß ihre Bedienung die Arbeitskraft Eines Mannes bei Weitem übersteigt, oder die Schulen sind so überfüllt (bis 200, 300 Kinder, ja mehr in Einer Schule), daß Ein Lehrer und Ein Lokal durchaus nicht zureicht; es müssen Hülfs-Prediger und Hülfs-Lehrer angestellt oder Gemeinden und Schulen getheilt werden. Es kommt ferner vor, daß im Dienste ergraute und schwach gewordene Geistliche im Alter darben müssen und viel öfter noch sind Pastoren nicht im Stande, ihren Kindern eine irgend angemessene Erziehung zu geben, oder sind ihre hinterlassenen Familien, da von den Wittwen-Kassen doch größtentheils nur unzureichende Unterstützungen geboten werden, zu der traurigen Auskunft gezwungen, die Privat-Wohlthätigkeit in Anspruch zu nehmen. Und wenn es bis-

her einmal galt, irgend ein Institut zur Abhülfe kirchlicher Bedürfnisse, etwa zur Bildung von Kirchendienern, von Lehrern für Kirchenschulen zu gründen, da sah man sich die Hände gebunden, weil für Gründung und Erhaltung derselben nichts da war.

Es kann jetzt unter Gottes Gnadenbeistand anders werden. Se. Majestät, unser Allergnädigster Herr und Kaiser, der auch seine Unterthanen Evangelisch-Lutherischer Confession auf väterlichem Herzen trägt, hat die Statuten einer Unterstützungs-Kasse für Evangelisch-Lutherische Gemeinden Rußlands zu genehmigen geruht, welche mit dieser Zuschrift zugleich in Eure Hände gelangen. Ihr werdet daraus ersehen, wie es nun uns selber anheimgegeben und möglich gemacht worden ist, den oben aufgeführten Nothständen in unserer Kirche abzuhelfen und wenigstens, was durch Geldmittel zu erreichen steht, auch wirklich zu erreichen. Denn wahrlich, wenn die Hundert-Tausende unserer Glaubensgenossen in unserm großen Reiche nach Vermögen ein Schärflein beitragen wollen, wenn auch die Gemeinden, die am ersten der Hülfe bedürfen, sich darum doch nicht entziehen, ihren Beitrag dazu zu geben, daß wiederum andern geholfen werden könne, da soll es mit Gottes Hülfe wohl dazu kommen, daß wir nicht mehr bitter klagen dürfen über Rathlosigkeit, wenn die dringende Bitte an uns gelangt: helft den Brüdern, die Noth leiden an dem Nothwendigsten, an dem Brodte des Lebens! — Wir dürfen ja wohl hoffen, daß sich keine Gemeinde entziehen wird, Theil zu nehmen an dem Werke brüderlicher Liebe, daß sich allenthalben Hülfs-Comité's in den Gemeinden bilden werden, auf daß dies Werk recht eigentlich ein Liebeswerk der ganzen Evangelisch-Lutherischen Kirche Rußlands werde, daß sich unter uns ein Eifer entzünde, wie er in den ersten und in den besten Zeiten der christlichen Kirche sich kund gethan. Dazu fordere ich Euch, geliebte Brüder, im Namen unseres Herrn Jesu Christi auf und bitte Euch, laßt die Aufforderung weiter gelangen an die euch untergebenen Gemeinden.

Wir wissen zwar wohl, daß die Schäden in unsern Gemeinden, die durch solch Liebeswerk geheilt werden können, nicht die tiefsten und schwersten sind. Unsere vaterländische Kirche birgt in ihrem Schooße Schäden, die theils zu allgemein obwaltenden unserer Zeit gehören, theils ihr insbesondere eigen sind. Auch wir finden in unsern

Städten und überhaupt in den sogenannten gebildeten Ständen nicht selten einen schlimmen Geist des Unglaubens und des Indifferentismus, ja einen geistlosen Materialismus in nicht geringem Maaße verbreitet, auch wir machen in unserm Lager die Erfahrung, daß der berechtigte Eifer für die Bekenntnißtreue und das berechtigte Streben auf Grund aufrichtigen Glaubens an den Einen Herrn und Heiland mit jedem gläubigen Bruder sich geeinigt zu wissen, auseinandergehen in unberechtigten Hader und Streit und in unberechtigte Extreme, auch wir finden, wo gläubiges Leben erwacht ist, mancherlei sectirische, separatistische und pietistische Auswüchse. Wir treffen oft und nicht allein in den niedern Ständen auf große Unwissenheit in Religions-Erkenntniß und auf nicht geringen Aberglauben. Dazu kommen aber für uns noch manche eigenthümliche Verhältnisse. Wir finden bei uns Verbindungen mit an sich ehrenwerthen und von uns geachteten kirchlichen Gemeinschaften, die sich historisch auf eine oder die andere Weise in unsern Gemeinden gebildet haben, aber weder an sich wahre Verbindungen sind noch in der Weise, wie sie bestanden, fortbestehen können, deren friedliche Lösung indeß, ohne daß dem einen oder dem andern Theile Unrecht geschieht, gar schwer zu bewerkstelligen ist. Wir haben in unsern Gemeinden zum Theil so durchaus verschiedenartige Bestandtheile, nicht selten verschiedene Nationen und Sprachen, daß ein einheitliches Zusammenhalten und Zusammenleben ungemein erschwert wird. Wir haben außerdem Hindernisse, die der geistlichen Wirksamkeit in der Sünde überhaupt, wie in den Zeitströmungen sich entgegen stellen, gar manche eigenthümlicher Art, die oft den treuen Seelsorgern schmerzliche Seufzer auspressen, da sie sich ihnen mehr oder weniger gebunden gegenübergestellt sehen.

Aber, geliebte Brüder, welche andere Waffen haben wir nächst der ganzen in Ephes. 6 uns befohlenen Rüstung, um jene Feinde und Hindernisse zu bestreiten, welche andere Mittel, jene Schäden zu heben, als das Wort Gottes? Welche andere Waffen und Mittel gedenken wir Evangelischen jemals anzuwenden, als nächst dem Gebete die treue, lautere, ausdauernde, hinlänglich vervielfältigte Verkündigung des Wortes? O laßt mich bei dieser Gelegenheit Euch alle mahnen an den festen Grund, auf dem *unsere Kirche sich* erbaut hat! Er ist zwar kein anderer

und soll kein anderer sein, als der, auf welchem die ganze christliche Kirche einzig und allein für immer ruht, der einige Herr und Heiland Jesus Christus (1. Cor. 3, V. 11), aber zu ihm in Wahrheit führen kann uns auch nur das Wort der Propheten und Apostel (Ephes. 2, V. 20). Und die Predigt dieses Wortes in seiner vollen Wahrheit, Reinheit und Kraft (Röm. 10, V. 8—15), das ist's, was unsere Kirche immerdar verlangt hat und noch verlangt, das ist's, was uns allerdings in größerem Maaße Noth thut, denn wir bisher uns dessen noch rühmen dürfen, wie nach innerer Kraft und Gediegenheit so nach äußerem Umfange. Der Herr wolle durch seinen Geist es geben, daß ein neuer Eifer in der Verkündigung des Wortes unter uns erweckt werde!

Und mit des Herrn Hülfe soll unsere Unterstützungskasse eben dazu ja auch dienen. Sie soll die Mittel bieten, da, wo Verkündiger des Wortes, wo Lehrer der Jugend fehlen, sie anzustellen, da, wo ihre Wirksamkeit gehindert ist, die Hindernisse zu heben, und durch die Aussicht auf Versorgung im Alter und auf Versorgung ihrer Familie sie zur Treue und Ausdauer im Amte zu ermuntern. Sie soll da, wo es noch an Aufmerken auf das Wort, an Liebe dazu in den Gemeinden fehlt, durch den Eifer der Brüder dafür zu gleichem Eifer wecken und reizen. Ja wir dürfen mit gutem Grunde hoffen, der Herr werde es verleihen, daß die Bekanntschaft mit den wirklichen Bedürfnissen der Gemeinden, die Nachrichten über gesegnete Erfolge der Unterstützungen, die thätige Theilnahme an dem Liebeswerke selbst allenthalben auch gesegnet rückwirken, daß sich ein Gott wohlgefälliges, regeres Glaubensleben auch bei denen entzünden wird, die bisher im Besitze aller der kirchlichen Segnungen, welche so vielen ihrer Glaubensgenossen abgehen, nur zu wenig sie zu schätzen wußten.

Wenn ich denn Euch, geliebte Brüder, denen die Pflege des Gemeindelebens in den verschiedenen Theilen unseres Vaterlandes befohlen ist, wenn ich namentlich Euch, denen der Herr das geistliche Amt vertrauet hat, heute zurufe: so habt nun Acht auf Euch selbst und auf die ganze Heerde, unter welche Euch der heilige Geist gesetzt hat zu Bischöfen, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigenes Blut erworben hat (Apost.-Gesch. 20, V. 28, 1 Petri 5, V. 2), so rufe ich Euch auch zu: neh-

met Euch der Heiligen, der fernen Brüder, Nothdurft an (Röm. 12, V. 13.). Fördert mit allem Eifer und aller Liebe das Gedeihen unserer Unterstützungs-Kasse als eines Gott wohlgefälligen, auf Glauben gegründeten und im Glauben begonnenen Liebeswerkes und seid versichert, daß der Herr sich dazu bekennen wird mit seinem reichen Segen an Euch selber wie an den Brüdern.

Dem aber, der überschwänglich thun kann über Alles, das wir bitten oder verstehen, befehle ich dies unser Liebeswerk wie Euch selber! Ihm sei Ehre in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. St. Petersburg, im Nov. 1858.

Bischof Dr. Ulmann.

Aus dem Auslande.

Programm der Neuen Evangel. Kirchenzeitung, auf Veranstaltung des deutschen Zweiges des Evangel. Bundes herausgeg. von Lic. H. Meßner. (Aus Nr. 1. Berlin, den 1. Januar 1859.) (Preis halbjährl. 2 Thlr. Jährlich 52 enggedruckte Bogen 4.)

Ein Jahr ist verflossen, seit unter dem Banner des Kreuzes Christi und unter dem Schirm eines erhabenen Herrschers evangelische Christen aller Länder in Berlin zu einem Bunde der Liebe zusammentraten, wie er in Deutschland noch nicht geschlossen worden war. Noch ist in vieler Herzen das Andenken an jene verheißungsreichen Tage lebendig, in welchen evangelische Christen von nah und fern, von den Fürbitten vieler Tausende, die in der Heimath zurückblieben, begleitet, in dem Vertrauen nach dieser Stadt gekommen waren, daß auch auf deutschem Boden ihr Zeugniß von der über alle trennenden Schranken hinübergreifenden inneren Einheit aller lebendigen Bekenner des Evangeliums eine gute Stätte finden werde.

Als damals aus vieler Zeugen Mund die großen Thaten Gottes verkündet wurden und die Herzen durch diese Kunde sich mächtig gehoben fühlten, da empfanden es deutsche Glieder dieses Bundes schmerzlich, daß mit dem Schluß dieser Tage sich auch dieser Zeugen Mund für sie schließen und die zwischen den Nahen und Fernen geknüpfte Verbindung schon so bald wieder gelöst werden *sollte.* Dank den Männern, welche durch keine Hinder-

nisse zurückgeschreckt daran gearbeitet haben, ein größeres literarisches Organ zu gründen, durch welches diese so segensreiche Verbindung den evangelischen Christen deutscher Zunge auch ferner erhalten werden soll! Dank ihnen auch dafür, daß sie bei diesem Werk nichts übereilten, jetzt aber, wo sie den rechten Zeitpunkt für dasselbe gekommen sehen, auch nicht länger zögern wollen!

Auf ihre Aufforderungen sind wir, die Unterzeichneten, die wir verschiedenen Ständen und verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften Deutschlands angehören, zusammengetreten, um durch unser Wort einem Unternehmen Eingang und Zustimmung unter den evangelischen Christen Deutschlands zu bereiten, welches der gesammten deutschen evangelischen Christenheit in allen ihren lebendigen Gliedern zu dienen bestimmt ist. Indem wir uns zu diesem Werke als einem echt evangelischen gern bekennen, hoffen wir, daß unser Wort in den Herzen vieler deutscher Brüder denselben freudigen Wiederhall finden werde, dessen sich im verflossenen Jahre die von vielen unter uns ergangene Einladung zu den Versammlungen evangelischer Christen in Berlin erfreut hat.

Als nicht lange vor den Stürmen, welche vor einem Jahrzehnt Europa erschütterten, englische Brüder, im Blick auf die dem Evangelium in der christlichen Welt gegenwärtig drohenden Gefahren und in der Vorahnung noch größerer zukünftiger, ihren Ruf zu einer freien Verbrüderung aller wahren Bekenner des Evangeliums zu vereintem Kampf gegen die gemeinsamen Feinde erschallen ließen, da sind mehrere unter uns diesem Rufe freudig gefolgt und haben einen Bund mitbegründet, welcher seitdem seine Arme über alle Länder, in welchen evangelische Christen wohnen, ausgebreitet hat und unter allen Ständen seine Glieder zählt. Nur eine Stimme wurde damals, wie auch auf den späteren großen Versammlungen des Bundes vernommen. Es war die Stimme heiligen Schmerzes, daß die evangelischen Kirchen, die alle demselben Boden der Reformation erwachsen waren, einander so lange fremd gegenübergestanden hatten, ja nicht selten in Haß und Zwietracht gegen einander entbrannt waren. Es war die Stimme ernster Klage, daß eben deßhalb der Abfall von den reformatorischen Bekenntnissen zum Unglauben und zum Romanismus innerhalb dieser einzelnen kirchlichen Gemeinschaften einen so weiten Umfang und so große

Macht hatte gewinnen, und dagegen ihre Unternehmungen für das Reich Gottes nur so langsame Fortschritte hatten machen können. Es war aber auch zugleich die Stimme getroster Hoffnung auf eine bessere Zukunft der evangelischen Kirche — einer Hoffnung, die ihre feste Begründung darin fand, daß alle ihren eigenen Antheil an dieser gemeinsamen großen Schuld auf sich zu nehmen und offen zu bekennen bereit waren.

Die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" stellt sich in den Dienst dieses großen, über Länder und Meere hinausreichenden freien Bruderbundes und ist bestimmt, das Werk desselben unter den deutschen evangelischen Christen zu fördern. Im Dienst eines Bundes, der nicht im Verborgenen, sondern laut vor aller Welt in den großen Mittelpunkten des Weltverkehrs wiederholt ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen abgelegt und, um nicht von dem Vorwurf undeutlicher Rede getroffen zu werden, in seinen neun Artikeln auch die Grundwahrheiten des Evangeliums klar bezeugt hat, im Dienst einer Gemeinschaft, die unter ihren Gründern und eifrigsten Beförderern Männer zählt, die nicht mit den stumpfen Waffen eines selbstgebildeten Evangeliums, sondern mit dem scharfen Schwert des alten und doch immer neuen gekämpft hatten, — kann sie ihr Friedenswerk auf keinem anderen Grunde treiben, als auf dem Grunde des Evangeliums und in keinem anderen Zeichen zu siegen hoffen, als allein in dem Zeichen des Kreuzes Christi. Sie weiß, daß nur in diesem Zeichen Gott Frieden gestiftet hat zwischen den Nahen und Fernen und wird daher das Panier des Kreuzes hoch halten, so lange es ihr beschieden ist, das Werk des Friedens zu treiben. Im Blick auf dieses Zeichen wird sie es aber auch laut beklagen, daß, während die Feinde wach sind und in geschlossenen Reihen andringen, die Stimme bittern Streites nicht selten gerade aus dem Lager derer am lautesten erschallt, welche sich in dem heiligen Kampf für das Evangelium in die vordersten Reihen stellen. Diese Stimme wird in ihr nicht vernommen werden. Hinweg von dieser trüben Gegenwart und der oft noch trüberen Vergangenheit, in welcher lebendige Bekenner des Evangeliums ihre edelsten Kräfte in nutzlosem Kampf verzehrten, wird sie ihren Blick fest auf eine Zukunft richten, in welcher die vormals Getrennten als Glieder des *einen* Leibes unter dem *einen* Haupt sich *wieder gefunden* haben werden. In der immer stärker und

in immer weiteren Kreisen erwachten Sehnsucht nach einer freien Vereinigung aller wahren Jünger Christi sieht sie bereits die Morgenröthe des kommenden Tages dämmern. Daß dieser Dämmerung der volle Tag folge und sie nicht von neuer Finsterniß verschlungen werde, dahin an ihrem Theile zu wirken, wird sie mit allen Kräften bemüht sein. Um diesen Tag herbeiführen zu helfen, wird sie auch den Kampf nicht scheuen, ja sogar alle, die an ihrem Friedenswerke mitzuarbeiten berufen sind, zu vereintem Kampf aufrufen; aber ihr Kampf gilt nur dem, was den Frieden jetzt noch hemmt und stört, und hat einen dauernden Frieden zum Ziele. Diesen Frieden erblickt sie nicht in dem Siege der einen evangelischen Kirche über die andere, noch viel weniger in dem Siege einer der streitenden Parteien, sondern allein in dem Siege des Evangeliums selbst, welches von keiner dieser Kirchen verleugnet, von keiner aber auch ganz erschöpft wird. Eben darum wird sie auch bei aller Liebe zur heimischen Kirche und ihrem besonderen Bekenntniß doch stets mit weitem Blick die eine evangelische Kirche aller Zeiten, Länder und Nationen umfassen und durch die Kunde von den Fortschritten des Evangeliums in aller Welt die Herzen auf die großen Plane des Erlösers hinlenken und dadurch auf die Stärkung des neuerwachten evangelischen Brudersinnes kräftig einzuwirken suchen. Darum kann sie auch die mannigfaltigen Erscheinungen des kirchlichen Lebens, welche an ihr vorübergehen werden, nicht an dem Maßstab einer einzelnen evangelischen Kirche messen, vielmehr muß sie an jede dieser Kirchen selbst wieder den allein untrüglichen Maßstab, welchen das Evangelium ihr darreicht, anlegen.

Als Organ eines Bundes, der es wiederholt nachdrücklich bezeugt hat, daß er seine Glieder zu keiner äußeren kirchlichen Gemeinschaft zu vereinigen beabsichtige, der unter seinen eifrigsten Freunden Männer zählt, die als bewährte Vorkämpfer ihrer besonderen Kirche und deren Heiligthümer dastehen, kann der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung" nichts ferner liegen, als die berechtigten Schranken, welche nach Gottes Ordnung die evangelischen Kirchen von einander trennen, eigenmächtig niederreißen zu wollen. Zwar wird sie da, wo in einem Gebiete der evangelischen Kirche ein neu erwachtes Glaubensleben zwei eng mit einander verwandte Kirchen auf dem Grunde der von *vielen ihrer lebendigen Glieder* empfundenen inneren Zu-

sammengehörigkeit beider auch bereits zu einer äußeren Vereinigung hingeführt hat, ebenso fern davon bleiben, dieses unter Gottes sichtbarem Segen geknüpfte und noch bestehende Band irgendwie lockern oder gar zerreißen zu wollen, sie wird sich vielmehr dieses Bandes als eines kräftigen Förderungsmittels der inneren Einheit aller wahren Glieder der evangelischen Kirche freuen und dasselbe auch an ihrem Theile immer fester zu knüpfen bemüht sein. Darüber wird sie jedoch keinen Augenblick das ihr gesteckte Ziel aus dem Auge verlieren, sondern dem Beruf eines Bundes getreu, der kein anderes Gebot kennt als das Gebot der durch das Gesetz Gottes gebundenen freien Liebe, und keine andere Macht hat als die Macht der in dem göttlichen Worte begründeten Wahrheit, von jeder äußeren Vereinigung von Kirchen immer von neuem hinweisen auf die innere, tief begründete, nicht erst zu suchende, sondern bereits vorhandene Einheit aller lebendigen Bekenner des Evangeliums, damit angesichts derselben das durch die Schuld der evangelischen Kirche nur zu oft gehörte Wort von ihrer nahe bevorstehenden Selbstauflösung allen sogleich als falsche Weissagung erscheine.

Erhaben ist das Ziel, welches in dieser freien Verbrüderung aller lebendigen Glieder der evangelischen Kirche dem evangelischen Bunde vor Augen schwebt, und dem Streben nach einem solchen Ziele als Organ zu dienen, ist ernstester Arbeit werth. Und doch ist in der Brust eines jeden wahren Christen die Sehnsucht nach einem noch erhabneren rege, wie es das Wort des Herrn von der einen Heerde und dem einen Hirten vorhält. Die Sehnsucht wird erst dann gestillt sein, wenn auch diejenigen Kirchen, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt sich diesem Bunde noch verschließen, sich ihm freudig geöffnet haben werden. Die „Neue Evangelische Kirchenzeitung" müßte fürchten, dieses letzte Ziel in eine noch fernere Zukunft hinauszurücken, wollte sie, um jenes Wort des Herrn schneller verwirklichen zu helfen, auch nur eine der weniger wesentlich erscheinenden Wahrheiten des Evangeliums abschwächen oder einen der geringsten Irrthümer dieser Kirchen verdecken. Sie ist sich bewußt, einen dauernden Frieden nur dadurch an ihrem Theile vorbereiten zu können, daß sie die evangelischen Lebensäußerungen jener Kirche freudig begrüßt und zu stärken eifrig beflissen ist, ihre falschen Elemente da e-

gen da mit allem Nachdruck zu bekämpfen gerüstet ist, wo sie in die evangelische Kirche selbst einzudringen drohen.

Ihm aber, in dessen heiligen Dienst sich dieses Werk stellt, sei es in seinem Anfang und Fortgang befohlen! Er walte schirmend über allen, die daran arbeiten und bekräftige ihr Wort durch mitfolgende Zeichen! Er segne seine ganze evangelische Kirche in allen ihren Abzweigungen und Gliedern! Er sei mit dem Geiste seiner Gnade dem edlen schwergeprüften Schirmherrn des Evangelischen Bundes innig nahe und erhöre die Gebete, in welchen evangelische Christen aller Länder und Zungen sich für ihn vereinen! Er lasse sein königliches Haus auch ferner, seiner hohen Mission eingedenk, mit hochherzigem Sinn an dem Friedenswerk der Vereinigung evangelischen Christen arbeiten!

Gen.-Superint. Dr. Hoffmann, Propst Dr. Nitzsch, Ober-Consistorialrath Dr. Snethlage, Prediger Dr. Couard, Prediger Arndt, Archidiak. Müllensiefen, Prof. Dr. Carl Ritter, Seminar-Director Thilo in Berlin; Consistorialrath Dr. Tholuck, Consistorialrath Dr. Müller, Prof. Dr. Hupfeld, Prof. Dr. Moll, Prof. Dr. Jacobi in Halle; Prof. Dr. Niedner in Wittenberg; Consistorialrath Frobenius in Merseburg; Superint. Dr. Stier in Schkeuditz; Superint. Borghardt in Stendal; Prof. der Rechte Dr. Jacobson in Königsberg; Consistorialrath Dr. Vogt in Greifswald; Pastor Lic. König in Wolkwitz bei Demmin; Consistorialrath Dr. Göbel in Posen; Geh. Justizrath Dr. Abegg in Breslau; Superint. Haacke in Schweidnitz; Superint. Redlich in Ratibor; Graf zu Egloffstein auf Schwusen bei Groß-Glogau; Generalmajor von Rudloff in Niesky bei Görlitz; Consistorialrath Thielen in Koblenz; Prof. Dr. Krafft in Bonn; Pastor Schröder in Elberfeld; Pastor Lic. E. W. Krummacher in Duisburg; Pfarrer Ball in Kreuznach; Pfarrer Dr. Lohmann in Wesel; Präpositus Giesebrecht in Mirow in Mecklenburg-Strelitz; Prof. Dr. Fricke in Kiel; Pastor prim. Treviranus, Pastor Dr. Mallet in Bremen; Ober-Appellationsrath Dr. Pauli in Lübeck; Consistorialrath Dr. Bonnet in Frankfurt a. M.; Abt Dr. Ehrenfeuchter, Consistorialrath Dr. Dorner, Prof. der Rechte Dr. Herrmann, Geh. Hofrath Dr. Heinrich Ritter in Göttingen; Geh. Kirchenrath Dr. Nielsen in Oldenburg; Gen.-Sup. Dr. Walther in Bernburg; Consistorialrath Dr. Kohlschütter in Dresden; Sup.

Dr. Lechler in Leipzig; Prof. Dr. Henke, Prof. Dr. Heppe Prof. der Phil. Dr. Weißenborn in Marburg; Consistorialrath Carl in Hanau; Dekan Rinck in Hachenburg in Nassau; Prof. Dr. Schenckel, Geh. Kirchenrath Dr. Hundeshagen, Prof. Plitt in Heidelberg; Prälat Dr. Ulmann Seminar-Director Stern, Hofprediger Beyschlag in Karlsruhe; Pfarrer Ledderhose in Brombach bei Lörrach in Baden; Prälat Dr. v. Kapff in Stuttgart; Dr. v. Barth in Calw; Prof. der Rechte Dr. Schrader, Prof. der Phil. Dr. H. Fichte in Tübingen; Consistorialrath Dr. Ebrard in Speyer; Pfarrer Güder, Archidiak. Baggesen in Bern Rathsherr Adolf Christ, Prof. Steffensen in Basel; Pfarrer Deggeller in Dörflingen im Canton Schaffhausen Consistorial-Assessor Dr. Berkholz, Staatsrath von Schweb in Riga; Prof. van Andel, Prof. Ballagi, Victor Hornyánszky in Pesth.

№ 199. Gegen den Druck dieser Mittheilungen und Nachrichten ist nach vorgängiger Durchsicht, von Seiten des Livl. Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 27. Januar 1859.

Gen.-Sup: Dr. F. Walter,
Vice-Präses.
H. Busch, Notär.

Ist zu drucken erlaubt.
Im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Ehst- und Kurland
Hofrath Burchard Poorten.

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1859.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Noch einmal Rechtfertigung und Heiligung,

von

Pastor Bertoldy zu Elisabeththal bei Tiflis.

Im letzten Oktoberheft dieser Zeitschrift ist ein ausführliches Protokoll der 23. Kreis-Synode auf der Bergseite der Wolga abgedruckt, aus dem ersichtlich ist, daß in der 4. Sitzung von einem Synodalen ein Vortrag unter dem Titel gehalten worden ist: Zurückweisung des unlutherischen Vorschlags eines lutherischen Pastors, als Entgegnung auf den Artikel: „Rechtfertigung und Heiligung.“ Wiewohl nun dem Verfasser des berührten Artikels von jenem Vortrag nichts weiter bekannt ist, als das dort gegebene kurze Referat, so ergreift er doch die Gelegenheit, die sich ihm hier darbietet, mit Freuden, auf diesen seinen Artikel noch einmal zurückzukommen, da er die in demselben niedergelegten Ansichten nicht gerne als sein letztes Wort betrachtet wissen möchte. Es war ihm von Freundeshand zwar Aussicht gemacht worden, daß derselbe in diesen Blättern eine ausführlichere Erwiderung erfahren werde, allein da dieselbe bis jetzt ausgeblieben ist, so glaubt er nicht länger zögern zu dürfen, auch nur auf Grundlage jener skizzenhaften Widerlegung den Gegenstand noch einmal zur Besprechung zu bringen, theils um wirklich Un-

haltbares darin einfach zurückzunehmen, theils um dunkler Partieen näher zu erörtern, und damit seinen Freunde die Beruhigung zu geben, daß der Schreiber dieser Zeile mit seinen lutherischen Ueberzeugungen nicht in Widerspruc gerathen ist.

Wenn nun der Titel jenes Vortrags lautet: Zurück weisung des unlutherischen Vorschlags rc., so kan der Verfasser gegen das Prädikat unlutherisch nichts ein wenden, denn in der That war der Vorschlag unlutherisch Wenn es aber am Schlusse des Referats heißt: An Grund dieser Entgegnung sei der bezeichnete Vorschlag al schriftwidrig zurückzuweisen, so muß er gegen da „schriftwidrig" Protest einlegen; denn nicht alles, was un lutherisch ist, kann deswegen auch als schriftwidrig bezeich net werden. Die lutherische Hervorhebung der centrale Bedeutung der Rechtfertigungslehre ist eben Eine An schauungsweise des Lehrgehaltes der heil. Schrift; es gib aber neben dieser auch noch eine andere, nicht minder be rechtigte, die, weil sie nicht gerade lutherisch ist, doch nich schriftwidrig genannt werden darf. Die heil. Schrift is eben die Quelle, und die Kirchenlehre ist das daraus Ab geleitete. Nun kann ja eine Kirchenlehre durchaus richti und wahr, d. h. schriftgemäß sein, ohne doch die Quell in ihrer Darstellung zu erschöpfen. Jeder Evangelisch Prediger weiß, daß man über einen bibl. Text viele Pre digten halten kann, je nachdem man den Text unter eine gewissen Gesichtspunkt stellt, und die dann doch alle text gemäß sein können. Wenn es anders wäre, wer würd denn alle Jahre über dieselben Pericopen predigen wollen Das ist die Prärogative der unerschöpflichen Tiefe gött licher Gedanken. Der Text geht durch eine menschlich Individualität hindurch und bekommt von dieser sein

Färbung. Aehnlich wird es sich mit einer Kirchenlehre verhalten. Zudem ist die Schrift selbst nicht durch Einen Menschen geschrieben, sondern die darin niedergelegten Offenbarungen sind durch das Medium vieler Menschen gegangen, und keinem aufmerksamen Bibelforscher kann es unbekannt geblieben sein, daß die verschiedenen Bücher der heil. Schrift auch das Gepräge der menschlichen Individualität ihrer Verfasser an sich tragen. Sie sind zwar alle von einer und derselben Sonne beschienen, aber deren Licht zaubert eben nach der verschiedenen Strahlenbrechung unterschiedliche Farben hervor. Die Grundgedanken, die das Denk- und Lehrsystem eines Paulus beherrschen, sind andere, als die eines Johannes. Bei Paulus sind es die Gegensätze von Gesetz und Evangelium, Fleisch und Geist, Glaube und Unglaube, bei Johannes die Gegensätze von Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge. In diesem Sinne spricht man mit Recht von einem Paulinischen und von einem Johanneischen Lehrbegriff. Sollte einer von beiden weniger berechtigt sein, als der andere? Wer wollte das behaupten? So gut sich aber die lutherische Kirche in ihrem Lehrsystem den paulinischen Grundgedanken hat anschließen dürfen, und dabei völlig schriftgemäß ist, so gut kann auch ein anderes Lehrsystem den johanneischen Grundgedanken folgen und dabei nicht minder schriftgemäß sein. Folgt nun eine Dogmatik dem einen oder dem andern Lehrsystem, so werden zwar die verschiedenen Dogmen keine andere werden dürfen, so daß sie sich gegenseitig ausschlössen, doch aber werden die Stellung und die Dignität derselben andere werden. Das Ziel, in das alle Dogmen auslaufen, wird freilich ein und dasselbe sein und sein müssen, wenn beide gerechten Anspruch auf Wahrheit machen, waren auch die Wege, die dahin

führten, verschieden. Wer wollte verkennen, daß in dem Lehrbegriff des Apostels Paulus die Rechtfertigungslehre die centrale Lehre ist, und doch findet sich bei keinem andern Apostel diese Lehre in solcher Ausprägung wie bei ihm, weil keiner den Gegensatz zwischen Gesetz und Evangelium so scharf ins Auge gefaßt hat, wie dieser Apostel, was auch bei seiner ganzen Lebensführung (er war früher selbstgerechter Pharisäer) ganz erklärlich ist. Wer wollte aber auch verkennen, daß beim Apostel Johannes die Verklärung Christi in den Gläubigen die Hauptrolle spielt? Was auch wieder bei dem Jünger ganz erklärlich ist, der die stille Herrlichkeit des Herrn drei Jahre lang geschaut und an seiner Brust gelegen ist. Man kann den Unterschied zwischen Paulus und Johannes in kurzen Worten so ausdrücken, daß der erstere den Christus für uns, der letztere den Christus in uns mehr betont.

So gut nun die lutherische Dogmatik, dem Apostel Paulus folgend, den Christus für uns zum Knotenpunkt ihrer Lehre gemacht hat, so gut kann eine andere Dogmatik, dem Apostel Johannes folgend, den Christus in uns dazu machen, und beide können auf gleiche Weise schriftgemäß bleiben. Während aber beide auf dasselbe Ziel herauskommen müssen, werden doch dieselben Dogmen bei ihnen verschiedene Stellung und Dignität erhalten. Während nach dem paulinischen Lehrbegriff die Rechtfertigung als Grund und Ursache der Heiligung erscheint, und letztere als Folge und Wirkung von dieser, kann sie nach dem johanneischen Lehrbegriff nur mehr als Mittel zum Zwecke der Heiligung in Betracht kommen. Wenn nun in dieser Beziehung jener Vortrag sagt: der zweite Grund, daß die Heiligung Zweck, die Rechtfertigung Mittel zum Zwecke sei, beruhe auf einer starken dogmatischen Begriffsconfusion;

nicht Heiligung, sondern Heiligkeit müsse hier als Zweck und Ziel aufgestellt werden; so ist das jedenfalls sehr stark ausgedrückt. Angenommen, aber nicht zugegeben, es walte hier eine Confusion ob, was würde denn diese Verwechselung von Heiligung und Heiligkeit zur Sache ausmachen; würde denn an dem Verhältniß etwas verändert werden, wenn es hieße: die Rechtfertigung ist Mittel zum Zweck der Heiligkeit? Heiligkeit und Heiligung sind ja nicht specifisch verschiedene Begriffe, sondern die erstere ist die Vollendung der letzteren, das Ende, der Abschluß derselben. Die Sache bleibt bei dieser Verwechselung ganz dieselbe. Aber es ist in dieser Beziehung auch viel richtiger und biblischer zu sagen, Heiligung ist Zweck rc., weil uns in der heil. Schrift niemals vorgehalten wird, nach der Heiligkeit zu streben, die doch für uns in diesem Leben unerreichbar bleibt, sondern es heißt nur: Trachtet nach der Heiligung. Hier wäre also gar keine Confusion, am allerwenigsten eine starke.

Aber zur starken dogmatischen Begriffsconfusion rechnet der Vortrag ferner, daß der Verfasser Rechtfertigung und Heiligung in das Verhältniß von Mittel und Zweck gestellt habe, und nicht, wie es doch einzig gehöre, in das von Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Daß letzteres nun nach dem paulin. Lehrbegriff wirklich so zu stehen kommt, hat der Verfasser oben bereits zugegeben, und ist ihm diese Entdeckung des Vortrages auch keine Neuigkeit. Es fragt sich aber nun, ob nach dem johanneischen Lehrbegriff die Rechtfertigung zur Heiligung nicht in das Verhältniß von Mittel und Zweck zu stehen kommt.

Die Rechtfertigung ist ein specifisch paulinischer Begriff, der sich in dieser Ausprägung bei Johannes gar nicht findet, weil er sich mit dem Verhältniß von Gesetz

und Evangelium nirgends so eingehend befaßt. Die Rechtfertigung ist zurückzuführen auf den Begriff der Versöhnung. Um des theuern Blutes Jesu Christi, um seines stellvertretenden völligen Gehorsamswillens, sind vor Gott alle Menschen gerecht, von Adam an bis auf den, der als letzter dieses Geschlechts geboren werden wird. Röm. 5, 18: „Wie nun durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen." Denn das Blut Jesu Christi ist für alle Menschen gleichmäßig geflossen, und aus dem Grunde haben auch alle Menschen gleichmäßig Zutritt zu Gott, wenn sie nämlich in dieses Allerheiligste eingehen besprengt mit diesem Blute der Versöhnung. Gottes Heiligkeit ist versöhnt, der Menschen Sünde ist zugedeckt, und eine Gerechtigkeit durch Christum zuwege gebracht, welche Gottes Gnade ihnen eben so zu eigen geben will, als die Erlassung ihrer Strafe. Das ist die objective für alle Menschen vorhandene Rechtfertigung. Soll sie aber dem einzelnen Menschen zu gute kommen, so muß er die Gerechtigkeit Christi als eine stellvertretend für ihn erworbene und seinen Opfertod als einen stellvertretenden, die Strafe für seine Sünden büßenden erkennen und im Glauben sich aneignen. Hat er das in lebendigem Glauben gethan, hat die überschwengliche Gnade Gottes in Christo sein Herz getroffen, so wird er in dankbarer Gegenliebe sich selber Gott zum ganzen angenehmen Opfer darzubringen und alles aus ihm auszurotten sich gedrungen fühlen, was seinem Gotte an ihm noch mißfallen könnte. Derselbe Geist, der den Rechtfertigungsglauben in ihm entzündet hat, wird ihn nun auch zur Heiligung treiben. Das ist das Verhältniß von Rechtfertigung und

Heiligung bei Paulus. Betrachten wir nun ein wenig den johanneischen Grundgedanken.

Christus verklärt in den Gläubigen! Daß dies der Johanneische Grundgedanke ist, wird Jeder zugeben, der sich mit dessen Schriften eingehender beschäftigt hat. Was ist das aber anders als die Erneuerung unseres ganzen Wesens durch den heil. Geist, nach dem Ebenbilde Christi? Was ist das wieder anderes, als die Ausrottung alles dessen aus uns, was Gott mißfällig ist, was anders, als die Heiligung unsers innersten Wesens und Herzens! Also unsere Heiligung ist der Johanneische Grundgedanke. Wie kommt sie zu Stande? Christus, das göttliche Licht, „ist erschienen in der Finsterniß dieser Welt. Und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit." Joh. 1, 5. 14. Dieses Licht ist so klar und liebenswürdig, daß es Johannes gleichsam mit zitternder Hand, als etwas Ungeheures niederschreibt: „Und die Finsterniß haben es nicht begriffen. Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht, und die Welt kannte es nicht." Sinn: Es wäre doch zu erwarten und natürlich gewesen, daß Jedermann, der dieses Licht geschaut oder dem es vorgehalten worden, seine Finsterniß durch dasselbe hätte erleuchten lassen, daß Jedermann durch dieses Leben (V. 4.) seinen Tod hätte vertreiben lassen! „Wie viele ihn aber (in sich) aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden (V. 12). Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder &c. (1. Joh. 3, 2.) Und ihr wisset, daß er ist erschienen, auf daß er unsere Sünde wegnehme, und ist keine Sünde in ihm. Wer in ihm bleibet, der sündiget nicht; wer da sündiget,

der hat ihn nicht gesehen noch erkannt (V. 5 u. 6). Wer Sünde thut, der ist vom Teufel; denn der Teufel sündiget von Anfang. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre (V. 8). Kindlein, der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist" (C. 4, 4) rc. rc. Die Heiligung kommt also zu Stande durch die Einwohnung des Sohnes Gottes in uns, dieses Lichtes, das alle Finsterniß vertreibt. Ohne Zweifel kennt Johannes auch den rechtfertigenden Glauben, Joh. 1, 29. 1 Joh. 1, 7 ff., Cap. 2, 1 u. 2, aber er berührt ihn weniger und entwickelt ihn nicht.

Halten wir nun den paulinischen Begriff der Rechtfertigung an den johanneischen der Verklärung Christi in uns oder unsrer Verklärung durch die Einwohnung Christi in uns, was wir, die wir die Anschauungsweisen beider Apostel vor uns haben, ja wohl kennen, so ergibt sich, daß, während Paulus den Zweck der Sendung Christi in der Versöhnung und Rechtfertigung des Sünders concentrirt, Johannes denselben mehr in der Erleuchtung, Erneuerung und Verklärung des Sünders erblickt. Stellen wir ferner Beider Grundanschauungen in Ein Verhältniß zu einander, so ergibt sich, daß, während bei Paulus die Heiligung als Folge der Rechtfertigung erscheint, nach Johannes die letztere mehr nur als Mittel zur Ermöglichung der Heiligung in Betracht kommen kann. Betrachten wir dies noch etwas näher! Stellen wir nach Johannes die Heiligung als Zweck der Sendung Jesu Christi hin, so müssen wir anerkennen, daß diese Absicht Gottes nur erreicht werden konnte durch die Versöhnung Gottes in der Rechtfertigung des Sünders. Denn erst nach vollbrachter Bestrafung der Sünder in dem stellvertretenden Leiden Jesu Christi, war es Gott möglich, seine volle Liebe

dem nun entsündigten Geschlechte wieder zuzuwenden; aber auch dem Sünder wurde es jetzt erst möglich, die ganze Energie seiner Liebe Gott zuzuwenden, da die ganze Liebenswürdigkeit Gottes erst in der Sendung und Dahingabe seines Sohnes sich geoffenbart hat. „Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott seinen eingebornen Sohn gesandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben sollten" (1. Joh. 4, 9), und: „Lasset uns ihn lieben, denn er hat uns erst geliebt" (V. 19). Die Aufnahme dieses göttlichen Wesens, seiner Liebe, seiner Heiligkeit, ist der Zweck der Sendung des Sohnes, damit nämlich die Finsterniß der Sünde in uns durch das wahrhaftige Licht, das vom Himmel gekommen, vertrieben werde, damit wir aus dem Tode zum Leben, aus der Lüge zur Wahrheit hindurchdringen könnten, mit Einem Worte, daß wir durch den Sohn in die durch die Sünde verloren gegangene Gemeinschaft mit Gott wieder zurücktreten, d. i. selig werden könnten. Die Versöhnung Gottes ist dazu vollbracht und die Aneignung derselben durch den Menschen ist vom heil. Geiste in ihm dazu gewirkt, daß der Mensch wieder das völlige Leben Gottes nach und nach in sich aufnehmen, in die Gemeinschaft Gottes zurücktreten und selig werden könne. Noch näher: die Rechtfertigung ist die Wiederherstellung der Gottesgemeinschaft nur äußerlich oder die Möglichkeit dazu von Seiten des Menschen. Die Heiligung ist die nun auch subjectiv sich vollziehende Gottesgemeinschaft. Diese nun auch von Seiten des Menschen wirklich eingegangene Gottesgemeinschaft, worin eben die Seligkeit desselben besteht, ist der Erlösungszweck. Dieser Beseligungszweck Gottes erforderte das Opfer Jesu Christi oder die objective Rechtfertigung der Menschheit und erforderte die Sendung des heil. Geistes zur Aneig-

nung derselben oder zur Vollziehung der subjectiven Rechtfertigung von Seiten des Menschen. Durch diese Mittel: Versöhnung Gottes und Rechtfertigung des Sünders ist der Erlösungszweck Gottes erreicht: Gott kann sich in den Menschen wieder verklären und die Menschen können wieder selig sein. Die Rechtfertigung, die objective, wie die subjective, ist also das Mittel, durch welches Gott seinen Erlösungszweck erreicht. Nach Johanneischen Begriffen, nach denen die Heiligung als Cardinalpunkt erscheint, kommt also die Rechtfertigung zur Heiligung in das Verhältniß vom Mittel zum Zweck zu stehen. Wäre aber das Verhältniß beider gar nicht anders zu fassen, als nur so, daß die eine Folge der andern ist, so müßte man sagen, daß Niemand selig werden, ja auch nur wahrhaft nach Heiligung trachten kann, der die Rechtfertigungslehre nicht in paulinischer Reinheit und Schärfe in sich aufgenommen hätte, womit beiläufig nicht nur der Stab über alle jetzigen Katholiken, sondern auch über eine 1500jährige Entwicklung der Kirche gebrochen wäre. Nein, vielmehr kann die stille Klarheit und Herrlichkeit des Sohnes Gottes auf Erden in der Hand des heil. Geistes ebenso gut ein Mittel werden, um ein Menschenherz zur Liebe des göttlichen Lichtes und zum Hasse gegen alle Finsterniß der Sünde zu bringen, ohne daß ihm der ganze Trost, der in der paulinischen Rechtfertigungslehre liegt, völlig klar geworden zu sein braucht, als die Kunde von der stellvertretenden Genugthuung Christi uns ergreifen und in die Gemeinschaft mit Gott führen kann. Ja, auch wir lutherischen Prediger, stellen wir denn in jeder Predigt die Rechtfertigung in den Vordergrund? Wie oft könnte das nur so geschehen, daß wir dem Texte die größte Gewalt anthäten;

vielmehr müssen wir, je nach dem Texte, auch specifisch johanneische Begriffe behandeln und betonen.

Und somit könnte das Urtheil jenes Vortrages, daß es eine starke dogmatische Begriffsverwirrung sei, die Rechtfertigung zur Heiligung in das Verhältniß von Mittel und Zweck zu bringen, dahin umgekehrt werden, daß es von gewisser dogmatischer Voreingenommenheit und Einseitigkeit zeuge, wenn man sich beide in diesem Verhältnisse nicht zu denken vermag.

Welcher von beiden Anschauungsweisen, da sie beide berechtigt sind, gebührt nun der Vorzug? Das muß füglich einem jeden Einzelnen überlassen werden, je nachdem er sich mehr zu paulinischer oder johanneischer Denkweise hingezogen fühlt. In der Ausbildung der Dogmen im Gegensatze zu der katholischen Werkheiligkeit war es offenbar, daß Luther mehr zu paulinischer Denkweise hingezogen werden mußte, namentlich weil er ja selbst, ähnlich wie Paulus, lange Zeit in den Fesseln des Gesetzes geschmachtet hatte; und im Gegensatze zu einem pelagianischen Rationalismus haben sich gläubige neuere Dogmatiker auch wieder mit aller Energie dieser Anschauungsweise zugekehrt. Aber gegenüber einer sittlich und religiös so laxen Zeit, wie der unsrigen, wo auch die Gläubigen sich so gerne Kissen unter die Arme stecken, einer Zeit, wo man immer seltener solchen Seelen begegnet, die über ihre Sünden wahrhaft erschrocken sind, wo man die evangelische Freiheit so oft in Frechheit verkehrt sieht, wo man an ein Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern im Allgemeinen so wenig denkt, wo man ein oft so weltförmiges Christenthum wahrnehmen muß, ein Hinken auf beiden Seiten, wo auch die Christen der sogenannten Bildung (man denke an den Zauber des Schlagworts: „Civilisation")

dem Götzen der heutigen Welt, und dem Cultus des Genius im Herzen viel mehr huldigen, als recht ist: unserm schwächlichen Christengeschlechte gegenüber thut es wohl Noth, auch den vollen Gegensatz der Johanneischen Grundbegriffe Licht und Finsterniß, Leben und Tod, Wahrheit und Lüge in ihrer ganzen Unversöhnlichkeit mit einander alles Ernstes wieder vorzuhalten, es zu betonen, daß ein entschiedenes Trachten nach der Heiligung zur Seligkeit ebenso nothwendig ist, als ein Festhalten der Rechtfertigung des Sünders vor Gott aus Gnaden durch den Glauben allein, und daß nur derjenige sich Hoffnung auf das Reich Gottes machen darf, der sich durch Christum nicht blos hat versöhnen, sondern auch durch ihn sich hat erlösen lassen.

Und eben darauf hatte der Verfasser in seinem ersten Aufsatze hinweisen wollen. Indeß er gesteht gerne ein, daß er jetzt zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß weder die eine noch die andere Anschauungs- und Predigtweise bei der großen Masse völlig Unbekehrter in unsern Gemeinden etwas ausrichten wird, so lange, bis der Herr nicht seine Kraft zum Worte gibt, um was auch die Kirche seit Gregor dem Großen in der Litanei schon betet. Nicht etwa, daß dem Worte nicht immer eine göttliche Kraft innewohne, aber der Herr muß in den Herzen der Menschen einen geistlichen Hunger, eine Empfänglichkeit für das Wort vom Kreuze erwecken, welche hervorzurufen kein menschlicher Prediger im Stande ist, möge er das Wort auch noch so rein, noch so geschickt, noch so beredt verkündigen; dies ist die Sache der vorbereitenden Gnade Gottes, und da gilt es: „Der Geist wohnt, wo er will" (Joh. 3, 8.). Es geht uns ja selbst oftmals so. Ein Wort, das wir zwanzigmal gehört oder gelesen haben und das uns immer

kalt gelassen hat, kann, wenn wir es das einundzwanzigste mal hören, uns ergreifen, erschüttern, trösten, beseligen, wenn nämlich unser Gemüth auf die rechte Weise darauf vorbereitet ist. Darum wirkt mancher Prediger, der die Gabe der Rede in geringem Maße besitzt, aber die große Kunst des Kniebeugens im stillen Kämmerlein kennt und übt, mehr, als ein Prediger, der das Wort mit beredtem Munde verkündigt, aber die Ausübung jener verborgenen Kunst versäumt. Schreiber dieser Zeilen, der jenen Artikel über Rechtfertigung und Heiligung vor nun zwei Jahren verfaßt hat, hat im Verlauf dieser Zeit die Erfahrung gemacht, welche ihn, will's Gott, sein Leben lang nicht mehr verlassen wird, daß es nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen liegt, eine Wahrheit, die ihm der Theorie nach auch früher wohl bekannt war, die ihm aber erst die eigene Erfahrung lebendig und eindringlich gemacht hat. Und das ist ein großer Trost für ein armes geängstigtes Predigerherz, das dem Herrn hat nachfühlen und nachsprechen lernen: Mich jammert des Volkes! wenn es jahrelang das Wort verkündigt nach bestem Wissen und Vermögen und dann doch mit Jesaias sagen muß: „Ich aber dachte, ich arbeitete vergeblich, und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu; wiewohl meine Sache des Herrn und mein Amt meines Gottes ist"; wenn er sich dann trösten darf mit den Worten der Schrift: „Durch Stillesein und Harren werdet ihr stark sein!" und „eure Zeit ist allewege, aber meine Zeit ist noch nicht erfüllet."

Noch auf einen Punkt jenes Artikels sei es dem Verfasser erlaubt, zurückzukommen, nämlich auf den, daß die allen Confessionen gemeinsame Lehre von der Nothwendigkeit der Heiligung noch am ehesten eine Basis für eine

zu erwünschende Union abgeben könnte. Allein, wiewohl in dieser Beziehung die meiste Uebereinstimmung unter den Confessionen herrscht, so revocirt er doch diesen Satz hiermit optima forma. Als er diesen Gedanken niederschrieb, hatte er keine Ahnung davon, daß er in der evangelischen Allianz praktisch werden sollte. Diese hat ihn aber von dieser Chimäre gründlich geheilt. Alle sichtbaren Kirchen-Unionen ohne völlige Uebereinstimmung in der Lehre, seien es nun Unionen auf die brüderliche Liebe oder auf die Heiligung des Lebens und Gemüths oder auf was sonst gegründet, bewirken nur, daß der vorhandene und verkleisterte Riß, wenn der Mörtel mit der Zeit einmal abbröckelt, nur desto klaffender hervortritt. Alle bisherigen Versuche wenigstens einer Union zwischen der reformirten und lutherischen Kirche bewahrheiten das. Wären die Confessionen einmal zu dem gekommen, wozu sie wahrscheinlich von Gott die Mission haben, nämlich als Gesammtindividuen bei völliger Uebereinstimmung in der Lehre das göttliche Licht so zu reflektiren, wie es in den verschiedenen Persönlichkeiten der Apostel der Fall war, dann könnte an eine große Union mit Erfolg gedacht werden. Aber so lange noch gegenseitig sich ausschließende Lehren festgehalten werden, werden sich wohl alle Unionsfreunde an der unsichtbaren Union aller wahren Gläubigen und Kinder Gottes untereinander begnügen lassen müssen, werden aber auch bei dem nun einmal vorhandenen Streit der Confessionen desto brünstiger seufzen und sich sehnen lernen nach der dereinstigen großen Union vor dem Angesichte des Herrn, bei der aber vielleicht so mancher eifrige Kämpe für Confession oder Union sich einmal schmerzlich vermissen wird.

2.

Einiges über die practische Wichtigkeit reiner Lehre mit besonderer Bezugnahme auf die Lehre von der Rechtfertigung und Heiligung, so wie von der Taufe und Wiedergeburt,

von

W. Knauer, Pastor zu Arcis in Bessarabien (gegenwärtig Pastor-Adjunct in Großliebenthal bei Odessa).

Es ist eine gegen die Vertreter lutherischen Bekenntnisses nicht selten erhobene Einsprache, daß von ihnen Lehrbestimmungen der Schule auf die Unmittelbarkeit des Lebens unrechtmäßiger Weise übertragen würden. Hierauf ließe sich wohl antworten, daß der Wissenschaft doch wohl eine Superiorität über das Leben gebührt, so gewiß als dem Geiste, der eben in der Wissenschaft die Bethätigung und Darstellung seines Lebens findet, eine herrschende und bestimmende Macht im Leben nach göttlicher Schöpfungsordnung zukommt, auch jede Wissenschaft, die den Anspruch auf Verwirklichung und Geltendmachung im Leben aufgiebt, damit zugleich die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit aufgeben und selbst das Zutrauen zu ihr untergraben würde. Schon durch ihre die Wahrheit aus und durch sich selbst begründende Entwickelung giebt die Wissenschaft dem Geiste in sich selbst Zusammenhang, vernunftgemäße Ordnung, Klarheit und Festigkeit und zugleich die Antwort auf die auch im Leben nicht selten mit Recht erhobene Frage nach dem Warum? Doch man braucht auch nur die bei Bekämpfung lutherischer Rechtgläubigkeit in Frage kommenden Glaubensgegenstände selbst näher ins Auge zu fassen, um sich davon zu überzeugen, wie wich-

tig sie, wenn man ihre Wahrheit auch nur als möglich annimmt, für das Leben sein müsse. Es soll nun im Folgenden versucht werden, in Einigem Solches nachzuweisen und zwar mit besonderer Berücksichtigung zweier Abhandlungen im 4. Heft der Mittheilungen von 1857. Beide ziehen in wichtigen Punkten die Lehre unserer Kirche in Zweifel, die erstere geradezu in ihrem, in neuerer Zeit wieder besonders mannigfach angefochtenen, sogenannten materialem Principe, indem sie der Heiligung die centrale Stellung zugewiesen haben will, welche bisher der Rechtfertigung zugeschrieben wurde; die andere, indem sie die Wirklichkeit der Wiedergeburt in der Taufe in Abrede stellt. Beiderlei Lehre wird in religiös und kirchlich practischem Interesse aufgestellt. Dagegen fühlt sich nun Schreiber Dieses gedrungen, eben auch aus practischen Motiven, nämlich im Interesse des christlichen Glaubens und Lebens und des geistlichen Amtes, für die kirchliche Lehre das Wort zu ergreifen.

Sehen wir uns zunächst in der Abhandlung, welche die lutherische Rechtfertigungslehre aus ihrer centralen Stellung zu verdrängen sucht, nach den Gründen um, die zu so wichtiger Umgestaltung der Lehre bewegen sollen, so tritt uns nur ein Hauptgrund entgegen, der nämlich, daß die Seligkeit durchaus nothwendig mit der Gemeinschaft mit Gott, welches eben die Heiligung sei, zusammenhange. Zum Beweis dafür diene der Urzustand vor dem Sündenfalle, wo Beides vereinigt gewesen. Es wird aber dabei nicht berücksichtigt, daß durch die Sünde ein neues Moment in die menschliche Entwickelung getreten ist, welches bewirkt, daß des Menschen Seligkeit jetzt von etwas ganz Anderem abhängt, als von der Heiligung, nämlich von der Vergebung und Begnadigung, die auf Grund

des blutigen Versöhnopfers Jesu Christi geschieht. Ja, genauer betrachtet, hat dieselbe auch vor dem Falle nicht von der Heiligung abgehangen, sondern war ein freies Gnadengeschenk Gottes, das mit der Gnade und Liebe Gottes selbst erst die Heiligung mit sich brachte. Auch die ersten Menschen konnten nur in Erfahrung der Liebe Gottes, welche die Kindschaft bei Gott und die ewige Seligkeit schenkte, Gott wieder lieben. Jetzt aber, nach Eintritt der Sünde in die Welt, erweiset sich diese Gnade Gottes nicht blos in Seiner Einwohnung und Bezeugung Seines Wohlgefallens, sondern zuerst und vor Allem in der Vergebung und in der Zurechnung des verdienstvollen Gehorsams und Leidens Christi. Das setzt aber gänzliches Aufgeben aller eigenen Gerechtigkeit voraus und gläubige Aneignung des Blutes Christi, in welchem nicht nur die Büßung unserer Sünden durch Sein Leiden und Seinen Tod, sondern auch zugleich die für uns erworbene Gerechtigkeit Seines unschuldigen und heiligen Herzens und Lebens enthalten ist. Denn im Blute ist das Leben; in Christi Blute auch Christi Leben, welches Er für uns angenommen, für uns gelebt und für uns dahingegeben hat. Wo dieses wirklich von Herzen geglaubt wird, da giebt es nothwendiger Weise auch ein neues, geheiligtes, Gott liebendes Herz (Act 15. 9.). Anders kommt es zu solcher Heiligung auch nicht, als allein auf diesem Wege des Glaubens. Ein Versuch zur Heiligung, ohne durch den Glauben an das blutige Verdienst Christi, ist immer nur eine Danaidenarbeit, ohne wahren Frieden und ohne die rechte Frucht. Der Friede mit Gott kommt allein aus der Gerechtigkeit des Glaubens (Röm. 5, 1.) und sie allein kann auch nur die Kraft zur Heiligung geben. Denn die Gerechtigkeit, welche vor Gott und in Seinem Reiche

gilt, ist allein die, welche Gott dem Glauben zurechn
die allein bringt auch die Seligkeit und dann können w
nur so viel lieben, als uns vergeben ist. So hängt a
durchaus nur die Heiligung von der Rechtfertigung a
nicht diese von jener. Und so verhält sichs nicht nur be
Anfange zur Heiligung, bei der Bekehrung, sondern au
beim täglichen Fortgange in derselben, bei der Erneueru
Gottes Gnade und Christi Verdienst, das ist und bl
ja der einzige Grund unseres Heiles, nicht nur für
ersten Tage unserer Bekehrung, sondern für alle Tage u
seres Lebens bis zum letzten, ja bis zur letzten Stun
Aus den heiligenden Wirkungen der Gnade dürfen w
auch nicht etwa wieder eine neue eigne Gerechtigkeit m
chen. Dieselbe wäre doch nur wieder ein unflätig Kl
(Jer. 64, 6.) wegen des mannigfachen Mißbrauches d
Gnade, wegen der vielen Untreue und Undankes, weg
des Fleisches, das schwach zum Guten und oft doch n
stark in seinen Gelüsten wider den Geist ist. So hat d
Heiligung für uns Sünder auch nie blos die positi
Seite des Wachsthums im Guten, sondern zugleich au
immer die negative der Tilgung des Bösen, welches g
schieht durch Vergebung. Und diese täglich neu erglaub
und erbetene Vergebung ist nur ein Schöpfen aus de
einmal geöffneten Born der Rechtfertigung, welche nur u
ter Voraussetzung täglicher Bußfertigkeit in Kraft blei
Denn nach des Herrn eigner Erklärung können wir,
wir uns nicht von der täglich anklebenden Sünde rei
gen lassen, keinen Theil an Ihm behalten (Joh. 13, 8.
Darin, daß das christliche Leben nicht nur ein Wachsthu
an guten Früchten, sondern auch zugleich an Sündene
kenntniß und geistlicher Armuth ist, darin erfüllt sich d
Wort des Herrn aus dem Alten Bunde (2 Kön. 19, 30.

auch am N. Testamentlichen Israel als ein Lebensgesetz für dasselbe, daß es nämlich soll unter sich wurzeln und über sich Frucht tragen. Zu Nullen müssen wir werden, denen aus dem Schatze des Verdienstes Christi die Zahl vorgesetzt wird, die ihnen erst den Werth giebt. Wenn nun der Werth der Zahl desto größer wird, je mehr der Nullen folgen, so mag uns das wohl an das täglich fortzusetzende und zu wiederholende eigne Abnehmenmüssen erinnern. So hat also die Heiligung die Rechtfertigung zu ihrer immer nothwendigen Wurzel und diese letztere erweiset sich somit recht eigentlich als das Princip, als der lebensvolle und lebenskräftige Anfang, der auch der ganzen Entwickelung Leben und Werth, und selbst noch den Früchten Nahrung giebt.

Diese principielle Würde der Rechtfertigung ist aber in jenem Aufsatze trotz aller Gegenversicherungen doch offenbar herabgesetzt und verkümmert. Nicht nur wird die Heiligung wiederholt für das Nothwendigste und Wichtigere im Christenleben erklärt, die für ihr Entstehen und Bestehen aber nothwendige Mitwirkung der Rechtfertigung ignorirt, sondern es wird auch einmal geradezu behauptet, man könne auf keine andere Weise so vollkommen zu dieser wahren Heiligung gelangen, als durch die gläubige Aneignung des Verdienstes Christi. Das scheint doch die Voraussetzung zu involviren, als wäre ein geringerer Grad wahrer Heiligung auch ohne den Glauben an die Versöhnung und Rechtfertigung möglich. Wenn aber die Heiligung anders, als auf dem Wege des Glaubens an das Verdienst Christi angestrebt wird, so ist sie zum Heile nicht förderlich, sondern hinderlich; denn jedes Scheinbilden eines eigenen Verdienstes ist der freien Gnade hinderlich. Der Herr *Christus* will die Ehre und das Ver-

dienst, uns selig zu machen, allein haben und Er kan das herrliche Kleid Seiner Gerechtigkeit nicht zusammen sticken lassen mit dem befleckten Rocke einer eigenen Ge rechtigkeit (Matth. 9, 16. 17.). Es erscheint indeß auc als eine Zurücknahme obiger Behauptung, wenn es bal darauf, dem widersprechend, heißt: „Der Glaube an di objective Versöhnung sei zur Erreichung wahrer Heiligun auch absolut nothwendig; doch sei die wahre Heiligun der Herzen auch bei geringerem Grade der Reinheit de Erkenntniß denkbar." Dagegen ist zu bemerken, daß dan doch wenigstens die Herzensstellung eine solche sein muß welche mit Darangabe aller eigenen Würdigkeit, ja i Erkenntniß der eigenen Fluchwürdigkeit Vergebung un Gnade begehrt und sucht. Solchen Sinn bezeugt ja z. B auch der Schächer am Kreuze durch sein Eingeständni der Schuld und durch seine Bitte um gnädiges Gedenke des Herrn an ihn. Es werden aber solche immer beson ders motivirte Ausnahms- und Nothfälle nicht maßgeben sein können für das Verhalten der Kirche, deren Pflic ja gerade ist, ihren Gliedern aus dem Zustande der Be wußtlosigkeit herauszuhelfen, wozu häufige Uebung de Rechtfertigungslehre unerläßlich ist. Ueberhaupt ist hie gleich zu beachten, daß die unsichtbaren und doch so gewi realen Gegenstände des Glaubens doch auf keinem ander Wege faßbar und mittheilbar sein können, als durch Er kenntniß und Lehre, und also schon deßhalb diese imme von dem bedeutendsten Einflusse auf den Glauben sei muß. Wenn ferner in jenem Aufsatze die größere Wich tigkeit der Heiligung auch daraus erhärtet werden soll daß auf die Frage: Ist es denkbar, daß ein Mensch dessen Gemüth vom göttlichen Geiste durchdrungen ist, de *Seligkeit verlustig* gehe — entschieden mit Nein geant

wortet werden müsse, so wird, wenn hier das vom göttlichen Geiste Durchdrungensein Ausdruck für die Heiligung sein soll, so wird in dies Nein doch schwerlich einstimmen können, wer bedenkt, daß demjenigen, der aufhört allein auf das Verdienst Christi die Hoffnung seiner Seligkeit zu gründen, selbst alle seine etwaige frühere Heiligung nicht zur Seligkeit helfen kann. Der Weg des Lebens hat ja nicht blos den Abweg zur Linken hin in den Dienst der Ungerechtigkeit, sondern auch den zur Rechten hin in die Einbildung der Selbstgerechtigkeit, und auf beiderlei Abweg erreicht man nicht das Ziel, wenn nicht auf die schmale Bahn zurückgelenkt wird. Das ist der schmale Weg der Selbstverleugnung, auf welchem die eigne Gerechtigkeit, die eigne Kraft und der eigne Wille aufgegeben und dagegen Christi Gerechtigkeit geglaubt, des heiligen Geistes Kraft erbeten und Gottes Wille erwählt werden muß. Es wird in jenem Aufsatze auch behauptet, daß durch das Hervorheben der Heiligungslehre die Wiederkehr des schon einmal erlebten Orthodoxismus am Besten verhindert würde. Abgesehen aber davon, daß jene Zeit keineswegs in dem Grade eine Zeit geistlichen Todes war, wie Viele behaupten, die gern Rechtgläubigkeit mit Erstorbenheit identificiren, müßte die vorgeschlagene Lehrweise, statt die normale Entwickelung zu fördern, vielmehr nothwendig in die Bahnen des Pietismus hineinleiten, welcher gerade darin fehlgriff, daß er geistliches Leben zu wecken und zu nähren suchte mit Vernachlässigung der einzig gesunden Quelle desselben in reiner Lehre. Da sollte auch eben durch die Betonung und vorherrschende Predigt des christlichen Lebens dasselbe geschaffen werden, statt durch die Predigt von der Gnade und dem objectiven Grunde unseres Heiles. *Wohl soll durch die Predigt des Gesetzes dasselbe*

den Gläubigen ins Herz geschrieben werden, aber da ist doch dabei wohl zu beachten, daß es diese Wirkung nur bei denen haben kann, die schon der Predigt des Evangeliums gläubig geworden sind, diese also immer jener vorausgehn oder doch sie begleiten muß. Denn nur und allein aus dem Evangelio kommt der heilige, freudige und gewisse Geist, welcher auch Lust schafft an Gottes Willen und Rechten (Gal. 3, 2.); ohne den Glauben an das Evangelium predigt das Gesetz nur die Verdammniß (2 Cor. 3, 9.) und kann nicht lebendig machen (Gal. 3, 21.), sondern übt im Gegentheil eine tödtende Kraft und Wirkung aus (2 Cor. 3, 6. Röm. 7, 10.). Die rechte Predigt von der Heiligung, welche nur schriftgemäß und feuerfest, so daß es die Probe hält (1 Cor. 2, 10–15.) weiter bauen will, nachdem der einzige Grund, welcher ist Christus, gelegt ist, diese Predigt von der Heiligung wird ja auch von dem Bekenntnisse unserer Kirche gefordert. Es ist bekannt, wie namentlich die Apologie und form. concord. auf gute Werke dringen, aber nur als auf Früchte des Glaubens. Unsere Kirche gleicht ja gerade darin z. B. nicht der Brüdergemeinde, daß sie nicht, wie **Bengel** von dieser sagt, den Stock der heilsamen Lehre abblattet, das Innerste entblößt und dieses noch dazu halbirt. Und doch hat auch die Brüdergemeinde selbst bei aller ihrer Einseitigkeit durch viele liebliche Früchte, zumal in der Mission, an den Tag gelegt, wie große Lebenskraft schon allein in der Grundlehre von Christi Verdienst und Blut enthalten. Unsere Kirche lehrt ganz schriftgemäß, daß mit der Rechtfertigung auch immer die Heiligung gleichzeitig beginnt, nur jene als eine vollkommene Gerechtigkeit in Christo, diese als eine unvollkommene des *eigenen Herzens* und Lebens. So hat allerdings auch

selbst der Schächer, der am wenigsten Zeit dazu zu haben schien, Heiligung und gute Werke offenbart durch seine sanftmüthige und demüthige Bestrafung des Nächsten und durch das Bekenntniß seines Glaubens und seiner verlangenden Liebe zum Herrn, womit er denselben als den König des Himmelreiches pries, als selbst die Jünger Ihn verlassen hatten und als nur das Kreuz sein Thron, das Blut sein Purpur war. Unsere Kirche lehrt ferner, daß die Gebote Gottes und vor allem die Liebe, damit sie den Gläubigen ins Herz geschrieben werden, auch gepredigt und gelehrt werden müssen, und verpflichtet also ihre Diener allerdings auch nicht blos zu lehren und zu trösten, sondern auch zu warnen, zu strafen und zu ermahnen. Aber die Summe und der Kern aller evangelischen Predigt, der nie fehlen darf, bleibt doch immer, wie es auch der Herr Selbst (Luk. 24, 47.) zusammenfaßt: Buße und Vergebung der Sünden (vgl. Jes. 60, 17.). Denn nur, wenn wir von Ihm also getröstet sind, können wir auch mit Kraft und Eifer laufen den Weg Seiner Gebote (Joh. 119, 32.). Darum kann die Heiligung vielleicht noch wirksamer als durch die Predigt des Gesetzes, durch die von der Nachfolge Christi bezweckt werden. Hier ist, außer der Kraft des herrlichsten Vorbildes aller Tugenden, noch der Vortheil geboten, daß dieselbe Heiligkeit Christi, welche uns mahnend als Vorbild zur Nachahmung vorgehalten wird, zugleich tröstend dem Glauben zur Gerechtigkeit dargeboten wird. Beiderlei Predigtweise bietet denselben Inhalt und ergänzt sich doch auch gegenseitig. Der Inhalt ist derselbe, weil der Herr Christus uns eben in vollkommener Erfüllung aller Gerechtigkeit des Gesetzes vorangegangen ist. Die Anwendung des Gesetzes aber schließt das Verständniß des Vorbildes Christi auf und die

Betrachtung dieses veranschaulicht die Gebote und insbesondere den geistlichen Sinn des Gesetzes, der immer die Gesinnung des Herzens meint.

Wie ausschließlich nun vom Glauben unsere Gerechtigkeit und Seligkeit abhängt, das spricht der Herr ja auch mit jenem Worte (Joh. 5, 24.) sehr klar aus: Wer Mein Wort höret und glaubet an Den, der Mich gesandt hat, der kommt nicht ins Gericht, sondern ist vom Tode zum Leben durchgedrungen. Der Vater kann ja mit den Kindern nicht mehr nach Richterweise handeln und kann die nicht wieder vor das Gericht ziehen, von denen Er selbst erklärt hat, daß nichts Verdammliches mehr an ihnen ist. Die vergebene Sünde kann ja nicht mehr gerichtet, die getilgte nicht wieder ins Dasein gerufen werden. Bei Gott muß es gewiß noch vielmehr als schon bei jeder aufrichtigen menschlichen Versöhnung heißen: Vergeben und vergessen! (Ez. 33, 16. Mich. 7, 19. Ps. 103, 12. Jes. 44, 22.) Darum hat der Gläubige kein Gericht für sich zu erwarten; wohl aber muß er auch vor dem Richterstuhle Christi offenbar werden, um sein ewiges Erbe und dabei zugleich den Grad seiner Herrlichkeit für immer zugesprochen zu bekommen. Von dieser Lehre, die ganz klar und bestimmt von den größten Lehrern unserer Kirche, von Luther, Joh. Arndt und bis in die neueste Zeit gelehrt wird, ist durchaus keine Lähmung des Eifers in der Heiligung zu befürchten. Sie spornt vielmehr mächtig dazu an, von treuer Aussaat auf den Geist eine reiche Ernte für das ewige Leben sich zu bereiten und dort offenbar zu werden als Einer, der Seinem Erlöser möglichst ähnlich geworden ist. Denn nicht die Seligkeit, wohl aber der Grad der Herrlichkeit hängt von der Heiligung oder *Nachfolge Christi ab*, und weil dies Etwas ist, was auf ewig

bleibt, darum sollen wir hier Fleiß thun in Uebung der Gottseligkeit und in guten Werken.

Es wird endlich als ein practischer Nutzen der vorgeschlagenen Hebung der Heiligungslehre hervorgehoben, daß dadurch das Verhältniß der lutherischen Kirche zu den übrigen Confessionen um ein Wesentliches gemildert würde. Was da nun zunächst die Berufung auf den Werth von Männern vor und außerhalb der lutherischen Kirche betrifft, so ist da in Erwägung zu ziehen, daß der Gehorsam gegen die Wahrheit ja immer in dem Maaße der Verantwortlichkeit unterliegt, als Gelegenheit zur Erkenntniß derselben geboten ist. Darnach würden Einzelne, wie die ganze Kirche zu beurtheilen sein. Ueberhaupt aber will unsere Kirche ja kein Gericht über die Personen und ihre Herzensstellung halten, sondern verwirft immer nur die Lehre. Das thut sie aber allerdings mit Entschiedenheit und Gewissenhaftigkeit, wie es ihr durch Gottes Wort selbst ihr gegebener Beruf ist, Pfeiler und Grundfeste der Wahrheit zu sein (1 Tim. 3, 15. Matth. 28, 20.). Deßhalb wird sie aber auch einer Union auf Kosten ihrer Rechtfertigungslehre eben so entsagen müssen, wie jeder andern, die ihrem Bekenntnisse widerspricht oder es für gleichgiltig erklärt. Man darf sich dagegen auch nicht auf ein Halten am lutherischen Geiste berufen, während man der Lehre dieser Kirche widerspricht. Sie kann ja einen Geist nicht als den ihrigen anerkennen, der sich in, ihrem Bekenntnisse widersprechende Worte und Gesinnung kleidet. Es kann dabei auch nicht ohne Unwahrheit der Gesinnung und Worte abgehen, wenn beide in Widerspruch zu einander stehen. Was noch besonders die Behauptung betrifft, durchs Hervorheben der Heiligungslehre könne man auf Katholiken eher lutherisch *einwirken*, so würde man dabei ja sowohl

durch Aufgeben der lutherischen Rechtfertigungslehre auch den lutherischen Einfluß aufgeben, als auch bei Katholiken, denen es mit ihrem Katholicismus ein Ernst ist, auf die Dauer wenigstens doch Nichts ausrichten. Sie müßten aber doch ihre Werkgerechtigkeit aufgeben, soll Christus Sein Werk in ihnen haben können. — Den rationalistischen Socinianern endlich kann unsere Kirche doch gewiß mit Recht keine solche Anerkennung ihrer Tugendlehre wegen zu Theil werden lassen, wie sie in jenem Aufsatze für sie beansprucht scheint. Es bleibt doch eine justitia civilis, die doch nur vor Menschen und in dieser Welt ihren Werth hat; auf der Wagschale der göttlichen Gerechtigkeit aber wiegt sie zu leicht.

Wenden wir uns nun zu der zweiten im Eingange genannten Abhandlung, deren Gegenstand das Verhältniß von Taufe und Wiedergeburt ist. Dort wird die Wirklichkeit der Wiedergeburt in der heil. Taufe in Abrede gestellt und der letztern nur so viel zugestanden, daß sie die Gnade in Christo mittheilen kann und will (Punkt 2 und 4). In Punkt 4 wird die Wirklichkeit der Wiedergeburt in der Taufe nur für den Fall statuirt, daß in den Pathen und Eltern der Glaube vorhanden sei; in Ermangelung desselben bleibe nur Fleisch, das vom Fleische geboren ist. Zum Belege dafür wird die Erfahrung, also doch wol das wirkliche Vorhandensein vieler ungeistlicher Getauften und werden Schriftstellen angeführt, welche von dem Unterschiede des fleischlichen Wesens beim Unbußfertigen und des Geistlichen beim Gläubigen handeln. Wie beweiset das aber gegen den wirklichen Vollzug der Wiedergeburt in der heil. Taufe? Dann müßte ja auch der schadenbringende unwürdige Genuß des heil. Abendmahles gegen die Realität seiner specifischen Sakramentsgnade beweisen. Ja es wird

sogar ein krankhafter Spiritualismus genannt, noch etwas von Taufgnade unter der heidnischen Larve beim Unbußfertigen sehen zu wollen. Dieser Vorwurf träfe, wenn er begründet wäre, allerdings unsere Kirche, die an der Coincidenz von Taufe und Wiedergeburt sehr entschieden festhält. Schon in den frühern Bekenntnißschriften ist diese Lehre enthalten, am klarsten aber in den sächsischen Visitationsartikeln von 1592, wo unter den affirmativis der 3. Art. von der Taufe lehrt: § 2. Durch die Taufe als das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heil. Geistes macht Gott uns selig und wirket in uns solche Gerechtigkeit und Reinigung von Sünden, daß wer in solchem Bunde und Vertrauen bis an das Ende beharret, nicht verloren wird, sondern das ewige Leben hat, und § 4: die Taufe ist das Bad der Wiedergeburt, darum daß wir in derselben von Neuem geboren und mit dem Geiste der Kindheit versiegelt und begnadiget werden. Und unter den negativis ist als falsche und irrige Lehre der Calvinisten von der heil. Taufe gelehrt: § 1. die Taufe sei ein äußerlich Wasserbad, damit eine innere Abwaschung von Sünden allein bedeutet werde; § 2: die Taufe wirke oder gebe nicht die Wiedergeburt, den Glauben, Gnade Gottes und Seligkeit, sondern bezeichne und versiegle allein dieselbe; § 4: die Wiedergeburt geschehe nicht in und bei der Taufe, sondern erst hernach in erwachsenen Jahren, in Etlichen wol gar im Alter.

Unsere Kirche glaubt mit ihrer Lehre vielmehr einem biblischen Realismus, als einem krankhaften Spiritualismus zu huldigen und gründet ihre Lehre von der Wiedergeburt auf die bekannte Schriftstelle: Tit. 3, 5. wo der Apostel die Taufe ein Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heil. Geistes nennt; Eph. 5, 26., wo er

die Heiligung und Reinigung darstellt als geschehen durch das Wasserbad im Wort. 1. Petr. 3, 21.: Das Wasser macht uns selig im Gegenbilde der Sündfluth, der Taufe, welche nicht eine äußerliche Reinigung am Fleische, von blos symbolischer Bedeutung, sondern der Bund (?) eines guten Gewissens mit Gott durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten ist, so daß also die Gerechtigkeit des um unserer Gerechtigkeit willen Auferweckten uns zugeeignet wird, wir Christum anziehen. Und vor Allem Joh. 3, 5. Dies ist allerdings der wichtigste locus classicus für die Wiedergeburt, in welchem wir aber auch durch Worte aus des Herrn eigenem Munde Geist und Wasser so eng und bestimmt mit einander verbunden finden, daß darauf doch wohl angewandt werden muß, daß, was Gott zusammengefügt hat, der Mensch nicht scheiden soll. Wenn nun dagegen geltend gemacht wird, daß sonst doch das Wort Gottes als Same der Wiedergeburt genannt werde, so hebt dies die Bedeutung der heil. Taufe als Mittel der Wiedergeburt durchaus nicht auf, bestätigt sie vielmehr. Denn 1) kann das Wort als gepredigtes und verstandenes nur bei der bereits zum Selbstbewußtsein entwickelten Persönlichkeit als Gnadenmittel seine Anwendung finden. Und doch ist nach des Herrn eigner Erklärung auch schon den Kindern das Himmelreich, welches doch Niemand ohne Wiedergeburt sehen kann; 2) ist ja das Taufwasser selbst ein Mittel der Wiedergeburt erst durch das Wort, nämlich duech das Geheiß- und Verheißungswort des Herrn, wodurch es untrennbar mit dem wiedergebärenden und bundstiftenden Geiste verbunden ist (Eph. 5, 26. 3.). Das Evangelium, welches die für alle Menschen vollbrachte Erlösung und Versöhnung verkündigt, enthält doch noch nicht *die specielle* Aneignung des erworbenen Heiles für den

Einzelnen; diese Zusicherung haben wir nur im Sakramente. Deßhalb kann und muß auch der heilige Geist Allen, die Ihn bei diesem Seinem Worte gläubig fassen, Sein Zeugniß der Gotteskindschaft geben, grade deßhalb, weil Er die Wahrheit bezeugt und selbst dies Wort geredet hat (1 Cor. 2, 13.). So weiset also das Wort Gottes selbst auf die Taufe als auf die durch dasselbe von Gott geordnete Quelle des geistlichen und ewigen Lebens.

Das Wort fordert aber auch zugleich als Bedingung für den persönlichen Genuß der seligmachenden Wirkung der Taufe den Glauben des Herzens. Diesen Glauben wirkt aber auch der heilige Geist selbst in Allen, die nur nicht selbst widerstehen. So zunächst also in allen Kindern. Wollte man dagegen die Realität der Wiedergeburt bei ihnen von einem gleichsam stellvertretenden Glauben der Eltern und Pathen abhängig machen, so müßte alle Gewißheit für die Wiedergeburt und Seligkeit der Kinder schwinden. Dabei würde auch dem Glauben der Menschen eine größere Kraft zugeschrieben, als der Gnade Gottes, die sich im Worte der Verheißung uns dargegeben und sich selbst für uns daran gebunden hat. Wenn aber aus den in der alten Kirche bei der Taufe zugleich angewandten symbolischen Zeichen für die Wiedergeburt auf ein Zweifeln an ihrer Wirklichkeit geschlossen werden soll, so ist die Nothwendigkeit dieser Schlußfolge durchaus nicht abzusehen. Warum kann denn symbolische Darstellung einer Sache nicht zugleich mit dem wirklichen Vorhandensein der unsichtbaren Sache selbst ganz wohl bestehen? Daß nun aber doch die Kirche mit ihrer Lehre von der Taufe als Wiedergeburt den getauften offenbaren Feinden des *Kreuzes keineswegs* ein falsches Zeugniß für

ihre Seligkeit giebt, das wird klar, nicht nur aus dem Zusammenhange dieser mit ihren übrigen Lehren, sondern auch aus ihrer weitern Lehre von der Taufe selbst, die auch aufs Entschiedenste der Forderung subjectiver Aneignung und Benutzung der Taufgnade Rechnung trägt. Diese persönliche Aneignung der Taufgnade sollte bei normaler Entwickelung in die Zeit der Confirmation fallen, wo dann die zu eigenem Bewußtsein und freier Willensentscheidung entwickelte Persönlichkeit selbst zu dem erkannten Glauben sich bekennen und die Herzensübergabe an ihren Bundesgott vollziehen soll. Leider lehrt aber die Erfahrung, daß die Wenigsten mit so normaler Entwickelung in ihrer Taufgnade bleiben. Wohl bei der überwiegenden Mehrzahl wird die Taufgnade Etwas dem eigenen persönlichen Willen und oft selbst dem eigenen Bewußtsein Fremdes, von demselben Verkanntes, ja wohl gar Bekämpftes und Unterdrücktes. Das eigne Herz ist dabei seiner tiefsten Grundrichtung nach in Selbstsucht und Weltliebe gefangen genommen und der alte Mensch ist so das herrschende und bewegende Princip im Menschen; seine Gesinnung bestimmt den Willen; es ist ein Leben nach dem Fleische ohne Gottesfurcht und wahre Liebe zu Gott, vielmehr in innerer Feindschaft und Empörung wider Ihn (Röm. 8, 7.). Und weil die heilige Schrift nur zwei große Reiche kennt, das des Lichtes und das der Finsterniß, so tritt sogar das schwere Wort Joh. 8, 44. und 1 Joh. 3, 8. auf den Getauften in diesem Zustande allerdings in volle Anwendung und Geltung. Doch ist auch die Taufgnade keineswegs geschwunden; kann sie nicht im persönlichen Bewußtsein und Willen zur Geltung kommen, so kann sie doch wenigstens aus der Natur des Geistes nicht getilgt werden. Da macht sie sich doch zuweilen selbst

wider den Willen des Menschen geltend, und selbst das Reagiren gegen sie dürfte ein Zeugniß für ihr Vorhandensein und für ihre Kraft sein, ähnlich wie, nur in größerer Weise, die Blasphemie des Spötters immer eine Lücke wider den Stachel im eigenen Gewissen ist. Die Taufgnade offenbart sich aber auch oft subjectiverseits in einer tiefen Unzufriedenheit mit dem eigenen Zustande, in einem Gestraftwerden über denselben und in Gnadenzügen zu Christo, ja selbst in manchem positiv Guten, auf dem wohl Gottes Wohlgefallen ruhen kann, ohne daß dies deßhalb schon der Person selbst zu Theil werden könnte; objectiverseits aber besteht sie darin, daß der treue Bundesgott seinerseits den Bund noch nicht aufgehoben hat, sondern auch noch dem Abtrünnigen Seine Gnadenarme ausgebreitet hält und ihm ein Vater bleibt. Ein getaufter Spötter oder Sündendiener trägt schon in sich selbst ein schwereres Gericht, als etwa ein solcher Heide. Darum hat der Ausdruck in alten Kirchenliedern: du edle Christenheit! oder wertheste Christenheit! volle Wahrheit und nicht geringe Bedeutung. Der Adel der Christenheit ist selbst mitten in ihrer Entstellung von großer Bedeutung. Ein Christ kann wohl ärger als ein Heide, aber er kann nicht zum Heiden werden. Und gerade, weil der beharrlich Unbußfertige desto schwererem Gerichte entgegengeht, so können wir schon daraus den Rückschluß machen, daß ihm nicht nur zuvor größere Gnade widerfahren ist, sondern nach dem Reichthum und der Treue göttlicher Barmherzigkeit auch noch größere Gnade angeboten und bereit gehalten wird, in deren Besitz und Genuß er auch wirklich eintritt, sobald er Buße thut und glaubt. „So mangelt es nun nicht am Schatze; sondern daran mangelt es, daß man ihn fasse und halte.“ Und die Buße selbst ist nichts

Anderes, denn eine Rückkehr zur Taufe, „daß man", wie Luther im großen Katechismus sagt, „das wiederholt und treibt, so man zuvor angefangen und doch davon gelassen hat." Dort widerlegt Luther auch die Ansicht des Hieronymus, als sei nach erfolgter Brechung des Taufbundes die Buße das neue Mittel zur Herstellung des Gnadenstandes, gleichwie beim Schiffbruche nach dem Scheitern des Schiffes man auf einem andern Brette sich retten müsse. „Nein, das Schifflein (die Taufe) zerbricht nicht, weil es Gottes Ordnung und nicht unser Ding ist; aber das geschieht wohl, daß wir gleiten und herausfallen; fällt aber Jemand heraus, der sehe zu, daß er wieder hinzuschwimme und sich daran halte, bis er wieder hineinkomme und darin gehe, wie vorhin angefangen war." So bleibt also der Gnadenbund auf Seiten Gottes auch für den Abtrünnigen noch stehen und auch die Wirkung der Taufe auf das Subject und in demselben dauert fort als Erweckung zu Buße und Glauben, und als reale Möglichkeit dazu, welche Kraft und Recht zum Glauben bietet und als Bewahrung mancher Reste des Guten. Was in jener Abhandlung als ein objectives Herantreten des Geistes Gottes an das Subject und in das Subject hinein bezeichnet wird, warum sollen wir dies Erwecktwerden zur Erkenntniß der Sünde, zum Bußweh und zur Glaubensfreude nicht vielmehr als eine Gnadenbezeugung des heil. Geistes an der Seele auffassen und anerkennen, durch die Er Sein in der Taufe an derselben begonnenes Werk fortführt und treulich Seine Verheißung erfüllt, die Er bei Aufrichtung Seines Gnadenbundes auch der einzelnen Seele besonders schon gegeben hat? Es würde wohl nicht wenig zur Klarheit in der Sache beitragen, wenn die bisher ziemlich allgemein promiscue gebrauchten

Ausdrücke Wiedergeburt und Bekehrung sorgfältiger unterschieden und jener nur von der in der heil. Taufe stattfindenden Erzeugung des neuen Lebens, dieser aber gebraucht würde zur Bezeichnung der persönlichen Aneignung der Taufgnade mittelst Buße und Glauben, wodurch der neue Lebenskeim in das Herz und den eigenen Willen wieder aufgenommen wird, wenn er daraus verdrängt war und also zum centralen, alle Lebensäußerungen beherrschenden Lebensprincipe wird, so daß es dann erst heißen kann: Ich thue die Sünde nicht; ich bin der Sünde gestorben; nun lebe ich, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebet in mir. Bei so fixirtem Sprachgebrauche fiele auch der Schein der Widersinnigkeit weg, welchen es hätte, wenn gefordert würde, daß Jemand zum zweiten Male wiedergeboren werde. Es wird nur verlangt, daß er sich zu dem neuen Leben der Wiedergeburt persönlich, d. h. mit eigenem Wissen und Willen bekehre. Und zu dieser Bekehrung hat der Getaufte durch seine Taufgnade die Mahnung und zugleich den Antrieb und die Kraft in sich, worin dann das Wort einen innern Anknüpfungspunct findet, wenn durch dasselbe in der christlichen Gemeinde immer von Neuem die Berufung zum Himmelreiche an den Einzelnen ergeht. Auch schon die Concordienformel hebt die Wichtigkeit der Taufgnade bedeutungsvoll hervor, wenn sie erklärt, wie der Getaufte in der That frei geworden ist, so daß er allezeit die Möglichkeit und Fähigkeit zum Glauben hat. Form. conc. part. II. c. II. u. 67 p. 675 ed. Rechenb. Tom. III. p. 115 ed. Franke u. S. 607 in der deutschen Ausgabe von Detzer: „Darum ist ein großer Unterschied zwischen den getauften und ungetauften Menschen; denn weil nach der Lehre des St. Paulus (Gal. 3, 27.) alle die, so getauft sind, Christum angezogen ha-

den und also wahrhaftig wiedergeboren sind, haben sie a
arbitrium liberatum, d. i. wie Christus sagt, sie
wiederum frei gemacht, aus der Ursache: denn sie hö
nicht allein das Wort, sondern können auch demselb
wiewohl in großer Schwachheit, Beifall thun und es
nehmen." Es ist eben durch die Taufe in den Tod Chr
eine Ansprache und ein Anrecht auf Sein Verdienst u
Blut gegeben, und wer das von Herzen glaubt, der
es auch wirklich. Die Buße, zu welcher auf Grund
Taufbundes ermahnt werden kann, wird also auch n
den evangelischen Charakter an sich tragen, daß sie nä
lich in einer kindlichen Furcht vor Gott, nicht als vor d
Richter oder gar Feinde, sondern als vor dem wohl h
heiligen, aber auch überschwänglich gnädigen Vater w
zelt (Ez. 16, 63.). Das Bewußtsein, begnadigtes K
Gottes gewesen zu sein und noch mit so unverdien
Gnade getragen, ja überschüttet zu werden, das muß a
dem verlornen Kinde, sobald es nur in sich geht, Beugu
Schmerz und Scham schärfen und zugleich evangelisch m
dern. Es muß dabei die sehr gütige Hand erkannt w
den, die so freundlich auf den Weg des Friedens lei
Das unerläßlich wichtige Moment des Glaubens ist
in der Buße gleich von Anfang an mitgesetzt und ist
Quelle der neuen Liebe. Zugleich wird dem Ernste
Buße dabei Nichts vergeben; denn der rechte Gebrauch
Taufe ist da, daß man täglich in den Taufbund gehe,
Glauben erneuere und das Leben nach demselben pr
und einrichte. So ist sie ein Antrieb zur Wachsam
und zum Gebet. Wohl aber wird durch diese Lehre
Ueberschätzung der ein- und erstmaligen Buße in der B
kehrung mit Beeinträchtigung der täglichen gewehrt,
christliche Leben damit in ruhigere und ebenmäßigere E

wickelung geleitet und dem geistlichen Uebermuthe und der Sicherheit, zumal Neuerweckter, ein Damm entgegengesetzt. Es wird in dieser Lehre unserer Kirche von der Taufe auch die Freiheit und das Zuvorkommen der Gnade Gottes gebührend anerkannt und in das hellste Licht gestellt, zugleich aber auch der gewisse Trost geboten, daß sie sich für uns durch unverbrüchliche Verheißung gebunden hat und wir also wissen können, wo und wie wir sie so nahe finden können. Diesen Trost, diese Kräftigung und Gewißheit für den Glauben kann die reformirte Lehre, die im besten Falle eine Versiegelung des schon vorhandenen Glaubens durch die Taufe lehrt, nicht bieten und noch weniger die baptistische. Aller gewisse Grund des Trostes über die Seligkeit getaufter Kinder wird hier genommen. Auch der Glaube, den der Getaufte haben darf, sein ganzes Leben werde von Gott als in das Verdienst Jesu gekleidet angesehen, auch dieser Glaube ist ein ungleich größerer Trost, als diejenigen zu bieten vermögen, welche das geistliche Leben nur vom Augenblicke der Bekehrung an datiren wollen. Vor Allem aber bietet die heilige Taufe durch ihr der leiblichen Seite des Menschen so ganz entsprechendes äußeres Zeichen, dasdurch das Wort Gottes zu einem Mittel der Gnadenmittheilung und Bundesschließung erhoben ist, dem Glauben auch einen sichtbaren sichern Anhalt gerade in dem, was ihm das Wichtigste ist und was gerade den zur Selbsterkenntniß gelangenden Gemüthern die schwierigsten Kämpfe zu bereiten pflegt, nämlich: in der Aneignung des Heiles für die eigne Person. Denn wenn auch aus dem Evangelium die Ueberzeugung von der für Alle vollbrachten Versöhnung gewonnen ist, so muß der Einzelne doch noch nach der durch einen Act *Gottes auch für ihn* wirklich vollzogenen Aneig-

nung und Zusicherung seines Antheils an dem Heile in Christo suchen. Diese Aufrichtung des Gnaden- und Friedensbundes mit dem Einzelnen geschieht eben in der heiligen Taufe. Sie ist daher der Gnadenbach entlang dem Lebenswege, aus welchem der Erdenpilger immer neuen Trost, Kraft und Erquickung schöpfen kann; sie ist die feste und tiefgehende Verbindung der Reben mit seinem Weinstocke, kraft welcher dem Gläubigen die Lebenskraft des Blutes und Geistes Christi zuströmt. Insofern bildet sie auch die Grundlage und, so zu sagen, immer geltende und immer zugängliche Ergänzung zu den andern beiden, zu gleichem Zwecke gestifteten Mitteln göttlicher Gnadenzusicherung, nämlich der Absolution und Communion. Es leuchtet hieraus die fundamentale hohe Bedeutung der Lehre von den Sakramenten ein. Betreffen sie doch grade die von Gott geordneten Mittel der persönlichen Heilsaneignung und Heilsgewißheit. In ihnen handelt Gott als mit jeder Seele besonders und erst die in denselben statthabenden göttlichen Erklärungen über sie und Thaten an ihr geben ihr ein Recht zum Glauben. Will man darauf recurriren, daß Gott auch mehr thun kann, als Er verheißen, so steht solcher Annahme da, wo das ordentliche Gnadenmittel nur aus Unkenntniß oder irgend einer Unmöglichkeit unbenutzt gelassen wird, vielleicht Nichts entgegen. Dort aber, wo Sein Wort bekannt ist, würde ein solches Umgehen der in demselben gebotenen Mittel, wie es z. B. bei der Taufe nicht nur durch Unterlassung derselben, sondern auch durch erklärten Unglauben geschähe, das würde doch nur heißen: Gott versuchen und verlangen, daß Er Sich nach uns richte, statt daß wir uns nach Ihm zu richten haben. Am Wenigsten aber hat doch wohl das Amt, dem das Haushalten über Gottes geoffenbarte Ge-

heimnisse anvertraut ist, ein Recht, solche Hoffnung, die über das Wort hinaus oder neben demselben einhergeht, zu sanctioniren und zu begünstigen. Es darf zu derselben doch nicht ermuthigen, sondern muß vor ihr warnen. Von wie großer Bedeutung in dieser Hinsicht die Taufe auch in der Missionspraxis ist, lehrt besonders anschaulich das Beispiel und Bekenntniß der alten bekehrten Hottentottin Cornelia auf der Barmer Missionsstation Stellenbosch. Dieselbe bezeugte nämlich noch im Jahre 1854 vor den Hermannsburger Missionären, als dieselben auf ihrer Reise nach Ostafrika Stellenbosch von der Capstadt aus besuchten, sie habe vor ihrer Taufe wohl glauben können, daß der HErr Christus der Welt Heiland sei, daß Er aber auch ihr Heiland insbesondere sei, davon habe sie erst mit ihrer Taufe die Gewißheit empfangen. Ich konnte, sagte sie, vor meiner Taufe das glauben, daß Christus Gottes Sohn ist, daß Er gestorben ist für die Sünden der Welt; ich hatte auch ein Verlangen nach Seinem Heil. Aber, daß Er für meine Sünden gestorben sei, daß Er mein Heiland sei, das konnte ich erst glauben, als ich getauft und durch die Taufe ein Glied an Jesu Leibe geworden war. So schrieb Missionär Meyer Hermannsburger Missionsblatt 1854 S. 73. Dies Verhältniß des Glaubens, der als ein Sehnen nach dem aus dem Evangelio erkannten Heile schon vor der Taufe möglich und nöthig ist, zu dem durch diese selbst erst ermöglichten und gewirkten Glauben, dieses specifische Wesen der Taufgnade als Aufrichtung des Gnadenbundes mit dem Individuo, ergiebt sich auch klar aus dem biblischen Prototypus hierfür in der Taufe des Kämmerers Act. 8, 36—38. Wie hoch die Bedeutung der heil. Taufe für Erweckung und Befestigung des Glaubens in der alten lutherischen Kirche angeschlagen wurde

und ein wie freudiger Glaube auf diesem Grunde erwuchs, das bezeugt die häufige hochschätzende Erwähnung der heil. Taufe in der ältern ascetischen Literatur unserer Kirche, wo ja sogar ein eignes Werk: des M. Steph. Prätorius geistliche Schatzkammer der Gläubigen ganz diesem Gegenstande des Glaubens gewidmet ist und alle Gnadenwohlthaten Gottes aus der heil. Taufe herleitet und auf dieselbe zurückführt; das bezeugen die Gebete um tägliche Erneuerung des Taufbundes, die Gebete bei Taufen und der Pathen und die Danksagungen für die Taufe; das bezeugen ebenso auch die vielen herrlichen Lieder unserer Kirche über Taufe und Taufbundserneuerung, wie z. B. P. Gerhards: Du Volk, das du getaufet bist; Starks: Ich bin getauft, ich steh im Bunde; Joh. Hermanns: O Gott, da ich gar keinen Rath u. dergl. viele.

So offenbart sich schon an den bisher besprochenen beiden wichtigen, Quelle und Entwickelung des Glaubenslebens betreffenden Gegenständen die practische Wichtigkeit der Lehre unserer Kirche. Der Gnadenstand, die Gewißheit des Heils, Festigkeit, Kraft und Wahrheit des Glaubens, Möglichkeit, Wahrheit und Werth der Heiligung, das Alles hängt von ihr ab, sie allein bewirkt die normale Gestaltung des christlichen Glaubens und Lebens und wehrt die schriftwidrige ab. Sie ist aber auch selbst von hoher ethischer Bedeutung, sowohl ihrem Wesen, als ihren Folgen nach. Alle Irrlehre unterliegt dem Gerichte des zweiten Gebotes, sie ist das Lügen beim Namen Gottes, ein geistiger feiner Bilderdienst und Abgötterei, ein Ungehorsam gegen Gottes Wort und eine Verachtung desselben. Statt daß Gottes Gnade und Herrlichkeit, die Er in Seinem Worte offenbart, Ps. 138, 2, durch schriftgemäßes Bekenntniß dankend und lobend gepriesen werden

sollte, ist Irrlehre immer eine, wenn auch oft versteckte und in den Schein des Eifers für Gott gehüllte Herabwürdigung Gottes. Deshalb bringt sie auch schon in ihren Folgen selbst die für Entheiligung des göttlichen Namens gedrohte Strafe mit sich. Sie verbindet sich, zumal wo sie mit Wissen und Willen gehegt wird, mit psychologischer Nothwendigkeit auch gern mit andern Zungen- und Gedankensünden wider das 2. und 8. Gebot; Heuchelei, Verachtung und Beleidigung des Nächsten und Unredlichkeit treten oft in ihrem Gefolge auf; das zeigt die Geschichte z. B. auch die des pietistischen Streites. Doch fast noch schlimmer wird die Irrlehre durch den Schaden, den sie für das Heil der Seelen stiftet. Sowohl als Sünde, wie auch als Unwahrheit stammt sie auch nirgend anderwärts her, als von dem uranfänglichen Seelenmörder und Lügenvater, der durch sie um so mehr meint ausrichten zu können, als ihre Wichtigkeit leicht verkannt wird. Sie muß aber nothwendig tiefgreifend schaden, weil sie eine Entstellung des von Gott geordneten Mittels zur Förderung des Seelenheils ist, nämlich der schriftgemäßen Lehre und Predigt (Röm. 10, 7). Wie der Herr Christus selbst die Wirksamkeit des heil. Geistes beschreibt, so ist dieselbe auch nur eine durchs Wort vermittelte; denn derselbe wirkt durch Lehren des Wortes und durch Erinnerung an dasselbe (Joh. 14, 26). Darum kann uns das Lernen und Aufmerken auch nicht erspart werden.

Durch das Wort wird die Gesinnung des Herzens bestimmt, im Herzen aber sind die Ausgänge des Lebens (Spr. 4, 23). Es ist dies auch schon das natürlich nothwendige Mittel. Denn nur das Wort ist ja die Brücke von Geist zu Geist; das Mittel der Einwirkung und Mittheilung, des Verkehres und Umganges für denselben.

Daher es auch bei den Irrlehrern nicht ohne Lehren abgehen kann; selbst der Quäcker bleibt, wenn nur sein inneres Licht aufleuchtet, nicht stumm. Aber die Irrlehre erzeugt auch Irrglauben und Wahnglauben und Unglauben, oder mindestens Kleinglauben und in Bezug auf das Leben schneidet sie demselben, weil, was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde ist, ganz die Wurzel ab, oder verdirbt ihm doch die gesunde, lehrt oft auch eingebildete und selbsterwählte Heiligkeit und löset dagegen Gebote und Ordnungen Gottes auf. Wie Irrlehre Irrglaube ist und zugleich denselben erzeugt, so ist dagegen rechte Erkenntniß Gottes und Seines Wortes, die ja in der Lehre und im Bekenntniß nur ihren Ausdruck findet, auch ein wesentliches Moment des Glaubens selbst neben dem des Beifalls und der Zuversicht. So ist die Wahrung und das Bekenntniß der reinen Lehre wichtig für den Einzelnen, wenn er nicht Schaden nehmen oder gar stiften will an seiner oder Anderer ewigen Seligkeit oder doch Herrlichkeit und noch wichtiger erweiset sie sich für den Bau der ganzen Kirche. Diese soll durch ihr schriftgemäßes Bekenntniß und das ihr eingestiftete Organ des geistlichen Amtes als eine treue Magd des Herrn Ihm dienen zur Erfüllung Seines Gnadenrathes, daß allen Menschen zum Heile geholfen werde durch Erkenntniß der Wahrheit. Weil diese selig- und freimachende Wahrheit (Joh. 8, 32. Röm. 1, 16. Jac. 1, 21), weil diese Botschaft des Heils sammt den Mitteln desselben der Kirche anvertraut ist, so hat sie damit treu Haus zu halten, auf daß den Genossen des Hauses Gottes oder auch in der Mission denen, die noch Fremdlinge sind, aber auch zu Gottes Hausgenossen berufen werden sollen, keiner der Gnadenschätze entzogen oder verkümmert, sondern das Wort recht getheilt werde.

Das ist aber nur bei reiner Lehre möglich. Hier hilft auch nicht blos wörtliches Wiederholen des Schriftwortes, sondern es ist auch ein Bekenntniß als ein gläubiges und aneignendes Ja und Amen dazu nöthig. Schon um das Verständniß des Schriftwortes zu gewinnen und mitzutheilen, ist ja nothwendig, daß die Worte und Begriffe der Schrift mit den eigenen in Beziehung und Zusammenhang gebracht werden. Jede Katechisation, jede Predigt erfordert ja solche selbstthätige Aneignung und Mittheilung der Schriftwahrheit. Weil so die Kirche an der schriftgemäßen Lehre die Quelle ihres eigenen Bestandes und die Norm für alle ihre Thätigkeit zur eigenen Erweiterung und Befestigung hat, so hat sie an ihrem Bekenntnisse und ihrer Lehre auch das einzige und allein nothwendige Band ihrer Einheit und Mittel ihrer Versichtbarung; daran allein ist sie zu erkennen; dadurch wird ihre Existenz bedingt und dargestellt. So weit ihre Lehre geht, so weit reichen ihre Grenzen. Confess. August. art. 7. Darum hat auch das Hirten- und Wächteramt in ihr mit diesem Stabe zu leiten und über die Bewahrung dieser Kleinodien zu wachen. Denn das Wort Gottes bringt ja mit sich die Güter und die Kräfte der zukünftigen Welt für Jeden, der derselben begehrt und sie gläubig annimmt; denn es ist ein Wort voll Geistes und Lebens Joh. 6, 63. 68.; es ist eine Ausübung und Erweisung der Liebe, eine Selbstmittheilung des Herrn, der es redet (Röm. 10, 6—9 und Joh. 8, 25: Ich bin was (ὅ τι) Ich mit euch rede). Auch die unsichtbaren Dinge und das Leben der geistlichen Schöpfung schafft Gott durch das Wort. Und das gerade ist auch eine sehr kräftige Irrlehre, die namentlich der reformirten, unirten und jeder schwarmgeisterischen Richtung eigen ist und die *oft den* Glauben hindert und schwächt,

daß das äußere Wort und die schriftgemäße Lehre als von der Kraft des Geistes entleert dargestellt wird und das über und neben dem im Worte ausgesprochenen Willen Gottes gleichsam ein anderer verborgener angenommen wird. Das ist dann ein willkührlich wirkender oder der Geist Gottes erscheint dabei ganz gestalt- und gesinnungslos; die Offenbarung aber ist dann nicht mehr Offenbarung; sie wäre vielmehr Verhüllung. Darnach würde der Geist Gottes es eigentlich anders meinen und anders wirken, als wie Er es in Seinem Worte ausspricht, welches doch bei Seiner Wahrhaftigkeit und Treue der reinste Ausdruck Seines Wesens und Sinnes ist. Es ist dies fast der am meisten characteristische Zug unserer Kirche, daß sie ganz nach des Glaubens rechter Art den Herrn bei Seinem Worte faßt, so wie es da lautet und also das Unsichtbare ergreift, als sähe sie es und das Zukünftige, als besäße sie es, weil es so gewiß ihr verbürgt ist. Durch Treue im Bekenntnisse soll sie sich auch als nach ihres unveränderlichen Herrn Vorbilde geartet bewähren, als gehauen aus diesem Felsen und gegraben aus dieses Brunnens Gruft (Jes. 51, 1). Der Fels ist Seine Treue; der Brunnen ist Sein Wort. Hält sie daran fest, so darf sie sich der Gnadengegenwart ihres Herrn, die Er zu Seinen Gnadenmitteln verheißen hat, gewiß getrösten und soll unüberwindlich sein. Ps. 46, 5. 6. Ps. 48 besonders V. 9. Matth. 16, 16—18. Darum werden auch die, welche in die triumphirende Kirche hinübergegangen sind, als Solche bezeichnet, welche überwunden haben durch des Lammes Blut und durch das Wort ihres Zeugnisses. Offenb. 12, 11. — Ein Thatbekenntniß ihrer Glieder hienieden ist die Theilnahme derselben an ihrer Mission, dieser höchsten und herrlichsten Lebensbethätigung der Kirche.

Es ist die höchste und herrlichste. Denn da bekommt die Magd durch Zeugniß und Arbeit für ihren Herrn, die Braut im Liebeseifer für ihres Bräutigams Kommen, daß Er jetzt zu allen Völkern in Gnaden komme und alsobald kommen könne Marc. 13, 10. in Seiner Herrlichkeit, sie bekommt da einen Antheil an Seinem Berufe und Seiner Ehre, ein Licht zu sein der Heiden und Gottes Heil bis an der Welt Ende. Jes. 49, 6. Luc. 2, 32. Wendet sich da ein Lutheraner in gleichem oder gar in höherem Maße der Mission einer fremden Kirchengemeinschaft zu, so ist das doch ein unleugbares Zeichen dafür, daß es da noch fehlt an der Liebe, die Jerusalem mehr liebt als die eigene Rechte. Ps. 137, 5. 6. Sollte die Liebe zur Kirche im Neuen Bunde nicht ungleich stärker und lauterer sein, als wie sie schon dort im Bunde des Gesetzes sich ausspricht? Die christliche Bruderliebe wird wohl noch ihre, wenn auch getrübte, doch nicht geringe Freude auch an dem haben, was für ihres Herrn Namen und Seines Wortes und Evangeliums Ausbreitung auch mit beigemischter Trübung und Verdunkelung desselben geschieht; aber eben weil Bruderliebe eine Liebe in dem Herrn und in Seiner Wahrheit ist, darum kann und darf sie der Liebe irrender Brüder auch nicht ein Brosämlein der Wahrheit aufopfern. Sie würde ja damit auch nicht wirklich Liebe üben, sondern nur sich und den andern nothwendig schaden müssen, wenn sie von der Treue gegen den Herrn und Sein Wort Etwas vergäbe. Das geschieht aber immer auch schon dann, wenn man aus Menschenfurcht auch nur schweigt zu dem Widersprechen gegen eine Wahrheit, die man hat besser erkennen dürfen (Marc. 8, 38). Es versteht sich dabei von selbst, daß der Haß gegen die Irrlehre, wie gegen jede Sünde, die Liebe zu der Person nicht

aufheben darf. Da hat die Liebe das selige Recht, daß sie Alles darf vertragen, glauben, dulden, hoffen. Es ist auch des Herrn Weise, daß Er nicht nur auch mitten unter Seinen Feinden herrscht, sondern auch oft unerwartet aus einem Saulus einen Paulus macht. Die große ethische Bedeutung der Irrlehre muß endlich auch besonders daraus hervorleuchten, daß sie dem Worte Gottes gemäß sogar ein Gegenstand der Kirchenzucht und ein Grund zur Aufhebung der kirchlichen (Tit. 3, 10. 11.) ja sogar, wenn sie den ganzen Grund des Christenglaubens umstößt, der brüderlichen (2 Joh. 10.) Gemeinschaft mit dem in der Irrlehre Beharrenden werden soll.

So erweiset sich die reine Lehre als von der größten Wichtigkeit für das christliche Glaubensleben, sowol sofern sie selbst einen Theil desselben ausmacht, als sofern sie Quelle, Kraft und Norm für dasselbe bietet. Wir brauchen es uns wohl nicht zu verbergen, daß in unserer Zeit Gott Gnade gegeben hat zu den Leistungen und Kämpfen unserer kirchlichen Theologen auf dem Gebiete der Wissenschaft, des kirchlichen Lebens und der Mission, daß Seines Zions Mauern wieder gebaut worden. Doch dürfen wir uns eben so wenig verhehlen, daß es, zumal auch in unseren Landen, auch gewiß noch viel der Arbeit mit Schwert und Kelle giebt. Aus den Erfahrungen und Bedürfnissen des Amtes und Lebens sind auch diese Worte resultirt, die hier in Schwachheit und Stückwerk ein noch erst jüngerer Diener am Wort geredet hat. Möchten Erfahrnere und denen ein schärferer Blick verliehen ist, durch Berichtigung und Ergänzung dem Bedürfnisse freundlich entgegenkommen, das zu diesem Aufsatze mit Veranlassung gegeben hat.

Zusatz zu beiden vorstehenden Abhandlungen, vom

Herausgeber. Der Redacteur ist mit einzelnen Thesen in diesen beiden Abhandlungen nicht einverstanden, das hat ihn aber nicht abgehalten, sie aufzunehmen. Grade durch das Aussprechen setzt sich die Sache in's Klare, zumal wenn es in so würdiger Weise geschieht, wie es beide Verfasser thun. Uebrigens erschwert man sich die Sache, wenn man (s. S. 102) vorschnell zugibt, daß etwas als unlutherisch und schriftgemäß zugleich könne bezeichnet werden, und andrerseits (S. 115 ff.) als ausgemacht ohne Weiteres hinstellt, daß man sich gedrungen fühle, als Vertreter lutherischen Bekenntnisses die Bekämpfung lutherischer Rechtgläubigkeit abzuweisen. Ich bin überzeugt, daß, recht verstanden, einmal, was lutherisch ist, auch schriftgemäß ist, und was unlutherisch auch schriftwidrig, und andrerseits, daß man auch in falscher Weise das lutherische Bekenntniß vertreten kann. Was S. 114 von der vielbesprochenen „Union" beiläufig bemerkt ist, ist insofern angenehm, als man auch hieraus ersieht, welche „Erfolge" man zuweilen sofort erwartet, und, wenn diese nicht sogleich „sichtbar" werden, einen um desto größeren Riß zu sehen meint.

3.

Unmaßgebliche Thesen auf dem Gebiete der Theologie, von einem Juristen.

Von Dr. E. B. v. T. zu W.

---

1. Das Christenthum nur als dogmatisches Kirchenthum ist Buchstabe — es soll Geist werden — und den ganzen Menschen bis in die tiefste Seele durchdringen und erfüllen.

2. Der Confessionalismus ist moderner Scholasticismus, der der jetzigen Weltanschauung und Bildung widerstrebt. — Derselbe führt in der Consequenz seiner Entwickelung zur todten Buchstaben-Orthodoxie — gleichwie manche „Eintrachtsformel" für Wissenschaft und kirchliches Leben solche Früchte getragen hat.

3. Das Wesen des Pietismus ist geistige Beschränktheit mit tiefer Innigkeit des religiösen Gefühlslebens — das aber gar leicht in eine Ueberschwänglichkeit der Gefühlsaffectionen ausartet — weil nur das Herz und nicht auch der Verstand eine Stimme in Sachen der Religion haben soll.

4. Die Lehre von der Prädestination macht Gott zum Urheber der Sünde — nur eine historisch-speculative Begründung kann in das räthselhafte Dunkel vom Ursprung des Bösen — Licht bringen.

5. Die Erlösung und Heiligung der Menschheit durch Christum ist nicht eine Rehabilitation eines früher dagewesenen Zustandes — sondern eine Neuschöpfung des Menschen aus Sünde, Tod und Verdammniß (2. Cor. 5, 17).

6. Das Abendmahl sollte, statt Gegenstand aller Controverslehren der verschiedenen Confessionen zu sein — das Einheitsband aller Christen — ohne alle kirchliche Unterscheidung sein.

7. Das credo quia absurdum est kann und soll nur die Bedeutung haben, daß die Weisheit aus Gott dem beschränkten Menschenverstande — eine Thorheit — ein Absurdes bleibt.

8. Bei allen Versuchen nach einer Construction der Religion aus der Vernunft treten nur religiöse Mißgestalten an das Tageslicht. — Ohne innere Erfahrungen, die Herz und Sinn erleuchtet haben — kann in Sachen der

Religion, dieses Heiligthums des innern Menschen — kein richtiges Verständniß sein.

9. Die moderne Bildung ringt darnach, ein überkirchliches Christenthum der geheiligten und gereinigten Individualität — als fromme Christlichkeit — als innerliches Christenthum hervorzubilden — Schleiermacher ist der Tonangeber dieser Richtung, die in allen Geistern noch nachklingt — und das ist die große Bedeutung dieses Mannes. Das ist der Frühlingsodem, den Schleiermacher schon zu Anfang dieses Jahrhunderts angefacht hat.

10. Die Harmonie von Bekenntniß und Glauben, diesen beiden Polen religiösen Lebens — ist die große Frage der Zeit — ein Mißverhältniß in denselben giebt äußerliches Kirchenthum und todten Confessionalismus. — Die Verwechselung von Religion und Theologie — von Glauben und Dogma spielt dabei eine Hauptrolle.

11. Nur die historisch-speculative Theorie der Offenbarung ist im Stande, das große Räthsel der christologischen Frage von Christo, dem Gottmenschen, zu lösen. — Der Rationalismus wie der Supranaturalismus mußten sich, der mechanischen Inspiration huldigend — in gefährliche Irrthümer verwickeln.

12. Der Confessionalismus will der Ungebundenheit und der kirchlichen Zerfahrenheit unserer Zeit entgegentreten — und durch scharfe confessionelle Abgränzung des kirchlichen Lebens, den religiösen Sinn neu beleben — aber dieses Mittel führt gewiß nicht zum Zweck — im Gegentheil die Spannung wird nur größer werden, und die principiellen Gegensätze werden nur immer schärfer hervortreten.

13. Liturgie ist die zur Anregung und Hebung der Andacht eingeführte Form und Ordnung des Gottesdienstes. Alles *Festhalten an einem* genau geregelten liturgi-

schen Ritus ist todter Formalismus. — Der vernünftige Gottesdienst, den der Apostel Paulus Röm. 12, 1. rühmt, ist die rechte Ordnung der Gottesverehrung — und das ist bei allen Gottesdienstlichen Ceremonien fest im Auge zu behalten.

13. Da im 13. Art. der Augsburger Confession gelehrt wird, daß „die Sacramente Glauben fordern und „dann recht gebraucht werden, so man's im Glauben „empfähet und den Glauben dadurch stärket" — so kann bei neugebornen Kindern selbstverständlich von einem gläubigen Empfangen des Sacraments der Taufe nicht die Rede sein.

14. Durch das an neugebornen Kindern vollzogene Sacrament der Taufe wird in dasselbe das Keimkorn des rechten und wahren Glaubens niedergelegt — und so ist das Sacrament der Taufe, ohne den subjectiven Glauben des Empfangenden, als das Sacrament der Verheißung und Berufung zu bezeichnen — daher denn diejenigen Unrecht thun, welche die Kindertaufe bestreiten.

15. Daß die Taufzeugen, um dem Art. 13 der Augsb. Conf. zu genügen, stellvertretend für den Täufling das Ja und Amen des Glaubens sprechen, ist ein dem Wesen des evangelischen Kirchenglaubens nicht conformer Nothbehelf — der zu bedenklichen Consequenzen Anlaß giebt.

16. Der Straußische Nihilismus — der keineswegs schon überwunden ist — war eine nothwendige Consequenz des Entwicklungsganges der protestantischen Theologie seit fast 100 Jahren — Strauß hat das Verdienst, die Summa der modernen Theologie der Zeit vor Augen gestellt zu haben — und wie weit man vom Weg der Wahrheit abgewichen war — indem man der Eitelkeit des menschlichen Wissens — *ohne* Erleuchtung aus Gotteswort — sich hingab. —

Wem es Gott nicht gegeben hat, der kann das Wort der Wahrheit nicht fassen und begreifen.

17. Wenn auch die Weihe zum geistlichen Amte keineswegs als bloße Ceremonie anzusehen ist — so ist doch die Lehre von der Handauflegung als continuirliches und ununterbrochenes Siegel der Gabe des heiligen Geistes seit der Apostel-Zeit her — unhaltbar.

18. Die innere Selbstbestimmung ist das Grundprincip aller sittlichen Würde des Menschen — und die Lehre von zwingender und unwiderstehlicher Einwirkung Gottes auf den Menschen — ist ein Ausfluß falscher Augustinischer Theologie. — Die Wahrung der innern Selbstbestimmung des Menschen widerspricht in keiner Art der Lehre von der alleinigen Rechtfertigung des Menschen durch die Gnade Gottes. —

19. Der „gefühllose Glauben" ist der rechte Ausdruck für die vorwiegend juridische Auffassungsweise des kirchlichen Lehrbegriffs — und der Kirche als eines Complexes von Rechtsformen. — Die Consequenz des gefühllosen Glaubens ist Starrheit und gesetzliche Gebundenheit — die babylonische Gefangenschaft der modernen Zeit.

20. Das starre Festhalten des Confessionalismus an dem Lehrbegriff — der doch der heiligen Schrift gegenüber immer nur ein Secundäres bleibt — erweckt das Streben nach einer eng abgeschlossenen Kirchenverfassung — und so tritt dieselbe mit entschiedener Opposition aller Union der verschiedenen Confessionen evangelischen Glaubens zu einer christlichen Einigung und Eintracht entgegen. — Der schroffe Confessionalismus muß dazu führen, daß man sagen wird: lieber — als unionistisch. — Dazu führt der gefühllose Glauben, der, seinem innersten Kern nach, angstvoller *Buchstabenglauben* ist. —

21. Die gefährlichste Seite der Hegelschen Philosophie ist die oberflächliche Anschauung der Lehre von der Sünde und der Verdammniß des Menschen. Die Hoheit und göttliche Ebenbürtigkeit des Menschen wird stets hervorgehoben — und stark betont — aber die Nachtseite der Menschennatur — das Sünden-Elend — die sittliche Erniedrigung und Verdammniß des Menschen durch selbstverschuldeten Abfall von Gott, tritt fast gänzlich in den Hintergrund. —

22. Die Lehre von der Autonomie des Menschengeistes ist der gefährlichste Feind unserer Zeitrichtung. — Da ist der Mensch von Natur heil und gesund — und bedarf keines Heilandes und Erlösers aus dem Tode dieses Leibes — das ist der philosophische und theologische Radicalismus der modernen Zeit — der Selbstvergötterung und Anbetung des eignen Ichs predigt — und soweit gekommen ist, daß er die Religion „die welthistorische Heuchelei" zu nennen gewagt hat.

23. Die Gegner der Union und des engern Zusammenschlusses der evangelischen Christenheit — sollten doch den Art. 7 der Augsb. Confession zu Rathe ziehen — indem daselbst klar und deutlich dargelegt ist, was „zu „wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen erforderlich ist — „nämlich, daß einträchtiglich nach reinem Verstande das „Evangelium gepredigt und die Sacramente, dem göttlichen „Wort gemäß, gereicht werden." O daß doch alle Gegner der Union eingedenk wären der Worte: Ein Herr — Ein Glaube — Eine Taufe! —

24. Bei der liturgischen Strömung unserer Zeit ist nicht außer Acht zu lassen und wohl zu erwägen, daß für die evangelische Christenheit, deren Kern und Stern die *alleinige* Rechtfertigung durch den Glauben ist — die

Mannigfaltigkeit und Unterschiedenheit des kirchlichen Ritus und alle liturgischen Formen und Ceremonien „als von den Menschen eingesetzet" (Augsb. Conf. Art. 7) gleichgültige Dinge sind.

25. Der historische Christus muß aus unserm religiösen Selbstbewußtsein neugeboren werden — sonst ist unser Glaube nur äußerliches Wesen.

26. So lange die metaphysischen Grundlagen der Theosophie — in der Spinoza's substantieller Pantheismus immer noch vorwaltet — nicht erneuert werden, wird die Wahrheit ein verschleiertes Bild zu Sais bleiben.

27. Allen verschiedenen Lehren und Auffassungen über die Einsetzungsworte des heil. Abendmahls liegt der große Gedanke zu Grunde, daß das Sacrament des Abendmahls eine heiligende Lebensgemeinschaft mit Christo hervorrufen solle — wir sollen Kraft gewinnen, durch seinen Geist verklärt, wirkliche Glieder in der Nachfolge Christi zu werden.

4.

Ein Wort für die Union in Beziehung auf 1. Cor. Cp. 1—4.

Von

A. Haken, Pastor zu Tambow.

Woher kommt doch in unsren Tagen der unselige Hader, das nicht freundliche Miteinandergehn, sondern das feindliche Auseinandergehn der Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse? Eben weil sie es übersehen und vergessen, daß Gottes Geheimnisse „Geheimnisse" Cp. 4, 1 *sind und bleiben*, die wohl im Glau-

den ausgebeutet, nicht aber im Wissen ausgedeutet werden können. Nie werden wir wissen, wie sich die unsichtbare Gnade mit den sichtbaren Zeichen des Wassers, des Brodes und Weines in Taufe und Abendmahl verbindet, das aber sagt uns deutlich, wie die Schrift, so jede Bekenntnißschrift unsrer Kirche, daß der Glaube die alleinige Bedingung ist, die Gnade Gottes in Wort und Sacrament zu ergreifen. Halten wir das vor Allem fest, so sollen und dürfen wir nicht die Baptisten und Reformirten ausschließen wollen aus unsrer brüderlichen Gemeinschaft, weil sie von Taufe und Abendmahl anders denken und lehren als wir Lutheraner [1]), wohl aber sollen und dürfen wir ihnen unsre Bruderhand bieten, so lange sie mit uns gemeinschaftlich kämpfen gegen die feindlichen Heerlager des Unglaubens und Aberglaubens, so lange sie mit uns gemeinschaftlich die Rechtfertigung des Sünders durch die freie Gnade Gottes in Christo lehren und gemeinschaftlich mit uns bezeugen: Es ist in keinem Andern Heil, ist auch dem Menschen kein anderer Name zur Seligkeit gegeben, als der Name Jesus Christus.

Paulus war stark genug, die abweichenden Lehrpunkte eines Kephas und Apollo in seiner Gemeinde zu Korinth tragen zu können, er wollte nicht, daß die Anhänger die-

---

[1]) Wie es denn nicht selten vorkommt, daß Lutheraner, wie z. B. Dr. theol. Dieckhof in seinem gediegenen Aufsatze gegen Euen's Thesen über die Rechtfertigungslehre (S. Volksbl. 1858 Nr. 22) in angeblich reformirter Weise die Wiedergeburt nicht mit der Taufe identificirt, sondern als ein „subjectiv" durchzumachendes Moment der Heilsordnung mit Entschiedenheit hinstellt und andrerseits, daß von Reformirten, wie von Lavater u. A., die lutherische Abendmahlsansicht, das τοῦτό ἐστι gewissenhaft respectirend, vertreten wird.

ser christlichen Lehrer sich feindlich trennen, sondern daß sie sich freundlich mit einander vereinigen sollten, ja ihm erschienen die Lehrabweichungen so bedeutungslos, daß er sie nicht einmal nennt, noch weniger bestreitet (s. Act. 18, 25); er beklagt die eingerissenen Spaltungen 1, 10; erhebt in seinem Amte die Predigt über die Taufhandlung V. 17; tadelt die Separation Cp. 3, 4 und unirt sich mit den Parteihäuptern Cp. 3. 5. ff. 21—23. Dagegen aber erklärt er mit größter Entschiedenheit in seinem Briefe an die Galater: „So jemand Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der sei verflucht", — denn es trägt ein Solcher den Fluch des Geistes und Herzens in sich selbst, indem er den göttlichen Segen des Evangeliums bricht und hindert. Gal. 1, 6—10. Daraus folgt, daß wir verbrüdert sein und bleiben sollen mit Allen, die gleich uns das apostolische Evangelium verkündigen, wie denn ununterscheidbar dasselbe Evangelium (Luc. 24, 46. 47.) in lutherischen, reformirten, baptistischen und herrnhutischen Predigten sich findet und also die Union schon außer Frage gestellt ist, — daß wir aber mit Entschiedenheit verwerfen und verdammen sollen jede Lehre, welche es wagt, dies Evangelium anders zu lehren, d. h. es zu fälschen und seine göttliche Kraft schwächen und brechen zu wollen.

P. S. Volksblatt und Hengstenbergsche „evangelische"? Kirchenzeitung sind mir zuwider worden. Muß denn jedenfalls die „subjective Gläubigkeit" vor den objectiven Kirchenbestimmungen in Absicht auf Rechtgläubigkeit zurücktreten? Läßt sich denn der heil. Geist bannen und zwingen durch katholische Ordinationsformulare oder protestantische Synodalmajoritäten? Kann nicht Einer in Glaubenssachen Recht haben gegen Tausende, wenn

ihn der heil. Geist erleuchtet, die absolute Schriftwahrheit am klarsten zu erkennen und mit der reinsten Evidenz der Beweise zur Geltung zu bringen? Und wenn so Gott selbst in seinem Worte entschieden hat, werden sich dieser Entscheidung nicht alle Confessionsgenossen der verschiedensten Farben beugen, welche die Schrift als alleinige Glaubensnorm gelten lassen und wird nicht solcherweise und nur solcherweise die rechte Union zu Stande kommen? O daß nur alle, welche über „Subjectivismus" raisonniren, ihre subjectiven Vorurtheile fahren ließen und sich in die Schrift vertieften, dann käme mit der rechten Demuth auch die rechte Klarheit.

5.

Aus der Vergangenheit,

vom Herausgeber.

Dieser Anfang eines längeren Rückblicks auf die siebenhundertjährige Culturentwickelung und Kirche der Ostseeprovinzen, in achtzeiligen Stanzen, — warum soll er nicht um einen Platz in diesen Blättern bitten dürfen? Wenn auch in anderer Art, weckt er Erinnerungen an die Vorzeit unserer Kirche, und kann kirchlichen Sinn fördern und uns heilsame Winke geben, wie wir an unserm Theil für das Reich Gottes zu wirken haben.

O Vaterstadt, o Heimathland, ihr Klänge,
Wie traut und mild erquicket ihr das Herz!
Ihr ruft verheißend: wer sie uns besänge,
Die alte Vorzeit und den langen Schmerz,
Ein Lied uns brächte von der Geister Wagen,
Wie Mannes Brust den Muth so kühn getragen, —
Hinaus zur That mit heilig ernstem Beben
Erglühte Sinn und Lust: im Kampf ist Leben!

Drum auf, mein Lied, stimm an der Töne Feier,
Erinn'rung senke ihren Blick hinunter,
Wo die Jahrhunderte im dunkeln Schleier
Aus alten Pergamenten immer bunter
Der Vorwelt Schatten durch den Nebel ziehen,
Bis öde Nacht und trübe Täuschung fliehen,
Und mit dem Licht sich ordnen die Gestalten,
Und wir nur schaun ein hehres Gotteswalten!

Riga, Livonia, am Ostseestrande,
Vom Dünastrome silberhell umzogen,
Wo duft'ger Tannenwald im dürren Sande
Den Kiel begrüßt, der auf des Meeres Wogen
Nach langer Irrfahrt gastlich Schutz gefunden:
Dort fühlt das Herz dem Herzen sich verbunden,
Wo deutsche Treue mit dem Fleiß sich paaret,
Wenn Gottvertraun sich um den Heiland schaaret.

Dahin sind die Jahrhunderte enteilet,
Schon sieben Mal sind sie zum Ziel gekommen,
Seitdem des Fremdlings Fuß hier heimisch weilet,
Wo vordem heidnisch Ligo's Feuer glommen,
Wo Liven unter ihren Häuptern hausten,
Der Ehsten wilde Speere schrecklich sausten,
Den Letten sanft die süße Lind' erfreute,
Der im Revier vor Bär und Wolf sich scheute.

Nacht war's, ein Träumen nur dies Leben!
Du nennst's vielleicht ein harmlos selig Hangen
An der Natur geheimnißvollem Weben,
Wo, von der Erde Mutterkraft umfangen,
Der Mensch den Elementen sich vertrauet,
Ein Hohes, Ew'ges nimmer sich erbauet,
Bewußtlos, still beschränkt, der Biene gleich,
Nur eine Zelle sucht im Moderreich.

Hinweg den Wahn, hinweg solch kindisch Spielen
Mit Phantasie, die nie Gewes'nes stellt!
Was wirklich war, ersetzt kein schwärmerisch Fühlen,
Dem ew'gen Licht kein heidnisch Glück gefällt.
Ein Gottesspruch geht strafend durch die Zeiten,
Es macht der Geist den Umzug durch die Welt,
Und ob auch graunvoll sich die Völker streiten,
Der Wahrheit Sieg muß sich zum Schluß bereiten.

Wie sich's bis auf den heut'gen Tag gegründet,
Wie die Geschlechter rastlos wechselnd sanken,
In Sturm und Noth die Geister sich entzündet,
In That und Wort sich spiegeln die Gedanken,
Im Bilde einzeln mag es sich entfalten, —
Der Kirche Heil, des Krieges schrecklich Walten,
Des Friedens gold'ne Saat, — und ob's enteile,
Des Segens edle Frucht im Herzen weile!

Aus dem ersten Jahrhundert 1158—1258.

Ganz still ist's rings, wo dort die Düna mündet,
Es glänzt der Sonne Licht im öden Meer,
Ein leichter Kahn im Flußbett nur verkündet,
Ein flackernd Rauch auf Hügeln hin und her,
Daß die Bewohner freundlich sich gesellet;
Doch da ertönt's mit starken Ruderschlägen,
Vom hohen Bord, der sich im Fluß gestellet,
Sieht man die Schaar zum Lande sich bewegen.

Der Hanseaten weltbekannt Panier,
Des Bremers Schlüssel in dem blauen Feld,
Zum ersten Mal winkt dieses Zeichen hier,
Im Tausch der Landesfrucht es sich gefällt,
Gefunden ist der Strom mit seinen Gaben,
Das Hinterland, wir wollen es schon haben,
Maria, heil'ge Mutter, hilf du siegen,
Dein Sitz sei hier, wir werden nicht erliegen!

Und immer weiter dringt der Zug verlangend,
An einer Insel machen sie nun Halt,
Und es erhebt ein Greis sich, nicht erbangend,
Meinhard der Mönch im edlen Feuer bald,
Hoch auf das Kreuz am hellen Himmel blendend,
Der Taufe Sacrament den Heiden spendend,
Die wundersam erschreckt vor diesen Zeichen
Dem Gottesherold überwunden weichen.

Die erste Burg auf Livlands milden Auen,
Sie steht errichtet da in Ykeskolle,
Das Reich des Herrn kann sich nun sicher bauen,
Gegründet ist's auf der geweihten Scholle,
Doch Perkuhn und Potrimpos, sie erzittern,
Die Götterhaine um Thoreida's Höh'n,
Die heil'gen Eichen, sollen die zersplittern,
Vor Christi Nam' ihr Bildniß untergehn?

Sie sollen's, ihre Loose sind gefallen,
Doch der Dämonen grause Götzennacht,
Die dumpf noch lag auf Nordlands Völkern allen,
Sie weichet nur der Liebe Gottesmacht.
Die sanfte Botschaft von des Heiland's Gnade,
Nicht Schwert noch Fackel führt zum sel'gen Pfade,
Nur Jesu Blut im Glauben sprengt die Ketten,
Der Wahn, ach! will gewaltsam Seelen retten!

Doch warum seufzen, daß es so gewesen?
Die Weltgeschichte wallt den ew'gen Gang,
Durch trübe Mischung muß das Heil genesen,
Ob auch der Lauf uns fast entsetzlich lang!
Das Licht von Golgatha und von Tabor's Höh'n,
Bis alle Völker seinen Glanz gesehn,
Im Kampfe nur kann es die Welt verklären,
Durch Ueberwinden nur die Kraft bewähren!

Und zu dem Mönch stellt sich der Ritterorden,
Das Schwert zum Kreuz verkündigt ernste Pflicht,
Zum heil'gen Dienst sind beide Eins geworden,
Ein And'res such' hinfort ihr Sinnen nicht,
Der Kirche Land und Leute zu gewinnen,
In deren Schutz der Menschen wild Beginnen
Maß und Gesittung find'. O welch Geloben,
Hilf, Herre Gott, vom Himmelsthrone droben!

Sie ziehn daher, der Ritter hoch zu Roß,
Der Priester, mit Gebet und heil'gem Singen,
Der Bürger baut sich Mauern mit Geschoß,
Wünscht zum Verkehr ein friedliches Gelingen,
Und Altar, Burg und Stadt, des Landes Zier,
An Stromes Rand, auf wald'ger Bergesspitze,
Sie mahnen stolz, wer die Gebiet'ger hier,
Sie dräuen muthig gegen Feindes Hitze.

Wer nennt die Namen jener alten Zeit?
Verklungen sind der Mehrzahl Wort und Thaten,
Die Zeugniß gäben von dem bittern Streit.
Nur Einzelne aus den zertretnen Saaten
Blühn fort und fort zum bleibenden Gedächtniß,
Denkmal und lebend Stamm, ein süß Vermächtniß,
Heinrich der Lette weiß davon zu sagen,
Dietrich von Alnpeke erzählt aus jenen Tagen.

Im Dom zu Riga an des Altars Stufen
Ruht Bischof Meinhard, erster an der Zahl;
Kommt, Kinder, zu dem Herrn, erscholl sein Rufen;
In Stein, verwittert, predigt noch sein Grabmal,
Aus Brand, Verwüstung, wunderbar gerettet,
Hat sich Erinnrung an sein Bild gekettet,
Wenn Bischof Berthold von der Lanze Stich
Durch Feindes Hand dem Monument entwich.

Welch Stern glänzt leuchtend dort an Livlands Himmel,
Durch alle Zeiten strahlend, ruhmgekrönt?
Ein Mann erhebt sich kühn im Kampfgetümmel,
Die Sturmeswoge braust, doch er versöhnt,
Er schafft ein Neues in den wüsten Massen,
Die trübe gährend sich einander hassen,
Des Geistes voll, in edlem Feuermuth
Führt er zum Sieg der Kirche milde Hut.

Der Kirche, die in jenen grausen Tagen
Mit Wunderkräften Weltbeherrscherin.
Der Bischofstab, von fester Hand getragen,
Bezähmt die Wuth, ein heiliger Gewinn!
Das Schwert wird dienstbar ewigen Gedanken,
Es öffnen sich der Völker weite Schranken,
Von Rom geweiht, der Kirche würd'ger Sohn,
Albertus, Priesterfürst, dir winkt ein Thron!

Was er in dreißig Jahren hier vollendet,
Wie er die Friedensbotschaft fromm gesendet,
Kaupo, der Liven edles Haupt gewann,
Den Glauben pflanzte in des Heiden Brust,
In seiner Zelle Siegesplane sann,
Die Stadt sich gründete in treuer Lust,
Daß Riga blühen sollte reich und groß,
Geschützt die Kathedrale ihr im Schooß,

Wie er die sanften Letten zu sich wandt',
Die starren Ehsten in Viliende's Feste,
Tarpat am Embach, schon in Feindes Hand,
Des Inselvolks auf Oesel trotz'ge Reste
Muthvoll gebeugt in langem hartem Streiten,
Daß nun der Friede konnt' sein Werk bereiten,
Wie er gen Pskow und Polotzk und gen Nowgorod
Zurückgeschreckt den Russen Wissewlod,

Dem stolzen Dänenkönig Waldemar,
Der Danbrog's Oriflamme wunderbar
Zum Siege schwang, zu Reval auf der Höh,
Das deutsche Recht gelehrt, nach manchem Weh,
Wie aus Westphalen und aus Sachsenlanden
Die edlen Kämpen ihm zur Seite standen,
Die Buckeshöwden, Meindorp, Tiesenhausen,
Ha, wie die Schwerter blitzend feurig sausen!

Das Alles steht geschrieben in den Schriften,
Die Chronik sagts, die Nachwelt feiert's laut.
Albertus weidete auf Livlands Triften
Die Völker stark, die Kirche ward gebaut,
St. Peter und der Dom, St. Jacobs Thurm,
Es schauet fröhlich der Pilot nach Meeres Sturm
Zu jenen Spitzen, die an der Düna ragen,
Im Glockenschalle noch in unsern Tagen.

Schon damals läutete der Glocken Schall
Zum hehren Fest in feierlicher Stunde;
Die Bürger Riga's und die Ritter all',
Sie grüßten den, der zu des Landes Bunde
Die Weihe segnend brachte, Roms Legaten,
Wilhelm von Modena erschien, Prälaten
Umgaben ihn, es mahnte sein Berathen,
Zu pflegen weisheitsvoll die jungen Saaten, —

Die Zwietracht sollte nimmer Unheil stiften,
Der Enkel danken an der Väter Grüften,
Des Landes Glück und Wohlfahrt froh gedeihn,
Der Friede Gottes walten, — das sollte sein!
Und alle jauchzten jubelnd himmelan,
Und Albert schaute auf die ernste Bahn,
Die er zurückgelegt im Gottvertrauen,
Die Nachwelt mög' in gleichem Sinne bauen!

Doch weh! es sinkt bei Bauske Ritter Volquin
Nach bitterm Strauß mit seinen Tapfern allen,
Die Littauer zu unterwerfen tollkühn
Muß blutend er auf jener Wahlstatt fallen.
Ach! Livland klagt. Es schallt die Trauerkunde
Hin zu des Ordens Herrn in weiter Runde,
Hermann von Salza, Preußens Held, erscheint,
Zur treuen Pflicht sich mit der Kirche eint.

Und von Marienburg zum Schlosse Wenden
Heißt er den Meister Balke freudig senden,
Wo nun hinfort von starken Mauerzinnen
Dreihundert Jahr die Landgebiet'ger schauen,
In ernstem Flehn zu jeglichem Beginnen
Vor St. Johannis Altar sich erbauen,
Comthure, Vögte, Ritter sie umstellen,
Zu Schutz und Trutz sich muthvoll beigesellen.

Zu Ende neigt sich des Jahrhunderts Sonne,
Und deutsches Schwert und Recht das Land regiert.
Wohl tönt Gebet: O weile, süße Wonne,
Des Friedens Pfad das Volk zum Heile führt!
Doch nimmer rastend wogt der Kampf des Lebens,
Wir suchen ach! die Ruhe hier vergebens;
Wohl uns, wenn einst nach langem bangem Irren
Die Wege Gottes sich zum Licht entwirren.

II.

Zur Literatur.

Vorlesungen über Akademisches Leben und Studium, gehalten von Dr. Johann Eduard Erdmann, ordentl. Prof. der Philos. an der Universität Halle-Wittenberg. Leipzig 1858. 358 S.

Ich habe nur nach längerem Besinnen mich entschlossen, dieses Buch hier zu besprechen. Hauptsächlich die Beziehung zu der Person des Verfassers machte mich zweifelhaft, ob es angemessen sei, ein Wort darüber zu sagen, wenn man es nicht unbedingt loben kann. Wir Ostseeprovinzler empfinden eine Art von patriotischer Genugthuung, daß ein Mann, in Livland geboren, der seinen theol. Cursus in Dorpat absolvirt, nachher einige Jahre livländischer Prediger, dem Drange seines begabten Geistes folgt, und in Folge seiner eminenten Naturanlagen, seiner Schärfe dialektischer Denkthätigkeit, seiner vorzüglichen Fähigkeit, das „Hegelsche in's Erdmannsche" mit einigen „Modificatiönchen" zu übersetzen, seines großen Talentes zu sprachlicher Mittheilung, so wie seines ehrenwerthen tüchtigen Fleißes, als ordentlicher Professor der Philosophie in Halle Vorlesungen hält, die „Tausende" gehört haben. Auch seine zahlreichen Schriften sind bei uns vielfach mit doppeltem Interesse gelesen, und noch neulich ist eine seiner Predigten, in denen er sich, was die Form anlangt, als ein gewandter Schüler Schleiermachers documentirt, in diesen Blättern lobend angezeigt. Es ist daher sozusagen unangenehm, einen der Unsern, „der es soweit gebracht", auch irgendwie nun mißfällig zu begrüßen. Läge aber nur nicht das Buch gedruckt da! Daß es bei

uns gelesen wird, in den bezüglichen Kreisen, unterliegt keinem Zweifel. Bei uns aber ist die literärische Betriebsamkeit und Aeußerungslust noch lange nicht so entwickelt, daß man sofort mit einem Urtheil vor die Oeffentlichkeit tritt. Hat man Bedenken gegen ein Buch, so zuckt man still die Achsel, verlautbart seine Meinung wol hie und da, legt's dann bei Seite und vergißt's. Aber was sagen Sie denn zu dem Buch? Nun, nicht viel besonders, aber, mag ein Jeder selbst zusehn, wie er damit durchkommt; ich bin kein Augenoperateur! —

Ich hätte, wie gesagt, hier auch füglich lobesam durch Schweigen glänzen können, allein wozu sind denn solche Zeitschriften, wie die unsrige, in der Welt? Zudem ist gerade diese in der glücklichen Lage, daß ein Jeder, der hier das Wort ergreift, ganz unabhängig und persönlich nur für sich selbst einsteht, und auf die Frage: Mein Herr, was wollten Sie damit gesagt haben? ganz ruhig antworten kann: Meine Meinung, nicht mehr und nicht weniger. Solche Bücher, wie dieses, verbieten, oder vor ihm warnen: Um Gotteswillen, da ist Gift darin! halte ich für völlig überflüssig. Denn Vieles von dem was in diesem Buche steht, und dem ich nicht zustimmen kann, cursirt heute (besonders das „seit dem dreißigjährigen Kriege!"), in den Köpfen von Vielen, ist aber so rund und rein, so „philosophisch" zugestutzt, kaum von einem Katheder gehört worden, als in Halle Nr. 7 im „erstickend heißen Saale." Und das ist gut. Denn nun weiß man doch, wo man anfassen kann. Man braucht den Gegensatz nicht erst zu formuliren, um am Ende sich sagen zu lassen: Du übertreibst! Denn er ist da, er existirt; als was, das wollen wir sehen.

Daß ich dem Verf. das Recht absprechen wollte, sol-

che Vorlesungen zu halten und nachher „sein Herzenskind“ gedruckt in die Welt zu schicken, kann ich nicht sagen. Er folgt seinem „Drange,“ und dem Zuge seiner „Individualität,“ wie die Kugel auf der geneigten Ebene. Also immerhin, laß rollen. Auch daß vieles Schwächere, das in den Weg kommt, mit ihm fortrollen muß, ist unvermeidlich. Aber ob das eine wahrhaft fördernde That ist, ob damit ein „Sandkorn zum Bau der Ewigkeiten“ hinzugelegt wird, ist eine andere Frage. Und auch das ist fraglich, ob auf irgend einer Universität Deutschlands in diesem Ton und Geist solche Vorlesungen von irgend einem der lebenden Professoren gehalten sind; gedruckt sicher nicht; sie sind einzig artig. Auch ich hätte, als „alter Philister,“ mir's nicht nehmen lassen, nach Nr. 7. zu wandern, voll Staunen, was man sich doch kann „bieten“ lassen. Ich halte, als Redacteur einer theol. Zeitschrift, mich gradezu verpflichtet, dies Buch hier zur Anzeige zu bringen, und bin überzeugt, daß, wie das Buch bei uns gelesen worden ist, man auch diese Einrede nicht übersehen wird, zum Zeugniß, daß man sich nicht sofort überrumpeln läßt. Daß Vieles in dem Buche gewiß sehr wahr und richtig gesagt ist, ist nicht zu bezweifeln, aber wollte man das aus dem Unstatthaften absondern, so müßte Manches gestrichen und geändert werden. Es sind wichtige Themata behandelt, die es wahrlich werth sind, vor Tausenden unsrer akademischen Jugend besprochen zu werden. Aber Solches geschehe immer mit dem heiligen Ernst und mit der Würde, die der Gegenstand verlangt, auch mit tief innerlicher Entrüstung über Sündhaftes, falls dieses sich wohl gar rechtfertigen will durch angenommene Lichthülle.

Es handelt sich hier um nichts anderes, als um unsere Jugend, und zwar unsre akademische Jugend, ihre Be-

stimmung und Aufgabe, als was sie sich anzusehen hat in rechter Selbstbesinnung. In der That, es wäre zu wünschen, es würde jährlich ein solches Collegium von dem rechten Manne gehalten; wahre Studentenpredigten müßten das sein. Dies Collegium brauchte auch nicht gefeiet zu werden als nothwendig zum Cursus, zum Collegbogen, zum Examen; wer gescheidt ist und sich selbst liebt, wird schon hingehen; auch nicht publice, d. h. unentgeltlich. Der Student, auch der ärmste, weiß manchen Groschen doch zu erübrigen für — Manches; mag er hier sich entscheiden: entweder ich entsage mir dies, oder das Collegium. Das wird ihm nicht das Leben kosten, aber ihm manchen Gedanken und Entschluß einbringen, und, weil gleichzeitig in den Herzen Vieler entzündet, Weckungsmittel des edelsten Gemeingeistes werden. Es schleichen so viele ererbte, traditionelle Meinungen von Geschlecht zu Geschlecht fort und fort (so z. B. „seit dem dreißigjährigen Kriege" kann man sich einen Studenten ohne „Parisien" oder deß etwas gar nicht imaginiren, — was soll aus ihm werden, wenn der Gebrauch des Dinges außer Uebung käme?), denen ein jeder, der in den Zauberkreis tritt, sich kopflings preisgibt. Das ist nun einmal so, hört man, ich kann's nicht ändern, ich seh's wohl ein, aber es hat auch sein Gutes, die „alten Häuser" sagen es, anstoßen will man nicht, jeder sieht, wie er ein Quadriennium durchkommt. Und das sei auch schon was als Lebensübung. Ich denke aber, wenn eine Universität so viel Mittel hat, einen Fecht- und Tanzmeister zu halten, so könnte und sollte sie auch einen Professor extra honoriren, der den Studenten das Licht anzündet, was Studiren heißt. Denn daß der Neuling schon das Licht hat, wird Niemand behaupten wollen. Er tritt in den Farbenton, den das Licht derjenigen Universität, der er sich, aus eigner Wahl oder gesetzlich, zuwendet, nun eben in seiner besonderen Eigenthümlichkeit hat, und in Berlin wird er so, und in Halle wieder so, d. h. anders, und in Leipzig wieder anders. Wer die Zustände kennt, weiß das.

Es handelt sich also darum, der akademischen Jugend zu zeigen, wie es mit ihrem status quo beschaffen ist, und wie es sein soll, und zwar was möglich.

Ich gehöre zu denen, die der Jugend, und näher unserer akad. Jugend, von der hier ausschließlich die Rede ist, *ihre Träume und Ideale* von Herzen gönnen und ihr

daher Manches nachsehen. In diesem Alter sehen wir Vieles ganz anders an, als später. Das liegt in der Eigenthümlichkeit dieser wichtigen und vielentscheidenden Lebensepoche. Die Zeit, da uns das Wissen, ja selbst auch das Christenthum, „beigebracht“ ward, ist dann vorüber. Die Zeit, in der das Wissen, als eine selbsterrungene Macht, Herz und Gemüth, Sinn und Verstand persönlich bewußtvoll durchdringt, und Amt und Beruf, geordnete nach Außen hin wirkende Thätigkeit den Mann als ein Glied in der Gemeinschaft zum Heil des Ganzen arbeitend darstellt, ist noch nicht da, sondern steht noch zu erwarten. Der akad. Jüngling oder junge Mann — der adolescens ist soweit fertig, der juvenis ist da, der vir noch nicht, und kann nicht gründlich genug vorbereitet die Universität beziehn. Ex fundamento Sprachen- und wieder Sprachen, die alten vornämlich, das ist die Basis, und jede Stümperei darin rächt sich nachher tausendfach. Er wendet sich der Universitas literarum zu, und wählt vorläufig — warum? wie ist er dazu gekommen? — ein Fach aus den zur Wahl gestellten. Ich frage, was hat ein abgehender Primaner für eine Vorstellung von dem Gesammtreich menschlicher Wissenschaft? Ist's nicht in der Ordnung, daß er an der Schwelle des Heiligthums eine encyklopädische Uebersicht der Schätze gewinne, die sich dem Wissensdurst darbieten? Das ist nun das Charakteristische akademischen Studiums, daß die Wissenschaft vom Individuum ganz selbstständig ergriffen und zu eigen gemacht wird. D. h., der Studiosus wird nun nicht mehr etwas sich beibringen lassen, aber nichtsdestoweniger sich viel selbst beibringen müssen, geradezu lernen, denn ein Disputiren ohne Material ist Unsinn. Der Professor übt auf ihn keinen mechanischen Druck, sondern überläßt es ihm selbst, wie und was er sich beibringt: aber Lernstoff muß sein, und den nimmt er sich selbst. Denn die Wissenschaft steht ohne ihn und außer ihm da, soweit entwickelt, als sie in der Zeit durch die urschöpferischen Träger derselben, die von Zeit zu Zeit providentiell erscheinen, zu Stande gekommen ist. Da kein menschliches Wissen als ein vollkommen abgeschlossenes, sondern immer noch als ein werdendes und wachsendes sich erweiset, und nicht blos das Ideale, sondern auch das Reich der Empirie sich der verschiedenartigsten Auffassung, Behandlung und Grundlegung zu gewärtigen hat, so weiß, der akademische Student,

von vorn herein, es gibt in der Wissenschaft nur Eine maaßgebende Autorität, die in dem inneren Proceß ihrer Wahrheitsentwickelung selbst liegt. Das hält ihn aber nicht ab, die existirende Form ihres dermaligen Seins sich beizubringen. Urtheilen und Reden ist gar nicht vernünftig möglich, ohne eine solche Basis. Mag ihm auch gesagt werden: Das ist die absolute Wahrheit, und damit holla! so weiß, der selbstthätig studirt, das profiteor zu unterscheiden vom Inhalt der professio. Diese eigenthümlich freithätige Stellung dessen, der wissenschaftlich studirt, sollte nie verkümmert werden. Daß sie nicht leicht ist einzuhalten, ist unbezweifelt. Aber wer hat denn gesagt, daß der Student es leicht haben soll? Per aspera ad astra, meine Herren! Das ist ein Stück Arbeit, sich zur „Elite" herauszubilden, denn noch ist er erst auf dem Wege dahin. Wir sind auch jung gewesen und wissen es aus eigner Erfahrung, darum wundern wir uns nicht, wenn wir's auch bei der heutigen Jugend vielleicht sehen: ist ein Gedanke gefunden, ist ein Satz, der sich als ein Fundamentalartikel producirt, erobert, hüten wir uns vor der optischen Täuschung, das ewige feste unwandelbare Wahrheitslicht culminire über unsern Häuptern! Gönnen wir solchen Traum, es scheint die unvermeidliche Zugabe zur Energie jugendlicher Erregtheit zu sein, sich ihm hinzugeben. Aber vergessen wir es nie, die Wissenschaft, welche es sei, will bescheidene Jünger, die nach dem Höchsten streben, und je länger je mehr sich dessen bewußt sind, wie viel ihnen noch fehlt. Selbstthätig und bescheiden arbeite der Student in den Jahren seines Noviziats. Das Gegentheil erzeugt abhängige Bornirtheit im Mannesalter.

Das vom akad. Studium. Nun ein Wort vom akad. Leben. Der junge Mensch kommt im besten Falle aus dem elterlichen Hause, oder aus einer Pensionsanstalt, die ihm jenes leider! mangelnde ersetzen sollte, nach Absolvirung des Gymnasialcursus, zur Universität. Er mag viel oder wenig Selbstständigkeit des Charakters mitbringen, es ist dieselbe doch nur eine solche, die nun erst der rechten Probe, der Bewußtwerdung, der Bewährung, der Entwickelung, der Uebung harrt, in allen den eigenthümlichen Lagen, die das akademische Leben mit sich bringt. Nicht genug, daß er in seinem Studium sich selbst anheimgegeben wird, er soll sich wol Raths holen, wenn er will; er

soll die Collegien, die er hört, gleichsam als leitenden Faden ansehn, an welchem er den Gang seiner Studien fortspinnt, aber die früheren kleinen, continuirlichen Reizmittel des Fleißes und der Anstrengung fehlen, er ist sich nun ganz selbst überlassen, was er mit seiner Zeit (der goldenen, theuren!) anfängt, und wie methodisch er sie nützt, oder verschwenderisch verpraßt, das ist seine Sache. Ganz gut; einmal muß der Mensch anfangen, auf eigenen Füßen gehen zu lernen. Es thut mir herzlich leid, wenn einer erst durch Schaden klug wird, indeß wohl ihm, wenn er doch endlich klug wird. Daran schließt sich nun die nicht unerhebliche Frage, wie er sich dem Geselligkeitstriebe gegenüber stellen wird, denn dieser hat den deutschen Universitäten, im Unterschied von denen anderer Völker, auch den verwandt-germanischen, sein charakteristisches Gepräge gegeben. Er ist zum Ausdruck gekommen, und hat in seinen Formen über zweihundert Jahre hindurch zäh und fest am traditionell Ererbten fest gehalten. Der Deutsche ist von Natur conservativ vom Scheitel bis zur Fußsohle, das hat sich auch hier bewährt. Von Geschlecht zu Geschlecht sind die Sitten und Bräuche der Väter honorirt, und haben nur diejenigen Aenderungen erfahren, die in der Entwickelung der Culturzustände überhaupt ihren Grund haben. Wer Tholuck's bekannte Schilderungen aus dem 17. Jahrh., aus Akten geschöpft, kennt, wer das vorige Jahrh. in dieser Beziehung an sich vorübergehen läßt, wer die „Romantik", am Anfange des jetzigen, die erste erhebliche Reaction, in's Auge faßt, wer etwas von dem Umschwunge der Anschauungen in Betreff des akademischen Lebens nach den Kriegsjahren 1812—1815 gehört oder selbst mit erlebt hat, wer im Laufe der letzten vierzig Jahre bis auf die jüngste Zeit selbst sich betheiligen konnte und zum Vergleichen Material besitzt, der muß sagen: der deutsche Student hat's heute hundertmal besser als der vor hundert Jahren. Fortschritt zum Bessern kann nur ein Blinder leugnen, und den mächtigsten Hebel solchen Fortschrittes schreiben wir der Zeit zu, da nach dem Jahre 1815 ein Frühlingsodem über Deutschland ging, und auch Deutschlands studirende Jugend mächtig ergriff. Vieles ist davon nicht zur Frucht gekommen, denn die Verwirklichung der Ideen hält nie gleichen Schritt mit dem hoffenden Gedanken. Vom Barbarismus des crassesten „Pennalismus" (s. a. D. Tholuck a. a. O.) an, — doch,

wollen alte längstbegrabene Geister nicht wieder auf-
hwören, sondern uns freuen, daß die Zeiten vorüber
. Dem Geselligkeitstriebe der studirenden Jugend, die
vielen Hunderten, ja in noch größerer Zahl, an einem
demselben Orte sich zusammengefunden hat, zu glei-
n Zweck, für Wissenschaft, für künftigen Beruf und
te Mannesthat sich zu bereiten, muß Rechnung getra-
werden. Das liegt zu sehr in der Natur der Sache.
undschaft und Studien, Austausch der Gedanken geisti-
Gewinnes, und Ausdruck des Schmerzes und der Freude
Lied und Gesang, und trauter Verkehr unter Genossen
s Strebens, und näheres Zusammenhalten, sei es bei
nkheit und Sorge, sei es zur moralischen Aufrichtung
s Unglücklichen, der verkommen will, wahrlich, wir be-
ern den, der keine Erinnerung an herzlich innig ver-
bene Brüderlichkeit aus den Tagen warmer Jugend-
lte begeisternd in das spätere Alter mitnehmen kann!
t, und hier kommt mein Aber, — ich kenne nur ein
ncip, auf welchem solche Geselligkeit akademischen Le-
s stehen darf, das ist das Princip der unbedingtesten
willigkeit! Man schaare sich zusammen zu harmlosen,
n, schönen, Herz und Gemüth erhebenden Zwecken,
r absolut zwanglos. Wo und wie sich jemand bethei-
an der Gemeinsamkeit, sei in eines jeden Einzelnen
e Wahl gestellt, ohne daß daraus ein berechtigter Zwei-
an der Ehrenhaftigkeit des Individuums resultirt. So
ge dieser Grundsatz nicht gilt, ist die „akademische Frei-
" in der Coordination der Gleichgestellten eine illuso-
le. Die Menschen sind zu wenig nach Einer Schablone
haffen, das Bedürfniß sucht seine Befriedigung nicht in
her Weise, nicht Alle können Verse machen, nicht Alle
lerisch tanzen, schwimmen, fechten, und haben daher
nicht gleiche Neigung dazu, es sind mancherlei Ga-
und Kräfte. Daß Einer, der Theologe werden will,
cherlei natürliche Begabungen als wünschenswerthe
ringen muß, zu der Gnadengabe eines treuen Her-
, das weiß ich sehr gut. Petrus der Apostel hieb dem
chus mit dem Schwert das Ohr ab, und Papst Ju-
II. setzte sich den Helm auf, und Bischof Bertold von
a fiel hoch zu Roß im Schlachtgetümmel, und Vater
er spricht von seinem Hausspieß gegen die unartigen
e. Ob Magister Philippus und Schleiermacher sich
geschmackvoller Tournüre und Sicherheit auf der Men-

sur bewegt hätten, weiß ich nicht. Wenn die Jugend
einer gewissen Geschicklichkeit der Beine und Arme
hängig macht Anerkennung und Beifall, so will ich
historisch erklärlich finden und psychologisch-physiol
begreiflich, bei der Macht traditionellen Urtheils, ich
es entschuldigen, ich kann den Einzelnen nicht ve
wortlich machen für die Richtigkeit oder Unricht
seiner Anschauungsweise. Daß 500 bis 1000 Stud
und wenn sie die genialsten, gebildetsten, charmantesten
liebenswürdigsten jungen Leute unter der Sonne
sich gemeinsam und gesellig schaarend, ohne Diff
zen wie die Engel im Himmel leben sollten, steht
zu erwarten. Die Lösung der Differenz, das ist
Problem. Und das Auskunftsmittel ist das Duell.
allen Universitäten Deutschlands bis auf den he
Tag. Das ist das öffentliche Geheimniß. Und wenn
ser Brauch seit länger als zwei Jahrhunderten in ab
delnder Form seiner Darstellung der Hauptsache nach
selbe geblieben ist, unter einem der gebildetsten Völke
Erde, in Lebenskreisen, wo das Höchste und Edelste
genstand des Strebens und der Erkenntniß ist, auf
Uebergangsstufe des Alters, die sich die Unvermeidl
dieser Sitte allein vindicirt, die verfrüht eine Th
zu nennen wäre, und später ein Aergerniß (man denk
einen duellirenden Pastor oder Missionär, als wer
nicht etwas Besseres zu thun hätte, nämlich um Verzei
bitten, wenn er gefehlt, oder den Narren seinem Sc
überlassen, der ihn beleidigt!), wenn die Sachen so
wie sie stehn, so ist das eine moralische Ungeheuerli
die nicht ernst genug in Erwägung gezogen werden
Im Mittelalter, abgesehn davon, daß ungeordnete Zus
eines Krieges Aller gegen Alle in der Nothwehr den
zelnen zur Selbsthilfe zwangen, war der Zweikampf
Ordalie, und das Resultat ein Gottesurtheil. Niema
fällt es heute auch nur von fern ein, das behaupte
wollen. A. hat B. geschmäht oder gehänselt, also B
dert den A. B. wird darauf von oben bis unten ge
oder angehauen oder angestochen, B. hat Satisfa
seine „Ehre" ist reparirt! Eine Begriffsverwirrung
aber, damit sie sich logisch systematisirt und combinirt
abentheuerlichsten und unsittlichsten Axiome zur Vo
setzung nehmen muß. Männer der Wissenschaft, P
ten, Freunde der Jugend, haben seit den letzten

Jahren Zeugniß abgelegt, wir nennen z. B. Fichte in den 90ger Jahren des vor. Jahrh., sodann De Wette, Harleß, Rothe, Hengstenberg und Kurtz (man sehe die Stellen in ihren Schriften, wo sie davon handeln), was hat's gewirkt? „Es ist nun einmal so Brauch. Wir wissen's nicht besser." Jesu Evangelium hat bereits tief ins zweite Jahrtausend schöne Blüthen und Früchte getragen, aber trotz dem ist man mitten in der Christenheit noch erst dabei, die Sclaverei abzuschaffen. Der Mensch ist kein Ding, keine Sache, sondern eine Person, Selbstzweck, sagt Kant, und unser Heiland hat das auch schon gesagt, und viel besser, aber als Wilberforce endlich durchdrang und man sich entschloß zu handeln, da erst ward der Schritt gethan. Ich halte das deutsche Universitätswesen für eine der edelsten Blüthen germanischen Geistes, werde aber nie aufhören, jene Pest, die an ihr haftet, zu beklagen. Allerdings ist diese sündliche Unsitte permanenter Brauch, und übt als solcher eine Gewalt über die Gemüther, daß auch die bessere Ueberzeugung dem Unvermeidlichen sich beugt. Der Einzelne trägt nicht die Schuld noch die Verantwortung. Wenn die ganze Welt, die Besten seiner Zeitgenossen sich fügen, weil sie „nichts Besseres wissen", so gehört wahrlich ein reformatorischer Furor der Selbstverleugnung dazu, sich moralisch unmöglich zu machen, zumal wenn ihm vorgeschwindelt wird: Es ist ja nur eine Form, die Gefahr einen Menschen zu tödten (Mord und Todtschlag ist ja zweierlei, beruhige dich, Herz, was willst du mehr?) wird durch Assistenz und Umhüllung paralysirt, das Ehrenwort, der „Eidschwur bei sich selbst", dem Magnificus gegeben, gilt nichts, dagegen ist es Ehrensache, einem honorigen Lump, dem deine Nase nicht gefällt, auf seinen Hohn dieselbe zu präsentiren, damit er nach Belieben einen Circumflex darauf applicirt, oder, wenn du ein isländischer Heldensohn à la Tiudulf bist, wozu du dich möglichst heranzubilden hast, und du Glück hast, abzieht. Dem h. Augustin die Sünden seiner Jugend noch heute vorwerfen, nachdem der liebe Gott sie ihm nun schon an die funfzehnhundert Jahre vergeben hat, ist ungehörig, aber deshalb dienen doch wahrlich diese Jugendsünden nicht zur Nachahmung, und ebenso wenig dürfen sie präconisirt werden als sittlich-nothwendige Uebergangsstufen eines zu überwindenden Standpunktes. Wir können etwas verzeihen, entschuldigen, wo die ganze Mitwelt und Vergangenheit die

Schuld trägt, aber nie rechtfertigen, gutheißen, und we
ein Professor der Philosophie, der gelegentlich auch
der Kanzel christlich predigt, in Kraft seines Amtes
Berufs auf diesen Gegenstand zu sprechen kommt auf
Katheder, so muß er seine Stimme wie eine Posaune
heben, und mit allen Mitteln der Philosophie und
göttlichen Worts, soweit sie ihm zu Gebote stehen,
Wahrheit die Ehre geben, und wenn ihm auch „nach Bra
ein Schimpf" angethan würde; er weiß, wer auch „sch
pfiret" ist. Wenn aber der Mann sich an Mitteln für
kerott erklärt, er wisse nichts Besseres, dem ist zu rath
er schweige. Es muß dieser Unart bis in die let
Schlupfwinkel der Sophistik, die hierin viel geleistet
nachgegangen werden, daß ihr Hören und Sehen verg
beizende Lauge ist da auch am rechten Ort, nachdem
Witz zur Vertheidigung des Duells auf deutschen Univ
sitäten sich zu Tode gehetzt hat. Hallische Theologen (b
bilden dort die Mehrzahl der Studirenden) sind gar n
zu vergleichen mit Zuaven de la ligne oder Sportsm
nern; haben diese Lust sich einander abzuthun, weil
Wild ihnen fehlt, so mögen sie's; aber Theologen dür
sich's nicht bieten lassen, daß man die Gegner des a
Duells lächerlich und erbärmlich macht. Ich halte es
der That für sehr zeitgemäß, daß man diese Zeitfrage z
Preisthema wählte. Der Pelagianismus, Karl der Gro
Thomas v. Aquin und die Apokatastasis sind hinläng
beleuchtet: das gleißnerische, verführerische Trugbild,
Unsinnige, Sichselbstwidersprechende, Unchristliche, Zw
lose, Entwürdigende des Duells wäre nachzuweisen. Ab
„—, und die Gewohnheit nennt er seine Amme." —

„Juvenes dum sumus", sind wir durch Bande
Pietät und Dankbarkeit der Familie, dem Staat und
Kirche verpflichtet. Die gottgeordnete Gemeinschaft,
die der juvenis academicus sich zu bereiten hat,
an ihn nur die Forderung: rüste dich, daß du werdest
Mann nach dem Herzen Gottes! arbeite an dir sel
Alles um dich her ist für dich da! Gott und Mensc
verlangen von dir für's Erste nichts, als: bilde, schm
dich selbst. Mens sana in corpore sano, also pflege a
des Leibes, doch also ꝛc.! Daher turnen, tanzen, schw
men, fechten; warum nicht auch Armbrust schießen,
Flöte blasen? Epaminondas hat's auch gethan, und w
H. Leo Recht hat, daß das „scrophulöse" Geschlecht

verbreitet ist, so ist eine solche Auffrischung ganz heilsam. Es wird in unsern Tagen oft überflüssig stubengehockt. Aber alles, daß der Hauptzweck nicht aus den Augen verloren werde. Und dabei der Gedanke in des Herzens Grund: Sieh, das Alles geschieht für dich, was thust du für dich? Das ist die „Ungebundenheit“, die „Freiheit“ von verpflichtender Rücksicht auf Anderes, aber Alles in der Bescheidenheit, mit dem dankbaren Gefühle, was dir Gutes geschehen ist und noch geschieht. Dieser Sinn werde genährt in der studirenden Jugend, und der Professor, der vom Katheder durch sein treffendes und belebendes Wort dazu mitwirkt, wird ein Wohlthäter kommender Generationen sein.

Doch lassen wir jetzt die Vorlesungen selbst sich äußern, wobei einige Bemerkungen zur Stelle, und zwar in Parenthesen, erlaubt sein mögen.

Dreimal, sagt die Vorrede, sind diese Vorlesungen gehalten, vor 20 Jahren zum ersten Male, diese gedruckten ganz so wie das letzte Mal. Es soll das letzte Mal sein. Nun, nachdem der Verf. ein ganzes Menschenalter verstreichen sah, seit er die Universität verließ, er ein Alter geworden ist, scheint er solche Vorlesungen Andern überlassen zu müssen. Nur für die Aristokratie der studirten Leute sind die Vorlesungen gehalten und diese gedruckt. Wirklich war es seine einzige Absicht, der studirenden Jugend „romantische Ideen von Freiheit“ in den Kopf zu setzen. (Welcher Art diese „Romantik“ ist, wird sich im folgenden herausstellen. Also „Romantik!“)

Zuerst Rechtfertigung eines solchen Unternehmens, A) im Allgemeinen, zweckmäßig, Vorlesungen dieser Art von Zeit zu Zeit auf Universitäten zu halten. (Gewiß, das ist unbestritten, ob nun grade in dieser Weise, wie hier, muß sich durch den Versuch selbst erweisen.) Eine s. z. s. „Physiologie“ des Studenten zu geben, darin besteht eigentlich die Aufgabe einer wissenschaftlichen Hodegetik. Es galt lange Zeit als etwas Selbstverständliches, daß den, der die Universität bezog, sogleich eine Vorlesung empfing, die ihn vor dem Abschweifen von dem neuen Wege sicherstellen sollte, den er eben erst betrat. (Wenn auch nicht „sicherstellen“, so doch ihm die Augen öffnen.) Ja man ging sogar noch weiter. Damit er ganz (!) sicher allen Gefahren entgegengehen könne, fingen wohlmeinende (guter Wille allein ist nicht genug) Gym-

nasiallehrer an, im letzten Schuljahre dem zu Entlassenden Hodegetik vorzutragen. Diese Einrichtung halte ich für unzweckmäßig, (Warum?) denn dies bringt die Schüler dazu, anzuhören, was sie nicht verstehen, ja nicht verstehen sollen. (Es wird also den Pastoren auch angerechnet werden, wenn sie denen, die noch lange nicht im Himmel sind, eine Hodegetik zum ewigen Leben nebst einer, in aller Popularität, nach Fassungskraft der Zuhörer, Beschreibung des Himmels, was sie dort zu erwarten haben, zu hören geben. Der Primaner versteht also nichts von dem, was um ein Paar Monate ihm Alles erscheinen wird, er kann's nicht, er soll's (?) auch nicht! Ist es etwa die Meinung, daß ein Vater, zur würdigen Präparation auf das nahe Universitätsleben dem Sohne auch diese von E. gehaltenen Vorlesungen zum vorläufigen Lesen und Sich-orientiren nicht schenken soll? Eine Hodegetik für akademisches Leben und Studium hat es allerdings auch mit einer „Physiologie des deutschen Studenten" zu thun; gewiß. Die Physiologie geht von Thatsachen aus, zeigt das Thatsächliche auf, und erklärt, wie und woher es sich so und so macht. Aber das ist noch lange nicht genug. Eine durchschneidende Kritik „des" Studenten, der so und so „ist", nach den Grundsätzen der Sittlichkeit und Religion, darf nicht fehlen. Eine Physiologie der Raupe zeigt mir ein göttliches Product, ob aber „der deutsche Student" sich seit dem dreißigjährigen Kriege normal gehalten hat in allen seinen Entpuppungen, die man nur aufzuzeigen braucht, um das Himmlische seiner Erscheinung zu adoriren, ist eine andere Frage.) Das deutsche Studentenleben hat sein eigenthümliches Gepräge. (Gewiß, aber daß an dieses Eigenthümliche sich auch manches Zeitliche angelegt, ebenso.) Es hängt (beim Studentenleben) Eines mit dem Andern auf das Genaueste zusammen, und wer gegen die besondere Gerichtsbarkeit der Studenten spricht, fordert, daß hinfort nicht mehr anerkannt werde, daß ihre Sittlichkeit, Religiosität u. s. w. eine andere ist als die der Uebrigen, d. h. daß sie eben eigenthümliche Wesen seien. (Ganz richtig! der Student wird ganz wie eine Raupe u. dgl. angesehen. An einer Raupe ist alles vollkommen; Eins hängt da mit dem Andern zusammen, und wer der Raupe nur ein Nervchen absprechen will, der nimmt ihr was der Schöpfer in seiner höchst ökonomischen Weise gegeben. Daß ein Student eine ganz aparte Sittlichkeit, Religio-

sität u. s. w. für sich beansprucht, mag als ein witziges Paradoxon nicht so schlimm gemeint sein, aber solche Sentenzen in den stickendheißen Saal hinein blitzen, das ist eben das „um den Bart streichen", wovor E. sich verwahrt wissen will. Schade nur, daß solche höchst mißverständliche Redensarten massenhaft vorkommen. Allerdings für einen Primaner wäre auch ziemlich hirnbetäubend, anhören zu müssen: die Sittlichkeit und Religiosität, zu der du auf der Universität wirst berechtigt sein, ist eine ganz andere, als die deines Vaters u. s. w., der seine Sittlichkeit und Religiosität für sich haben mag. Wollte man dagegen vielleicht auch einwenden, die Eigenthümlichkeit der Sittlichkeit des Studenten zeige sich z. B. eben darin, daß er keine Kinder zeuge, wie die des Soldaten, recht viele lebendige Menschen zu tödten in vorkommenden Fällen, so wäre das ein Sichtummeln in Sophistereien, die sich in einem Spielen mit Trugschlüssen bewegen.) Die studirten Leute, auch die sich nur „Studirens halber" aufgehalten, **können** für sich das Privilegium des zweimal Gewordenen in Anspruch nehmen, auf welches die Brahmanen so stolz sind. (Respekt! Brahmanen! Kaste! Gleich in der ersten Vorlesung: m. H., Sie haben das Privilegium, wie die Brahmanen, stolz zu sein! O! das ist süß wie Honig, aber eine widerliche Phrase für verständige Leute. — Und wie, wenn ich, ganz in dem Genre, der häufig utiliter acceptirt wird, das Wort „**können**" oben pressen wollte? Z. B. Kannst du Geister citiren? Ja, **citiren** wohl, aber ob sie auf deine Citation auch **erscheinen**, das ist damit noch gar nicht behauptet!) Die deutschen Universitäten führen in die höchsten Kreise ein, in die Kreise der geistigen Freiherren; sie nobilitiren. Die Studenten wissen sich Jahre lang von allen beengenden Fesseln frei und so als die Herren der Schöpfung, wie wir später sehen werden, daß der wahre Student es thut; grade das akademische Leben führt zu jenem geistigen Freiherrenthum. (Diese banalen und burlesken Phrasen in einem wissenschaftlichen Vortrage erheitern nicht. Dieses moderne Baronisiren, es ist, als wenn erst mit dem Baron der Mensch anfängt. Gibt es nicht eine andere Romantik der Sprache, wenn man von dem Wesen und der Würde des Gelehrten 2c. reden will? Wenn in einem harmlosen Liede die „Herren der Schöpfung" *(!) sich für einen Augenblick* „frei von allen be-

engenden Fesseln wissen", so gehört solcher jocose Bombast der Erholung zu den Radomontaden Derjenigen, die mit Göthe heute „vor dem Zapfen sterben" wollen, während sie morgen das als einen blühenden Unsinn bezeichnen werden. — Verbotenus sind die Studenten noch nicht fertige Barone, sie sollen es werden, aber mittlerweile schon ganz respektable Barönchen, d. h. Herren der Schöpfung!)

B. Im Besonderen wird nachgewiesen, daß nur der Professor der Philosophie solche Vorlesungen halten soll. (Auch das ist gewiß wahr. Aber Schade, daß der Verf. keine Seite schreiben kann, ohne triviale Witzeleien bei den Haaren herbeizuziehen. Schade, daß er nicht das übliche „Heiterkeit" oder „Gelächter", womit die Herren im Parlament zur Mitternachtstunde die Müden wach erhalten, das gewiß nicht gefehlt hat, ad marginem gefälligst notirt hat. Sollten wirklich nicht edlere Exempel und Gleichnisse aufzufinden gewesen sein, als diese ewig prickelnden und prasselnden, um nicht mehr zu sagen?)

C. Eine ganze (die zweite) Vorlesung unterhält der Prof. seine Zuhörer mit seiner Person, und gibt ihnen eine Skizze von seinem Leben, so daß sie staunen, und damit sie seine individuelle Specialität kennen lernen, und darum seine specifische Berechtigung, diese Vorlesungen zu halten. Das Ganze erscheint ziemlich überflüssig. Zur Sache! Ob z. B. Pastor E. zu Wolmar als solcher in Livland auch das, was man in Deutschland „Superintendenten"geschäfte nennt, habe betreiben müssen, was wir ununtersucht lassen wollen, oder ob der Prof. extraord. E. in Halle einen Ruf nach St. Petersburg ausschlug, wo er, neben einem Einkommen, gegen das sein „Rittergut" in Wolmar-Pastorat gar nichts war, „wie die Sachen damals standen, gewiß sein konnte, „in Jahresfrist der berühmteste Kanzelredner zu sein," — das ist Alles im besten Falle ein Flunkern, denn, da bei Gott bekanntlich kein Ding unmöglich, so ist von solcher „Gewißheit", die Zukunft anlangend, nur das gewiß, daß Gott den Demüthigen Gnade gibt, — kurz ob das alles so ist oder nicht, das macht zur Sache gar nichts. Es wird sich schon zeigen, ob du der Mann dazu bist, zu solchen Vorlesungen berechtigt zu sein. Amüsirt hat man sich bei dieser Vorlesung Nr. 2 königlich, das ist — gewiß, auch darüber, *wie mit einem* Witz die Frage abparirt wird, zu „welcher

Seite der Hegelianer E. gehöre" (ob zur rechten oder linken), „natürlich zu der rechten, denn man wird doch nicht von mir fordern, daß ich mich auf die unrechte stelle." Als wenn damit auch nur das Geringste gesagt ist. Ich wenigstens gebe für ein solches Bekenntniß keinen „Pfifferling", den Prof. E. auch nicht (S. 14) „für die Unschuld eines jungen Mädchens gibt, das sich vorgenommen hätte, nie mit einem Manne zu sprechen, weil sie sonst gar zu leicht ihre Unschuld verlieren könnte." (!) Auch kommen unstructive Belehrungen über Dörptsche Studentenausdrücke vor, z. B. was „Kameel" heißt, für die Hallenser wahrscheinlich sehr wichtig!

Nun kommt es zu den drei Fragen: Wer studirt? beantwortet durch Entwickelung der Idee (Hört!) des Studenten. Was wird studirt? Hier wird die Idee der Wissenschaft entwickelt. Wozu wird studirt? Die Idee der wissenschaftlichen Praxis.

Es mag hier nur der erste Abschnitt in Betracht kommen, indem das Object des Studiums, in einer encyklopädischen Uebersicht gegeben, nicht hergehört. Wir haben es mit der sittlichen Stellung und insbesondere mit dem Duell zu thun, dem wir gern einen Ritter St. Georg wünschten, der diesen Drachen in den Abgrund stürzte, da es am tiefsten ist, da dies Ungethüm seit dem dreißigjährigen Kriege das deutsche Studententhum arg vergiftet und verbittert. Daß das Heil und die Blüthe deutscher Universitäten nicht von der Existenz des Duells abhängt, dafür tritt sogar Prof. E. ein (S. 223), wenn er sagt: „Die Solidarität zwischen Duell und ehrenhaftem Studentenleben darf nicht behauptet werden."

Der erste Theil (S. 35—272) beschäftigt sich mit der Frage: Wer studirt? Die Idee des Studenten wird entwickelt, natürlich auf der realen Basis der Wirklichkeit, d. h. es wird immer angeknüpft an die vorhandenen geschichtlich gewordenen Verhältnisse, in denen sich die Keime der Verbesserungs- und Vervollkommnungsfähigkeit darlegen. So ist's, und so soll's sein, wo dann das Verbindungsglied: So kann das, was ist, zur Verwirklichung des Soll geführt werden, dazwischen liegt. Gewiß eine vortreffliche Methode, die E. befolgt, wie ich sie mir aus seinen Vorträgen abstrahirt habe, wenn er sie auch nicht wörtlich declarirt. Die „Idee des wahren Studenten" *kann man nun einmal* nicht so in der Luft schwe-

ben lassen, sondern sie auf dem Boden der realen Er
zu verleiblichen suchen. Es kommen im Verlauf al
wichtigen Fragen zur Besprechung, wie sie hier an
Hand liegen, also: der Student als Jüngling im G
satz zum Knaben und Mann ꝛc.; von seiner physis
Seite; seine psychische Ausbildung; seine sitt
Ausbildung; sein Verhältniß zur Familie, zur bü
lichen Gesellschaft, zum Staate, zur Kirche, zum
fessor, zu den Mitstudirenden, zum Object
Studiums.

Von Allem Einiges, wobei es an „Pikantem"
fehlen wird. Wir brauchen nicht lange zu suchen.
gleich ad 1) Also der Knabe, welch ein Unters
Man höre. „Alles wird ihm geboten. Der Geho
die Passivität des Wollens seine absolute Pflicht. E
unter der Zucht, indem er gezüchtet wird, wie der L
ja, wenn es nöthig ist, gezüchtigt wie der Hund."
wiß, „Gehorsam, Passivität, Zucht", ganz vortrefflich.
der Vergleich mit dem „Hunde" ein edler und gesch
voller und passender ist, kann ich nicht sagen. Effect
er jedenfalls, er überrascht und erweckt beim Hörer
gewisses Schmunzeln. Also aus der Hundedressur
wir Gottlob heraus, denkt man! Ich bemitleide den
je wie ein Hund behandelt worden ist, und staune
die schnelle Metamorphose aus der bestialischen H
wirthschaft. Das Hundethum ist glücklich überwu
und die Verthierung beseitigt.) — „Des Mannes
gend ist Treue. Treu dem von ihm selbst Gewo
seinem Worte, seinem Weibe, seinem Amte." (Gut
Nun „das Jünglingsalter, zwischen beiden in
Mitte stehend. Des Jünglings eigentliche Bestimmu
Unabhängigkeit, Selbstthätigkeit, deren Bewußtsein F
heit. Muthlosigkeit, sei es als Faulheit oder Feigheit
Jünglings absolutes Laster. Der frische Muth, das
Feuer, das macht den Jüngling." (Gewiß, es ist
hübsch, das Eigenthümliche des Knaben, Mannes und
schen beiden des Jünglings zu bestimmen. Also G
sam, — Treue (ich füge noch hinzu: selbstgewollte
und in der Mitte? Eine gewisse Verlegenheit, ein
zu finden, eine Umschreibung, die das „Gefühl des
hobenseins" als das Charakteristische will gelten l
Ob aber „Gehorsam, Treue und frischer Muth",
coordinirte Begriffe sind, bezweifle ich. Der Geh

kann ein frischer und langsamer, die Treue eine kühne und bedächtige sein, das Gefühl des Erhobenseins scheint mir nur Bezeichnung eines Gradunterschieds der Stimmung zu sein. Mir scheint der Jüngling hier nicht klar gedacht. Was soll der Jüngling? Gehorsam soll er nicht mehr sein, treu kann er noch nicht sein, also was? unabhängig, mit dem Gefühl des Erhobenseins! Die wahre Treue ist, wie es mir scheint, erst die wahre Unabhängigkeit, weil sie zum selbstgewollten Gehorsam gegen die Vernünftigkeit gekommen ist. Der Jüngling wird, wie es mir scheint, hier näher der Studenten-Jüngling, nicht mehr auf seine Füße gestellt, noch steht er schon auf eigenen, sondern er soll versuchsweise, aus pädagogischer Rücksicht, lernen, auf eigenen Füßen gehen, darum läßt und gönnt man ihm eine gewisse Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, NB. mit Vorbehalt. Mit einem Worte, ich möchte sagen: der Jüngling ist nichts mehr und nichts weniger als der Uebergang von der bewußtlosen zur bewußten Treue. Schade, daß auch bei dieser Gelegenheit die Erheiterungsmittel in der Vorlesung nicht fehlen, da wird z. B. gesprochen vom „Butterbrod" des Knaben, vom „grünen Römer" des Jünglings und vom „Kuß eines schönen Weibes" für den Mann. Wenn man sich durch Abstractionen etwas ermüdet hat, dann kommt so eine geschmackvoll sein sollende Oase, wo man sich unter Palmen bei Butterbrod u. s. w. erholen kann!)

Als Resultat weiterer Erörterungen heißt es S. 55: „Ist das Jünglingsalter die Zeit des auf sich selber Beruhens, der Selbstständigkeit und kühnen Ungebundenheit, besteht ferner das Studiren in dem rücksichtslosen und selbstständigen Infragestellen und Prüfen, ist endlich die Universität das Institut, wo das vorschriftmäßige Müssen aufgehört und, da das pflichtmäßige Sollen noch nicht eingetreten ist, das Wählen und Selbstversuchen sich geltend macht, so ist der Begriff des Studenten von dem der unbeschränkten Freiheit gar nicht zu trennen, und unsere Frage: Wer ist der wahre Student? fällt mit der zusammen: Worin bethätigt sich die akademische, studentische Freiheit? In der Analyse des Satzes: „Der Student ist frei", wird unser ganzer erster Theil bestehen. Was aus ihm für das Verhältniß des Studenten zur Familie, bürgerlicher Gesellschaft, Staat folgt, das ist das Normale in sittlicher Hinsicht oder seine ethische Pflicht, wie seine

religiöse Pflicht nur ist, was aus dem Begriffe der Freiheit hinsichtlich seines Verhältnisses zur Religion abgeleitet werden kann. Dagegen, was mit der Freiheit streitet, das ist das absolut Verwerfliche und Schlechte. Es gibt nur ein Ziel, auf welches das Leben des Studenten zielt, wie die Magnetnadel nach dem magnetischen Pol; es ist: daß er frei sei und sich frei wisse." — „Unser Thema ist gefunden. Es lautet: Der Student ist frei."

(Wenn Prof. E. den Knaben, beziehungsweise den Gymnasiasten, mit einem Hunde vergleicht, so hätte ich mich nicht gewundert, wenn er den Jüngling mit einem jungen Füllen verglichen hätte. Die rücksichtslose, unbeschränkte (ziemlich ungeheuerliche Ausdrücke) Freiheit ist, wie es mir scheint, doch nur eine transitorische, ein Gewährenlassen, damit in dieser Uebungszeit der Uebergangsmensch zu sich selbst komme. Man kann nun ein Thema hinstellen, das von vornherein höchst parador klingt, dessen Analyse alle Mißverständnisse und falsche Deutungen nachher entfernt. Ich halte aber dafür, daß, da zur Zeit noch immer ganz curiose traditionelle Ansichten über akademische Freiheit cursiren, und noch lange nicht zu den begrabenen Todten gehören, und es auch eine falsche Freiheit gibt, daß eine Warnung vorläufig dort am rechten Ort gewesen wäre. Das eigene Wandeln im rechten Tempo, so scheint es mir, ist des Mannes Sache, das kann der Jüngling noch nicht, er soll es aber lernen, und zwar dadurch, daß man ihn veranlaßt, zur Probe, die Füße selbst zu heben. Aber est modus in rebus, nur keine Ueberstürzungen! Der Jüngling mag seine Experimente machen, aber mit Gunst, der Mann, der Schwimmmeister, behält sich das Regiment vor.)

Ad 2) werden die „ritterlichen Künste" betrachtet: Schwimmen, Schlittschuhlaufen, Reiten, Jagen und Schießen, Tanzen, Singen, Fechten ꝛc. (hier ist noch nicht vom Duell die Rede, aber vorläufig wird der Fechtliebhaber begrüßt, z. B.: „das Alter, d. h. das Jünglingsalter, welches bestimmt ist, seinen Mann zu stehen (als wenn der Mensch als Mann nicht in tausend Fälle käme, seinen Mann zu stehen!), soll ihn stehen können in jeder Weise, und dazu führt die Kunst der Waffenführung." (Was das für Syllogismen sind: In jeder Weise, — die Kunst des Stoßes und Hiebes ist eine Weise — ergo!) (Schon an dieser Stelle wird anticipando hervorgehoben, daß

der Meister im Fechten das stolze Gefühl hat: Ich finde nirgends, oder wenigstens: Ich finde nicht leicht meinen Meister! Dies Gefühl gibt ihm die innere Sicherheit spitzem und scharfem Eisen gegenüber. Als geschickter Fechter weiß sich der Student sicher oder hat Muth Denen gegenüber, die ihn mit bewaffneter Hand angreifen. Die Fälle aber, wo dies geschieht, sind in unserer Elihu Burrit zugeneigten Zeit selten." Wirklich? ist der ewige Friede schon vor der Thür? Darum „bedauert" E. es „tief", daß das Fechten auf deutschen Universitäten so heruntergekommen ist, nämlich als Kunst. Was das alles für Sachen sind! Also alle Studenten sollen möglichst Meister in der Fechtkunst sein: Abgesehen von der reinen Unmöglichkeit, die in Anlagen rc. liegt, weiß ein Jeder, daß eine Kunst, wie z. B. das Klavierspielen, Zeit zur Uebung kostet, viel Zeit! Ein Mensch, der in jenen ritterlichen Künsten es zur Meisterschaft bringen will, hat viel zu thun. S. 71. begegnen wir einem Satz, den ich hier notire, weil er in Verbindung mit einer Theorie steht, die bei der „Familie" erst recht zum Vorscheine kommt: „Ich halte es für eine Gewissenlosigkeit, wenn Männer die Söhne, die sie leichtsinnig (?) in die Welt gesetzt haben, so erziehen, daß dieselben nur im Universitätsleben ihre Befriedigung finden können, ohne sie pecuniär sicherzustellen." (?!)

Ad 3) Das Verhältniß zur Familie. „Die Confirmation, sagt E. gewiß mit Recht, muß normaler Weise eintreten in dem Zeitpunkte, wo der Knabe gelernt hat, was in der Religion Geschichte und Lehre ist, und gelernt hat, in seinem Denken und Handeln Gott vor Augen zu haben, und noch nicht jenes Irrewerden an der Berechtigung der Religion eingetreten ist, welches man Zweifel nennt (nach E. ein Prärogativ des Jünglings). Nun wird aber freilich, namentlich was den Religionsunterricht betrifft, heillos gewirthschaftet (!). Während jeder Secundaner oder Primaner auf Zumpt oder Buttmann schwöret, findet man es ganz begreiflich, wenn in Folge (?) des Religionsunterrichts der Gymnasiast Bedenken trägt, sich auf den Katechismus zu verpflichten. Erklärlich ist dieser Unterschied leider! Der Knabe sieht in dem Religionslehrer einen Untergeordneten, in der derben Schülersprache einen Mops (?!), dessen Autorität nicht groß genung ist." (*Also die Unfähigkeit der Lehrer ist die Ur-*

sache, daß die Schüler nicht so auf den Lutherisch
techismus schwören, wie auf die §§. der Zumptsch
Buttmannschen Grammatik! Eine harte Beschul
Wo der Verf. diese Erfahrungen her hat? Von den
nasien unsrer Ostseeprovinzen kein Wort, da schli
der Verf. gewiß durch seine eigene bessere Erinneru
in aller Welt steht es in Deutschland so mierabel
habe noch in den letzten Jahren auf meinen Rei
Auslande manche Anstalten kennen gelernt, ich er
nur des Beispiels wegen vier, das Friedrich-W
Gymnasium in Berlin unter dem trefflichen Ranf
Uhlmann, das französische Gymnasium ebendaselb
ter Fournier, das Erlanger und Münster Gym
wo ich überall einen ausgezeichneten Religionsunt
namentlich in den obern Classen, fand. Daß die G
siasten sich unterstanden hätten Ranke u. s. w. Mö
nennen, ist mir absolut unglaublich. Den Zweifel
den Katechismus, wenn er anderswoher da ist, zu n
ist allerdings nicht leicht, während es keinem M
einfallen wird zu zweifeln, daß amo nach der erste
jugation geht.) — Das Verhältniß des Sohnes
Vater, man höre: „Der Knabe besaß nur gesche
Geld, was ihn, der in dem Alter des Empfangens
nicht schändet. Das Geld zum Studiren zu geben,
Vater verpflichtet. Wie ein vernünftiger Mensch
Kinder erzeugen soll, wenn er nicht im Stande ist,
ernähren, ebenso soll er sie nicht zum Studiren er
wenn er nicht im Stande ist, ihnen ein jährliches Ei
men zu sichern, mit welchem sie so, wie es der Begr
des Studenten fordert, leben können. Ich fordere
daß der Wechsel des Studenten unwiderruflich se
„So und soviel pro Semester, alle Ferien ein
Haus bei mir und damit basta!" (Wie gefällt Euch
lieben Väter, diese Moral, die den Herren Söhnen
gepredigt wird? Wozu ihr verpflichtet seid, wißt ih
für ihr vielleicht Buße thun müßt in Sack und Asche,
das schändet nicht, aber eure Söhne würden sich ge
det fühlen, den Wechsel vom Vater als ein Geschen
zusehen. Fiat applicatio. Der Verf. wird sagen
ist eben die Idee des wahren Studenten, das Ro
Gewiß, wenn alle Väter das könnten, vortrefflich;
solche Romantik treiben macht Unzufriedene und Tro
Raisonneure gegen Vater und Mutter.) „Nur dies

heit, daß er (der Student) sein hinreichendes Auskommen hat, stellt ihn nämlich so, daß er sich nichts braucht schenken zu lassen; wer aber etwas geschenkt nimmt, ist nicht frei, er fühlt sich dem Schenker gegenüber verpflichtet (als Knabe war das noch der Fall) und ist also ein Sclave, und wo er undankbar die Verpflichtung vergißt, ein rebellischer Sclave. Frei ist nur der, welcher sich nichts braucht bieten zu lassen; so steht der wahre Student, welcher sich nichts bieten läßt, weil er genug hat." (Ich denke, dazu ist nichts hinzuzufügen.)

Was über bürgerliche Gesellschaft und Staat gesagt, muß ich übergehen, weil es zu weit führen würde. Nur Eins, es ist gewiß, „daß ein Mensch, der nicht blos ein brauchbarer Staatshämorrhoidarius werden will, sondern ein lebendiges und belebendes Glied im Staate, sich schon auf der Universität dazu bilden soll dadurch, daß er wirklich Ueberzeugungen gewinnt hinsichtlich der Einrichtungen des Staates. Die Ausbildung politischer Ueberzeugungen ist nothwendig." Und darüber kann das Nöthige gewiß sehr zweckmäßig gesagt werden. Aber Phrasen, wie folgende, möchten ziemlich unverständlich oder mißverständlich sein: „Das Raisonniren der Studenten über den Staat und seine Einrichtungen ist ein berechtigtes und darum unterscheide ich sein Politisiren oder Politiktreiben von dem Kannegießern, welches als ein unberechtigtes oder vielmehr ein deraisonner ist." — (Wenn Studenten über Lebensfragen unter einander disputiren, und Wissenschaftliches, Sociales zum Gegenstande ihrer eingehenderen Gespräche, auch in größeren geselligen Kreisen nehmen, so ist das gewiß ganz lobenswerth, es braucht ja nicht grade der Utilitätszweck der Uebung durchzugreifen, dann wird die Sache etwas steif, es mag das lebhafte Disputiren hin und her wogen, — warum man das aber mit dem leidigen Wort „Raisonniren" bezeichnen soll, fasse ich nicht. Was beiläufig über Zeitungslesen und Anonymität der Verfasser in Tagblättern gesagt, ist vortrefflich, bedauere, das hier nicht abdrucken zu können. Dieser mystische Nimbus der Anonymität ist und bleibt unausstehlich.) — Seite 140 ff. „Welche politische Ueberzeugung ziemt dem wahren Studenten? Radical, liberal, conservativ, absolut? Natürlich muß er ein radicaler oder absoluter Politiker sein, d. h. (?) wo er sitzt, muß er festsitzen, und im Aeußersten. Dem Philister (o weh!),

der alle Entschiedenheit fürchtet, sind die Extreme zuwider, er hat eine Passion für das Centrum der Unentschiedenheit ꝛc." (nun kommen allerlei locale Witze, die ich übergehe). „Ich fordere, daß Sie extrem seien in dem, was Sie sind, dies heißt nicht Parteiwuth predigen. Wüthend sind nur die Unsichern, darum die Knaben." (Also „extrem;" freilich, nicht „wüthend", also zäh, mit möglichst kalter Gemüthlichkeit nicht loslassen, woran man festhält. Der Student aber ist auf einer Uebergangsstufe, alle neuen Eindrücke stürmen auf ihn ein, die Bescheidenheit sollte ihn lehren, daß er noch lange nicht „festsitzt".) S. 155 ff. „Wie hat sich der Staat dem Studenten gegenüber zu verhalten? (Hier kommt das Ehrenwort in Betracht.) Der Student darf erwarten, daß der Staat anerkenne, daß der Student in seinem Rechte sei, wenn ihm nichts höher steht als die eigene Subjectivität. Dies geschieht nun so, daß der Staat, wo er bei Andern den Eid, d. h. eine Bekräftigung durch Berufung auf eine höhere Macht, fordert, dem Studenten das Ehrenwort, d. h. den Schwur bei sich selbst, abnimmt." (Ob diese philosophische Deduction richtig, steht zu bezweifeln. Der Staat, so scheint es mir vielmehr, fordert von Studenten in manchen Fällen das Ehrenwort, und nicht den Schwur, weil er den jungen Menschen mit dem Eide nicht turbiren will, er läßt den Studenten nicht „bei sich selbst schwören", als gäbe es für diesen keine höhere Macht als seine Subjectivität, sondern er verlangt noch nicht den Eid, er schont, und will es nicht zu dem Risico des naheliegenden Meineides kommen lassen.) (Nun kommen zwei Sätze, die zu einander passen, wie 2×2=5.) „Dem Studenten steht das Ehrenwort gerade so hoch (immer?), wie jedem Andern der Eid. Der Staat aber hat es sich, zum Theil wenigstens, zuzuschreiben, wenn auf Universitäten sich die Ehrfurcht vor dem Ehrenworte verlor." (Man merke, „steht" Präsens, „verlor", Präteritum.) „Das Ehrenwort, das er sich früher geben ließ, daß der Student in keine Verbindung treten wolle, war, da, wenn der Student es that, er nur für das Eintreten, nie aber für das gebrochene Ehrenwort bestraft war, ganz unnütz. Es legte den Gedanken nahe, der Staat selbst betrachte das Ehrenwort als eine leere Formalität." (Das Ehrenwort steht hoch, und: das Ehrenwort leere Formalität.)

S. 167 ff. Das Verhältniß der Studenten zur

che. Der Verf. bespricht zuerst den unbefangenen lichen Glauben, wo kein Zweifel noch Zwiespalt trübt, wie folgt: „daß Christi Blut uns erlöst hat, erscheint als eine ganz natürliche Sache, und wieder, daß es et oder die Felder grün werden, ist Gottes Wille ge- n; er denkt während des Kirchengesanges an seine ke Kuh; und wenn er gefragt wird, warum er arbeite, wortet er ehrlich: Um der ewigen Seligkeit willen.“ gesehen davon, daß der Einfalt des Glaubens gar die Erlösung durch Christi Blut etwas Natürliches, ern etwas durchaus Uebernatürliches, Wunder der mherzigkeit Gottes ist, so ist dieses Trivialisiren min- ns unpassend. „Wir“, die „Gebildeten“, die „Auf- irten“, wissen übergenug, daß wir es sind, daß man nicht noch vom Professor sich braucht ausdrücklich sa- zu lassen. Daß die religiöse und natürliche Betrach- g der Dinge in zwei besonderen Capiteln steht, ist eine unte Sache, und daß der naive Glaube gern alles rt auf den lieben Gott bezieht, sollte man doch nicht Rausch und Bogen als einfältig und ungebildet bezeich-

Uebrigens ist es denn durchaus nothwendig, daß Jüngling, nachdem er in der Confirmation einfach und cht auf den Glauben der Kirche durch Lehre und Ge- eingesegnet ist, unaufhaltsam in den Zweifel springen ß? Daß, wie die Sachen stehn, ein Pastor, der es lich auch mit solchen Confirmanden zu thun hat, die ürzer Frist die Universität beziehen werden, wohl auf- zt bei dem Gedanken: Heute hast du ihnen versucht, Wort von Christi Gnade ans Herz zu legen, und das scheint's erfaßt zu haben, aber was wird das nächste für Umwälzungen im Herzen schaffen? — ist nur zu ß, und weiß ich das aus eigner Erfahrung zur Ge- . Aber ich habe auch Erfahrungen, daß gläubige El- nicht ablassen, ihren Sohn im Gebete stets zu beglei- auch in die Ferne, so daß der Segen solcher Geistes- einschaft manchen Jüngling vor dem Bruch bewahrt. dem nun sein wolle, der „Zweifel“ ist da, und die Frage: Wie ihn lösen und überwinden? Den ismus, als die eine Lösung, aus dem Zwiespalt zwi- Vernunft und Glauben zu kommen, verwirft der ., wobei nicht klar wird, was unter Pietismus ver- den wird, denn jede gläubige Richtung ist ja nicht tisch. *Ist es denn etwas* unnatürliches und abnor-

mes, wenn auch ein Stud. med. oder juris gläubig ist? Er nennt eine andere Lösung, die dem Studenten ziemt: „Wie in Allem, so ziemt ihm auch dem Zweifel gegenüber nicht die Flucht, sondern der frische Kampfesmuth, der durch den Zweifel hindurchführt, ihn hinter sich lassend. Dieser Muth lohnt sich, denn es giebt einen Standpunkt, der im Gegensatz zu dem Ruf der Einen: Nichts vernünftiger als der Unglaube, und zu dem Andern: Nichts ungläubiger als die Vernunft, aus seliger Erfahrung ruft: Es gibt nichts Vernünftigeres als den christlichen Glauben. Dieser Standpunkt ist der, welchem der wahre Student nachstrebt.“ (Gewiß, recht verstanden, am rechten Orte, richtig. Auch vieles Andere in diesem Abschnitt ist beherzigenswerth.)

Die Verhältnisse des Studenten zum Professor gehen uns hier weniger an und können übergangen werden.

Wir wollen nur noch das Verhältniß zu den Commilitanen kurz betrachten, und namentlich die Ansichten über das Duell hören (S. 210 ff.).

Der Verfasser bahnt sich durch allerlei Vergleiche den Weg zum Begriff der Ehre, Studenten-Ehre. „In den Knabenfreundschaften, sagt E., besteht das Band immer in einer einseitigen Unterredung. Die Ungleichheit des Despoten und Sclaven ist hier nothwendig. Der physisch oder intellectuell Stärkere befiehlt, und der Schwächere, der mit — hündischer (!) Treue an ihm hängt, geht für ihn durch's Feuer.“ (Daß der „Hund“, S. 211, wieder erscheint, zeigt, wie passend und schön dieser Vergleich sein muß! Man sollte meinen, der alte Meister Hegel, der bekanntlich vor ca. 35 Jahren auch den „Hund“ so geschickt fand, die damals moderne Schleiermacher'sche Abhängigkeitstheorie zu persifliren, habe hier eine Reminiscenz aufgefrischt, die eine Verwerthung verdient. Wenn aber das empirisch-psychologisch wahr sein soll, was von den Knabenfreundschaften gesagt ist, dann möchte man fast die Vermuthung wagen, Napoleon I. habe selbst Semper-Knabe mit Knaben Soldaten gespielt, denn es paßt Alles wörtlich auf ihn und sein Verhältniß.) „Die Stärke des Knaben ist seine Eigenschaft, das Amt und die Würde des Mannes sein Eigenthum, beide haben sie. Der Jüngling, der ganz auf sich steht, kann nicht zufrieden sein mit der Anerkennung von etwas, was er nur (?) hat, *sondern er will*, daß, was er ist, sein persönlicher

ch anerkannt werde. Das Bewußtsein des Aner-
leins meines persönlichen Werthes ist Ehre. Sie ist
ewißheit, daß eine Anerkennung, die ich im Namen
als Repräsentant objectiver Mächte nicht fordern
mir, meiner Subjectivität gezollt werde." (Ich
bsichtlich die ganze Stelle hergesetzt. Also, der Knabe
er Mann haben, jener Stärke, dieser Würde, und
e starken und graduirten fordern sie nicht blos Aner-
ng, sondern haben sie. Der Jüngling? der hat weder
e noch Würde, beharrt vorläufig eigenschaftslos ohne
, er ist das reine Sein, er ist was er ist, und in
seinem Sein, seiner persönlich werthvollen Subjec-
, fordert er Anerkennung derselben. Das ist stark.
aber beim Licht besehen nicht so. Das reine Sein
ichtbar, es tritt nur heraus, indem es sich objectivirt,
. vereigenschaftlicht. Wir wüßten auch von Gott
wenn er sich nicht bethätigte, was wir seine Eigen-
n nennen. Wie kann Anerkennung dessen gefordert
n, der rein in sich selbst beharrt und noch nicht aus
etreten ist? Auch der akademische Jüngling hat eine
ng, und zwar als Student, das ist seine Eigenschaft,
im Namen und als Repräsentant dieser objectiven
genießt und hat er Anerkennung. Das ist seine
, daß man ihn anerkannt als seiner äußerlichen
ng innerlich ebenbürtig; das ist seine Ehre, daß man
n den Spruch vollzieht: habetur honestus, donec
tur contrarium. Die gegenseitige Vollziehung dieses
hes von Gleichberechtigen, die von derselben „objec-
Macht" getragen werden, ist ihr Wohlverhalten unter
er. Wie nun aber, wenn das Wohlverhalten in sein
theil umschlägt, und die Honestas in Zweifel gezo-
oder vielmehr in Abrede gestellt wird, und die Aner-
ng der imanigirten oder factischen Malhonnetität ihren
uck findet? Offenbar steht die Sache so; dem Hon-
wird die Anerkennung entzogen. Das ist eine In-
ein Unrecht. Der Honnette wird als Lump behan-
und ist es doch nicht. Was nun? Soll hier der Be-
er „Nothwehr" eintreten? Wird die „Existenz" des
tten angegriffen? Nur die Existenz der Anerkennung
eiten des injuriösen und malificiösen Angriffs. Kann
mp beleidigen? Mir fällt dabei jener Lobspruch ein,
f die Antwort war: Erbarmen Sie sich, welche
heit habe ich gemacht? In wohlgeordneten Zustän-

den müßten Ausschreitungen des Uebermuths, die in dieser Welt voll Sünde unvermeidlich sind, sich selbst treffen, sei es durch den Druck der Gewalt oder der öffentlichen Meinung, oder beider zugleich. Das ist meine Ansicht von der Sache. Die Vorlesungen S. 214 ff. haben davon eine ganz andere Vorstellung. Da heißt es: „den Vorwurf (berechtigt oder unberechtigt?) ein Lump zu sein, darf der Student nicht ertragen. (Gewiß nicht, er, der unschuldig Gekränkte, darf das nicht leiden. Das wäre höchst überflüssig. Steht er aber schutzlos da? Verläßt ihn Gewalt und öffentliche Meinung? Dann kommt's freilich zur „Nothwehr.") „Objective Veranstaltungen können ihm nicht wiedergeben, was ihm verloren geht, indem dieses eine (welches!) Subject ihn für werthlos hält (Wirklich? ist das unter allen Unständen ein so ungeheurer Verlust?); es entsteht die Frage, ob es ein Mittel giebt, wenn der Andere nicht von selbst dazu kommt, den Vorwurf zurückzunehmen (d. h. zur Vernunft zu kommen), ihn dahin zu bringen, daß er offenkundig zeigt, er halte den von ihm Beleidigten nicht für etwas Werthloses, daß mit einem Worte die von jenem verletzte Ehre von ihm selbst wieder reparirt werde? Bei Officieren nun, und bei den deutschen Studenten seit mehr als zwei Jahrhunderten gilt als einziges Mittel, unter Commilitonen eine Ehrenverletzung zu sühnen, das Duell." (Gewiß. Es „gilt." Die Herren Militairs wollen wir ganz aus dem Spiele lassen: wir haben es mit Civilisten zu thun, resp. z. B. in Halle in der Mehrzahl mit Theologen. Hier wäre nun am Orte gewesen, das Duell in seinem Unsinn aufzuzeigen und alle Gründe, die man dafür anführt, siegreich zu widerlegen. Was thut aber Prof. E.? Er widerlegt alle Gründe (er stellt ihrer vier auf), die man wider das Duell vorgebracht, (!) und beginnt seine Apologie mit folgenden Worten:) „Es entsteht hier ganz zuerst die Frage: Welchen Sinn hat das Duell? eine Frage, die darum nothwendig ist, weil Viele (Gottlob, so bin ich doch nicht der Einzige!) behaupten (wie ich, Bz.) es habe gar keinen, sei eben purer Unsinn. Da muß nun zuerst bemerkt werden rc." Und das geht so S. 215—222 fort. Wer Lust hat, sich in dem süßen Traum zu wiegen, kann Reminiscenzen von 35 und mehr Jahren repetiren. Ich habe das Alles schon damals gehört, Neues wird nicht vorgebracht. Endlich *heißt es:)* „Daraus nun, daß ich in dem Studentenduell

einen Sinn nachgewiesen (ziemlich unnütze Mühe), daraus ferner, daß ich die Einwände dagegen zu widerlegen versucht habe (sehr bescheiden), könnte vielleicht (?) Jemand folgern, daß nach meiner Ansicht das Duell auf deutschen nie (wann?) verschwinden dürfe. Dies ist aber durchaus meine Ansicht nicht. Ich wünsche (!) vielmehr, es verschwände." Die Mittel, die er angiebt, es verschwinden zu machen, sind ziemlich hoffnungsloser Natur: z. B. man studire fleißig, man beleidige nicht, man frequentire keine Orte, wo viel Bier getrunken wird, man lerne gut fechten, daß man sich fürchte, und will man durchaus gegen die Majorität der Sitte ein Märtyrer werden, nun, dagegen ist nichts zu sagen, probire es, aber: „Nur ja kein Märtyrer mit heiler Haut!" Es wird die Aufhebung des Duells in die nebelgraue Ferne hinausgeschoben, und indessen gelten die Argumente, mit denen die Gründe gegen das Duell widerlegt sind. Damit ist aber nichts gethan. Darum lege man Protest ein, immer wieder. Was hilft aber ein solcher höchst ohnmächtiger, in sich selbst mürber und gebrochener Trost, wie ihn Prof. E. aufstellt (S. 223): „Ich statuire die Möglichkeit (!), daß das Duell aufhöre, eine Eigenthümlichkeit des deutschen Studentenlebens zu sein." Damit ist gar nichts gesagt. Diese kühle Redensart — es ist möglich, daß morgen die Sonne vom Himmel fällt, aber darum wird kein Einziger sich heute Abend bange schlafen legen — wird über und über aufgewogen von allen den Versuchen, die sich Prof. E. zu machen bemüht hat, die Gründe wider das Duell zu widerlegen.

Nach dem Niederschreiben dieser Zeilen kam mir in die Hand: „Beitrag zur moralischen Würdigung des Zweikampfes. Fest-Rede gehalten am Krönungs-Tage ꝛc. am 22. Aug. 1841 im großen Hörsaal der Kaiserl. Universität Dorpat von Dr. A. W. Volkmann, ordentl. Prof. d. Physiologie, d. z. Prorector. Dorpat. 1841. 23 S. 8. — In dieser „Würdigung," steht jedes Wort auf seinem Platz. Es redet hier der Patriot, der Jugendfreund, der Christ, ernst, würdig, angemessen der Wichtigkeit der Gründe, die gegen das Duell zeugen, vom erleuchteten Geiste christlicher Gesinnung getragen, mit tiefem Schmerz über die Unsitte, mit heiliger Entrüstung über die Sophistik, mit humaner Schonung gegen die Vielen, die den Muth haben, den Zweikampf einzugehn, und nicht den größeren Muth, ihn abzuweisen, — ein Wort, das,

wenn ich was zu sagen hätte, jedem neuaufzunehmenden Studenten bei seiner Immatriculation zur Beherzigung übergeben werden sollte. Wer will dieses Wort des trefflichen Volkmann (gegenwärtig Professor in Halle) verhöhnen? Ich schließe mit 2 Cor. 10, 4.

Berkholz.

III.

Nachrichten.

Zur kirchlichen Statistik. Im Jahre 1858 waren in den Evangel. Gemeinden in Riga

	Geborene.	Begrabene.	Copulirte.	Confirmirte.
St. Petri-Kirche . . .	293	131	60	195
Dom-K.	108	115	19	69
St. Jacobi-K. . . .	144	63	52	92
(ehstnische Gemeinde) .	27	40	8	—
St. Johannis-K.	450	483	120	138
St. Gertrud-K.	346	213	91	105
Jesus-K.	268	968	66	72
Martins-K.	72	51	23	34
Reformirte K.	25	39	7	—
	1708	2064	444	—
Im Stadt-Patrimonial-Gebiet:				
Kattlekaln	159	129	49	80
Pinkenhof	133	114	20	54
Bickern	82	101	25	50
Holmhof	54	46	14	18
	428	390	108	202
Totalsumme	2134	2554	552	—

Zu Obigem wäre noch Folgendes hinzuzufügen: 1) Uneheliche Kinder sind geboren in der Gemeinde der Stadt mit Vorstädten: 146; im Patrimonialgebiet 17. Das gäbe also nach dieser Berechnung ca. 8 Procent für die Stadt und 4 Procent für das Land, oder über 7 Procent im Ganzen. 2) Bei den Begrabenen ist zu der

merken, daß die Zahlen* in den einzelnen städtischen Gemeinden in keinem Verhältniß zu den Geborenen stehen. Die Sache wird aber erklärlich, wenn man weiß, daß a) zur Jesus Kirche annectirt ist der Armenkirchhof, an welchem alle Gemeinden nach Bedürfniß gleichmäßig participiren, und b) die Zahl der bei jeder Kirche Begrabenen nur sagen will, daß auf dem resp. Kirchhof so und soviel begraben sind, nicht aber, daß diese Begrabenen zu der benannten Gemeinde gehört haben. Denn daß z. B. in der Jacobi-Gemeinde 142 geboren sind, hat seine Richtigkeit, und daß auf dem Jacobi-Kirchhof 63 begraben sind, gleichfalls, aber es wäre ein falscher Schluß, wenn man daraus folgern wollte, ergo seien in der Jacobi-Gemeinde nur 63 gestorben.

In Dorpat war der Bestand der Evangel.-Luth. Bevölkerung im Jahre 1858 folgendermaßen:

	Geborene.	Begrabene.	Copulirte.	Confirmirte.	Communicanten.
Dom (Universitäts-K.)	14	9	4	12	682
St. Johannis-K. . .	86	89	28	118	2033
(Lettisch)	3	1	—	—	—
St. Marien-K. (deutsch)	29	27	5	73	1022
(Ehstnisch) . . .	264	252	78	97	5761
	396	378	115	300	9498
Dazu die Ehstn. Landgemeinde (gleichfalls besorgt vom Pastor zu St. Marien in Dorpat)	463	248	114	202	10976
Summa	859	626	229	502	20474

Dazu erlauben wir uns Folgendes hinzuzufügen: 1) der Pastor zu St. Marien in Dorpat hat also eine Gemeinde von 17,759 Communicanten u. s. w. 2) In den deutschen Gemeinden in Dorpat sind geboren 129 Kinder (wobei wir die deutschen Kinder der Landgemeinde gar nicht in Anschlag bringen wollen), begraben 145 Leichen, 37 Paare copulirt, und communicirt haben 3737 Personen. Dagegen in der Ehstnischen Stadtgemeinde zu Dorpat (ohne die Ehstnische Landgemeinde hinzuzählen) sind mehr als noch einmal so viel Kinder

geboren, als in der Deutschen, doppelt soviel Paare getraut u. s. w. Daß aus der Stadt Dorpat 2000 Communicanten mehr unter der Esthnischen als unter der deutschen Bevölkerung angeschrieben sind, wollen wir aus der Sitte der Deutschen, nicht so oft als die Nationalen ad sacra zu gehen, erklären. Wenn nun das Inland neulich die Evangel. Bevölkerung Dorpats auf ca. 10,000 (ganz genau „10,092") stellt, und hinzufügt, „die deutsche Bevölkerung macht über die Hälfte (der ganzen Bevölkerung 13,614) aus und die Ehsten bilden ein Viertel des Ganzen", so wünschten wir wohl Aufschluß, nach welcher Berechnung ein solches Verhältniß herauskommt. Die Geburten bleiben immer der sicherste Maßstab einer ansäßigen Bevölkerung; wenn nun 129 deutsche und 264 ehstnische Kinder Evangel. Luth. Confession a. 1858 in der Stadt Dorpat geboren sind, wie sollen die Deutschen die Hälfte und die Ehsten das Viertel der „ganzen" Bevölkerung bilden, da außerdem noch ca. 2000 Russen ꝛc. daselbst sind? —

Zusatz. Riga (Stadt und Land) hat für 2134 jährlich Geborene 18 Prediger, Dorpat (gleichfalls Stadt und Land) für 859 Geborene 4 Prediger. Sodann: Riga hat für sein Patrimonialgebiet mit 428 jährlich Geborenen vier Prediger, dagegen Dorpat-Land für 463 (+ 264 + 29 = 756) Geborene einen. Das wäre so ungefähr, als wenn für das ganze Patrimonialgebiet mit der St. Gertrud-Kirche in Riga (die jetzt zusammen 5 Prediger haben), Summa summarum ein Prediger angestellt würde! Zahlen sprechen.

Streben und Sichbemühen ist immer eine schöne Sache. In magnis voluisse, laborasse, sudasse sat est, kann man auf die Universitäten der Schweiz anwenden. Basel, Zürich, Bern, drei für die deutsche Schweiz. In der That, viel! Daß man sich dort ehrlich Mühe gibt, wissen wir, und tüchtige Männer haben dort gewirkt, wir erinnern nur an den berühmten Schönlein, der selbst Katholik, in einer schweren Zeit, wo der Ultramontanismus auf Bayern drückend lag, nur durch die — Flucht aus Würzburg nach Zürich sich selbst und der Wissenschaft erhalten konnte, bis von dorther Preußen ihn nach Berlin berief. Doch das war nur ein Stoßseufzer! Ich wollte *eigentlich von* der Universität Zürich sprechen, und meine

Freude ausdrücken, was im nächsten Sommerhalbjahr den Theologen da alles geboten wird. Die Prof. Hitzig, Schlottmann, A. Schweizer, Fritsche rc. sind ganz respectable Männer, die einen Namen in der deutschen Evangel. Literatur bekanntlich haben. (In Allem sind dort 9 theol. Docenten.) Folgende Collegien werden angekündigt, man höre und staune mit Recht, und freue sich über den Fleiß: Einleitung in d. A. T., Hiob, 12 kl. Propheten, Hohelied, alttestamentliche Interpretirübungen, Arabisch, Geschichte Israels von David bis Zedekia. — Theol. Encyclopädie, Ev. Johannis, kathol. Briefe, Ev. Marcus, Römer Br., Galater Br., Philipper Br., neutestamentliche Interpretirübungen. — Darstellung der philos. Systeme v. Hegel und Schleiermacher und ihre Einflusse auf die Theologie, Dogmengeschichte d. ref. K., Dogmatik I. Theil, Philosophische Ethik, — Aeltere Kirchen-Gesch., Dogmengesch. seit der Ref., Patristik, Kirchengesch. Repetitorium, Liturgik. — Sodann Collegien, die für den Theologen auch nicht unwichtig sind: Culturgesch. d. ersten Jahrh. d. röm. Kaiserzeit und des Christenthums, Allgem. Gesch. d. Mittelalters mit besonderer Rücksicht auf die Culturentwickelung, Aesthetik (Vischer, nicht übel!), Gesch. der Malerei, (mancher wird sagen: Das ist zu viel! Sowas kann man doch Theologen nicht zumuthen! Nun, meinetwegen, kein Mensch zwingt dich!), Kunstgesch. der Alten, die deutsche Poesie seit Schiller und Göthe, französ. Literatur seit der Revolution; nun Philologie, die Auswahl: Thukydides, Plautus, Phädon, Aeschylos, Horaz Ep., Sophokles Ajax, Cicero u. s. w.

Die Rigasche Stadt-Geistlichkeit hielt ihre Synode 1858 d. 26—28. Novbr. Präses wies in seinem Eröffnungsvortrage darauf hin, wie nothwendig es für den Prediger und Seelsorger sei, daß er an sich selbst die Kraft des Evangeliums erfahren habe, und schilderte die Kraftbeweise des Evangeliums, welche er im entwichenen Sommer auf seiner Reise durch Deutschland wahrzunehmen Gelegenheit gehabt hatte. (Es wäre sehr zu wünschen, daß es dem Herrn Redner gefallen möchte, namentlich den zweiten Theil seines Vortrages zur weitern Anregung unsern Mittheilungen zukommen zu lassen). Die Gründung eines Pastorats für Alexandershöhe und die Umgegend kam zur Berathung, soweit die Synode darüber

berathen konnte, die das Geld freilich dazu nicht hat, und Geld kostet einmal Alles, sogar Kirchenbau und Kirchspiels-fundation. Manche leben allerdings der gemüthlichen Ansicht, Gotteswort müsse man doch unentgeltlich haben, und wundern sich, wie auch solche himmlischen Dinge dem Calcül der pecuniären Berechnung unterworfen seien. Die Synode fand eine solche Gründung sehr wünschenswerth. (Ref. hat für Riga noch zwei Wünsche: eine eigene Predigerstelle für sämmtliche Gefängnisse und den baldigen Bau der Gertrud-Kirche.) Auch votirte die Synode dem wünschenswerthen Prediger auf Alexandershöhe und den umliegenden Gegenden eine freie Wohnung und ein Fixum von mindestens 1000 Rbl. S. Soweit sind wir freilich noch lange nicht. Indeß wurde ein Comité erwählt, der unter andern auch nachforschen sollte, woher „die Mittel herbei geschafft werden könnten." Allerdings, das ist dabei die Hauptsache: haben wir erst „die Mittel", dann findet sich schon alles Uebrige. — P. Kröger übergab einen von ihm angefertigten Geschäfts-Kalender für die Prediger des Rig. Consist. Bezirks. — P. Starck verlas einen Aufsatz: „Bemerkungen über die Taufformulare." — P. Poelchau gab einen „Bericht über die jüngsten Ereignisse ꝛc. der Ev. Luth. Missions-Gesellschaft zu Leipzig," und zeigte, wie diese sich gegenwärtig in einer Zeit demüthigender Erfahrungen und schwieriger Kämpfe befinde (Schade, daß über diese Demüthigungen und Kämpfe nichts Näheres angegeben), und darum um so mehr unseres Beistandes bedürfe. An diesen Bericht wurden auch Anträge angeschlossen, als z. B. „die Synode wolle Rathschläge ertheilen, wie etwa die Zahl der monatlichen Missionsstunden vergrößert werden könne ꝛc." Der beste Rathschlag ist, man fange an! Die Antwort der Synode ging dahin, „daß die monatlichen Missionsstunden zunächst genügen." Bis jetzt sind seit einigen Jahren in den drei deutschen Luth. Kirchen in der Stadt in der Art monatliche Missionsstunden gehalten, daß in St. Peter 4 Mal, im Dom 4 Mal und zu St. Jacob auch 4 Mal im Jahr am ersten Montag neuen Styls im Monat eine Missionsstunde gehalten ward. Das hält aber Ref. für viel zu wenig. Ich würde weit lieber vorschlagen, in jeder Kirche (wir haben 8 mit der reformirten) monatlich eine zu halten. Noch besser, wenn jeder Prediger für seine Gemeinde eine monatliche Missionsstunde hielte. Das wäre gar nicht zuviel. — Die Herren

[illegible]ter-Angelegenheit, angeregt durch die Unterlegung des Presbyters der Brüdergemeinde Müller an das Gen.-Consist., kam zur Berathung, und ward ein Entwurf der vom Gen.-Consist. über diese Sache geforderten Erklärung angenommen.

Wie doch die widersprechendsten Urtheile gemüthlich in einer und derselben Zeitschrift (hier ist gemeint die Zeitsch. f. d. gesammte luth. Theol. und Kirche v. Redlich und Guericke) neben einander stehen! Im 2. Heft 1859. S. 356 ff. sagt E. (E. Engelhardt) über Kurtz's „die Ehen der Söhne Gottes 2c.:" „Abgesehen von dieser Schwäche (nämlich „christliche Schriftforscher sollten darin einen wesentlichen Unterschied von den ungläubigen Exegeten suchen, daß sie nicht einander herabsetzen, lästern und erbittern") vindiciren wir diesem Werke den Werth einer abschließenden Vollendung dieser Frage; so schlagend, so gründlich, so allseitig ist dieselbe hier behandelt. Ich denke, wer diese Abhandlung gelesen hat, muß entschieden die Sethiten-Erklärung verwerfen." (So der Recensent Dr. Engelhardt.) — Nun S. 361 f. läßt sich in derselben Zeitschr. über dieselbe Abhandlung Str. (Ströbel den Kritikus) also vernehmen: „Nach dieser Methode läßt sich alles Mögliche und Unmögliche in der Bibel finden. Man achte nur einmal genau darauf, wie's Kurtz macht u. s. w. „Die Engel-Ehen-Hypothese verdankt ihren Ursprung, etwas Näheres über den Fall „Satans und seiner Dämonen" wissen zu wollen; — ob die gedachte Hypothese in ihrer neusten, von Kurtz u. A. empfangenen, auf müssige mythologisch-theologische „Speculationes" hinauslaufenden Gestalt, von einem einzigen ihrer älteren Vertheidiger acceptirt worden wäre, unterliegt starken Zweifeln: Wie dem aber auch sein mag, die Verwerfung jener Hypothese beruht auf keiner dogmatischen Voraussetzung, sondern lediglich auf dem hermaneutischen „Scriptura scripturam interpretatur", welches den Warnungsruf: Noli sapere ultra scripturam! zu seinem Urheber hat." — Sehr gut.

Ich bin in der glücklichen Lage, mit Herrn Ströbel, dem Fulminanten, zum zweiten Male einer Meinung zu sein! Derselbe giebt nämlich eine Anzeige der Vorlesungen des Sup. *Dr. Karsten* in Schwerin über „die letzten

Dinge", und schließt die Inhaltsangabe mit folg
zehn Zeilen langen Recension, die wir vollständig her
(Rud. und Guerick. Zeitschr. 1859, 2. Heft. S.
„Von diesem reichen Inhalte ist nur ein Theil ge
nes, köstliches Gold (das habe ich auch schon frühe
sagt, s. Mitth. 1858, S. 367—388 auf 25 Seiten):
neben gibt es viele chiliastische, apokalyptische und
weltliche (?) Schlacken, überdies einen starken V
gegen die justificatio per fidem. (Also doch! der
Karsten thut mir ordentlich leid. Da hat er sich,
Zeugniß muß man ihm geben, die allergrößte Mühe
Selbstverläugnung und Gefangenmachung seiner Ver
unter die zeitlich und räumlich beliebte Auslegung der
Schrift, gegeben, vor der heiligen Sorbonne zu Sch
correct erfunden zu werden, und doch wird er eines
ken Verstoßes" gegen die Säule der stehenden und f
den Kirche angeschuldigt oder überwiesen.) „Ich w
stens kann den Verfasser nicht anders verstehen, als
die Rechtfertigung durch die Taufe geschehe und der G
erst die Frucht solcher Rechtfertigung sei. Auch der
danke, daß die am jüngsten Tage auferstandenen Un
bigen ihre Leiber wieder verlieren und nur als körp
Geister in die ewige Verdammniß gehen würden, is
Sapere ultra scripturam." Ich glaube das alles a.
durch viele Beispiele klar erhärtet zu haben. Diese „
lesungen von K.", um noch einmal auf sie zurückzu
men, sind gewiß ehrlich und vortrefflich gemeint, die
sicht ist gut, aber die Ausführung ist höchst confus.
Verfasser beherrscht gar nicht seinen Gegenstand. Ei
schulter Theologe kann sich nicht zurechtfinden, es ist
Ordnung, keine Klarheit: was sollen wir nun von u
gebildeten „Laien" sagen, für die das Buch doch sein
Einer der gebildetsten „Laien" aus unsern Ostseeprovi
der kirchlich gesinnt, von lebhaftester Theilnahme für
Christliche, dieses Buch versucht hatte zu lesen, bat
um mein Urtheil. So entstand damals meine Recen
Wenn in einer Schrift von 128 Seiten nur ein The
diegenes Gold ist, daneben aber (und dazwischen)
chiliastische, apokalyptische und unterweltliche Schlacken
aber mit dem gediegenen Golde melirt und als
blankes gediegenes Gold präsentirt werden, so frage
wer, der kein Scheidekünstler ist, da nicht confus
den soll?

Verschlag der Gebornen, Confirmirten, Getrauten und Gestorbenen der Bergseiten-Präpositur der Wolga im Jahre 1858:

Namen der Kirchspiele.	Geboren. Luth.	Ref.	Confirm.	Getraut.	Gestorb.	Seelenzahl.
Norka	—	645	207	107	367	10363
Oleschna	327	84	133	59	230	6982
Goloikaramisch . . .	—	365	129	63	165	6343
Ustsolicha	—	482	199	88	254	8458
Jagodnaja Poljaena .	388	123	181	85	208	9734
Lesnoikaramisch . .	745	—	408	103	346	12317
Medwedizkoi Krestowoi Buserak . .	849	—	228	166	472	12914
Talowka	309	—	115	26	166	5145
Ustkulalinka . . .	577	1	215	164	248	9642
Wodanoi Buserak .	446	—	137	88	216	8108
Rosenberg	Ist	nicht	einge	gan	gen.	3094
Summa	3641	1700	1952	949	2672	93100

Uneheliche Kinder in Summa in allen 11 Kirchspielen 53, macht also 1,4 Procent.

Herr Nathusius, der in seinem Volksblatt die Amtsentsetzung des trefflichen Prof. Baumgarten zu Rostock einen „erfrischenden Athemzug" nannte, welchen die Kreuzzeitung nicht ermangelte, sofort zu repetiren, hat ein Malheur gehabt. Er hat sich nämlich unterstanden, die Union, d. h. die Existenz der „Preußischen Landeskirche" despectirlich in seinem Volksblatt neulich zu begeifern. Das hat man in Berlin mißfällig bemerkt. Und mit Recht. Es muß arg gewesen sein, denn die Censur in Berlin ist sehr mild: was wird nicht alles dort gegen die Union gedruckt! Da ist es nun zur Anklage und Appellation gekommen. Am 4. März c. ward die Sache in Halberstadt in der öffentlichen Sitzung des Königl. Appellationsgerichts verhandelt, und nach vierstündiger Dauer das Urtheil erster Instanz „14 Tage Gefängniß und Tragung der Kosten" gegen den Hrn. N. einfach bestätigt. N. führte in seiner fast zweistündigen Selbstvertheidigung aus, daß er in dem incriminirten Artikel „nicht die wahren Anhänger der Union" (wer doch die sein mögen?), unter denen er viele Freunde zähle, sondern nur die sogenannten Beiläufer, die fälschen

Anhänger der Union habe angreifen und ihr Wesen betrachten wollen. Es half aber dem Splitterbein nichts, und er hat nun 14 Tage „fern von Madrid" gehabt darüber nachzudenken. Wir gönnen ihm den schenden Athemzug nachher.

Zwei würdige Diener am Wort sind im Laufe ersten Monate des Jahres aus unserer Mitte gesch im Januar starb zu Kiew der dortige Ev.-Luth. Pr Abel, und im Februar zu Charkow Pastor Land Beide Männer in den besten Jahren höheren Mann ters. Möchte ein Nachruf in einem Lebensbilde der gegangenen hier nicht ausbleiben!

Aus dem Protocoll der 1858 gehaltenen Synod Revalschen Stadt-Consist.-Bezirks. Dr. Girgen eröffnete die Sitzung mit einer Anrede über Offenb. 2, 23., den ihnen anvertrauten Gemeinden zur Erken zu bringen, daß Christus, der Herzenskündiger, einem lichen nach seinen Werken geben werde, dazu sind die diger berufen. Den Sinn für diese Heilswahrheit sie aber auch auf ihren Synodalversammlungen be rege zu erhalten und nicht durch Uebergreifen auf ein nicht zustehendes Gebiet sich davon ablenken zu lassen Gefahr zu solcher Verirrung sei nämlich groß, wenn erwäge, wie einerseits in der Gegenwart gewichtige men auch die Sünden zu einem zeitgemäßen Form aufforderten, und wie andrerseits die Beschränkung das Zunächstliegende den Synodalen leicht den Vo zuziehen könnte, als suchten die Prediger auf ihren den Genuß ihrer geselligen Zusammenkünfte. Indeß der Geist des treuen Zeugen, der Herz und Nieren und einem Jeglichen nach seinen Werken geben wie bisher so auch ferner die Synodalen zu wahrhaft licher Besprechung dessen einen, was ihnen selbst und Gemeinden, ja der ganzen Kirche förderlich sei. schloß sich ein Gebet für die bevorstehenden Verhandlu

Präses Dr. Girgensohn, sich an Kliefoth's gische Abhandlung über die Beerdigung anschließend handelte die 20ste Frage der diesjährigen Synodalma „Welche Bedeutung hat die Beerdigungsfeier in u Kirche, soweit der Geistliche bei derselben amtirt, un wäre darnach die Liturgie bei Beerdigungen zu ord

indem er zunächst auf die dogmatischen Prämissen Kliefoth's einging. Mit der ersten, daß der Tod Strafe, Hemmung der Entwicklung der Sünde, Durchgangspunkt ins Leben sei, erklärte er sich vollkommen einverstanden. Bei der zweiten, daß das Moment des göttlichen Zornes und der göttlichen Strafe uns in der Verwesung entgegentrete, vermißte er die Anerkennung der Wahrheit, daß unser Leib den Keim zukünftiger Auferstehung in sich enthalte, und daher den Ueberlebenden etwas Heiliges, durch Gemeinschaft mit dem Heiligen selbst Geheiligtes sein müsse. Das bezeuge auch die Kirche durch das dreimalige Erdaufschütten. In der dritten Prämisse nehme Kliefoth, auf den Zwischenzustand nach dem Tode eingehend, seltsamer Weise für die Heiden und ungetauften Kinder die Existenz eines solchen in Anspruch, für die Christen aber nicht. Man lege, wenn man auch für diese eine Bekehrung auf die Zeit nach dem Tode annehme, den Accent nicht auf die Rechtfertigung, sondern auf die Heiligung, meine er. Verhielt es sich so, dann wären die Heiden besser daran*), als die Christen, von denen man zugeben müsse, daß ihnen in Zeiten des Verfalls der Kirche das Evangelium nicht rein habe dargereicht werden können, und wir hätten nicht das Recht, uns an den Gräbern der Unsrigen mit Hoffnungen zu trösten, welche uns die Schrift durch das Dunkel offen lasse, welches für uns noch in Beziehung auf die Lehre vom Zwischenzustande herrsche. Diese Hoffnungen gestalteten sich aber für uns zum Gebet. Mit der vierten Prämisse, in welcher zugestanden werde, daß der Tag nicht das Endgericht sei und daß eine Vollendung nach dem Tode bevorstehe, könnte man sich einverstanden erklären, wenn darnach die dritte eingeschränkt worden wäre. In der fünften Prämisse aber trete Kliefoth offenbar der christlichen Liebe zu nahe, wenn er behaupte, daß es uns nicht verstattet sei, auf die Gestorbenen helfend und heilend einzuwirken, als ob auf die mit der diesseitigen zusammenhängenden jenseitigen Kirche sich nicht die allgemeine Gebetsverheißung des Herrn anwenden ließe.

Die drei letzten dogm. Prämissen Kliefoth's seien eigentlich nur Folgerungen aus den vorhergehenden. Die sechste

---

*) Das möchte auf einem Mißverständniß beruhen. Vergl. auch Ebrard, die Offenbarung Johannis. Königsb. 1853. §. S. 539. A. d. R.

sage aus, daß der Leib zwar auferstehen werde, der Kirche aber keine Mittel gegeben seien, auf denselben einzuwirken. Sich in Gebet an die Barmherzigkeit Gottes wenden, hieße aber doch nur sehr uneigentlich auf den Leib einwirken. Die Aufforderung dazu läge denen wohl nahe, welche Zeugniß von der Auferstehung abzulegen hätten. Es könne der Kirche zwar nicht beikommen wollen, durch das Segnen etwas am Leibe des Verstorbenen zu effectuiren, wohl aber wäre ihr Segnen der Ausdruck für ihre Zuversicht, daß Gott am Leibe wirken werde. An der siebenten Prämisse, daß die Kirche den Hinterbliebenen Tod und Auferstehung zu verkündigen habe, sei nichts auszusetzen; die achte aber, welche uns sage, daß, einzelne bestimmte Fälle ausgenommen, die Kirche im Allgemeinen am Grabe von der Voraussetzung der Seligkeit des Verstorbenen auszugehen habe, hätte durch den Zusatz, daß sich diese Voraussetzungen in Segnen und Gebet äußern dürften, annehmbarer gemacht werden können. — Ein Rückblick auf alle dogmatischen Prämissen Kliefoth's lasse, wenn man nach der Art der Reformatoren der Geschichte Rechnung zu tragen urtheile, den Vorwurf nicht unbegründet erscheinen, der Verfasser bestrebe sich, ganz von Neuem auf dem Grunde der Schrift, blos nach seinen dogmatischen Prämissen, die Liturgie aufzubauen, während doch das christliche Gefühl, wie es sich in der Liturgie angebaut habe, sich nicht überall dogmatisch formuliren lasse.

(Schluß folgt.)

№ 583. Gegen den Druck dieser Mittheilungen und Nachrichten ist nach vorgängiger Durchsicht, von Seiten des Livl. Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 26. März 1859.

Gen.-Sup. Dr. F. Walter, Vice-Präses.

W. Goldmann, Secret.

Ist zu drucken erlaubt.

Im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Ehst- und Kurland:

Hofrath Burchard Poorten.

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1859.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Die Delegation einheimischer Candidaten und Prediger zu den deutschen Colonie-Gemeinden in Rußland [1]),

von

Pastor Kählbrandt zu Neu-Pebalg.

Der kirchliche Nothstand in den deutschen Colonie-Gemeinden in Rußland, die zu Zeiten aus Mangel an Predigern der Pflege und des Segens des geistlichen Amtes jahrelang entbehren müssen, rief auf der Synode der livländischen Prediger im J. 1857 den Antrag hervor,

[1]) Diese Arbeit war ursprünglich nicht zum Drucke, sondern zum Vortrage auf der livländischen Provinzial-Synode im J. 1858 bestimmt; da aber wegen nothgedrungener Abkürzung der Synode die auf diesen Gegenstand bezüglichen Arbeiten, so wie auch andere, nicht verlesen werden konnten, so wurde diese Arbeit, nach einigen nothwendig gewordenen formellen Veränderungen, dem Herrn Redacteur dieser Zeitschrift auf dessen Wunsch zum Drucke überlassen.

„daß durch Delegation von Predigern und Candida
Noth der Glaubensbrüder in Rußland abgeholfen
möge, wobei man der Ansicht war, daß die Kirche
hin die Macht haben müsse, die Kräfte der Pastor
Candidaten in derselben da zu verwenden, wo si
besonders Noth thun, und selbst schon im Amte
Prediger bei besondern Umständen interimistisch
zu delegiren, wo eben von ihren Persönlichkeiten d
und schnellste Abhilfe gehofft werden könne."

Die Wichtigkeit des Gegenstandes und die
rigkeit bei Ausführung der vorgeschlagenen Praxis
indeß als nothwendig erscheinen, daß dieser Gege
ehe man über ihn einen entscheidenden Beschluß
zuvor den Sprengelssynoden zur gründlichen Be
zugewiesen wurde, mit dem Wunsche, daß dersel
durch eingehende Arbeiten erörtert werden möge.

Die vorliegende Arbeit über diesen Gegensta
schränkt sich nur auf den Versuch, denselben haup
principiell zu beleuchten.

Was zunächst den Hauptgedanken betriff
nämlich dem kirchlichen Nothstande derjenigen Colon
meinden in Rußland, die schon jahrelang ohne
sind, abgeholfen werde, so ist nicht zu besorgen,
gen ihn von irgend einer Seite her ein Widerspruch
erhoben werden; wir können ihn nur als ein frisch
benszeichen der Kirche mit Freuden begrüßen und
es von Herzen wünschen, daß nicht nur die Kirc
lands, sondern die Gesammtkirche des lutherischen B
nisses in Rußland — und warum auch nicht se
deutschen Landen — sich auch ihrer Pflicht nach
Seite hin bewußt werde und den Gegenstand, um
sich handelt, nachdem ihre Aufmerksamkeit auf ihn

...st ist, nicht mehr fallen lasse [1]). Es beruht diese Pflicht der Kirche auf dem ihr einwohnenden Bewußtsein der ...rblichen Gemeinschaft Aller an dem einen Leibe, an ...lchem Christus das Haupt ist und von dem als Grund... gilt das apostolische Wort 1 Cor. 12, 26: so ein ...ied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied ...ird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.

Was aber das Andere betrifft, die Form, in wel...er die Hilfe geleistet werden solle, daß nämlich Candi...ten und schon im Amte stehende Pastoren zu den noth...denden Gemeinden abdelegirt werden und daß die Kirche ...ie Macht dazu haben müsse, — so geht das nicht mit ...leicher Nothwendigkeit aus dem christlichen Gemeindebe...wußtsein hervor und wird zuvor einer eingehenden Prü...ung und tiefern Begründung bedürfen, ehe es zum Schlusse ...eif wird, und das um so mehr, da diese vorgeschlagene ...raxis einmal von Voraussetzungen ausgeht, deren Rich...tigkeit erst festgestellt werden muß, — andererseits aber ...uch eine solche principielle Bedeutsamkeit und Tragweite ...at, daß sie von vornein einiges Bedenken erregt.

Wenn von einer Abdelegirung der Candidaten und ...astoren überhaupt die Rede sein und dieselbe nicht eine ...ohle Phrase bleiben soll, so liegt es allerdings sehr nahe, ...ie Forderung vorauszuschicken, daß die Kirche die Macht ...aben müsse, über ihre Arbeitskräfte frei nach eigenem

---

[1]) Dankenswerth wäre eine genauere Schilderung der deutsch-evangelischen Colonie-Gemeinden in Rußland nach ihrer geschichtlichen Entstehung, ihren kirchlichen, pfarramtlichen, socialen, ökonomischen Verhältnissen u. s. w. Der Mangel an Interesse für sie rührt zum Theil mit daher, daß die Mutter in der Ferne von ihren Kindern in der Diaspora kaum etwas weiß.

Ermessen zu verfügen. Es erscheint dies in der vorliegenden Frage als der entscheidende Punkt, von dessen Erledigung alles abhängt. Unsere Aufmerksamkeit wird sich daher zuerst auf ihn richten müssen und wir werden zu untersuchen haben, was die Kirche mit dieser Forderung eigentlich meint und mit welchem Rechte sie dieselbe stellen kann.

Das ist klar, wenn für die Kirche die Macht gefordert wird, daß sie über ihre Arbeitskräfte frei müsse verfügen können, daß damit nicht jene geistige Macht kann gemeint sein, die ihr am ersten Pfingsttage verliehen war. Diese Macht war es, die sie ins Leben rief, die sie zu einem lebendigen Organismus gestaltet und bis hieher mit Lebenskräften erfüllet hat; nur vermöge dieser Macht hat sie von jenem ersten Tage der Pfingsten bis auf den heutigen Tag Schaaren von Zeugen hinaussenden können in alle Welt. Diese Macht hat sie vom Herrn, ihrem Haupte, empfangen und nicht erst von ihren Gliedern zu fordern. Sie macht ihr Wesen aus, wodurch sie das ist, was sie ist, beides, eine Heilsgemeinschaft, die stets das Bewußtsein ihres Heilsbesitzes in sich trägt, und eine Heilsanstalt, der es nie an Macht fehlt, ihre Aufgabe zu erfüllen, das Heil in die Welt hinauszutragen.

Der Sinn, in welchem hier eine Macht für die Kirche gefordert wird, kann nur der sein, daß die Kirche, außer der zu ihrem Wesen gehörenden geistigen Macht, noch eine andere, äußerliche, weltliche Macht haben müsse, oder den etwanigen momentanen Mangel an geistiger Kraft durch Anwendung einer äußerlichen mechanischen Macht müsse ersetzen können, um diejenigen, die sich vom Geiste nicht ziehen lassen, auf zwingende Weise zum Gehorsam im Dienste der Kirche anzuhalten. Es ist da

nicht von geringer Bedeutung. Hat dieses Princip seine Richtigkeit, so ist damit in der Kirche das Gesetz an Stelle des Geistes gesetzt; der Begriff und das Recht des Individuell-Persönlichen hört damit in ihr auf; an seine Stelle tritt der Wille der Kirche, als einer rein objektiven Macht, resp. des Kirchenregiments als entscheidend. Die Kirche, hat sie sich auf diesen Standpunkt gestellt, kann dabei nicht stehen bleiben; sie wird mit Nothwendigkeit weiter getrieben; sie muß zum Schwerdte greifen, nicht des Geistes, sondern des Gesetzes; die sich ihrem Willen nicht fügen, muß sie als untauglich für den Dienst der Kirche erklären und endlich ausscheiden; denn den Arbeitern bleibt nur die Alternative, entweder der Macht der Kirche zu weichen und der eigenen freien Selbstbestimmung in ihrem Dienste sich zu begeben, oder den Dienst der Kirche zu quittiren. Und doch ist keine Rede: Freiwilligkeit dient der Kirche mehr, als Zwang; die würdige Haltung ihrer Diener, wie ihr gesegnetes Wirken, beruht darauf, daß sie eben keinem andern Triebe folgen, als nur dem des Geistes. Ermunternd für den Eintritt in den Dienst der Kirche ist diese Praxis auch nicht; wenigstens wäre nicht mit Unrecht zu befürchten, falls diese Praxis von der Kirche proclamirt würde, daß gerade die tüchtigsten Kräfte, in denen das Individuell-Persönliche am stärksten ausgeprägt zu sein pflegt und denen jeder mechanische Zwang am wenigsten zusagt, sich veranlaßt sehen würden, sich dem Dienste der Kirche zu entziehen.

Wenn dieses Princip schon seiner Bedeutung nach von vorn herein sich nicht als ein mit dem Begriff der Kirche übereinstimmendes empfiehlt, so fordert es dennoch die Billigkeit, daß wir noch ferner darnach fragen, was es für sich habe und worauf es sich gründe.

Schon dadurch, daß es als eine Forderung ausge-
sprochen ist, die Anerkennung für sich sucht, stellt es an
seinem Rechte sich stark in Zweifel und kündigt sich selbst
als etwas Neues, dem Bewußtsein der Kirche bisher
Fremdes an. — In der That können wir in ihm auch durch-
aus keine bekannten Züge finden, denen wir etwa schon
früher auf dem Gebiete der Kirche begegnet wären; denn
schwerlich wird es sich historisch nachweisen lassen, daß
die Kirche — wir haben es mit der evangelischen zu
thun, — so weit ihr ein gesundes Bewußtsein ihrer selbst
einwohnte, den momentanen Mangel an geistiger Macht
principiell durch Anwendung einer rein äußerlichen
Macht habe ersetzen wollen. Dergleichen Fälle aus frü-
hern Zeiten und andern Ländern sind nicht selten, daß die
Kirche ihre geistlichen Kräfte in ähnlicher Weise zur Ab-
hilfe vorkommender Nothstände verwendet hat, sei es nun
zur Organisirung oder zur festern Begründung eines neuen
Gemeindewesens eines Landes oder einer Einzelgemeinde;
aber alle diese Fälle sind der Art, daß sie eine vorange-
hende zwingende Maaßregel ausschließen; die Kirche war
eben so glücklich, theils im Besitz hinreichender geistlicher
Kräfte zu sein, die sich ihr freiwillig zum Dienste stellten,
theils war sie immer zu sehr von dem Bewußtsein ihrer
geistigen Macht und Bedeutung getragen, als daß sie in
die Versuchung hätte gerathen können, sich einer andern
Macht zu bedienen. — Ebensowenig findet das ausge-
sprochene Princip in dem confessionellen Bewußtsein
eine Vertretung, im Gegentheil stößt es hier am stärksten
an; es wird schwerlich den Schein eines hierarchischen
Zwanges gänzlich von sich abweisen können. Es ist die
bekanntlich einer der Punkte, in dem sich die evang. Kirche
scheidet von den Gesetzeskirchen; wenn sich in diesen überall ei

hierarchischer oder cäsareopapistischer Zug bemerkbar macht, so hängt das mit der Bedeutung ihres Kirchenbegriffes zusammen; die Kirche ist eben in ihnen nicht blos geistige, sondern auch weltliche Macht, nicht eine Mutter, die sich ihre Kinder zu freiem Gehorsam erziehen will und auch die Schwachen mit Nachsicht trägt, sondern eine Herrin, die nichts verlangt, als willenlosen Gehorsam; in ihrem Kirchenbegriffe findet eben der Begriff des Individuell-Persönlichen keine Stelle; die Kirche denkt und befiehlt, das Individuum gehorcht; sie nimmt auch keinen Schaden daran, wenn ihre Diener ihr willenlos und mit Widerstreben dienen; ihre objective Bedeutung deckt jeden subjectiven Mangel ihrer Diener. — Dem Bewußtsein der evangelischen Kirche ist diese Anschauung eine durchaus fremde; zu ihrem Wesen gehört es, nur eine geistige Macht zu sein; sie will nur Kinder haben, die ihr in freiem Gehorsam und mit Liebe dienen; das Recht und die Freiheit des Individuell-Persönlichen ist ihr heilig; sie hat auch keinen Nachtheil davon zu befürchten, wenn sie das Individuelle frei läßt; sie ist sich bewußt des Besitzes der Wahrheit und hat Vertrauen zu ihrer Macht. Ist das freilich, den Gesetzeskirchen gegenüber, die Knechtsgestalt der evangelischen Kirche, daß sie aller hierarchischen und weltlichen Macht entbehrt, so ist das zugleich ihr Ruhm und ihre Herrlichkeit und wir können nicht wünschen, daß sie — selbst der Welt gegenüber — je eine andere Macht gewinne und sich anderer Waffen bediene, viel weniger noch, daß sie in ihrem eigenen Hause anders walte und ihre Diener mit dem Schwerdte zwinge, weil sie sie geistig nicht zwingen kann. Es ist ja wohl möglich, daß dieses Princip sehr weise und sehr mild gehandhabt werden kann, indeß Regel bleibt es doch immer:

principiis obsta! — Tempora mutantur, es können an
Zeiten kommen, wo dieses Princip in seiner vollen Ge
tung angewandt werden und leicht hierarchischen Uebe
griffen und kirchlichen Parteiinteressen Vorschub thu
könnte.

Vom kirchengesetzlichen Standpunkte aus läßt si
die Forderung eben so wenig rechtfertigen. Ist das kirch
liche Gesetz, wo es sich um kirchliche Principienfragen han
delt, auch nicht die entscheidende Instanz, so ist es doch di
Instanz, die füglich nicht umgangen werden kann und di
am wenigsten Widerspruch leidet. Nach dem Kirchengese
unseres Landes geht indeß die Macht der Kirche in vo
liegendem Falle nicht über das Recht der Vocation hinaus
die Vocation aber involvirt keinerlei Zwang; die Able
nung derselben zieht keinerlei nachtheiliges Präjudiz na
sich; wenigstens berechtigt das Kirchengesetz in keinem Punk
zu dieser Annahme.

Wenn die Bedeutung der aufgestellten Forderung, da
die Kirche die Macht haben müsse, über ihre Arbeitskräf
frei zu verfügen, richtig aufgefaßt ist und es nicht in Ab
rede gestellt werden kann, daß diese Forderung eine Richtu
zur weltlichen Macht für die Kirche indicirt, die sich wed
vom historischen, noch vom confessionellen und kirchenge
setzlichen Standpunkte aus als berechtigt anerkennen läß
so erscheint diese Forderung nur noch als eine rein su
jective. Selbst als solche läßt sie sich nicht rechtfertig
weder durch die vorhandenen Nothstände der Kirche, d
um Abhilfe schreien, noch durch den geringen Eifer, m
dem von Seiten der Arbeiter, die da helfen könnten u
sollten, diesem Schrei begegnet wird; denn beides, Not
stände der Kirche und Mangel an Kräften oder an Eif
zu ihrer Abhilfe, sind Erscheinungen, die nicht erst heu

uf dem Gebiete der Kirche vorkommen; der Seufzer, daß ie Erndte groß ist, aber der Arbeiter wenige sind, ist von nfang an in der Kirche gehört worden; sie hat dessen unachtet nie zu verzagen gehabt und das Mehl im Cad ist r noch nicht ausgegangen. — Aber als rein subjectiver atur läßt sie sich wohl erklären; die subjective Betrachungsweise pflegt meist von Mißtrauen gegen die Kire, wie sie in ihrer concreten Erscheinung da ist, behaftet i sein; was da ist, hält sie nicht für die Kirche und traut m nicht; kirchlich abnorme Heilmittel anzuwenden, ist sie icht schwierig. Das kirchliche Bewußtsein hat keinen und weder zu solchem Mißtrauen, noch zu solchen abmen Heilmitteln; ihm sind die Noth und Schäden im lichen Organismus der Kirche nicht fremd, aber es ht und weiß die Heilmittel nur in ihr.

Indem wir bei der bisherigen Erörterung nur negaiv verfahren sind und das aufgestellte Princip einer äurlichen Macht für die Kirche bei Sendung ihrer Arbeiter ls unberechtigt bestritten haben, glauben wir es auch schulig zu sein, die positive Seite nicht ganz mit Stillschweien zu übergehen und es in Kurzem anzudeuten, worin us die Macht der Kirche hinsichtlich ihrer Arbeitersendung u bestehen scheine.

Wenn man die Stellen der heiligen Schrift, die davon ndeln (vergl. Matth. 20, 1 ff. 9, 38. Eph. 1, 22. 23. Cor. 5, 20. 1 Cor. 12, 4—6. 28. Act. 20, 28. u. s. w.) sammenstellt, so scheint sich Folgendes daraus zu ergeben.

Der die Arbeiter sendet, ist nur der Herr, das Haupt er Kirche; er allein hat die Macht und das Recht, sie zu nden, weil er allein sie ausrüstet mit den Gaben und räften, die zum gesegneten Dienste an der Gemeinde thig sind, (Matth. 10, 19.) und zwar sendet er sie nicht

nach seiner absoluten Machtvollkommenheit, vermöge d
er sie auch wider ihren Willen senden könnte und sie ih
Gehorsam leisten müßten, sondern er sendet sie nur dur
den Geist (Joh. 16, 13—15.), den er ausgießt in ihr
Herzen und durch den er sie willig macht, sich senden z
lassen. (Joh. 20, 22. 23. Röm. 8, 26; 5, 5.) S
sind seine Gesandten beides, die freiesten und die gebu
densten zugleich, denn der Herr will Arbeiter haben, d
ihm frei im Gehorsam dienen. (Act. 4, 20. 2 Cor. 4, 13.
Seitdem aber der Herr durch seine erste und unmittelba
Apostelsendung seine Kirche auf Erden gegründet hat, ist s
sein Leib, d. h. diejenige Existenzform, die er sich für die
sen Zeitlauf bis zur letzten Offenbarung seiner Herrlichk
erwählet hat. (Eph. 1, 22. 23.) Als solcher fehlt d
Kirche in ihrer Totalität oder so lange sie durch den Gla
ben im Zusammenhange mit ihrem himmlischen Haup
bleibt, nie der Geist des Herrn, durch den sie die Mac
hat, auch das Individuell-Persönliche sich dienstbar zu ma
chen zu freiem Gehorsam, (Luc. 10, 19. 20. Apoc. 2, 26.
sie überwindet es, ohne es zu zwingen. Als Leib d
Herrn, in dem sein Geist waltet und seine Macht mächti
ist, ist die Kirche nun seine Stellvertreterin, das Orga
durch welches er all' sein Werk ausrichtet. Auch sein pr
phetisches Amt und die Aussendung seiner Knechte hat
ihr übertragen, nicht also, als ob er auf sein Recht u
seine Macht verzichtet habe, oder als ob sie seiner nic
mehr bedürfe und in völliger Unabhängigkeit sei von ihm
(Marc. 16, 20. Matth. 28, 20. Joh 15, 5.) Er
und bleibet auch heute noch der Herr, das Haupt, der au
noch heute seine Knechte sendet; aber er sendet sie nic
ohne sie und außer ihr, sondern nur durch sie und
ihr; die Macht des Sendens gehört somit allerdings zu

lebensorganismus der Kirche; wie aber der Leib nicht ist über dem Haupte, so kann auch ihr Recht und ihre Macht nicht hinausgehen über das Recht und die Macht ihres Hauptes. Sie hat und übt daher ihre Macht in keiner andern Weise, als ihr Haupt, am wenigsten in mechanischer Weise durch äußern Zwang, wodurch das Recht und die Freiheit des Individuell-Persönlichen aufgehoben würde. Ihre Macht kann keine andere sein, als die des in ihr waltenden Geistes, der zum Gehorsam in der Freiheit erzieht, und wie ein Unterschied ist zwischen dem Leibe und seinem Haupte, so ist auch ein Unterschied — nicht sowohl specifisch, als graduell — zwischen ihrem Senden und seinem Senden. Der Antheil, den sie an der Sendung der Arbeiter hat, ist der ihrer Stellung angemessene, nach der sie immer ihrem Haupte untergeordnet und von ihm abhängig bleibt. Aus sich selbst hat sie daher keine Macht zu senden; die gehört dem Herrn; sie hat nur die Macht zu bitten um Arbeiter (Matth. 9, 38.) und der Herr erhört ihre Bitte; — aus sich selbst hat sie auch nicht die Macht, die Arbeiter tüchtig zu machen zum Amte, sie kann sie nur lehren und erziehen in seinem Worte, und der Herr segnet das Wort durch seinen Geist; (2 Cor. 3, 5. 6.) — aus sich selbst hat sie auch nicht die Macht, sie willig zu machen zum Dienste und mit dem Geiste hingebender Liebe zu erfüllen; — sie kann sie nur vociren und ordiniren, — und der Herr giebt ihnen willigen Gehorsam und Treue. Vom evangelischen Standpunkt heißt daher: um Arbeiter bitten, sie zum Amte erziehen, sie zur Arbeit rufen und weihen — Arbeiter senden (Phil. 2, 13. 2 Cor. 12, 9.). — Die Kirche darf das nicht für eine geringe und unzureichende Macht halten; ist sie nur in diesem ihrem Theil treu, so hat sie

die Verheißung des Herrn, daß ihr durch die Macht seines Geistes Kinder geboren werden sollen, wie der Thau aus der Morgenröthe. (Matth. 28, 20.) Damit stimmt auch die Erfahrung vollkommen und zu allen Zeiten überein; wo der Geist des Herrn waltet in der Kirche, da fehlt es ihr nie an Freiwilligen. Haben ihr zu Zeiten und theilweise freiwillige Arbeiter gefehlt und hat sie geglaubt, auf dem Wege eines äußerlichen mechanischen Zwanges sich ihre Arbeiter verschaffen zu müssen, sei es nun auf willkührlich kirchengesetzlichem Wege, oder durch Majoritätsbeschluß oder anderweitigen moralischen Zwang, so ist das nur ein Zeichen und ein Bekenntniß, daß es dem Geiste in ihr an Energie fehlt und daß sie in ihrem Organismus krank ist; — sie hat dann keine Verheißung.

Hieran wird sich nun die Frage reihen, wie sich dieser Begriff der Arbeitersendung im concreten Falle gestaltet und welches das Verhältniß sein wird, in welchem hier die Kirche zum Individuell-Persönlichen und seinem Rechte gegenüber steht. Wir fassen hier die Kirche nicht ihrem Begriffe nach, sondern nach ihrer concreten Erscheinung als Einzelkirche, als Landeskirche, als Confessionskirche. Als solche besteht sie aus der Gemeinde im engern Sinne (dem Laienelement, der Parochial- und Kirchgemeinde), der Geistlichkeit — den theologischen Docenten und den Dienern am Worte (Klerus, Synode) — und dem Kirchenregiment (Consistorien). Wie wir uns die ganze Gemeinde als ein organisches Ganze — in ihrem gesunden Zustande — nicht anders als theilnehmend an allen Functionen des kirchlichen Organismus denken können, — sei es mittelbar oder unmittelbar — ist sie auch als betheiligt zu denken an der Sendung ihrer *Arbeiter*, die Gemeinde wenigstens insofern, als sie al

heit eine betende ist und aus ihrem Schooße die Arbeitskräfte hervorgehn, — der klerikale Theil insofern, als in ihm hauptsächlich die lehrenden und erziehenden Elemente enthalten sind; vorzugsweise schreiben wir aber dem Kirchenregimente die Sendung der Arbeiter zu, weil dieses das Organ ist, durch welches ganz eigentlich und in letzter Instanz die Arbeiter gesendet, weil ordinirt und ins Amt eingesetzt werden. Wir haben es daher zunächst mit dem Kirchenregimente zu thun und zu untersuchen, in welcher Weise es die Macht der Kirche auszuüben hat, oder in wie weit das Kirchenregiment das Recht hat, über seine Arbeitskräfte zu verfügen und ob und in wie weit die Arbeiter verpflichtet sind, demselben Folge zu leisten.

Da das Kirchenregiment nicht etwas außer und neben der Kirche ist, sondern als integrirender Theil der Kirche auch dem Gesetze des Geistes, der in der Kirche waltet, unterliegt und nichts anderes ist, als nur die sichtbare Spitze des kirchlichen Organismus, das Organ, durch welches in letzter Instanz die Lebensfunctionen der Kirche einheitlich zusammengefaßt und ordnungsmäßig verwendet werden, so wird das Kirchenregiment, wenn es gesunder Art ist, auch keine andere Macht beanspruchen können, als nur die der Kirche überhaupt zustehende. Es wird namentlich zu dem Individuell-Persönlichen, das sich der Kirche zum Dienste stellt, in keinem andern Verhältniß stehen wollen, als in dem, in welchem die Kirche selbst zu ihm steht. Die Kirche aber betrachtet das Individuum, insofern es ein Glied an ihrem Leibe ist, nicht als ihren Gegner, nicht schlechtweg als das Sündliche und Unberechtigte, das in der Kirche aufgehen und verschwinden müsse; sie sucht es vielmehr zu erziehen zur vollsten Entfaltung seiner Persön-

lichkeit und zur eigensten Selbstbestimmung. Das K
regiment wird demnach auch das Recht des Indiv
Persönlichen anerkennen und ihm, als Glieder der
Vertrauen schenken müssen, in diesem Vertrauen w
sich nicht alsobald irre machen lassen dürfen dadurch
der Geist in ihm in der Form der besondersten Indi
lität erscheint; es wird nicht glauben, demselben
in imperatorischer Weise gegenüber treten zu müssen
wird nur verlangen dürfen, daß sich dasselbe den ar
Geiste der Kirche hervorgegangenen Ordnungen unter
Solche Ordnungen sind z. B. für die Lehre das Bek
niß der Kirche, für den Cultus die Agende, fi
Amtsverwaltung die Vorschriften des Kirchenges
In allem dem wird das Individuum für sich keinen
erblicken; es wird diese Ordnungen der Kirche, über
Erhaltung das Kirchenregiment zu wachen hat, aner
als nothwendige Schranke, die dem Individuo gesetz
den muß für Geltendmachung seines persönlichen S
zum Nachtheil des Ganzen; es wird sich dieser S
um so williger unterwerfen, da es darin zugleich
sicherer die Gewährleistung und Unantastbarkeit seine
viduell-persönlichen Rechte und Freiheiten erkennen wi
Solche Ordnungen hat das Kirchenregiment auch i
treff der Arbeitersendung. Negativ besteht da
und die Macht des Kirchenregimentes darin, daß e
Individuo jede angemaaßte eigenbeliebige Wirksamk
dem Gebiete der Kirche verweigert; es ist das noth
zur Erhaltung der Ordnung und Einheit in der Ki

Das Kirchenregiment fordert daher von jedem
sich zum Dienste der Kirche meldet, daß er zuvor B
davon ablege, daß er von der Kirche zum Dienst
Amtes erzogen und dazu geschickt sei. — Weiter

die Macht des Kirchenregiments positiv darin, daß es demjenigen, der diesen Beweis zu führen im Stande ist, das Recht und die Erlaubniß ertheilt, sich um ein kirchliches Amt bewerben zu können — (Candidatur — wozu dann später die Uebergabe des Amtes folgt durch Ordination und Introduction). Weiter geht die Macht des Kirchenregimentes nicht in dieser Beziehung und kann auch nicht weiter gehen. Es giebt dem Candidaten nichts, als nur ein formelles Recht; es macht ihn nicht tüchtig zum Amte, sondern erklärt ihn für tüchtig; es berechtigt ihn auch damit noch nicht zu einer amtlichen Wirksamkeit, wann, wie und wo er will, ja es leistet ihm nicht einmal dafür Gewähr, daß er je ein geistliches Amt bekommen werde; es hat eben keine Macht, Aemter zu vertheilen; der Candidat muß es sich gefallen lassen, zu warten, bis er gerufen wird und bis dahin auf die besondern Rechte und den Lohn der Arbeiter zu verzichten. Der evangelische Candidatenstand ist also kein geistlicher Orden, der seinen Gliedern einen Character indelebilis aufprägt; bei Ertheilung der Candidatur findet daher auch keinerlei Möncherei statt mit besonderer Verpflichtung und Gelübdeabnahme. Es soll eben nur alles ordnungsmäßig und sicher für die Gemeinde hergehen. Aus dem Allen folgt, daß der Candidat frei und in Ausübung seiner persönlichen Rechte vollkommen unbeschränkt ist; er kann sich für die Zeit seines Wartens sein Brod suchen, wo er will, natürlich in einer seinem künftigen Berufe entsprechenden Wirksamkeit, wozu er meistentheils auch genöthigt ist; er kann von der ihm ertheilten Erlaubniß, sich um ein geistliches Amt zu bewerben, wenn er will, für eine Zeitlang oder für immer keinen Gebrauch machen; er kann die an ihn ergehende Vocation ablehnen; sie involvirt keinen Zwang.

Dabei entsteht aber die Frage, auf die sehr viel ankommt, ob das Individuum — falls es sich nicht veranlaßt sieht, den Dienst der Kirche für immer aufzugeben — recht daran thut, wenn es dem Rufe, der von einer Gemeinde oder in letzter Instanz vom Kirchenregiment an dasselbe ergeht, nicht Folge leistet, sondern es sich vorbehält, zu einer andern Zeit, oder an einem andern Orte in den Kirchendienst zu treten, oder — mit andern Worten — ob es nicht die Pflicht eines jeden Candidaten ist, wenn die Kirche denselben zur Arbeit ruft, diesem Rufe unweigerlich Folge zu leisten, zumal in Zeiten der Noth, — womit die weitere Frage zusammenhängt, wie das Kirchenregiment mit einem solchen Candidaten zu verfahren habe, der die an ihn ergangene Vocation, resp. die Delegation in entfernte Gouvernements von sich ablehnt. —

Principiell wird ja wohl der Satz unumstößlich feststehen: wer das Recht und die Mittel hat, der Kirche zu dienen, der hat auch die Pflicht, es zu thun, wenn sie seiner Dienste bedarf. Das ist kein willkührliches Gesetz des Kirchenregimentes, sondern eine Pflicht, die aus dem christlichen Bewußtsein selbst hervorgeht. Sie gehört in eine Categorie mit der Pflicht der Wohlthätigkeit, der Selbstverleugnung, der Geduld und aller jener Pflichten, die, weil sie nur aus der innersten Persönlichkeit hervorgehen und in ihr ihre Wahrheit haben, und ihre Verletzung vielmehr das eigene Leben, als den Bestand der Gesellschaft stört, nie zu einem äußerlichen Gesetz gemacht werden können und für die sich kein Maaß und keine Form setzen läßt; sie unterliegen darum auch keiner äußern Controlle, für ihre Erfüllung oder Nichterfüllung bleibt jeder nur sich selbst verantwortlich. — Wie weit und in welcher Weise einer wohlthätig, geduldig, seiner Kirche zu Diensten

sein wird, das hängt einestheils von dem Maaße und der Energie des ihm verliehenen Glaubens ab; die Pfunde sind da nicht gleich vertheilt und die Kirche rechnet mit ihren Kindern da nicht anders, als ihr Herr mit seinen Knechten; — anderntheils finden diese Pflichten ihr Regulativ an den einem jeden nach seiner individuellen Lage obliegenden Pflichten und die Aufgabe eines jeden wird darin bestehen, seine Pflichten so in Einklang mit einander zu bringen, daß er das Eine thut, ohne das Andere zu lassen. —

Indem wir daher den Dienst in der Kirche in Zeiten der Noth den Candidaten wohl zur Pflicht machen dürfen, haben wir uns doch davor zu hüten, daß wir ihnen aus dieser Pflicht nicht einen Strick für ihre Gewissen machen. Es geschieht das, indem wir den Begriff der Pflicht in ein abstracter Weise fassen und entweder das Recht der Individualität und der aus ihr hervorgehenden Pflichten gänzlich ignoriren und nur auf Erfüllung dieser einen Pflicht bringen, oder indem wir sie in's Grenzenlose ausdehnen. In beiden Fällen sündigen wir nicht nur gegen die Liebe, indem wir den schwachen Gewissen unerträgliche Lasten auferlegen, die wir selbst zu tragen nicht vermögen (Luc. 11, 46.), sondern wir machen so die Erfüllung der Pflicht unmöglich; denn jede Pflicht in ihrer abstracten Unbegrenztheit hört auf Wahrheit zu sein und wird zur Uebertreibung. Wollen wir z. B. zu unsern Candidaten sagen: ihr müßt aus der nächsten Heimath gehen, darum weil es eines jeden Candidaten Pflicht ist, der Kirche zu dienen, wo sie seiner bedarf, — so ist diese Begrenzung eine rein willkührliche, es giebt dann vielmehr keine Grenze; ihre Pflicht geht dann viel weiter; ja sie sind dann viel mehr verpflichtet, statt in die Ferne zu gehen, den armen Glau-

bensbrüdern zu Hilfe zu eilen, die z. B. in London oder Paris, in Nordamerika oder an andern Orten in der Diaspora elendiglich verkommen; wissen sie doch von diesen und ihrer großen Noth fast mehr, als von den Brüdern, die in der Ferne bei sind; der dringende Ruf der Kirche für jene ist ja auch laut genug ausgegangen in alle Welt; sie sind uns auch räumlich kaum ferner, als jene im Osten und politische Grenzen kennt die Kirche nicht und die Pflicht auch nicht. Aber es läge darin eine Uebertreibung, weil wir nicht allen Nothständen abhelfen können.

Unsere kirchengesetzlichen Bestimmungen gehen daher auch nicht so in's Weite; sie weisen jedem Candidaten als Kreis seiner Rechte und Pflichten seinen Consistorialbezirk ein, ohne damit weitergehendem Eifer eine Schranke zu setzen; sie finden es eben natürlich und ordnungsgemäß, daß jede kirchliche Provinz sich ihre eigenen Candidaten anziehe und jeder Candidat zunächst der Kirche seines Heimathlandes seine Dienste leiste. Kann auch das Kirchenregiment nichts dafür thun und muß es jedem Candidaten selbst es überlassen, sich das Amt in der Heimath zu suchen, so darf es ihm wenigstens nicht die Möglichkeit dazu benehmen. Es geschähe das aber durch Versendung der Candidaten in die Fremde; denn das Kirchenregiment ist nicht ermächtigt, seinen aus der Diaspora zurückkehrenden, der Heimath fremd gewordenen Dienern ein kirchliches Amt in der Heimath zu garantiren. Die Candidaten verpflichten, eine Reihe von Jahren im Innern des Reiches zu dienen, heißt ihnen zumuthen, daß sie sich entweder für immer s. z. s. expatriiren, oder sich darauf gefaßt machen, wenn sie — vielleicht als Familienväter in die Heimath zurückkehren, lange Zeit oder für immer ohne geistliches Amt und Brod *zu bleiben*. Jetzt sind es nur Candidaten, die — wenn

geistliche Amt nicht zu Theil wird — leicht ei-
n Lebensberuf ergreifen können; mit Männern,
im geistlichen Amte gestanden, ginge es nicht
wir würden einen eigenen Stand amtloser Pa-
nnen, — vielleicht geistliche Conducteure auf
n, — nicht so übel!
Andererseits dagegen eingewandt wird, daß auf
r zu besorgen sei, daß den Nothständen der
enjenigen kirchlichen Bezirken, wo es an Can-
angelt, nimmer abgeholfen werden könne, so
r diese Besorgniß nicht theilen. Die Freiheit,
bleiben, ist kein Riegel für diejenigen, die der
Herrn weitertreibt; bei der Mannigfaltigkeit der
n Individualitäten ist vom Herrn schon dafür
aß auch seinen Verlassenen an den Enden der
olfen werde; jedenfalls hat die Kirche noch Mit-
Lage, ihnen zu Hilfe zu kommen, und braucht
Einen Unrecht zu thun, um den Andern eine
zu erzeigen. —
ntbinden die Candidaten keineswegs ihrer Pflicht,
in ihren Nothständen zu helfen, wir wollen sie
nicht anders verpflichten, als nur auf ihr eige-
ssen und müssen es ihnen überlassen, wie sie die
en die Kirche mit den Pflichten, die sie aus ih-
duellen Stellung ableiten, in Einklang bringen.
Kirchenregimente können wir es nicht zugestehen,
sen unter Controlle stellen oder sie auch nur ei-
lischen Zwange unterwerfen zu wollen. Nur in
wird das Kirchenregiment das Recht haben,
um Dienste der Kirche gewonnenen Arbeitskräfte
eigenem Ermessen zu verfügen, wenn dieselben sich
oder contractlich ihres persönlichen Rechtes bege-

den haben, wie z. B. beim eigentlichen Missio
oder bei unsern Stipendiaten. — Es mag allerdin
in Abrede gestellt werden, daß, wenn die zum Di
Kirche verpflichteten Arbeiter oft sehr wählerisch z
gehen, ihre Wahl und Selbstbestimmung nicht im
leitet wird vom rechten Geiste, sondern gar häu
Fleisch und Blut; es ist aber nicht Sache der Ki
einzelnen Falle darüber abzuurtheilen, um so wen
die Mutter immer einen Theil der Schuld trägt, w
Kinder nicht so sind, wie sie sein sollen; sie las
das Recht des Individuell-Persönlichen gewähren,
es sich nicht in unberechtigter Weise geltend macht
die feststehenden Ordnungen der Kirche anstößt.
also ein Candidat sagt: ich gehe nicht in die S
ein anderer: ich gehe nicht auf's Land, — ein dri
gehe nicht in die Ferne, — ein vierter: noch
nicht in's Amt, sondern zuvor eine Reise in's
machen, — so mag das wohl in manchen Fällen n
Rechte und Gesunde sein, es stößt aber nicht an g
Ordnungen der Kirche, sondern gehört ganz dem
der persönlichen Freiheit und der eigenen Verantw
keit. Es wäre ebensowenig das Rechte, wenn die
dieses Recht des Individuums verkennend, darum
für untauglich zum Dienste erklären und ein and
tauglicher halten wollte, bloß um deswillen, weil
sich das Individuell-Persönliche weniger kräftig au
hat, oder es dasselbe energieloser hinzugeben bereit
Die Praxis des Herrn ist auch in diesem Punkte e
bild. Der Herr nämlich hat seine Apostel wohl
Lehrer aller Völker zu werden und sie auch in d
hinausgesandt; aber es deutet nichts darauf hin,
— wie fast zu erwarten gewesen wäre — ihnen

Befehle gegeben habe, wohin jeder sich wenden solle. Warum hat er das nicht gethan? Wir denken: einmal, weil er es für das Gedeihen seines Reiches für unerläßlich hielt, daß das Individuelle in demselben seine Stelle und sein Recht behalte, und dann, weil er Vertrauen zu der Macht seines Geistes hatte, daß der am besten dasselbe zwingen und in den gehörigen Schranken halten werde. — Es kommt viel weniger darauf an, wo wir dem Herrn dienen, als darauf, daß wir ihm dienen und wie wir ihm dienen; er bedarf überall des Dienstes auf der sündigen Erde, und der Dienst der Seinen wird um so gesunder und gesegneter sein, je weniger sie — geheiligt von seinem Geiste — an ihrer Individualität Einbuße erleiden. So scheinen auch die ersten Zeugen des Herrn bei ihrer apostolischen Arbeit, ohne Beschränkung ihren individuellen Neigungen gefolgt zu sein, und es wird keinem in den Sinn kommen, um deswillen ihnen Eifer an ihrem apostolischen Werke abzusprechen und es z. B. dem Apostel Jacobus zum Vorwurf zu machen, daß er, der seiner ganzen geistigen Individualität nach mehr den Brüdern im Fleische angehörte, lieber die Beschneidung in Jerusalem bedienen wollte, als die Vorhaut in der Fremde, oder daß Markus und Barnabas sich von Paulus trennten und ihre eigenen Wege gingen.

Wenn wir uns bemüht haben, in der vorliegenden Frage vor allen Dingen das Princip der Freiwilligkeit aufrecht zu erhalten, sowohl für Pastoren, wie für Candidaten, und es nur dem Geiste der Kirche angemessen finden, die Arbeiter zu delegiren, nicht dem Kirchenregiment, so scheint es doch nothwendig, daß dieses Princip — in Bezug auf die im Amte stehenden Pastoren — einer *Beschränkung unterliege.* Die Freiwilligkeit, auch wo

sie sich auf Werke der Liebe bezieht, wird nur dann rechter Art sein, wenn sie nicht ordnungswidrig ist und anderweitige Pflichten verletzt; sie steht, weil sie subjectiver Natur ist, unter dem höhern Gesetz der Ordnung, des Gehorsams u. s. w. Wer im Amte steht, darf auch das Gute nicht immer thun, wie und wo er will. Wenn daher Pastoren im Amte sich bereitwillig erklären, ihre Dienste den nothleidenden Gemeinden in der Ferne zuzuwenden und ihre Gemeinden daheim, wo ihnen ihr Arbeitsfeld angewiesen ist, verlassen, so mag dieser Liebeseifer an sich alle Anerkennung verdienen, ob er aber hier gesunder Art ist und ob sie dem Drange ihres Liebeseifers folgen dürfen, unterliegt doch noch einem Zweifel. Es erscheint jedenfalls als ein Ausweichen aus den Schranken der Pflicht und Ordnung, und erregt den Verdacht eines starken Subjectivismus, dem es am Geiste eines demüthigen Gehorsams und eines vertrauensvollen geduldigen Wartens fehlt, — eines sentimentalen Liebeseifers, der mehr thun will, als die unnützen Knechte, die ihre Pflicht thaten. Es sind nicht die untreuesten Knechte gewesen in den Zeiten des lebendigsten Glaubens unserer Kirche, denen es nie in den Sinn gekommen ist, anders treu sein zu wollen, als eben in dem ihnen zugewiesenen Theile. Der Herr selbst, obgleich ein Heiland Aller, ist nicht hinausgegangen über die Schranken, die ihm der Vater für die Tage seines Fleisches gesetzt hatte. Ich bin nicht gesandt, sprach er, denn nur zu den verlornen Kindern Israels; es ist nicht fein, den Kindern das Brod nehmen und es den Hunden vorwerfen. Diese keusche Selbstbeschränkung und demüthige Treue — wie großartig sind sie, — ein Zeichen einer gesunden Liebe. — Wir betrachten es daher nicht als ein schlimmes Zeichen, wenn unter

den Dienern unserer Kirche bisher sich noch keiner gedrungen gefühlt hat, den von ihm im Schweiße des Angesichts und mit Liebe bestellten Acker des heimischen Bodens zu verlassen, um auf dem fremden Felde nur sparsame Aehrenlese zu halten; wir müssen vielmehr sagen: es fehlt uns dazu der Beruf, aller Welt Missionäre zu werden, sintemal der Herr uns unsere Posten schon eingewiesen hat, wo wir seinen Weinberg bauen sollen.

Wir stellen daher als Regel auf: unsere Candidaten, die noch müssig am Markte stehen, mögen sich als Freiwillige melden zum Dienste etwa in den Colonie-Gemeinden des Reiches, im Amte stehende Pastoren nicht. Der Pflicht der Liebe geschieht damit kein Abbruch; den Vorwurf der Engherzigkeit hat sie nicht zu fürchten; sie soll nicht die Hände in den Schooß legen und zu den Nothleidenden etwa sprechen: Gott berathe euch, wärmet euch und sättiget euch; sie scheuet vielmehr den Vorwurf, der ihr nicht mit Unrecht gemacht werden könnte, daß sie selbst Schulden mache, um fremde zu bezahlen und die eigenen Kinder verlasse, um fremde zu pflegen. — Nur ausnahmsweise möchten wir es einem im Amte stehenden Pastor gestatten, statt des eigenen Feldes das fremde zu bauen; dafür gäbe es nur einen zureichenden Grund. Dieser Grund ist nicht die subjective Bereitwilligkeit des Pastors: „es treibt mich dahin!" — Da sagen wir: „treib's dich an dein Amt in der eigenen Gemeinde; bist du daheim fertig, dann geh!" — auch nicht der Nothstand der fremden Gemeinde; da sagen wir: „ist die Noth so groß, so muß anderweitig geholfen werden." Nur in dem einen Falle scheint uns das Verlassen der eigenen Gemeinde, um einer fremden zu dienen, zulässig, wenn sich in dieser eine so unwiderstehliche Macht des Heilsverlangens kund

thut, wie dort bei jener phönizischen Frau, die mit ihrem dringenden Heilsverlangen selbst den Herrn überwand, daß er das Brod der Kinder ihr brach. Wir meinen nämlich: wer seinen Dienst der eigenen Gemeinde entziehen soll, um ihn einer fremden darzubringen, muß wenigstens die Gewißheit haben, daß er das Brod der Kinder nicht vor die Hunde werfe, d. h., daß er nicht in eine todte und satte Gemeinde komme, die keine Ohren hat, zu hören und kein Herz, zu verstehen und an die er Mühe und Opfer umsonst verschwende. — Wir stellen daher als Grundsatz auf: ein Pastor verläßt seine Gemeinde nie anders, um einer fremden zu dienen, als nur, wenn er von dieser voll Heilsverlangen gerufen wird. —

Wir haben bisher nachzuweisen versucht, aus welchen Gründen das Princip, von dem der in Rede stehende Antrag ausgegangen, „die Macht der Kirche" nicht zulässig sei; abgesehen aber auch davon, so scheint uns die vorgeschlagene Praxis, zumal wenn die zu leistende Hilfe etwa aus den geistlichen Kräften der livländischen Kirche allein bestritten werden soll, auch aus andern Gründen nicht rathsam.

Jede extensive Ausdehnung unseres Arbeitsfeldes, unter unsern Umständen und bei dem uns zustehenden Maaße von Arbeitskräften, erscheint vom Uebel. Das Kirchengesetz und die kirchliche Obrigkeit sucht ihr daher so viel als möglich Schranken zu setzen; es gestattet z. B. nicht ohne Weiteres die Uebernahme von vormundschaftlichen Pflichten, die doch ihrer Natur nach nicht so weit abliegen vom Amte und Berufe eines Dieners der Gemeinde; es ist bemüht, das Arbeitsfeld der Pastoren extensiv vielmehr auf einen kleinern Umfang zu reduciren durch Theilung größerer Gemeinden. Wenn aber nun die livländische Kirche die Zeltpflöcke ihres Lagers so weit zu stecken beabsichtigt,

daß sie Gemeinden, die mehrere tausend Werste von ihr abliegen, in ihre Pflege zu nehmen gedenkt, und zwar in der Art, daß sie nicht allein ihre Candidaten ihnen hingeben will, sondern — wie es ursprünglich gemeint war — auch ihre im Amte stehende Prediger auf mindestens ein Jahr, so dürfte das doch zu begründeter Besorgniß Veranlassung geben. Eine solche Freigebigkeit wäre nur zu rechtfertigen unter der Voraussetzung, daß die livländische Kirche so reichlich an Arbeitskräften gesegnet und ihr Acker so vortrefflich bestellt sei, daß sie ohne Nachtheil immerhin einen Theil ihrer Arbeitskräfte an andere Gebiete der Kirche abtreten könne. Ist diese Voraussetzung zulässig? — Das wenigstens ist unleugbar: es hat sich die Arbeit der Kirche und ihrer Diener im Verlaufe der letzten Decennien bedeutend vermehrt und mehrt sich noch täglich; es macht das nicht allein mancherlei Gefahr, die zu größerer Wachsamkeit aufruft, — nicht allein das größere geistige Bedürfniß, das sich in fast allen Gemeinden auf wunderbare Weise regt, — nicht allein die viel größeren Ansprüche, die die Gemeinden gegenwärtig an ihre Pfleger machen, sondern es macht das hauptsächlich der lebendigere Geist eigener Treue, der, seitdem ein neuer kirchlicher Sinn wieder erweckt ist, die Arbeiter beseelt; da giebt's immer neue Arbeit und mit der Erfüllung der kirchengesetzlichen Pflichten ist es nicht abgethan. Wer möchte da nicht vielmehr selbst Hilfe haben, statt sie andern abzutreten, oder sein Arbeitsfeld lieber verkleinern, um es nur gewissenhafter pflegen zu können. Sind doch aus diesem Bedürfniß unsere Vicar- und Katecheten-Institute hervorgegangen, und doch — haben wir es bis jetzt nicht einmal zu einem vollzähligen Vicarinstitute bringen können.

thut, wie dort bei jener phönizischen
dringenden Heilsverlangen selbst de
er das Brod der Kinder ihr bra
wer seinen Dienst der eigen
um ihn einer fremden dar ... va
Gewißheit haben, daß e ... oder
die Hunde werfe, d ... is nu
satte Gemeinde kom ... zen.
kein Herz, zu w ... bloßen Geschä
umsonst versch ... mte, die von ihrem G
auf: ein P ... laufende Geschäfte von einem
einer frem ... amten, sei es Pastor vicinus oder vi
Heilsv ... theil abgemacht werden könnten. Dar
principiell nicht ausgesprochen werden, so wird es au
praxi nicht gelten dürfen. Ist Pastor hier entbe
und kann seine Gemeinde ohne ihn auskommen, so
nicht abzusehen, warum er dort so unentbehrlich sein
und die Gemeinde dort nicht auch ohne ihn solle auskomm
können; kann hier mit Vicebedienung das Nöthige bestritt
werden, warum nicht auch dort? Sie mag freilich für d
dortigen Prediger sehr unbequem sein, aber was will d
sagen gegen die dem livländischen Prediger zugemuth
Unbequemlichkeit, der mehrere tausend Werste hinreis
und auf lange Zeit Gemeinde und Haus und Hof v
lassen soll. — „Aber man will ja den Gemeinden d
Prediger senden, eben weil sie mit ihrem Amte ihnen u
entbehrlich sind!“ — Gewiß, aber aus eben demselb
Grunde müssen wir dagegen protestiren, daß den Gemei
den hier ihre Prediger genommen werden; so lange d
Herr uns im Amte behält, müssen wir uns auch für u
entbehrlich unsern Gemeinden halten; zumal wir Lan
pastoren, die wir fest organisirte Gemeinden haben, kö

ätension und ohne Ziererei aussprechen: wir
ehrlich belebende, zusammenhaltende, er-
n unsern Gemeinden; die bloße Anwe-
st wichtig; unsere kirchliche Obrigkeit
echt darauf, daß Pastor sich so we-
ner Heerde entferne; wenn es ge-
und Monde, so bleibt's immer
lfe, die die Heerde umschwär-
wern in ihr umherschleichen, wissen
wesenheit alsbald zu ihrem Vortheil zu be-
uf jedesmalige Pfarrbesetzung durch stehende
dem gewöhnlich incompleten Stande unseres
s nicht einmal zu rechnen. Die Gemeinden
ernen müssen, auch ohne kirchliches Amt aus-
d die Unsitte, die schon jetzt nicht selten vor-
die gewiß nicht zur Erhaltung und Befesti-
Gemeindebewußtseins dient, daß einzelne Ge-
der ihre kirchlichen Bedürfnisse nach ihren sub-
Geschmacksgelüsten außerhalb des Parochialver-
n befriedigen suchen, wäre damit vollständig be-
und sanctionirt.

die Abdelegirung von im Amte stehenden Pre-
trifft — zumal wenn deren Entfernung ein gan-
dauern soll — so dürfte auch daran erinnert
wie schwer dieses ausführbar sein möchte. Es
dabei verschiedene Factoren in Anschlag, die frei-
nicht von gleicher Dignität sind, doch aber auch
bestehen und es beanspruchen dürfen, mit ihrem
hört zu werden. Wir wollen nur an zwei erin-
er eine ist die Gemeinde und das Recht, das
rem Pastor hat. Die alte Kirche betrachtete das
ischen Gemeinde und Prediger wie ein eheliches,

Will man da — wenn auch zur Zeit — nur einig Gemeinden ihre Arbeiter nehmen, so hieße das die Vo aussetzung statuiren, — die leider in weltlichen Kreis nicht selten herrschende Ansicht ist, — daß überhaupt da Amt und somit auch die Amtsperson etwas den Ge meinden ohne Nachtheil Entbehrliches sei, oder daß vo Amte eben nichts weiter gefordert werde, als nur die Ve richtung der vorgeschriebenen Amtshandlungen. Das Am bekäme damit die Bedeutung eines bloßen Geschäfts, di Amtspersonen würden Beamte, die von ihrem Geschäft abdelegirt und deren laufende Geschäfte von einem ander delegirten Beamten, sei es Pastor vicinus oder vicarius ohne Nachtheil abgemacht werden könnten. Darf da principiell nicht ausgesprochen werden, so wird es auch in praxi nicht gelten dürfen. Ist Pastor hier entbehrlich und kann seine Gemeinde ohne ihn auskommen, so ist nicht abzusehen, warum er dort so unentbehrlich sein soll und die Gemeinde dort nicht auch ohne ihn solle auskommen können; kann hier mit Vicebedienung das Nöthige bestritten werden, warum nicht auch dort? Sie mag freilich für die dortigen Prediger sehr unbequem sein, aber was will das sagen gegen die dem livländischen Prediger zugemuthete Unbequemlichkeit, der mehrere tausend Werste hinreisen und auf lange Zeit Gemeinde und Haus und Hof verlassen soll. — „Aber man will ja den Gemeinden dort Prediger senden, eben weil sie mit ihrem Amte ihnen unentbehrlich sind!" — Gewiß, aber aus eben demselben Grunde müssen wir dagegen protestiren, daß den Gemeinden hier ihre Prediger genommen werden; so lange der Herr uns im Amte behält, müssen wir uns auch für unentbehrlich unsern Gemeinden halten; zumal wir Land*pastoren*, die wir fest organisirte Gemeinden haben, kön

nen's ohne Prätension und ohne Ziererei aussprechen: wir sind das unentbehrlich belebende, zusammenhaltende, erziehende Element in unsern Gemeinden; die bloße Anwesenheit des Pastors ist wichtig; unsere kirchliche Obrigkeit hält daher auch mit Recht darauf, daß Pastor sich so wenig, wie möglich, von seiner Heerde entferne; wenn es geschehen muß auf Wochen und Monde, so bleibt's immer ein Uebelstand, und die Wölfe, die die Heerde umschwärmen oder in Schafskleidern in ihr umherschleichen, wissen des Hirten Abwesenheit alsbald zu ihrem Vortheil zu benutzen. — Auf jedesmalige Pfarrbesetzung durch stehende Vicare ist bei dem gewöhnlich incompleten Stande unseres Vicarinstitutes nicht einmal zu rechnen. Die Gemeinden werden es lernen müssen, auch ohne kirchliches Amt auszukommen und die Unsitte, die schon jetzt nicht selten vorkommt und die gewiß nicht zur Erhaltung und Befestigung des Gemeindebewußtseins dient, daß einzelne Gemeindeglieder ihre kirchlichen Bedürfnisse nach ihren subjectiven Geschmacksgelüsten außerhalb des Parochialverbandes zu befriedigen suchen, wäre damit vollständig berechtigt und sanctionirt.

Was die Abdelegirung von im Amte stehenden Predigern betrifft — zumal wenn deren Entfernung ein ganzes Jahr dauern soll — so dürfte auch daran erinnert werden, wie schwer dieses **ausführbar** sein möchte. Es kommen dabei verschiedene Factoren in Anschlag, die freilich alle nicht von gleicher Dignität sind, doch aber auch zu Rechte bestehen und es beanspruchen dürfen, mit ihrem Rechte gehört zu werden. Wir wollen nur an zwei erinnern. Der eine ist die **Gemeinde** und das Recht, das sie an ihrem Pastor hat. Die alte Kirche betrachtete das Band zwischen *Gemeinde und* Prediger wie ein eheliches,

das Verlassen der Gemeinde als Ehebruch, den Ue
zu einer andern Gemeinde als Bigamie. Eine
wenigstens davon lebt auch jetzt noch in den Gen
so daß schwerlich eine Gemeinde sich ohne weitere
Pastor auf Jahre wird nehmen lassen, damit er ei
dern Gemeinde seine Dienste leiste. Wer weiß ni
welcher Eifersucht Patrone und Kirchenvorstände a
kirchlichen Rechte halten. Es liegt dem freilich nu
ein kirchliches Bewußtsein zu Grunde, die kirchlich
rentesten sind da oft die hartnäckigsten; es geht n
ihrem Rechtsbewußtsein hervor; es ist aber auch da
genug. Unter welchem Prätext will man sie zwing
Pastoren ziehen zu lassen? Auf dem Wege des ges
Rechts ist die Sache unausführbar. Es würde
gütliche Weg einzuschlagen sein und dem Pastor üb
werden müssen, die Sache mit seiner Gemeinde au
ralem Wege in Ordnung zu bringen. Hier hän
von der Willigkeit des Pastors, von seiner pers
Stellung zu seiner Gemeinde, von der kirchlichen o
kirchlichen Gesinnung der Gemeinde ab, ist also g
Subjectivität anheimgegeben. — Der zweite Fact
die persönlichen und Familienverhältnisse
stors. Wir halten es nicht für nöthig, diesen Pun
ter auszuführen, wollen ihn auch nicht in die erst
der Bedenken stellen, und sind ferne davon, von de
die sentimentale Zärtlichkeit jener nervenschwachen
zu verlangen, die es nicht über's Herz bringen
ihren Kindern irgend welche Selbstverleugnung z
then, — aber wir meinen auch, jene hehre Göttin,
auf ihren spiritualistischen Schwingen einherschwebt
Höhe, ohne mit ihren Füßen die Erde zu berühr
vornehm und herzlos herabschaut auf die kleinen

en Angelegenheiten ihrer Kinder im Staube, — das ist nicht die Kirche, jene demüthige Magd mit dem gottmenschlichen Herzen, die mit dem Herrn den Wein herbeitrug auf der Hochzeit zu Cana und hinter dem Sarge einherging in Nain. Dieser dürfen wir es schon zutrauen, daß sie auch die kleinen Sorgen und menschlichen Angelegenheiten ihrer Knechte nicht ganz unbillig finden und sie nicht gänzlich außer Acht lassen wird.

Zum Schlusse bleibt noch die Hauptfrage nach der Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Praxis: leistet wirklich die Hilfe, die den Colonie-Gemeinden durch interimistische Delegation von Candidaten und Predigern zu Theil wird, das, was sie will und soll und ist sie hoch anzuschlagen? — Predigt und Sacrament ohne Seelsorge — falls nicht der Prediger ein besonderes Charisma mitbringt — macht wohl kirchenförmig, weckt aber nicht todte Gemeinden und todte Seelen auf zum Leben in Gott; zur Seelsorge gehören aber Hirten und Väter der Gemeinde, nicht ab- und zureisende Amtsverweser und Vicare; brächten sie der Gemeinde auch ein volles warmes Herz mit — Gott geb's! — der Gemeinde gilt ein Vicar, von dem sie weiß: um's Jahr kehrt er wieder heim, — nimmer als voller Pastor; sie schließt ihm schwer ihr Herz auf; er ist nicht der ihrige, ihr nicht angetraut auf Leben und Tod. Die Hilfe, die wir den nothleidenden Gemeinden zu leisten beabsichtigen, ist nicht mehr, als das Almosen der Wohlthätigkeit, das wir dem hungernden Armen reichen; wir stillen damit nur seinen augenblicklichen Hunger, verbessern aber nicht seine Zukunft; halbe Hilfe dient nur zu oft dazu, die ganze Hilfe zu vereiteln. Die rechte Hilfe, die unsern lieben Glaubensbrüdern zu Theil werden kann, ist die, daß sie wieder zu eigenen Predigern

und Seelsorgern kommen. Das sollte das Ziel unserer Hilfe sein, um so mehr, da wir unmöglich für immer den Vicardienst an ihnen übernehmen können. Durch interimistische Delegation von Candidaten und Predigern kommen sie diesem Ziele nicht um einen Schritt näher.

Sei es schließlich erlaubt, die Vorschläge, die der livländischen Synode vorgelegt werden sollten, hier anzuführen.

1) Der Herr hat befohlen, wir sollen ihn bitten, daß er Arbeiter sende. Dieser Befehl des Herrn werde im Gehorsam des Glaubens respectirt. Bitten heißt aber nicht bloß beten, sondern auch thun. — Die Zeit mit ihrem materiellen Sinn treibt nicht zum Kirchendienst; das geistliche Amt, einst das erste, dem Herrn und Fürsten dienten, zieht sich immer mehr in die untern Stände zurück; manche ehrenwerthe Stände haben sich ihm fast ganz entzogen; selbst die Söhne der Pastoren wenden sich ihm mehr und mehr ab. — Das Gebot, den Herrn zu bitten, daß er Arbeiter sende, schließt in sich, daß wir Pastoren unsere eigenen Kinder mehr zum Dienste des Herrn und seiner Kirche erziehen und in unseren Gemeinden dahin wirken, daß auch die Söhne aus andern Ständen sich dem Kirchendienst wieder zuwenden.

2) Es ist bisher von Zeit zu Zeit ein Aufruf zur Besetzung der erledigten Pfarren erlassen worden; er geschieht meist erfolglos. Theils sind um der großen Entfernung willen die dortigen amtlichen, ökonomischen, socialen und andere Verhältnisse zu unbekannt; theils kommt die Kunde nicht allen Candidaten zu Ohren; theils läßt der Aufruf in seiner büreaukratischen herzlosen Weise sie gleichgiltig. Der Hausherr des Weinbergs machte es anders; er ging zu verschiedenen Malen am Tage aus und

richte die am Markte müßig stehenden auf und lud sie in seinen Weinberg; seinen Knechten befahl er auch, die draußen stehenden nicht nur einzuladen, sondern zu nöthigen, daß sie herein kommen. Warum rücken wir unseren Candidaten nicht mehr zu Leibe? Es könnte das etwa in der Weise geschehen, daß die Synode sowohl mündlich ihre anwesenden Candidaten zum Eintritt in den Kirchendienst ermahnte, als auch schriftlich, mittelst eines Circulärs, eine geistliche Ansprache und einen Ruf an sämmtliche Candidaten Ministerii namentlich ergehen ließe, mit näherer Angabe der zu besetzenden Aemter; oder daß die kirchliche Obrigkeit, etwa nach der Anciennität ihren Candidaten, oder einem andern Vocationsmodus, dieselben förmlich für die erledigten Aemter vocirte; da der Grundsatz der Freiwilligkeit festzuhalten, also eine Ablehnung der Vocation zulässig ist, so würde sie sich in dem Falle an den nächsten der Candidaten u. s. w. richten, bis der Ruf Gehör gefunden hat. Die Vollmacht zu solcher Vocation, damit sie Giltigkeit habe Namens einer gewissen Gemeinde, würde sich die kirchliche Behörde leicht verschaffen können.

3) Die livländische Kirche stehe nicht darauf, die Hilfe jedenfalls nur aus ihren eigenen Mitteln erzwingen zu wollen; die Synode fordere daher entweder mittelst ihrer Protokolle oder auf anderem Wege ebenfalls die übrigen Synoden des Reiches auf, diesen Gegenstand in ihre Berathung zu ziehen und veranlasse auch sie, unter ihren müßig am Markte stehenden Arbeitern zu suchen, ob sie nicht einen oder den andern finde, der in den Weinberg ginge.

4) Die Synode ziehe ferner auch die lutherische Kirche des deutschen Vaterlandes in's Interesse und erlasse von

Zeit zu Zeit in den gelesensten Zeitschriften Deutschlan[illegible] eine Aufforderung an auswärtige Candidaten, sich zu Dienste an den deutschen Colonie-Gemeinden in Rußla[illegible] zu melden. Zur Berichtigung der irrthümlichen Ansicht[illegible] und Vorurtheile über unsere inländischen Verhältnisse, w[illegible] sie in Deutschland häufig vorkommen, werde eine getre[illegible] Schilderung der kirchlichen und pfarramtlichen Verhält[illegible] nisse u. s. w. hinzugefügt. — Es wäre ein Wunde[illegible], wenn unter den inländischen und ausländischen Candid[illegible] ten, nachdem ihnen die Sache näher gebracht worden, si[illegible] nicht immer einige finden sollten, die mit Freuden de[illegible] Rufe in den Dienst der Kirche folgten. Sache der kirch[illegible] lichen Oberbehörde wäre es, den Auswärtigen den Ein[illegible] tritt in's Reich und in den Dienst der Kirche so viel al[illegible] möglich zu erleichtern.

5) In Rücksicht dieser Theilnahme an dem Noth[illegible] stande der Colonie-Gemeinden in Rußland könnte es de[illegible] livländischen Synode nicht gemißdeutet werden, wenn si[illegible] mittelst ihrer Protokolle oder auf directem Wege eine brü[illegible] derliche Ansprache auch an die Prediger in den deutsch[illegible] Colonien richtete, daß sie sowohl ihre eigenen Söhne, wi[illegible] auch gottesfürchtige und begabte Jünglinge ihrer Gemein[illegible] den zum Studium der Theologie und zum Eintritt in de[illegible] Dienst der Kirche an ihren heimathlichen Gemeinden er[illegible] muntern mögen, damit es dahin komme, daß die Colonie[illegible] Gemeinden künftighin mit ihren einheimischen Candidat[illegible] besetzt werden können, und der Uebelstand bloß interimi[illegible] stischer Pfarrbesetzung aufhöre. Zu dem Zwecke wird e[illegible] nöthig sein, da die Gymnasial- und Universitätsbildun[illegible] für die Jugend der Colonie-Gemeinden in den meist[illegible] Fällen ohne Unterstützung unmöglich sein wird, sie ihne[illegible] zu erleichtern; es müßte deshalb entweder die kirchlich[illegible]

-hörde angegangen werden, die Errichtung einer grö-
Anzahl von Stipendien für die unbemittelten Theo-
-Studirenden aus den deutschen Colonien von Sei-
des Staates zu erwirken, oder es müßte die livlän-
e Synode, mit Hinzuziehung der ganzen lutherischen
-lichkeit des Reiches, selbst solche Stipendien stiften.
So, meinen wir, hätte die Kirche gethan, was sie
 und soll, um der Noth ihrer Kinder abzuhelfen und
-te das Vertrauen zum Herrn der Kirche haben, daß
das Seine thun und ihr Gebet und Liebeswerk mit
-en krönen werde.

2.

Zwei Nekrologe,

von

Propst Willigerode zu Dorpat.

Gleich der Parentation ist der Nekrolog so oft zu Lob-
-eleien gemißbraucht worden, daß Mancher gar nichts
-r von diesen Dingen hören mag. Und doch nenne
 eine gute Sitte unserer Synode, jedem aus unserer
-te geschiedenen Bruder, er sei denn — was Gott in
-den an jeglichem verhüten wolle! — zuvor moralisch
-rben, wie an seinem Sarge die Parentation, so über
-em Grabe den Nekrolog zu geben. Es werden uns
-rch unsere heimgegangenen Brüder gleichsam portrai-
 und in ihren Bildern immer und immer wieder vor
Augen hingestellt, also daß wir ihrer und der Gaben,
-ie aus Gottes Gnaden hatten, nimmer vergessen kön-
. Freilich *waren und sind* nicht alle Pastoren Saule,

die eines Hauptes länger sind denn alles Volk, aber es überwinden auch die Davide mit den fünf Steinchen in der Hirtentasche und der Schleuder in der Schäferhand den Goliath, und lassen sich auch nicht Aller Gaben nach siebenfußigen Faden messen, so behält doch auch die kleine Kraft das Wort des Herrn und verläugnet ihn nicht, und wer nicht Quadern zum Tempelbau hinwälzt, mag doch Steine und Steinchen — oft Wittwenscherflein! — zu den Mauern Zions herbeibringen. Ich denke, der reiche Herr der Kirche hat keinen Knecht, der so arm wäre, daß er die Hungrigen verschmachten und die Dürstenden vergehen lassen müßte, und der heilige Geist der brausenden Feuerflammen weht über Niemand hinweg, ohne zu zünden und neben die ausgebrannte Kohle geläutertes Gold hinzulegen. Darum bin ich für die Nekrologe, so herzlich gram ich auch den Lobhudeleien bin, den Absalomslocken, in denen sich alles Volk verfängt, und die dem Königssohne selbst endlich zum Tode gereichen. Hat's doch Niemand besser, als der Edelknabe, der gleichsam unter den Augen seiner ihn aus ihren Bildern anschauenden Ahnen zum Jünglinge erblüht und zum Manne heranreift, und mag's einem doch nirgends wohler werden als in der Studirstube, an deren Wänden sich Bild an Bild reihet. Da verdichtet sich, wenn ich so sagen darf, die sonst in Dunst und Nebel zerrinnende Vergangenheit zu festen Gestalten, denen wir auf die Schultern steigen, um sicheren Fußes in die Zukunft hineinzuschreiten und mit zuversichtlicher Hand die niedersinkenden und die aufsteigenden Tage an einander zu knüpfen. Nicht mehr schießen Sternschnuppen, inmitten ihrer Fahrt urplötzlich verlöschend, dahin, und nicht mehr schwirren Leuchtkugeln, im Nu verpuffend, groß am Leibe und klein an der Seele, daher;

ndern Sterne und Sterne, große und kleine, dichte und hte, schließen sich zum bleibenden herrlichen Firmamente sammen.

So gehe ich denn getrost daran, was ich auf unserer sten Synode versäumt habe, hier nachzuholen, und zweien us unserer Mitte geschiedenen, im Leben innig mit einander verbundenen und im Tode einander ziemlich rasch gefolgten Brüdern in diesen Blättern ihren Nekrolog zu schen, den Pastoren des Werroschen Sprengels unseres Ministerii Friedrich Heinrich Sellheim, erst zu Nüggen, darnach zu Theal-Fölk oder Sagnitz, und Rudolph Gustav Hollmann, erst zu Harjel, darnach zu Rauge-Rosenhof, bitte aber mit meiner mangelhaften Portraitirung dieser Männer freundliche Nachsicht zu haben, da ich wohl ein Bild in meinem Herzen zu spiegeln, nicht aber das Spiegelbild makellos auf das Papier zu übertragen verstehe.

Friedrich Heinrich Sellheim wurde seinen Aeltern inmitten seiner Brüder und Schwestern am 29. Juli 1793 zu Rappin, wo sein Vater die noch daselbst blühende Papierfabrik dirigirte, als ein rechtes Sommerkind geboren. Seiner Aeltern Haus hatte an der Mutter den rebenreichen Weinstock, an den Kindern aber lieblich um den Tisch her blühende Oelzweige, und an dem Vater einen lieben, braven Mann, auf dessen Angesichte noch der Abendschein des so sehr verschrienen, immerhin aber die Schätze unserer Kirche treu bewahrenden Orthodoxismus lag. In diesem Hause, mitten im Sommer geboren, erwuchs Sellheim an dem lieblichen, von schmucken Gebäuden und schattigen Hainen umgebenen See, den dort der Woofluß bildet, in allerlei heilsamem Wissen von tüchtigen Hauslehrern (den Candidaten der Theologie Cranz und Wilke und der *Jurisprudenz* Geldner) unterrichtet, und

spiegelte in seinem Wesen den hellen Sommersonnenschein und den stillen See mit seinen schönen Ufern lieblich ab. Nicht unbegabt, faßte er Alles leicht auf und schritt im Wissen rasch fort. Bald war er reif für die Universität, nur fehlte ihm die hinreichende Kenntniß des Griechischen. Diesen Mangel zu erstatten, wurde er zum Pastor Päßler nach Tarwast gegeben, und kam da in die Hände eines Mannes, der es meisterhaft verstand, die klapperdürre Theologie des Rationalismus in die faltenreichen und schwellenden Kleider der in Mondschein schwärmenden Sentimentalität zu hüllen und in schöner Rede über kahles Gestrüppe und nacktes Felsengerölle schäumend dahinzuströmen. Sellheim lernte da die Griechen lieben, aber nicht die Christen achten, und während es ihn aus den alten Classikern lenzig anwehte, überkam es ihn kalt und frostig, wenn er der neueren Theologie nahte. Dessen ungeachtet entschied er sich, als er aus Tarwast nach Dorpat kam, für das Studium der Theologie, um nach Beendung desselben als Pastor in den Dienst der Kirche treten zu können. War's der Abendschein auf dem Angesichte seines Vaters, der den Knaben den untergegangenen, aber gewiß wiederkehrenden Tag ahnen gemacht hatte, oder war's die Kirche am stillen See inmitten der schmucken Gebäude und schattigen Haine, die dem Jünglinge alle Lichtseiten des Landpfarrerlebens mit unverlöschlichen Zügen tief in die Seele hineingegraben und ihm die Ruhe der Gläubigen in Gott abgebildet hatte, oder war's mehr, war's die den Christen im Verborgenen mächtig und immer mächtiger rufende Stimme des Herrn, der, man weiß nicht woher und wohin wehende Geist Gottes, was Sellheim bewog, die Theologie zu seinem Fachstudio zu erwählen? Gott weiß es, wir wissen's nicht! Nur das wis-

en wir, daß Sellheim, als er nach vollendeten Studien zum Amte am Worte und Sacramente nach Nüggen berufen wurde, durch schwerste Anfechtungen und härteste Feuerproben hindurch nach dem köstlichen Werke greifen mußte, und das Zittern, das sich da über seinen ganzen Menschen ergoß, sein Lebenlang nimmer ganz los werden konnte, vielmehr bis an sein Lebensende immer zusammenschauderte, wenn er nach seiner Tauglichkeit und Würdigkeit für die Arbeit im Weinberge des Herrn fragte, eine Frage, die er sich oft, gar oft vorlegte, und gerade dann am ernstesten, wenn er mit seinen Amtsbrüdern in engere Beziehungen trat und sein Wesen und Wirken mit dem ihren verglich.

Im August 1810 wurde Sellheim Studiosus der Theologie zu Dorpat, und hörte bei dem biedern Lorenz Ewers und bei Hezel, Segelbach und Böhlendorff theologica, bei Struve und Morgenstern aber humaniora, und wer jene Zeit und ihre Männer auch nur einigermaßen kennt, den mag's nimmer Wunder nehmen, wenn der junge Mann von den humanistischen Collegien weit mehr angezogen und befriedigt wurde, als von den theologischen. Nur Lorenz Ewers war noch der Orthodoxie der Väter treu, aber der brave Mann war bei all seiner Biederkeit so trocken und bei aller seiner Treue so dürre, daß er auf seine Schüler nur geringen oder gar keinen Einfluß ausübte, mindestens ihnen die Theologie nicht zu ihres Herzens Lust und Freude machte. Ewers Collegen aber huldigten dem Rationalismus so entschieden, daß sie jedes ernste und tiefe Gemüth mindestens unberührt ließen, wenn nicht geradezu abstießen. Ersetzen konnten Struve's und Morgenstern's Collegia indeß die fehlenden theologica nimmer, schon weil die weltliche Wissenschaft überhaupt nie ein *Aequivalent der Himmel* und Erde umfassenden

und Gott und Mensch nach allen ihren Beziehungen zu einander betrachtenden Theologie darbieten mag. Auch der Umgang mit den Commilitonen, ja auch der Verkehr mit den Freunden, unter denen vor Anderen Ulmann, Aßmuth, Schwartz, und wieder Baer, Grünewaldt und Roth genannt werden mögen, konnten Sellheim nimmer ersetzen, was die Facultät ihn entbehren machte, so reich auch der Freundeskreis namentlich an tüchtigem Wissen und frischem Leben war. Nichts desto weniger war Sellheim überaus dankbar für das, was ihm geboten wurde, und erquickte sich sein Lebenlang an dem damals so emsig eingesogenen und stille verarbeiteten Honig der Wissenschaft und immer dachte er mit heller Freude an seine Universitätsjahre zurück. Mit Recht, denn bei seiner Bienenemsigkeit hatten sie ihm einen reichen Schatz an tüchtigem Wissen und an heilsamer Lebensweisheit ausgetragen, wenn er auch diesen Schatz nicht vor sich herzutragen und für weite Kreise nützlich und wirksam zu machen verstand. In seiner seltenen Bescheidenheit ahnte er es kaum, daß man auch in der Anerkennung der eigenen Tüchtigkeit das Wort Gottes anerkennt und auch in dem Preisen der eigenen Begabung den Geber preist, und immer hätte er es vorgezogen, über den Geber die Gabe, nicht aber umgekehrt über die Gabe den Geber zu vergessen, so lange die menschliche Schwachheit fast immer das Eine oder das Andere thut.

Noch Student wurde Sellheim Hauslehrer beim Landrathe von L . . ., und kam da in Umgebungen und Verhältnisse, aus denen seine stille Bienenemsigkeit wieder reichlichen Honig sog. Aber den Tag, von dem der Abendschein auf seines Vaters Angesichte ihm geredet hatte, den Tag des rechten einigen Glaubens unserer gesegneten Kirche

fand er auch da nicht, wie reich dieses Haus auch immerhin an allen Schätzen, nicht nur Goldes und Silbers, sondern auch gründlicher Wissenschaft und hoher Kunst war. Der Glaube ist nicht jedermanns, und auch nicht jeder Zeit Sache, sondern Gottes Gnadengeschenk, hier gegeben, dort geweigert, je nachdem die Herzen sich ihm zuwenden und öffnen lassen oder sich von ihm abwenden und in sich selbst verstocken. Sah Sellheim in späteren Tagen auf seine in allem Reichthume arme Jugendzeit zurück und hielt sie an unsere Zeit, dann rollten ihm wohl oft die hellen Thränen über die Wangen aus Schmerz über das, was er hatte entbehren müssen, und aus Freude über das, was wir aus Gottes Gnaden haben, und wurden so den Thautropfen gleich, die aus lichten Wolken auf die Blumen herabperlen. Da war er ein überaus liebenswürdiger Greis und stellte seine durch Gottes Gnade zur christlichen Demuth verklärte natürliche Bescheidenheit uns Jüngeren zu nachahmenswerthestem Beispiele dar, uns, die wir's in der Fülle des über uns ausgeschütteten Segens dem Esel in seinem Wohlergehen nachmachen, uns auf's Eis begeben und — die Beine brechen. Demuth ist ja überhaupt nicht eben die starke Seite unserer Zeit und Bescheidenheit nicht eben der Schmuck ihres Hauptes. Wir haben auf den Schulbänken schon, was unsere Väter erst im Greisenalter erlangten, und Gott wolle uns in Gnaden davor bewahren, daß wir nicht in unserem Greisenalter auf die Schulbänke unserer Väter herabgesetzt werden mögen. Gottes Werk und Gaben in uns müssen wir anerkennen, sollen sie nicht brach liegen bleiben, der Accent aber muß auf Gott, nicht auf uns gelegt werden.

Was Sellheim noch ferne, ferne wähnte, wurde ihm durch *Gottes wunderbare* Fügung schon im Herbste

1813 urplötzlich nahe gebracht. In Rüggen bei Dorpat war der Pastor Lorenz mitten in der Vollkraft seines Lebens von Gott abgerufen worden und bald wurde seine erledigte Pfarre Sellheim angetragen. Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine liebenswürdige Bescheidenheit hatten dem hochgewachsenen schönen Jünglinge längst schon weit und breit die Herzen gewonnen, und lenkten nun die verlassene Gemeinde in ihren Wünschen auf ihn hin. Wohl mochte die Nähe Dorpats mit seinen Professoren und Commilitonen, seiner Wissenschaft und Kunst, seinem hohen Ernste und seiner hellen Heiterkeit den jungen Mann gewaltig reizen, sein Zelt in Rüggen aufzuschlagen, und seine Amtsstube so gleichsam an die lieben gewohnten Räume in Dorpat anzubauen; wohl mochte es den liebevollen Sohn reizen, nun schon seiner Aeltern Sehnen zu erfüllen, und im eigenen Hause am eigenen Tische das eigene Brod, damit aber auch ihnen eine gewaltige Menge schwerer Sorgen, zu brechen; wohl mochte es dem strebsamen Jünger der Wissenschaft köstlich und lieblich erscheinen, in voller Jugendfrische die Schätze des Wissens aufzuthun und dem noch so tief untenstehenden Ehstenvolke zu dessen Hebung darzureichen! So besann Sellheim sich denn nicht gar lange, hielt 1813 im October seine Probepredigt zu Rüggen, wurde im December desselben Jahres einstimmig zum dasigen Pastor erwählt, und bekam 1814 im Mai die förmliche Vocation dahin. Aber nun überfiel ihn plötzlich eine so gewaltige Schwermuth, daß keine Macht ihn bewegen konnte, das ihm in den Schooß gelegte Amt wirklich zu ergreifen und getrost auszuüben. Fürwahr wunderbar! — In unseren so gläubig gepriesenen Tagen springt Mancher im Handumwenden über alle Buße munter hinweg mitten in das Glauben hinein, und

macht dann gar bald wieder im Nu einen kühnen (Bocks-) Sprung in das Amt hinein, ohne von Anfechtungen auch nur das Mindeste geahnt zu haben. Sich viel mit Buße quälen und mit Anfechtungen zerplagen, das wäre ja Mangel an Glauben und Freudigkeit, wäre ja Pietisterei ohne Saft und Kraft, und der Pietismus liegt ja überwunden hinter uns, und wo er ja sich noch regen sollte, da tritt ihm wie allen übrigen Ismen — wer mag sie zählen in dieser Zeit, wo sie ein Jeder zu Legionen aus Tischen und Bänken hervorklopft! — der Ego- als General-Ismus entgegen, läßt seine kritischen und unkritischen Argumente das Bajonet fällen, zaubert mit logischer Schärfe das Nichts als Deus ex machina hervor, und macht Alles, was nicht er ist, urplötzlich verschwinden. Und nun dagegen 1814, in der dürren Zeit rationalistischer Aufkläxerei bei einem natürlich so liebenswürdigen, wissenschaftlich so tüchtigen, lebensfrischen jungen Manne so gewaltige Schwermuth, solches Zurückbeben vor dem heiligen Amte! Fürwahr wunderbar, aber fürwahr auch hinreißend zu unvergeßlichem Bilde! — Alles, was Sellheim in's Amt hineingezogen hatte, zerrann ihm nun unter den Händen vor der gewaltigen Verantwortlichkeit, der er sich nun unterziehen sollte. Er fand viele Gründe für die Annahme der ihm gewordenen Vocation, aber keinen stichhaltigen, und je mehr Gründe er fand, ohne den rechten Grund zu finden, und je mehr er von außen gerufen wurde, ohne den inneren Beruf zu haben, um so mehr erbebte er, und zagte und zitterte. Dazu hatte er in Rüggen auf der Pfarre seines Vorgängers auch dessen liebenswürdige, junge Wittwe gefunden, und war nicht unberührt geblieben von ihrem Liebreize. Es wogte und wallte gar mächtig in seinem Herzen und trieb ihn bald

hoch hinauf in schwindelnde Höhen, bald tief hinab in schaurige Abgründe. Sollte Alles auf einmal anders werden? Sollten alle bisherigen Verhältnisse urplötzlich zerrissen werden, und neueren weichen? Und es waren doch so liebe und liebliche Verhältnisse! Sollte nun so gar rasch der Schüler zum Lehrer, der Jüngling zum Ehemann werden, und den Nacken unter ganz ungewohnte Lasten beugen, die Hand an ganz unbekannte Arbeit legen, den Fuß in einen ganz fremden Weinberg stellen? Der Abendschein auf des Vaters Angesichte trat wieder vor Sellheim hin, und wies auf den hellen Tag des Glaubens zurück — aber wie diesen Tag erlangen? Sellheim sollte den Glauben predigen, den Glauben, den er doch nicht hatte! Ströme lebendigen Wassers sollten von ihm ausgehen, und er hatte doch noch nicht getrunken aus dem Brunnen des Lebens! Sellheim hatte die Hände ausgereckt nach dem köstlichen Werke des Bischofsamtes, aber es waren nicht heilige Hände gewesen; er hatte sein Herz in Liebe zu der Rüggenschen Gemeinde hingewandt, aber es war andere Liebe dazu und dazwischen gekommen, und Liebe und Liebe standen einander wie Treue und Untreue gegenüber. — Nur wer selbst in solchen Anfechtungen gesessen hat, nur wer selbst durch Feueröfen der Trübsal aus dem Unglauben zum Glauben geführt worden ist, mag Sellheim's Schwermuth zu jener Zeit verstehen. Sie war aber um so peinigender, je weniger ihm Ruhe gelassen wurde zum stillen Bekämpfen und Ueberwinden derselben. In bester Meinung freilich, aber doch ihn peinigend, drängten Verwandte und Freunde ihn immer und immer wieder nach Rüggen, und je mehr man Kraft von ihm forderte, um so schwächer wurde er, und je mehr man ihn zur Freudigkeit ermahnte, um so zaghafter wurde

er. Es war da kein Mann, dem Sellheim sich hätte anlehnen und an dem er sich hätte hinaufranken können. Da rechte Sonntag, der von Sellheim's tiefer Schwermuth gehört hatte, seine gewaltige Hand nach dem zerquälten jungen Manne aus und riß ihn mit festem Griffe aus den Wassern der Trübsal heraus kraft seines Amtes, das er als göttliches trug und führte. Nun hatte Sellheim den Mann, dessen er bedurfte, gefunden, und mit ganzer Innigkeit umschlang er diesen Mann, den Gott unserem Lande wunderbar gesegnet und durch den Gott in unserem Lande unendlich viel zum Aufbau seines Reiches gewirkt hat, obgleich er — Rationalist war. Den Aufrichtigen läßt's Gott gelingen; und aufrichtig war Sonntag durch und durch. Doch ich bescheide mich, meinen ungelenken Pinsel auch nur vorübergehend an das Bild eines Mannes zu legen, der nur von Meisterhand gemalt werden mag, und kehre zu Sellheim zurück. Im August 1814 trat er als Pastor in Rüggen ein, und 1815 im Januar wurde er Bräutigam, im Juni aber Ehemann der Wittwe seines so früh verstorbenen Vorgängers Caroline Lorenz, geborene Hermann. Da wichen die Anfechtungen, denn er war in Gottes Namen in's Amt gebracht und in Gottes Namen mit seiner Caroline getraut und — gesegnet worden. Von jener Zeit sagt er selbst in seiner Bibel: „Das Leben und Wirken im Amte und Hause retteten mich, und Ruhe und Frieden kehrten wieder.“ Ruhe und Frieden kehrten wieder, aber nicht volle Ruhe, die unser Herz nicht eher haben mag, als bis es ruhet in Gott, und nicht voller Frieden, den Niemand geben mag, denn allein der in festem Glauben ergriffene Kreuzesherr.

Sellheim verlebte nun 13 glückliche Jahre in Rüggen, nur der 1821 erfolgte Tod seines Vater bewegte ihn schmerzlich, gleichwie das frühe Sterben seines außerordentlich begabten und tüchtigen Bruders, des Arztes Dr. Sellheim in Werro. Wo Sonntag im Glauben stand, dahin war auch Sellheim von diesem gewaltigen Manne erhoben, und da wirkte und arbeitete er nun getrost und freudig, treu und wacker, fleißig und mühsam. Mehr als er hatte, konnte er selbstverständlich nicht geben, und höher als er selbst stand, konnte er seine Gemeinde natürlich nicht hinheben, aber was er hatte, das gab er ganz, und wo er stand, da suchte er hinzuziehen. Was an der Rüggenschen Gemeinde Gutes ist — und an ihr ist gar manches Gute, — das verdankt sie vorzüglich Sellheim, und sie weiß das und bewahrt noch jetzt Sellheim in liebevollstem Andenken als ihren theuersten Pastor. Wie aber überall, wo gearbeitet und Frucht geschafft wird, Herrnhut seinen, die Lebensströme in sich sammelnden Brunnen hingräbt, oder tiefer und weiter macht, wenn er schon da ist, so auch in Rüggen. Gegen Herrnhut und sein Treiben aber aufzutreten, fiel Sellheim nicht einmal ein. Er freuete sich vielmehr der Mitarbeiter, die in seiner Gemeinde erstanden, und wo sie in Leben und Lehre mit ihm in Widerspruch kamen, da beschied er sich, ihr Leben und Lehren an dem seinen zu messen und nach dem seinen zu richten. Sich und sie aber am Worte Gottes und am Bekenntnisse der Kirche zu messen, das lag ihm damals, wo es nicht den Gehalt der Offenbarung Gottes, sondern nur das Ausleben des im Menschen liegenden Guten galt, noch zu ferne. Es waren das goldene Tage für Herrnhut. Wer aber sagt, Herrnhut habe damals erstattet, was

in unserer Kirche versäumt wurde, und sei allen Gläubigen zum Zoar geworden, der redet wie der Blinde von der Farbe und weiß nichts. Herrnhut wollte und will niemals und nirgends an die Stelle der Kirche treten, sondern immer und überall nur die aus der Kirche quellenden Bäche und Bächlein in sein Bette sammeln, um sie da zu pflegen, und daß Herrnhut in damaliger Zeit so reiche Aerndten machte, spricht, weit entfernt gegen die Kirche zu zeugen, für die gewaltige und selten nachhaltige Energie der Männer, die vor der rationalistischen Zeit in unserer Kirche wirkten. Fürwahr, es mußten tiefgehende Ströme des Lebens sein, die, ohne zu versiegen, aus der altpietistischen Zeit durch die rationalistischen Tage hindurch fort und fort in Herrnhut hineinströmten, und es muß Gottes Gnade den Rationalisten unserem Volke gegenüber ganz wunderbar das Maul gestopfet haben, daß sie die Lebensströme nicht aufsaugen konnten. Namentlich muß das in Rüggen der Fall gewesen sein, und man braucht nur an Johann Benjamin Sczibalski zu denken, der 1755—1797 segensreichst daselbst als Pastor lebte und wirkte, um daran nicht zu zweifeln. Noch jetzt erfreut sich das Rüggensche Herrnhut der Lebensströme, die dieser theure Mann ihm fanghaft gemacht hat, und ist kraft derselben so mächtig, daß es nicht nur sich, sondern auch seine Nachbarn am Leben erhält, und zwar nicht an saft- und kraftlosem, wenn auch an vielfach krankhaftem. Aber nicht nur Sczibalski, auch seine Nachfolger, und unter diesen ebenan Sellheim, haben durch ihre Arbeit mit dazu gewirkt, daß Herrnhut in Rüggen eine so reiche und vielfache köstliche Aerndte einbringen konnte, denn war Sellheim auch kein Sczibalski, so rüttelte und schüttelte er

doch nimmer in Reformerweise an der Lehre der hl
Schrift, wie unsere Symbole sie bekennen, sondern
sie, freilich ohne in sie hineinzubringen und sie leb
aus sich zu reproduciren, stehen. Mehr konnte er do
nicht thun, in solchem Thun aber war er treu, und d
auch gesegnet von Gott. Rüggen hat längst überall t
len und eine im Ganzen wohlhäbige und gesittete
meinde, die die Kirche trotz ihrer großen Vorliebe
Herrnhut im Herzen trägt und gerne besucht. Das n
aber manchem Eiferer unsrer Tage nicht genügen. J
will man überall gleich Tunnels und Hochstraßen,
welchen die Waggons funkensprühend dahinbrausen
Alles im Fluge hinter sich lassen. Gemach! Der lan
fortschreitende Fußgänger ließ doch tiefere Spuren
als der Eisenbähnler sie hinterläßt, und damit ist's
nimmer gethan, daß man auf Hochstraßen über und
Tunnels unter den Menschen dahinfährt und im F
Alles hinter sich läßt und kaum an dem erstrebten
angelangt nach dem Abgange des nächsten Zuges f
Was haben wir nicht Alles in unserer kurzen Eisenb
zeit rasch hinter einander gehabt! Mit dem Nationali
fingen wir an, und dann der neuere Pietismus, und
der Herrnhutismus, und dann der Methodismus, und
der Biblicismus, und dann der Unionismus, und
der Confessionalismus u. s. w.! ... "

1828 wurde Sellheim, der auch in Rüggen u
aller Herzen durch seine große Bescheidenheit und t
Tüchtigkeit gewonnen hatte, nach Theal-Foelk oder
nitz in Stelle des nach Riga gegangenen Generalsup
tendenten Berg berufen. Er folgte, schon um seiner
immer mehrenden Kinderschaar willen, dem an ihn

langten Rufe gerne und freudig, hat aber doch in Sagnitz sein Rüggen, seine erste Liebe, nimmer vergessen können. In Sagnitz sind die Schwarzröcke und die Grauröcke der Ehsten durch einander gemischt, und Mischungen geistiger Potenzen sind immer mehr oder minder Vermischungen der Charaktereigenthümlichkeiten. Sie sind das Eine und sind das Andere, und sind es auch wieder nicht, und es ist schwer, mehr zu sagen als: der Schwarzrock ist kein Schwarzrock mehr und der Graurock ist kein Graurock mehr, sondern sie sind beide Ehsten, näher Sagnitzer, die Einen mit schwarzen, die Andern mit grauen Röcken, innen mit abgestreifter, außen mit unabgestreifter Eigenthümlichkeit, etwa wie die Tropen in Herrnhut oder die Confessionen innerhalb der Union oder die verschiedenen Körnerarten in der Schiffergrütze. Wie nun soll man da verfahren, damit man nicht den Schwarzrock grau oder den Graurock schwarz, sondern beide Sagnitzisch behandle, fördere und zufrieden stelle? Um des Rockes willen ist den Einen unrecht, was den Andern recht ist, und um der inneren Vermischung willen faßt bei beiden nicht mehr, was sie bei unverlorener Eigenthümlichkeit wohl packte. Jetzt, wo man alle mögliche leibliche und auch geistliche Gymnastik u. s. w. treibt, mag man wohl an glatter Stange bald mehr, bald minder rasch hinaufschwirren und oben den Hut schwenken, aber Sellheim war aus der alten Schule und mochte nur Bäumen mit Aesten und Zweigen an die Spitze kommen. Er hat's in Sagnitz herzlich schwer gehabt, und so vertraut und freundlich er da zu seinen deutschen Eingepfarrten, namentlich der liebenswürdigen v. Bergschen Familie, stand, so konnte er doch den Ehsten gegenüber nimmer eine Stellung erlan-

gen, wie er sie in Rüggen gehabt hatte. Es war die Vermischung und Verwischung einmal da und aus dieser ein Neues mit deutlich ausgeprägtem Charakter zu bilden, dazu fehlte dem bescheidenen Manne die Zuversicht zu sich selbst und dem weichen Gemüthe die eiserne Hand. Und wie ihm, so erging's auch Herrnhut daselbst. Wohl baute es an seinen daselbst gegründeten Hütten, aber sie blieben meist leer stehen, und wohl vertiefte es seine daselbst gegrabenen Brunnen, aber es strömten nur wenige und wasserarme Bächlein hinein. Gleiches zeigte und zeigt sich auch in anderen Gemeinden des Werroschen Sprengels, wo sich gleiche Vermischung des schwarzen und des grauen Elementes findet. Es will sich da nichts fest packen noch tief gründen lassen. Darum mußte Sellheim auch in den vierziger Jahren den bitteren Leidenskelch tiefer leeren, als gar viele Andere ihn geleert haben, denn seine in sich haltlosen Gemeindeglieder verließen wahrhaft massenweis den väterlichen Glauben, ja nahmen keinen Anstand, die eine der beiden Sagnitzschen Kirchen, die zu Foelk, den Lutheranern entreißen zu wollen, und zogen Schaaren aus den benachbarten Mischgemeinden nach sich, damit Alles, was bisher mehr oder minder fest bestanden hatte, bis in's innerste Herz hinein lockernd und erschütternd. Der schwergeprüfte Mann sah Alles jach zusammenbrechen, und als nun 1846 die Pfarre zu Wendau neu besetzt werden sollte, weil der Senior Körber sich hatte emeritiren lassen, sein ihm adjungirter Sohn aber einem Rufe nach Randen gefolgt war, wandte Sellheim seine Augen dorthin und suchte dort ein Zoar zu gewinnen für seine so gewaltig zerstörte Amtswirksamkeit und seine gemarterte Seele, aber nur einen Augenblick. Bald stand er wieder fest und ruhig da, wo Gott ihn ohne sein Zuthun hingestellt hatte,

nd wurde nun von Gott mit neuem Segen gesegnet. Das Fortströmen seiner Gemeindeglieder hörte auf und ie Kirche zu Foelk wurde ihm unentreißbar erhalten.

Vor und neben diesen Leiden gingen noch andere für ellheim her. Seine geliebte Ehegattin erkrankte in iegnitz immer mehr und mehr und wurde endlich am 1. November 1831 ein Opfer der Auszehrung, dieser hrecklichen, für die Mitleidenden wie für die Leidenden sehr schweren, langsam aber sicher tödtenden Krankheit, ie der Schlange gleich verborgen heranschleicht und kaum erklich ihre Ringe fester und immer fester um den Menchen zieht, bis sie ihm endlich das tödtende Gift in das Herz spritzt. Sellheim stand nun allein da mit sieben utterlosen Kindern, einem Mädchen und sechs Knaben, nd fühlte seinen Schmerz um so tiefer, je glücklicher er it seiner Caroline gewesen war, und je mehr das Glück, as der Landpfarrer außer seinen amtlichen Freuden hat, diglich auf sein Haus beschränkt ist, und je mehr er auch ie, welche seine amtlichen Freuden, gleich den Leiden, it ihm theilen, nur in seinem Hause hat. Es giebt in er That kein höheres häusliches Glück auf Erden, als das es Landpfarrers in unseren Provinzen, dem noch keine Waggons an den Ohren vorbeibrausen und den noch keine rommen Frauen mit Wedeln und Büscheln und Fläschchen nd Fäßchen, Nichtsündiges beichtend und Sündiges nicht eichtend, umstehen, dem aber auch nicht die Kritiker mit liegenenergie unablässig auf der Nase sitzen, noch den wang anthun, vor lauter Thätigkeit alles Thun aufzuchen. Doch möge dieses Leben eine geschicktere Feder s die meine beschreiben! — 1833 am 20. April trat ellheim zum zweiten Male in den Stand, da Gottes egen ist, mit Caroline Dorothea v. Schwanenbach,

in der Gott ihm eine überaus treue und liebevolle Gattin, seinen Kindern aber eine selten wackere, sich den Pflichten ihres Berufes ganz und gar hingebende Mutter zuführte, und an der er in jeder Hinsicht eine Hilfe hatte, die um ihn her war. Mir wird der Ausspruch, den ich einmal aus ihrem Munde hörte, immer unvergeßlich bleiben: „Das Weib muß mehr Seelenstärke haben als der Mann, soll sie anders dem Manne in der That eine Hilfe sein." In Wahrheit, kehrt der Mann — ich rede vom Landpfarrer — müde und matt an Leib und Seele heim, und findet da nicht ein seelenstarkes Weib, sondern muß sich zu neuer Arbeit schürzen, so wird's zu viel für nicht simsonische Kräfte; leuchtet ihm aber bei der Heimkehr die Frau als Sonne und Wonne entgegen, so schöpft er aus seinem häuslichen Leben immer und immer wieder die ihm für sein amtliches Wirken so sehr nöthige Frische und Spannkraft. Nun — Gott Lob! — das eheliche Glück unserer Landpfarrer ist sprüchwörtlich geworden! — 1844 brach aber neue Trübsal über Sellheim herein. Am 2. Juli dieses Jahres machte seine älteste Tochter erster Ehe mit jungen Anverwandten und Freunden auf dem lieblichen Rappiner See eine Lustfahrt. Das Boot gerieth in die Strömung des Mühlencanals und schlug um, und im Nu wurden die jungen Leute vor den Augen der Ihrigen in die Fluthen begraben und kehrten nimmer wieder. Das machte einen unverlöschlichen, tief erschütternden Eindruck auf den weichen, in innigster Liebe mit seinen Kindern lebenden Sellheim, und nur das Gedeihen seiner übrigen Kinder — zu den sieben erster Ehe hatte Gott im Laufe der Jahre sechs zweiter Ehe, einen Knaben und fünf Mädchen hinzugefügt — mochte ihn über dem Grabe seiner im lieben, lieblichen Rappiner See so plötzlich ge-

storbenen einzigen Tochter seiner geliebten Caroline trösten. — Endlich 1848 verlor **Sellheim** seine geliebte Mutter, und stand nun auf den Gräbern seiner Aeltern, seiner ersten Frau, seiner so rasch gestorbenen Tochter und noch zweier, im Laufe der Jahre ihm heimgegangenen Kinder, eines Sohnes und einer Tochter. — Aber auch hiermit war das Maaß seiner Leiden noch nicht erfüllt. Gott that seine Hand auch an ihn selbst. 1853 im Februar zog er sich auf einer sogenannten Beichtfahrt in's Dorf eine Erkältung zu, die in ein sehr hartnäckiges Kehlleiden auslief, das ihn lange, lange am Rande des Grabes erhielt und immerfort sein Haus bestellen und sich auf seinen Tod bereiten hieß, endlich aber im Mai 1854 doch unter Gottes gnädigem Beistande von seinem treuen und sorgsamen Arzte Dr. Koch in seinem einundsechszigsten Lebensjahre glücklich ganz und gar überwunden wurde. Während dieser Trübsal versah der nunmehr auch schon zu Molotschna in Südrußland heimgegangene Pastor Sieversen, damals Pfarrvicar des Werroschen Sprengels, von Christiani in Ringen tüchtigst dazu vorbereitet, **Sellheim's** Amt mit großer Treue und Sorgfalt, und zwischen den beiden Amtsbrüdern fand, trotz der großen Altersverschiedenheit, das allerfreundlichste und herzlichste, durch keinen Mißton auch nur vorübergehend getrübte Verhältniß statt. Anders mochte es nicht sein, da Sieversen, das Kind sehr frommer Aeltern, im Gehorsam gegen das vierte Gebot erzogen, den im Amte ergraueten Bruder herzlich verehrte, **Sellheim** aber in seiner Demuth gerne die größere Kraft des jungen Amtsbruders anerkannte und in ihrer Weise wirken ließ, ja keinen Anstand nahm, den jungen Mann den unerläßlichen offenen Kampf gegen Herrnhut nach Christiani's *Principien in* Angriff nehmen zu lassen, und

darnach fortzuführen. Das ist in unserer Zeit, wo man auf Eisenbahnen von Ort zu Ort fliegt und im Nu Alles antiquirt, darum auch so gar leicht die Alten als verlassene Stationen am Wege stehend sensu malo Gott befiehlt, doppelt anzuerkennen. Damit soll indeß den Alten, die vor jedem Jungen wie die Henne vor dem aus dem Neste in's Wasser eilenden Entlein dastehen, nimmer das Wort geredet sein. Ein jeder lern' sein Lection, so wird es wohl im Hause stohn!

Hat Sellheim in Sagnitz auch gar viele Leiden gehabt, so ist er daselbst doch nimmer ohne Freuden gewesen, ja Gott hat ihm diese auch recht reichlich zu Theil werden lassen. Nicht nur war er im Hause, das Niemand ungerne betrat und Niemand ohne den Wunsch baldiger Wiederkehr besuchte, ein glücklicher Gatte und Vater, sondern auch im Sprengel ein herzlich geliebter Bruder, der überall gerne gesehen wurde. Zuerst verkehrte er in Sagnitz namentlich mit Meyer von Carolen, Hollmann von Harjel und Gutglück von Anzen, in deren Mitte er je mehr und mehr zum Glauben an das wiedergekehrte — oder richtiger wiedergelehrte — Wort Gottes erstarkte, ohne in die damalige pietistische Strömung hineingezogen zu werden. Seine rechte Freudenzeit aber begann mit dem Jahre 1838, wo Christiani Pastor in dem benachbarten und Sellheim schon durch Moritz herzlich lieb gewordenen Ringen wurde. Um diesen her bildete sich bald ein Pastorenkreis, der nicht nur für den Werroschen Sprengel, sondern für das ganze livländische Ministerium von hoher Bedeutung war und noch ist. Gleich ferne dem Rationalismus wie dem Pietismus, dem Unionismus wie dem Herrnhutismus hegte und pflegte er eine, auf freudiger Glaubenszuversicht ruhende gesunde Kirchlichkeit, die

bald immer weitere Kreise um sich her zog, und der man nur den einen Vorwurf machen konnte, daß sie ab und zu hier und dort in ihren Ausläufern sich einen etwas zu strengen Confessionalismus habe zu Schulden kommen lassen. Nun, auf Erden wächst kein edler Baum, der nicht hier und da des Messers bedürfte, und der Herr selbst spricht nicht nur von Reben, sondern auch von Herlingen an seinem Weinstocke. Wer je in diesen Kreis trat, vergaß ihn nimmer wieder, und wer je seine Seele kennen lernte, verlor das Andenken an dieselbe nimmer wieder aus seinem Herzen. Hier fand Sellheim endlich den hellen Tag, dessen Abendschein auf seines Vaters Angesichte gelegen hatte, und freute sich hoch darüber. Von hier ging auch der allein richtige Kampf gegen Herrnhut aus, der Kampf, der die Herrnhuter nimmer vertreiben, sondern sie vielmehr immer für die Kirche zu gewinnen sucht, und das weder durch Gesetzesgewalt, noch durch Redekünste, sondern einzig und allein durch Verkündigung der reinen Lehre und Application derselben an die einzelnen Verhältnisse und die einzelnen Personen. Dieser Kampf gegen Herrnhut ist auch der einzige gewesen, den Gott gesegnet hat, und da am meisten gesegnet hat, wo die ungefärbteste Liebe das Schwerdt des Wortes Gottes führte. Vor ihm ist der bis dahin so starke und unüberwindliche Bau Herrnhuts morsch zusammengebrochen und die noch stehenden Steine rollen — nun, auch ohne daß man die Hand an sie legt, haltlos über einander hin in ihr Grab. Herrnhut erkannte in ihm sogleich seinen Ueberwinder, und Windekilde wünschte, sobald er losbrach, die Zeiten des Rationalismus von Herzen zurück. Sellheim stand mit seiner ganzen Seele in diesem Kreise, sog mit einer *Bienenemsigkeit* reichsten Honig aus demselben und

blieb ihm treu bis an sein Lebensende. Von ihm aus verwuchs er zu innigster Gemeinschaft mit allen seinen Sprengelsbrüdern, durch ihn wurde er getragen auf die Synode, auf der die Einigkeit des Werroschen Sprengels fast sprüchwörtlich geworden ist, von ihm aus trug er Altes und Neues heim in sein Haus und seine Gemeinde. Aber ich bescheide mich auch hier, das Leben und Wirken des Christianischen Kreises auszumalen, und überlasse das wieder geschickteren Händen, als die meinen sind, von Herzen wünschend, es mögen sich bald solche Hände finden.

Im Sommer 1857 wurde Sellheim von einem gastrischen, mit einer Lungenentzündung verbundenen Fieber ergriffen, und genas nun nicht mehr völlig, obgleich Gott die Mittel, die sein jüngster Sohn erster Ehe, der Dr. Konrad Sellheim anwandte, so weit segnete, daß er seiner gewohnten lieben Wirksamkeit in Haus und Gemeinde wieder einige Monate hindurch obliegen, auch noch eine Fahrt nach dem lieben Dorpat und Ringen machen und seine Freunde, namentlich auch Christiani nochmals besuchen konnte. Aber am 15. November wiederholte sich nach einer Beichtfahrt in's Dorf die Entzündung der schon so vielfach angegriffenen Lunge und warf Sellheim von Neuem auf's Krankenlager hin. Noch einmal erhob er sich von demselben am Sonntage, den 17. November, um seinen zur Communion gekommenen Gemeindegliedern — etwa 200 an der Zahl — in seinem Hause das heilige Abendmahl zu reichen, mußte sich aber alsbald wieder zu Bette legen, und stand nun aus demselben nicht mehr auf. Weder seines Sohnes, noch der aus Walk herbeigerufenen Aerzte, der Doctoren Grewingk und Koch, Mittel schlugen mehr an. Er sah sein Stündlein herankommen und schickte sich zum Sterben an. Am 20. Mittags empfing

er sammt den Seinigen aus der Hand seines langjährigen treuen Freundes, des Anzenschen Pastors Gutglück händen das heilige Abendmahl zu herzlicher Stärkung gegen die Schrecken des Todes. Innigst dankte er Gott und darnach dem theuren Amtsbruder für diese heilsame Gabe, nahm von den Seinen Abschied, sprach ergeben in Gottes Willen: „Was Gott thut, das ist wohl gethan!" und hörte bald darnach zu athmen auf. Es war um die Mittagszeit gegen den Abend hin. Er hatte den hellen Tag des rechten einigen Glaubens gesehen und seine Sehnsucht war erfüllt und gestillt, nun rief der Herr seinen Knecht ab, und der Knecht ging gern, auch dafür noch dankend, daß er bis an sein Ende das köstliche Werk des Bischofsamtes hatte treiben können. — Herzlich leid that es seinen Amtsbrüdern, daß seine Beerdigung um einer aus Petersburg herbeigeeilten Söhne willen früher, als es beabsichtigt war, und zu einer Zeit, wo ihrer viele nicht nach Sagnitz hin konnten, vollzogen wurde, und innigst bedauere ich's, daß ich diesen Nekrolog nicht mit den Worten schließen kann, die Pastor Schwartz von Pölwe seinem Universitätsfreunde nachrief. Es waren das überaus schlichte und wahre, innige und warme Worte, die Allen zu Herzen gingen. Sie wurden mir allerdings auf eine Bitte von Schwartz zugesandt, von mir aber wieder Sellheim's langjährigem Freunde Hollmann von Lange gegeben. Dieser wollte seines Freundes Sellheim Nekrolog schreiben und wäre der rechte Mann dazu gewesen, weit mehr als ich, aber bevor er dazu kam bei seinen vielen Amtsgeschäften in seiner großen Gemeinde, rief der Herr auch ihn ab. Nun, was Schwartz sprach von Sellheim's seltener, zu christlicher Demuth verklärten Bescheidenheit, das steht Allen, die Sellheim je kennen lern-

ten, in's Herz geschrieben und sie Alle bitten gewiß den Herrn, er wolle in Gnaden Sellheim's Bescheidenheit auf den Werroschen Sprengel, ja auf das livländische Ministerium fort und fort vererben lassen, auf daß Gott bei uns nicht den Hoffährtigen widerstreben müsse, sondern den Demüthigen Gnade geben könne, und auf daß Gottes Werk mit dem hohen Muthe und der intensiven Kraft der Demuth bei uns und von uns gewirkt werden möge, so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann. (Fortsetzung folgt.)

3.

Geschlossene Parochieen oder freie Beichtkreise?

Von

Bischof Dr. C. C. Ulmann.

In den Städten Rußlands, in welchen es mehrere Kirchen und mehrere Pastoren evangelisch-lutherischen Bekenntnisses giebt, ist bekanntlich jetzt der Beichtkreis ein freier, d. h. es steht jedem Gliede unserer Kirche frei, sich zu der Kirche zu halten und den Pastor zu seinem Beichtvater zu wählen, die ihm zusagen. Es wird, wenn Jemand schon an demselben Orte einen Beichtvater hatte, und nun einen andern wählt, nur eben die Anzeige seines Ueberganges bei dem frühern und das Beibringen eines Parochial-Scheines von demselben verlangt. Wenn aber ein Prediger in derselben Stadt an eine andere Kirche versetzt wird, so folgt ihm gewöhnlich sein ganzer Beichtkreis. Nur Einzelne haben wohl zu einer Kirche eine *solche* Zuneigung gefaßt, daß sie in solchem Falle an der

frühern Kirche bleiben und einem an derselben angestellten Pastor sich zuwenden.

Es ist früher nicht so gewesen, ist auch jetzt nicht allenthalben so im Auslande. Früher gab es allenthalben und jetzt giebt es noch an manchen Orten des Auslandes auch in den Städten geschlossene Parochieen. Die Oertlichkeit der Wohnung bestimmt es in solchen geschlossenen Parochieen, welcher Kirche der Stadt eine Person assignirt ist, welcher Gemeinde sie angehört. Sie mag allerdings den Gottesdienst jeder andern Kirche auch besuchen, aber für alle Parochial-Handlungen und Verhältnisse hat sie sich zu der Kirche und an den Pfarrer der Kirche zu halten, zu welcher ihre Wohnung gehört. Finden besondere Gründe Statt, welche sie zu dem Wunsche bewegen, sich den Pastor einer andern Gemeinde zum Beichtvater zu wählen, so kann das gewöhnlich nicht ohne Genehmigung der kirchlichen Obrigkeit geschehn, geschieht aber auch mit bloßer Einwilligung des Pastors, zu dessen Parochie sie eigentlich gehört.

Man ist jetzt so sehr an das System der freien Beichtkreise bei uns gewöhnt, daß man geschlossene Parochieen von vornherein für unzweckmäßig hält, ja daß wohl sonst kirchlich gesinnte Gemeindeglieder sich durch den Gedanken empört fühlen, sie sollten nicht die Freiheit haben, sich ihren Beichtvater nach Belieben zu wählen, sollten durch die Lage ihrer Wohnung gezwungen sein, sich einer bestimmten Gemeinde angehörig zu wissen. Sie werden sogar meinen, daß Umkehr zu dem früheren Verhältnisse nothwendig einen Verfall des religiösen und kirchlichen Sinnes nach sich ziehen müsse. Es beruht das aber schwerlich auf klaren und richtigen Vorstellungen von dem, worum es sich hier *eigentlich handelt*. Sehen wir es näher an.

Es tritt zuvörderst klar genug hervor, daß geschlossene Gemeinden mehr das Princip der Stätigkeit, freie Beichtkreise mehr das der Beweglichkeit zur Grundlage haben. Nun wollen wir keinesweges einem oder dem andern Principe allein eine Berechtigung zusprechen, aber so viel ist doch im Allgemeinen gewiß, daß Beweglichkeit nur dann frommt, wenn sie sichern Grund und Halt, wenn sie festes Ziel und rechte Richtung hat, daß Stätigkeit nur dann vom Uebel ist, wenn sie Bewegung ausschließt und Stillstand involvirt. Das Subject, um das es sich in unserer Frage handelt, ist die kirchliche Gemeinde. In den geschlossenen Parochieen ist darum ihre Stätigkeit mehr ausgesprochen, als da die Gemeinde durch Gebundensein an eine bestimmte Kirche und deren Pastor und Administration nicht allein das allgemeine Fundament in Bekenntniß, Cultus und Verfassung ihrer Kirche, sondern auch ein besonderes bleibendes Fundament für sich als besondere Gemeinde durch ihre besondere Geschichte und durch an die Oertlichkeit wie an die Geschichte sich knüpfende mehr oder weniger bleibende Institutionen und Interessen hat. Eine solche Gemeinde kann ja neben ihrer Kirche auch zu ihr seit Alters gehörige oder neu gestiftete aber doch stetig ihr bleibende Waisen-, Armen-, Kranken-Häuser oder andere Institute der innern Mission, sie kann besondere Berechtigungen und Gewohnheiten haben, — sie steht in einem vollkommen geordneten stetigen Verhältnisse zur Gesammtkirche, — hat eine bestimmt ihr zugetheilte Aufgabe in derselben. Nun pflegen allerdings auch da, wo die Beichtkreise frei sind, solche kirchliche Institute größtentheils unabhängig von dem jedesmaligen Prediger einer bestimmten Kirche und der zu ihr sich haltenden Gemeinde anzugehören. Aber eben weil diese Gemeinde eine wech-

meinde ist, da sie zum Prediger sich hält, nicht zur Kirche, daher, wenn der Prediger zu einer andern Kirche übergeht, ihm folgt, oder wenn er stirbt, zum großen Theile sich zerstreut und andern Kirchen, weil andern Predigern, sich zuwendet, so ist auch das Interesse für solche Institutionen ein schwaches. In unsern Ostsee-Provinzen ist es nicht ungewöhnlich, daß auch die Institutionen, die ganz eigentlich einer bestimmten Kirche angehören, nicht von der Gemeinde aus verwaltet werden, sondern von Gliedern der Magistrate und bürgerlichen Corporationen (Gilden), daß nicht einmal die Prediger mit dazu gezogen werden, wenigstens nicht mit dazu brauchen gezogen zu werden. Abgesehn nun von der Frage, ob wir es für gut und segensreich halten dürfen, daß kirchliche Institute staatlich verwaltet werden, — eine Frage, deren Beantwortung hieher nicht gehört, — ist es jedenfalls nimmer gut, wenn das Interesse der Gemeinde für sie geschwächt wird. Die Erfahrung lehrt's wohl unzweifelhaft, daß die Betheiligung in solchem Falle höchstens darin besteht, daß man seinen Beitrag giebt für Armen- und Kranken-Versorgung u. dgl. überhaupt, aber nicht darin, daß man eine solche Anstalt als die betrachtet, für die man eben als Gemeindeglied insbesondere zu sorgen hat, daß man an ihrem Gedeihen, an ihrer Entwickelung, Vervollständigung Theil nimmt als an etwas, das einem besonders an's Herz gelegt ist. In Riga z. B. giebt es gewiß nur Wenige, die sich als Gemeindeglieder der Petri-Kirche oder der Dom-Kirche u. s. w. betrachten, sondern sie sehen sich an als Gemeindeglieder von dem oder jenem Pastor und Mancher ist seinem Pastor von der Dom-Kirche an die Petri-Kirche, dann wieder zurück an die Dom-Kirche und endlich wieder an die Petri-Kirche gefolgt. Es kann aber

auch vorkommen, daß einer und der andre zu drei verschiedenen Kirchen an demselben Orte lebend gehört hat. Kann da ein wahres stetiges Gemeinde-Interesse sich bilden [1].

Wer es weiß, wie leicht in Städten, wo geschlossene Parochieen sich finden, kirchliche Armen-Pflege z. B. sich hat einrichten und durchführen lassen, und mit welchem Segen, in welchem Umfange sie gewirkt hat, und damit vergleicht, mit welchen Schwierigkeiten man in dieser Hinsicht bei freien Beichtkreisen zu kämpfen hat, wie es da beim besten Willen damit nicht vorwärts geht und etwas wahrhaft Durchgreifendes zu erreichen fast unmöglich erscheint, — der mag an dem Einen allein ermessen, was es auf sich hat mit dem Unterschiede zwischen geschlossenen Gemeinden und freien Beichtkreisen. Und ist es anders mit jedem andern Institute der innern Mission? —

In unsern größern Städten, wo freie Beichtkreise Sitte sind, giebt es allenthalben eine große Anzahl Menschen, die den Prediger aber gar nicht nöthig zu haben meinen, die sich zu keinem derselben halten. Wer kümmert sich um die? Wer hat das Recht und die Pflicht dazu? — Nun kommt's doch vor, daß einmal ein Kind getauft werden muß. Da wendet sich denn der Vater an den vielbeschäftigtesten Prediger vielleicht, der bisher nichts von ihm gewußt hat. Er lügt ihm irgend etwas vor, — er ist vor nicht langer Zeit erst an den Ort gekommen, —

---

[1]) Man wird uns wohl einwenden: in Petersburg und Moskau sei's in dieser Hinsicht nicht so, als in Riga. — Zugegeben! — Aber will man nicht in Anschlag bringen, daß in Petersburg und Moskau wiederum unglaublich viel Zeit dadurch verschwendet wird, daß die Parochieen nicht local geordnet sind? — Da muß der Pastor sein Gemeindeglied viele Werste weit in der Nähe des andern Pastors aufsuchen.

er ist vielleicht schon länger da, hat sich aber bis jetzt noch bei keinem Prediger melden können, — oder der Pastor, zu dem er sich bisher gehalten, ist ja gestorben. Ein Pastoral-Zeugniß wird verlangt. Aber er ist ja weit weit hergekommen, vielleicht ein Ausländer, man muß sich mit ein Paar Zeugen begnügen — die finden sich schon —, welche seine und seiner Frau Hingehörigkeit zur lutherischen Kirche bezeugen. Das Kind wird getauft, der Vater nöthigenfalls ermahnt, — aber in Jahren zeigt er sich nicht wieder und — das Aufsuchen ist auch schwer. — Es meldet sich auch ein solcher einmal zum Abendmahle, und dann verschwindet er wieder für Jahre aus dem Gesichtskreise des Predigers. — Wie manche aber — Unverheirathete namentlich beiderlei Geschlechts — gehen allen Predigern ganz unbekannt Jahrelang dahin. Ist es denn so selten in größern Städten, daß sich Leute von 20 Jahren finden, die noch nicht confirmirt sind? Und wenn auch selten, kommt's nicht selbst vor, daß sich solche finden, deren Taufe sich nicht nachweisen läßt? Könnte, dürfte dergleichen da vorkommen, wo es local geschlossene Gemeinden giebt, wo ein jeder Einzelne weiß, wem er zugewiesen ist, und ein jeder Prediger weiß, wo er die zu suchen und zu finden hat, die ihm von Amts wegen auf die Seele gebunden sind? —

Wenn jetzt Leute in eine Stadt ziehn, die keineswegs zu den Indifferenten gehören, dann entsteht die Frage, zu welchem Prediger sich halten? — Die Frage fällt ganz weg, wenn's in ein Landkirchspiel geht, oder in eine Stadt, die nur einen Prediger hat. Es bedarf da keiner subjectiven Entscheidung, man ist von Gott eben dem und keinem andern zugewiesen. Abgesehn davon, daß damit Manchem *gradezu eine Last*, eine schwere Entscheidung ab-

genommen wird, wer weiß es denn nicht, welch' ein mäch-
tiges Motiv für Zufriedenheit und Sichwohlfühlen eben
darin liegt, daß man sich sagen kann: es ist vom Herrn
so bestimmt — ? Es ist ja sehr wohl möglich, daß man
an dem Manne, der das Amt verwaltet, Manches auszu-
setzen hat, Manches anders wünschte, — aber ist er eben
nur kein Unwürdiger, darf man das Amt in ihm nur ach-
ten, so stört das darum doch noch nicht das Verhältniß
des Gemeindegliedes zum Gemeindehirten. Es bildet sich
da jedenfalls leichter in dem Bewußtsein der Zueinander-
gehörigkeit ein bestimmtes Verhältniß aus. Und Gemein-
deglieder, die man in Wahrheit so nennen darf, die zu
beten verstehn, die haben wohl eher schon den Pastor mehr
und mehr zu dem gemacht, was er sein soll. — Aber wie
nun die Leute, welche zur Stadt kommen, sich für einen
oder den andern Prediger entscheiden sollen, wie pflegen
sie sich zu entscheiden? — Die Mehrzahl fällt wohl dem
renommirtesten — man verzeihe uns den Ausdruck, denn
er ist hier passend — zu, dem, der ohne dieß schon den
größten Beichtkreis hat, ohne dieß schon nicht im Stande
ist, die große Zahl der ihm Angehörigen zu übersehn, sie
irgend genügend zu versorgen. Sie besuchen denn seine
Predigten, er verrichtet, ohne sich bei ihnen aufhalten zu
können, an und in ihrem Hause die nöthigen Amtshand-
lungen, — und das ist eben Alles, sehr selten nur treten
sie einander näher. Es liegt ja auch weiter wenig vor,
das sie in Berührung mit einander bringt. Allerdings
ist's an den Orten noch in dieser Hinsicht besser, wo die
äußern kirchlichen Angelegenheiten durch Erwählte der Ge-
meinde selbst verwaltet werden (Kirchenräthe u. s. w.);
wo aber gar die kirchlichen Administrationen staatlich ge-
ordnet sind, nicht aus der Gemeinde selbst erwachsen, da

selbst die Prediger daran keinen Antheil haben, da hört das Gemeinde-Interesse und damit auch die nähere Beziehung zum Prediger vollends auf.

Haben wir bisher die Uebelstände des freien Beichtkreises in Bezug auf die Gemeindeglieder und die Bildung des Gemeinde-Verhältnisses betrachtet, steht es etwa besser mit dem Einflusse, den die Freiheit des Beichtkreises auf die Geistlichen selber hat? — Wo möglich, noch viel schlimmer.

Der in solchen Städten neuangestellte Prediger hat für's Erste gar keinen Beichtkreis, oder es ist wenigstens sehr fraglich, wer und wie viele sich zu ihm halten werden. Es hängt von dem Beifalle, den er gewinnt, ab, ob und wie viele sich ihm anschließen. Daß das eine gefährliche, gar nicht leicht zu überwindende Versuchung abgiebt, das wird nur der abzuläugnen vermögen, der das Menschenherz oder sich selber gar wenig kennt. Wir wagen zu behaupten, daß nur sehr Wenige ganz unbefleckt aus dem Kampfe mit dieser Versuchung hervorgegangen sind. Der Wunsch, eine Gemeinde zu haben, ist für Jeden, der ein wahrer Geistlicher ist (Pastor wird er erst durch eine Gemeinde), ein unabweislicher, es verbindet sich da der Wunsch Beifall zu haben mit dem Besten, was in ihm lebt, und Satan weiß gar schöne Vorspiegelungen zu machen und Rechtfertigungen für das, was doch nicht aus dem Geiste, sondern aus dem Fleische kommt, weiß zu allerlei Connivenz, Menschengefälligkeit, ja zu Kunstgriffen zu verführen. Und wie schlimm wirkt Schwäche in dieser Hinsicht nach! Wie hat sie auf die ganze Amtsführung, auf das künftige Verhältniß zur Gemeinde, auf das Bestreben, die sich zu erhalten, die man einmal gewonnen hat, Einfluß!

Der Geistliche, dem mit seinem Eintritte in's Amt auch eine bestimmte Gemeinde zugewiesen ist, der muß Pastor sein vom ersten Augenblicke an. Er hat ein bestimmtes geistliches Arbeitsfeld. Ihm und keinem andern sind die Seelen befohlen, die zu der Gemeinde gehören, er hat für sie zu verantworten. Er steht sofort zu ihnen im pfarramtlichen Verhältnisse. Der neuberufene Prediger in Städten mit freiem Beichtkreise hat für's Erste nur an bestimmten Tagen zu predigen, für Leute zu predigen, die er noch nicht kennt, zu denen er auch in pfarramtlicher Beziehung nicht steht, mit denen er als Geistlicher nicht in Berührung kommt. Er muß andre Arbeit haben und suchen, gewöhnlich Unterricht in Schulen. Er tritt in Geschäfts-Verbindungen und in gesellschaftliche Verbindungen, die aber durch sein Amt auf keine Weise bedingt zu sein brauchen und sehr oft dadurch nicht bedingt sind. Kann das ohne Einfluß auf ihn, auf seine künftige Stellung denselben Leuten gegenüber, wenn sie nun zu seinem Beichtkreise gehören, bleiben. Ja bringt's ihn nicht vielleicht überhaupt in Lebens-Gewohnheiten und in Verbindungen, die mehr oder weniger störend, hindernd werden für das rechte wünschenswerthe Verhältniß des Pastors zu Gemeindegliedern? —

Aber, wenn nun auch allmählich sich ein größerer Beichtkreis um ihn sammelt, hat er darum eine wahre rechte Gemeinde? Gewiß, in dem Sinne nicht, wie der Pastor, der eine geschlossene Parochie hat. Es fehlen die gemeinschaftlichen Interessen, es fehlt der sichere Bestand. Der Prediger kömmt viel weniger zu dem Bewußtsein: eben diese sind es, die der Herr Dir befohlen und auf die Seele gebunden hat. Heute sind sie da, morgen vielleicht *nicht mehr*. Jahr und Tag vergeht, ohne daß irgend ei-

was sie mit dem Geistlichen in Berührung bringt. Geistliche Hausbesuche machen sich da weit schwerer, wo der freie Wille irgend Jemand zum Beichtkinde dieses oder jenes Pastors macht, als wo er durch kirchliche Ordnung ihm ein für alle Mal zugewiesen ist. Und dieß Freiwilligkeits-Princip hat Einfluß auf das ganze Verhältniß. „Der Pastor hat sich um mich nicht anders zu kümmern, als wenn ich ihn dazu auffordere,“ — der Gedanke ist mithin herrschend in diesen Kreisen. Man mag's anstellen, wie man will, — man hat in solchem Verhältnisse auch nicht den Muth, nicht die Freudigkeit, sein seelsorgerisch' Amt an denen zu üben, die also zu uns stehn, denen gegenüber man sich nicht auf den sichern Grund stellen kann: du magst's wollen oder nicht, du bist mir nun einmal zur Seelsorge übergeben. — Und wenn's nun eben grade die Besten und Treusten recht schmerzlich fühlen, daß sie keine eigentliche Gemeinde haben, — was geschieht da nicht selten? — Sie sammeln einen Kreis sich ihnen näher Anschließender um sich und leben nun priesterlich und seelsorgerisch für diesen Vorzugsweise, — während sie für die andern nur da sind, um seiner Zeit zu taufen, zu confirmiren, zu copuliren, das Abendmahl zu verreichen, zu begraben. Da bilden sich nur zu leicht abgeschlossene Kreise, Conventikel, mit all dem Uebel, das sie in ihrem Gefolge zu haben pflegen. Wir wollen ja nicht läugnen, daß solches Zusammenschließen lebendiger Glieder der Kirche innerhalb der Gemeinde zu Zeiten herrschender Erstorbenheit eben so nothwendig als wohlthätig sein kann, aber da darf die Entstehung solcher Vereine auch nur aus dem Bedürfniß der christlichen Lebensbethätigung hervorgehn, dem anderweitig nicht genügt werden kann. Ist's aber nicht schon eine Verkehrtheit in dem Gemeinde-Verhältnisse, wenn der Pastor das Leben, das in ihm ist, nicht anders zu bethätigen vermag als in Kreisen, die sich von der übrigen Gemeinde mehr oder weniger abschließen? Wenn er grade da, wo seine Leben wirkende Thätigkeit am nöthigsten ist, wenig oder nichts zu thun vermag und sich auf die beschränken muß, die der besonderen Seelenpflege viel weniger bedürfen? —

Betrachten wir nun noch das Verhältniß der Prediger zu einander, wo die freien Beichtkreise herrschen. Gewiß ist es ein sehr gutes Zeichen für den Geist unserer Prediger, daß wir da im Ganzen nur wenig von Conflic-

ten und Aergernissen hören. Aber es fehlt daran doch nicht und hat ihrer bisweilen recht schlimme gegeben. Und auch der am strengsten am Gesetze sich haltende, discreteste und bescheidenste Pastor kommt nicht selten in bittere Verlegenheit und weiß sich kaum zu helfen, wenn er weder dem Amtsbruder zu nahe treten, noch dem Gemeindegliede wehe thun möchte, oder wenn der Amtsbruder klares Unrecht — vielleicht wiederholt — begeht, und er doch ihn nicht verklagen, mit ihm nicht processiren will in geistlichen Dingen, die geistlich gerichtet sein wollen, oder gar um das Mein und Dein. Es ist schlimm mit den Versuchungen, in die da Viele gerathen, schlimm mit dem Unrecht, das ungerügt geschieht, schlimm mit dem Aergernisse, das gegeben wird, wenn's zu Streit und Processen kommt. Dergleichen hat der Würde und dem Ansehn des geistlichen Standes bedeutend geschadet und das gesegnete Zusammenleben und Zusammenwirken der Pastoren hat dadurch wahrlich nicht gewonnen.

Und bringt's den Gemeindegliedern keinen Schaden, wenn's ihnen so leicht gemacht ist, von dem Pastor, der ihnen irgendwie unbequem ist, sich sofort loszusagen, trotzig ihren Communion-Schein zu verlangen und zu einem andern überzugehn? Uns dünkt, sehr großen und bedeutenden. Es hat wahrlich nicht so schlimmen Einfluß, wenn ein Gemeindeglied den ihm lästigen Pastor unsanft zum Hause hinausweiset und doch von ihm nicht loskommt, sondern zu andrer Zeit ihn anhören muß, als wenn er mit der größesten Höflichkeit sagt: wir passen für einander nicht, — leben Sie wohl! — Diese Leichtigkeit, sich allem möglichen geistlichen Einflusse zu entziehn, wie sie jetzt Statt findet, sie könnte wahrlich in dem Maaße nicht Statt haben, wenn wir geschlossene Parochieen hätten.

Man bedenke auch Folgendes noch! — Wenn jetzt in einer Stadt ein Prediger sich findet, der den Weltkindern sanfte thut, ihnen das Christenthum nach ihrem Sinne mundrecht macht, wenn ein anderer pietistischen Richtungen huldigt, so sammeln sich die Weltkinder um den einen, die Pietisten um den andern, — sie bestärken und verhärten sich in ihren Richtungen und das nicht allein unter einander, sondern ihr Beifall und ihre Umgebung hat auch auf die Prediger selber den Einfluß, daß sie sich sicher und im Rechte dünken und Besseres nicht an sich kommen lassen. Kann das so auch bei geschlossenen Parochieen geschehen? —

da kommen von dem kirchlich gesinnten Prediger die Weltkinder und Pietisten, die sich in seiner Parochie befinden, nicht los, da kommt der rationalistische, der pietistische Prediger von den anders gesinnten Gemeindegliedern nicht los, und es ist die Frage, was häufiger Statt gefunden hat, daß ein kirchlich gesinnter Prediger eine rationalistische Gemeinde, oder daß kirchlich gesinnte Gemeindeglieder einen rationalistischen Prediger bekehrt haben.

Wir wissen nun wohl, man wird uns vorwerfen, wir hätten den freien Beichtkreisen Schlimmes nachgesagt, das sich auch in geschlossenen Parochieen finde und wir hätten das Guten geschwiegen, das sich eben nur in freien Beichtkreisen finden könne.

Man wird uns von vorneherein sagen: geschlossene Parochieen in Städten, wo die meisten Gemeindeglieder nicht Hausbesitzer, sondern zur Miethe Wohnende seien und als solche öfter ihren Wohnort wechselten, aus einem Stadttheile in den andern zögen, würden leicht zum Wechsel des Beichtvaters noch öfter Veranlassung geben, als freie Beichtkreise. Das ist allerdings möglich. Indeß wird doch einentheils bei jeder Kirche ein bestimmter Stamm der Gemeinde und eine angemessene Gliederzahl bleiben und werden dadurch Gemeinde-Verhältniß und Gemeinde-Institutionen gesichert, anderntheils liegt das Schlimme nicht so sehr in dem Wechsel des Beichtvaters an und für sich, als in der Willkühr der Wahl und des Wechsels. Und dann: wer in so innigem Verhältnisse zu einem Beichtvater, einer Kirche, einer Gemeinde steht, daß ihm der Wechsel schwer wird, der sucht ja wohl auch die neue Wohnung in demselben Bezirke wieder zu gewinnen, wenn er die frühere verlassen muß, und es kann ja überhaupt nicht die Meinung sein, die locale Abgränzung müsse eine solche zwingende sein, daß ein berechtigter Wunsch, bei einer liebgewordenen Kirche zu bleiben, nicht sollte berücksichtigt werden können.

Was das Schlimme betrifft, das wir den freien Beichtkreisen nachgesagt, so wissen wir sehr wohl, daß der eigentliche Grund tiefer liegt und anders wo, als nur in dem äußern Verhältnisse, das durch die Freiheit des Beichtkreises bedingt ist, wir glauben aber auch in dem Vorhergehenden eben das ausgeführt zu haben, daß das Unrechte und *Sündliche in den Gemeinde*-Verhältnissen viel mehr

Halt und Förderung findet in der Ordnung oder l
nung freier Beichtkreise, als in geschlossenen Paroch:

Was ist denn aber das Gute, das die freien !
kreise gegenüber geschlossenen Parochieen bieten? —
vermögen durchaus nur Eines zu finden, das als e
ches Gute hervorgehoben wird und hervorgehoben !
kann: man behauptet, es bilde sich ein viel wahre
nigeres Verhältniß des Gemeindegliedes zum Beic
aus, und damit ein viel größeres Interesse an Kird
Gottesdienst, wenn ein jeder den zu seinem Pastor
kann, der ihn eben am meisten anzieht. — Wir sin
wahrlich nicht solche Schreier für die sogenannte L
vität, daß wir nicht der Subjectivität ihr Recht zug
wollten, aber wir müssen doch gegen jene Beha
einwenden, daß uns das subjective Interesse an de
jectivität des Pastors keinesweges sehr nahe mit den
ren Interesse an Kirche und Gottesdienst zusammen
gen scheint. Was sind denn das doch oft, sehr
Gründe, die das Wohlgefallen an einem Pastor l
rufen! Was sind's für Kriterien, wonach sie ein
über seine Trefflichkeit oder Tauglichkeit fällen![1])
sehen wir davon ab, so ist ja Jedem unverwehrt,
Kirche zu besuchen, dessen Predigten ihn am meis
freuen, unverwehrt, sich von dem seelsorgerisch b
zu lassen, zu dem er das meiste Vertrauen hat, oh
darum von seiner Gemeinde loszusagen. Wer ab
Segen des Sacramentes von dem begleitenden Wo
Predigers abhängig macht, der steht doch offenba
auf dem richtigen kirchlichen Standpunkte. Wir
gern zu, daß es Störungen in der Andacht, in d
bauung geben kann durch den Mangel an Weihe,
die Mattherzigkeit und Glaubenslosigkeit bei dem die
handlung verrichtenden Prediger, aber wir meine
Fälle solcher Art, die wirklich störend werden für
rechter Gesinnung zur Amtshandlung Hinzutretende
zu den seltneren gehören, und können es in solchen

---

[1]) Referent hörte einmal aus dem Munde eines hochgestellt
nes: „in unserer protestantischen Kirche ist die Haupt
guter Redner" (ipsissima verba). Wie sehr der weibli
der Gemeinde oft von der Jugend, der Wohlgestalt, der
Stimme des Predigers angezogen wird, ist bekannt genu
dergleichen giebt's mancherlei!

ıgs nicht verübeln, wenn man sich einen andern
ater sucht. Ist's ja doch überhaupt unsere Mei-
icht, daß bei geschlossenen Parochieen es durchaus
:t sein soll, sich zu einem andern Pastor zu halten.
rlangen nur eben Feststellung von vorneherein, wen
ı bedienen, zu wem sich jeder zu halten hat.
underlich ist's doch, daß Niemand darin einen un-
n Zwang sieht, wenn er in einem Landkirchspiele
:stimmten geschlossenen Gemeinde angehört, ob auch
stor der benachbarten Gemeinde ihm viel besser ge-
- in der Stadt aber soll's ein unleidlicher Zwang
h nicht zu einer oder der andern Kirche, zu einem
m andern Pastor halten zu können. Es dünkt uns
:reiheits=Streben nicht aus dem Geiste, sondern aus
eische hervorzugehn. Will man hier etwa einen
ied zwischen dem Bedürfnisse der Gebildeten und
gebildeten machen? — Gewiß mit Unrecht! Das
Freiheitsgelüsten findet sich bei den Ungebildeten in
ädten vielleicht mehr noch als bei den Gebildeten
: Zufriedenheit mit dem sogenannten Zwange, der
hlossenen Parochieen Statt haben soll, wird sich
nur bei den wahrhaft kirchlich Gesinnten finden,
el ob sie den Gebildeten oder den Ungebildeten an-
l.

ellich jetzt statt der freien Beichtkreise geschlossene
ieen einzuführen, das dürfte eine sehr schwere Auf-
in. Wir machen uns für's Erste an sie nicht, son-
ürden uns schon freuen, wenigstens unter den
hen die Ueberzeugung hervorgerufen oder befestigt
:n, daß die freien Beichtkreise ein Uebelstand sind,
zuhelfen Noth thut. — Nach unserer Ueberzeugung
wir bei freien Beichtkreisen nie auf die Bildung
Gemeinden und rechter christlicher Gemeinde=Ord-
offen, und doch giebt's keine Sicherheit des Bestandes
r rechten Entwickelung der evangelischen Kirche ohne
emeinde=Ordnung. Dazu helfe uns der Herr all-
en!

II.

Zur Literatur.

1) Das in anerkennenswerther Pietät geschriebene „Lebensbild" des ehrwürdigen im J. 1853 verstorbenen Pastors zu Torma und Propst des Dörptschen Sprengels in Livland, Ed. Joh. Assmuth (der Verf. hat sich nicht genannt und ist mir bis jetzt auch unbekannt geblieben), wollte ich hier in einer näher eingehenden Anzeige besprechen, hauptsächlich, um die Leser dieses Blattes zu veranlassen, das Buch zu beachten, da es in mehrfacher Beziehung namentlich in unsern Kreisen, wo ähnliche Darstellungen nicht gerade häufig sind, eine aufmerksame Lectüre verdient. Da aber dieser eine Hauptzweck schon durch eine anderweitige Besprechung erreicht ist, und gewiß Viele auch in Folge derselben hoffentlich zu dem Entschluß gekommen sein werden, das Buch sich zu beschaffen, so dürfte ein weiteres Wort unnütz sein, indem die Zahl der literarischen Producte, die erscheinen und nicht zu den vergessenen und zu übersehenen zu stellen sind, unaufhörlich wächst, so daß jede Verabsäumung das Nachholen schwieriger macht. Indeß ist dabei ein Umstand, der beruhigt, nämlich dieser: bei der enormen Menge von „Schriftstellern", deren sich unsere Zeit erfreut, und die in den nächsten Decennien kaum abnehmen wird, ist eine förmliche Jagd nach Gedanken im Gange. Hat Einer also etwas ausgebrütet, noch so still und verborgen, es wird aufgestöbert, und wenn der Vater seines unbeachteten Kindleins auch meint, es sei vergessen, es wird doch, wenn es nur irgend etwas ist, verwerthet und kommt dann, wenn auch in einer andern Gestalt, an's Licht. Ein Körnlein Wahrheit wird da oft zu einem ganzen dicken Buche aufgeblasen, oder umgekehrt, aus einem ganzen Wolkengebilde und Conglomerat von zufälligen Beigaben die relative Berechtigung einer Quintessenz herausgeschlagen. Es fliegen so unendlich viele richtige und treffende Gedanken auf allen Gebieten der Wissenschaft in der Literatur umher, daß man zuletzt gar nicht mehr im Stande ist, anzugeben, wer eigentlich ihr ursprünglicher Erzeuger gewesen ist, sie cursiren, wie baare Münze, so daß der letzte Besitzer wol gar

ꝛs naiv auf den schmeichelhaften Einfall kommt, er
s Genie gewesen. Der beste Trost bei solcher Sach-
leibt, daß man zuweilen die merkwürdige und in der
nteressante Entdeckung macht, bei Manchem assertori-
eductionen zu finden, bei dem das grade Gegentheil
or Kurzem etwas ganz geläufiges war. Der Ge-
hat einen neuen Besitzer gefunden, weiter nichts.
st unendlich schwer zu sagen, was das Facit eigen-
enen, selbständigen Nachdenkens, und was von Außen
rch die „Zeitströmung" nur beigebracht ist, und et-
anz anderes mit anderer Zeitströmung geworden wäre.
Wie gesagt, es ist ziemlich überflüssig, noch ein Wort
mpfehlung der Biographie des mit Liebe und ver-
Achtung dargestellten Assmuth hinzuzufügen. Sie
ns in ansprechender Weise nicht blos, wer und was
wesen, sondern auch wie er ein solcher geworden
dem zugleich die ganze Zeitentwickelung der letzten
hre uns vorgeführt wird, die auch unser Livland in
der Progression durchgelebt hat, in welcher das ein-
Individuum als mitinfluirender oder mitleidender
seine Stellung einnimmt. Sind nach Herder's
ung besonders Biographien namentlich jüngeren Theo-
nicht genug zu empfehlen zur belehrenden Lectüre,
chten grade diesem verdienstlichen Buche recht viele
gewünscht werden, und zwar solche, die selbst an den
und Freuden eines livländischen Landpredigers sich
igen wollen, oder bereits betheiligen. Nur muß im-
ndringlich hinzugefügt werden: man lerne lesen, wie
upt Bücher der Art gelesen sein müssen. Im drit-
bensdecennium liest man freilich anders, als im
, dafür sorgt das betreffende Alter. Ist doch die
die Epoche, in welcher das warme Blut sich so
innehmen läßt, daher denn die s. z. s. zauberhaft
den Potenzen der leicht erregbaren Empfänglichkeit
ber nicht oft genug rufen können: Nicht ich! Nur
indes Nachbeten! Denn kommt der Moment entge-
etzter Strömung, so ist der Abfall massenhaft.
iographien, die eine bestimmte Persönlichkeit mit ih-
sammten Zeitconstellation, soweit diese erforderlich
das Verständniß der Individualität zu vermitteln,
schauung bringen, werden immer die Färbung der
ctivität des Darstellers an sich tragen, es müßte denn
lige Geist selbst sich entschließen, seine göttlichen

Impulse bei der Abfassung allein wirken zu lassen, die Manche auch wirklich sich die Miene geben, allein für ihre Person in Beschlag genommen zu haben. Zeiten und Menschen ganz objectiv darzustellen ist demjenigen, der selbst sich bewußt ist als eine Wirkung bestimmter Zeitverhältnisse, prädisponirter Naturanlagen und eigener Willensentwickelung, nicht möglich. Wir werden bei einem geschichtlichen Referat, und wenn wir auch noch so geschickt die Sachen und Ereignisse allein ohne unser ausgesprochenes Urtheil sich selbst wollen machen lassen, doch in der Anordnung und Gruppirung, in der ganzen Behandlung und Auffassung unsern Beifall oder Tadel mehr oder weniger nicht vorenthalten. Alles Menschliche, das also auf dem Gebiete des Ethischen sich bewegt, wenn es im Thun und Tragen, im Schaffen und Leiden vor dem Blicke des Betrachters sich abbildlich präsentirt, wird das Gemüth mit Freude oder Schmerz, erhebend oder beugend afficiren; und die Ursache solcher Stimmung liegt zum großen Theil in der Hand dessen, der das Geschehene im Bilde reproducirt. Ja, wir machen auch gar nicht einmal die Anforderung an den, der uns Geschehenes erzählt, er solle mit seinem Herzen nicht dabei sein, weil uns nur so die Gewißheit eines sittlichen Interesses verbürgt ist. Nur freilich muß das gewiß sein. Das ist, möchte ich sagen, die Hauptforderung, aber eine unerläßliche, die ich an denjenigen stelle, der irgend ein Zeitgemälde mir vor Augen führt, daß er die Fähigkeit besitzt, sich in die Zeit mit ihren Menschen hineinzuversetzen, zu abstrahiren von dem, was andere Zeiten und Verhältnisse bedingen und verlangen, Maß zu halten in dem Wunsch, die Menschen anders haben zu wollen, als sie in ihrer Umgebung und bei den Eindrücken, die auf sie einwirkten, sein konnten, und doch in ihnen das Tüchtige und Gottgefällige anzuerkennen. In dem Maße, als wir diesen Gerechtigkeitssinn walten lassen, wird unsre geschichtliche Darstellung sich der Objectivität nähern, d. h. wahr sein. Es gibt einen Nationalitätssinn, man hat diesen nicht mit Unrecht dem britischen Inselvolk zugeschrieben, der so stark ist, daß dieser, der eines Volkes Stärke und Vorzug ist, und Grund seiner Größe, auch zugleich als dasjenige erscheint, woran die Sünde sich gestaltet; in Kraft dieses Nationalsinnes wird die Fähigkeit, die eigenthümliche Ausgestaltung fremder Volkspersönlichkeiten gerecht zu würdigen, zurücktreten, wel-

chen Mangel man dem reingermanischen Volksstamm nicht leicht vorwerfen wird, der, wenn irgend einer auf dem Menschen-umwohnten Erdenrund, die Fertigkeit besitzt, sich in fremde Sitten, Sprachen und Gedanken hineinzuleben. Es gibt s. z. s. einen Confessionalitätssinn in der Christenheit, dem es überaus schwer, ja zuletzt unmöglich wird, irgend etwas anderes auf dem Gebiete der religiösen Wahrheit Berechtigtes anzuerkennen und gelten zu lassen, als ein unbedingtes Ja dem absolut ausgesprochenen: So ist es! gegenüber. Der Engländer sieht Alles englisch an (wir denken dabei an den mit Recht gefeierten Macaulay, dessen Lebensbilder eines Clive, Warren Hasting rc. vortrefflich sind, der aber nun aus Friedrich d. Gr. eine Carrikatur gemacht hat, wie ihm das vom Heidelberger Prof. Haeusser gründlich nachgewiesen ist), und der Katholik Alles katholisch u. s. w. Das wird uns vorsichtig machen, wenn wir solche Bücher in die Hand nehmen, damit wir uns nicht verzaubern lassen. Wissen wir aber das einmal, so haben wir das Correctiv, und können dann auch immerhin zu Zeiten den Versuch machen, zu lesen, wie die Sache sich von „jenem Standpunkte" aus ansehen läßt. Der Leser ist gerüstet, er weiß, was er zu erwarten hat, und findet dabei doch noch in der eigenen Kritik, die er anlegt, so viel Mittel, um vor Täuschungen geschützt zu bleiben. Natürlich, wo der Versuch gemacht wird, den individuellen Standpunkt zu durchbrechen, wird's auch nicht an Schwierigkeiten fehlen, und man kommt leicht in die Gefahr, eines „verschwommenen" Standpunktes beschuldigt zu werden. Am Sichersten freilich ist, man verlautbart gar nichts und hüllt seinen Standpunkt in eine feierliche Attitüde. Ohne Gefahr geht's einmal nicht im Reiche Gottes, und Trachten und Suchen ist unser Loos, so lange uns gesagt wird: euer „Wissen ist Stückwerk."

Es gibt also in der Behandlung kirchlich-historischer Stoffe eine Art, in der man Alles auf Einen Leisten spannt, ich erinnere z. B. an Henke's Kirchen-Geschichte, zu seiner Zeit ein vielgebrauchtes, aber auch damals schon höchst unerquickliches, Buch. Daß man, ohne den Standpunkt Henke's zu theilen, in den nämlichen Fehler verfallen kann und verfallen ist, brauche ich nicht durch Beispiele zu erhärten. Indeß unsre Zeit hat in der historischen Auffassungsmethode Fortschritte gemacht; wir sind geneigt, bei Zeitschilderungen eben den Zeiten Rechnung zu tragen.

Aber wir haben uns von Göthe sagen lassen: der Lebende hat Recht! Und auch von Hegel haben wir was gelernt, mehr als sich Mancher bewußt ist. Wir haben uns vielfach vorsagen lassen, daß die Momente der Wahrheit succcessiv erschienen sind, und das Folgende immer die „Ueberwindung" des Vorhergehenden ist, so daß wir gar zu leicht als die Lebenden uns selbst höchst schmeichelhaft die Diagnose stellen, wir ständen am Ziel, darüber hinaus gäbe es nichts mehr, und „unsre" Dogmatik sei mehr, als ein „letzter Versuch", die ewige Wahrheit, die in Christo Fleisch geworden, sprachlich und wissenschaftlich zu fixiren.

Was nun dieses vorliegende „Lebensbild" aus der nächstverflossenen Zeit betrifft, so will ich hier auf Veranlassung desselben zweierlei bemerkt haben, nicht etwa um gegen andere Ansichten zu polemisiren, sondern nur ganz einfach zu constatiren, was man als Wahrheit zu vertreten sich berufen fühlt.

Die beiden Gegenstände, die ich hier kurz berühre, sind erstens die drei Stadien theologisch-religiöser Zeitentwickelung der letzten 50 Jahre, und sodann die Thätigkeit der Herrnhuter in Livland. Von beiden ist in dem Buche viel die Rede, indem nachgewiesen wird, wie der selige L. successiv alle drei Stadien innerlich durchlebt hat und seine ganze Berufsthätigkeit unter dem continuirlichen Einflusse Herrnhuts Form und Richtung nahm.

Wir, die älteren Zeitgenossen, wissen es, denn auch wir haben das alles mit erlebt; ja, es gab eine Zeit des herrschenden „Rationalismus", eine Zeit des sich diesem in Opposition stellenden „Pietismus", und endlich der „gesunden Kirchlichkeit", in der wir „jetzt" stehen. Was es mit diesen drei Worten namentlich in unsern Kreisen auf sich hat, denn die ganze große Zeitbewegung der protestantischen Christenheit hat bei uns nur eben ihren Absenker, mit derjenigen Modification, welche die Localverhältnisse hervorrufen, das sei mir erlaubt, natürlich so, wie ich die Sachen ansehe, anzudeuten.

Das „System" war im „philosophischen" Jahrhundert allmälig unhaltbar geworden; die Voraussetzungen, die stillschweigend als unerschütterliche Axiome des theologischen Denkens galten, litten an Unbrauchbarkeit. Die ewige Substanz der Wahrheit, niedergelegt in heiliger Schrift, welche Umwandlungen hatte sie in ihrem symbolischen, dogmatischen und gemeinde-bildenden Ausdruck im

der Jahrhunderte erfahren! Im 16. war eine neue
n der menschlichen Formen erfolgt; ob eine allent-
iche und für alle Zeit giltige, wird kaum Einer, der
chen kennt, behaupten wollen. Luther und seine
en hatten keine Glaubensgesetze formulirt, sondern
rincipien aufgestellt, nach denen zu verfahren
Daß man Gesetz und Princip verwechselt hat, da-
weder Luther noch sonst wer verantwortlich zu ma-
Ja, daß Vieles aus dem früheren Kirchensystem in
rze der Zeit damals unbesehen provisorisch aufge-
n und verwerthet ward, so gut es eben ging, z. B.
ze kirchliche Verfassungsfrage, die Lehre von den
Dingen ꝛc., hat man schon gründlich nachgewiesen.
Vorfragen, die früher ihre unbezweifelte Antwort
, kamen darauf später zur Sprache, auf Anregung
ilosophie, der ernsten, der es um Wahrheit zu thun
o wie der tendenziösen, die die Ehre der Vernunft
etzte, sich ihrer selbst als potenzirter Bestialität be-
u werden. Was ist überhaupt Religion? Was Of-
ung? Was Geist und was Natur, und was das
tniß zwischen beiden? Was ist das Böse und der
Darauf heute ganz kurz eine einfache Bejahung
langen zu dem § so und so viel irgend eines Bu-
us dem 16. Jahrh., hieße das Bedürfniß des Gei-
al verkennen. Der menschliche Geist steht bislang,
dem Vorkampf der Angehörigen der evangelischen
in einem unausgesetzten Ringen und Suchen be-
die Wahrheit „in Christo erschienen", zur Aneig-
u bringen. Die Bedeutung dieses innern geistigen
es, so wie die Methode desselben, kann freilich ver-
aufgefaßt und behandelt werden; aber, sozusagen
gehalten, ist diese ganze Thätigkeit, worin die
heit auch unsrer Tage sich befindet, keine andere
, daß das Wort vom Vater, der Abglanz der Herr-
der Sohn Gottes, als menschliche Individualität
rt erschienen, sich in der Menschheit verkläre, so
ristus Alles in Allem ist. Ich weiß wohl, daß
h in diesen Ausdrücken nicht immer ausgesprochen
Daß der Werth einer geistigen Richtung nicht nach
genen Versicherung gemessen werden kann, weiß ich
Die Bedeutung der einzelnen Zeitmomente inner-
r Geschichte der Menschheit in ihrer Abhängigkeit
Heilsthatsachen recht und ganz verstehen, dafür

ist Niemand auch in der Gegenwart noch reif, aber gerechter würdigen die verschiedenen Abwandlungen der Zeitläufte, dazu sollten wir doch endlich einmal uns lehren lassen. Der „Rationalismus" am Ende des vorigen Jahrhunderts, begleitet von großen politischen Erschütterungen in den Culturvölkern, welche die wichtigsten Fragen des socialen Lebens unter blutigen Kämpfen und unter dem Spiel entsetzlicher Leidenschaften und abgefeimter Selbstsucht zu einer Erörterung brachten, die oft auf den großartigsten Schlachtfeldern doch keine Erledigung fand, und darum wiederum von Neuem nach Intervallen hervorbrach, jener Rationalismus in unserer evang. Kirche, der oft vielbeklagte und hart angeschuldigte und verdammte, war nichts weiter als eine unvermeidliche Folge unbrauchbar gewordener Kategorien. Es wäre das Neueste gewesen unter der Sonne, wenn der Menschengeist sofort das Richtige getroffen hätte. So schnell geht's einmal nicht. Der Rationalismus, als theologische Denkart, die freilich auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens praktisch zur Darstellung kam, hat eben durch seine Existenz das Ungenügende des Früheren aufgewiesen. Die Edelsten unter seinen damaligen Vertretern haben mit all ihrer echten und aufrichtigen Begeisterung für die erhabenen Ideen: „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit" den Sündenschmutz und die moralische Liederlichkeit zuchtloser Gelüste nicht von der Erde wegwischen können, ebensowenig wie die gläubigste Orthodoxie des Mittelalters im Stande war, alle Niederträchtigkeit und Gemeinheit zu tilgen, aber deshalb jenem Rationalismus als solchem eine sozusagen diabolische Tendenz beilegen, heißt weder historisch noch psychologisch gerecht sein. Grade die Besten der alten Rationalisten waren scharfe Prediger des Gesetzes in Wort und (nicht zu vergessen) That; es kann Zeiten und Zustände geben, wo die Predigt des „Evangeliums vom Troste in Jesu Verdienst" ein Perlenwerfen vor die Säue wird. Es kann das große und gewaltige Wort: wir glauben eine Vergebung der Sünden! zu einem so nichtsnutzigen Mißbrauch ausarten, daß Gott der Herr vom Himmel herab einmal selbst in die Weltgeschichte hinein donnert: für Euch ist's nichts damit, darum soll es eine Zeit lang damit schweigen! Ich halte es hier für sehr überflüssig, zu *versichern*, daß ich während meiner ganzen Amtsführung *jene alte* Rationalisten-Denkart weder getheilt, noch auch

nt oder verblümt vertreten habe (was Gottes un-
te Gnade ist); ich weiß sehr gut, daß sie nicht das
es Lebens gibt, aber daß eine verkommene Ortho-
i der evang. Kirche ihr Auftreten selbst verschuldet
s weiß ich auch. Sie war ein Reinigungsfeuer,
rüber kommen mußte, und wer etwas von der
Theologie gelernt hat, der weiß, daß sie ohne
Rationalismus das nie geworden wäre, was sie ge-
ist, der sollte doch einmal verstehen lernen, statt
darauf loszuschimpfen ohne Verstand. Auch bei uns
Ostseeprovinzen dominirte in jenen Jahren der Ra-
mus auf den Kanzeln und in den Herzen der deut-
evölkerung, während unsere Nationalen so ziemlich
verschont blieben; die alten Gesangbücher und Po-
und noch manches Andere, wozu auch ihre sprach-
olirung zu rechnen, neutralisirte die rationalisti-
ufklärungsversuche, womit sie beschenkt wurden.
an es aber mit der sittlichen Hebung des Volkes
und aufrichtig nahm, dafür stehen jene Männer mit
Leben ein, die damals die Kirche vertraten. Riga
lich hat aus jenen Jahren des blühenden Rationa-
Namen aufzuweisen, deren Andenken in vielen Be-
en noch jetzt mit Recht in Ehren steht. Ich nenne
er, Liborius Bergmann, Albanus, Sonntag und
Nur soviel: sie waren eben Rationalisten, aber
ische, es möchten alle Verkündiger des Wortes un-
age, denen die reine Lehre Gewissenssache ist und
ezweifelt strikte nach den symbolischen Büchern leh-
viel Böses verhüten und soviel Gutes stiften, als
than haben. Noch heute, wenn ich mir das Bild
hrwürdigen, ernst gemessenen, wahrhaft priesterlichen
s vergegenwärtigen will, wie er durch die Gemeinde
und in der Kirche von der Kanzel und vom Altar
eine Persönlichkeit Respect vor dem „Amte" bei
d Jung abnöthigte, so denke ich an Lib. Bergmann;
ster in seiner Art. Noch heute, wenn ich mich
will durch das Beispiel eines Mannes, der nichts
von Menschenfurcht, und guten Gewissens Höchstge-
klar und scharf in's Auge sah, der, wenn einer,
eberzeugung bereit war zu vertheidigen bis in den
o steht mir Sonntag in der Erinnerung da. Noch
wenn ich mir den trefflichen Lehrer denke, der, wort-
Lob und Tadel, doch den dankbarsten und nach-

haltigsten Einfluß auf alle seine Schüler übte, so
ich keinen mit Grave zu vergleichen. Noch heute
wird Albanus vergessen, der das Glück hatte, ihn
Lehrer zu nennen? Wenn wir das unsrer Zeit sein
ten, nach Maßgabe der Ansprüche, welche die un
macht und zu machen berechtigt ist, was diese M
ihrer Zeit waren, so können wir Gott danken. Da
eine andere Zeit ist, das wissen wir. Der Rational
hatte sich in seiner Aufgabe erschöpft. Schon Sc
macher's Reden über die Religion an die Gebildeten
ihren Verächtern mit dem Anfange dieses Jahrhu
galten eben der Entartung einer Zeit, die aufzuhalt
Rationalismus auch in seinen besten Vertretern ni
wachsen war. Das Menschliche und daher Unbete
weil Ungöttliche an ihm, war das Verkennen g
Bedürfnisse des Geistes, die auch in dem sittlich-st
und „geläuterten" Moralitätsprincip allein keine ne
tige Befriedigung finden. Das Mysterium des Ch
thums ist zu gewaltig, als daß es in den Sand eine
ralischen Vernunftreligion auslaufen konnte. Da
alte Rationalismus, unausstehlich oft als „dürr" g
ten, begeisterungsfähig war, davon haben die keine A
welche das dürrste Haarspalten, Zanksucht, auch sehr
rialistisches Verständniß für das irdische Gut, spatzen
Hochmuth mit den richtigen Sätzen der Orthodoxie,
als Papagoien aus ihrem Munde rauschen lassen,
gemüthlich unter einem Hirndach beherbergen. Das
Lebens- und Begeisterungsfähige am Rationalismus
möchte ich sagen, war doch immer der christliche Ker
die christliche Hülle; das Christliche im Rationali
inconsequent gehalten, war sein inneres Correctiv, a
chem er wieder zur rechten Stunde einlenkte, nicht
den Gewinn zu verwerthen, den die Kirche auch au
ser Zeitströmung davongetragen hat. So lange de
tionalismus die Heiligkeit Gottes und die Sünde a
Unrecht, auch „gegen sich selbst", predigte, und der
lichen Form nicht entrathen mochte, hatte er seine B
tigung. Das Heilige und Göttliche, wenn es lang
von den unsaubern Händen der sündigen Menschen
gen wird, wird beschmutzt und in's Niedrige hinabge
und bedarf der Selbstwiederaufrichtung. So wa
16. Jahrh. So, wenn auch im geringern Maße

te. Gott der Herr sitzt am Steuer und führt das Regiment, das ist ein Glück.

Es kam der Umschwung, und mit ihm das, was wir heute „Pietismus" nennen, ein Wort, eben so weich wie Wachs als das Wort Rationalismus: aber kurz gesagt, das Sichstellen auf die Offenbarung und die Schrift. Immer hat an der Bibel die Zeit sich wieder besonnen. Nicht der todte Rationalismus hatte die Herzen todtgepreßt, sondern man kann eben so gut sagen, die Lebensmomente der todtgewordenen Orthodoxie wurden noch durch den ernsten und sittlich das Heilige wollenden Rationalismus wach erhalten, dieser in seinen besten und edelsten Bestrebungen hatte noch gehalten und gerettet, was zu retten war. In der consequenten einseitigen Vorschreitung des Rationalismus lag allerdings eine große Gefahr, über der Warnung, nur ja nicht abergläubisch zu beten, das Gebet zu einem bloßen Selbstgespräch der Seele mit sich zu machen. Da wurde aber schon in der Zeit des „dürrsten" Rationalismus auch bei uns die Bibelgesellschaft in's Leben gerufen, und damit die Anerkennung des Wortes, das allein zur rechten Selbstbesinnung die Menschen führen kann in ihren heiligsten Angelegenheiten; da wurde die merkwürdige psychologische Erscheinung immer sichtbarer, daß während z. B. in Dorpat vom Katheder der „krasseste" Rationalismus ohne irgend eine lebenzündende Begeisterung gepredigt ward, die von solcher Milch genährten, später als die entschiedensten und gesegnetsten Verfechter der „gläubigen" Richtung auftraten. Wenn Gott der HErr die Zeit schickt, ist kein Halten. Daß man auch hier mit dem besten Willen viel Fehlgriffe that, und es an Ueberstürzungen nicht mangelte, daß Manche aus der alten Schule mit einer gewissen Verbitterung in's Grab gingen, weil sie eben nicht „mit der Zeit fortgeschritten" waren, daß die gährenden Elemente erst allmälig sich klärten, wissen wir, auch daß namentlich Viele aus der gebildeten Laienwelt, auferzogen unter dem Einfluß einer Betrachtungsweise des Religiösen und Christlichen, die als die rationalistische nur das Moralische gelten ließ (als wenn die „gläubige" das Moralgesetz beseitigen wolle!), das Dringen auf „Glauben" oder das altprotestantische „Allein durch den Glauben" mißtrauisch aufnahmen, so daß Sartorius einmal die Verwandtschaft des Romanismus mit dem Rationalismus nachzuweisen suchte. Die Theo-

logie ward allmälig „gläubig" in freier Entfaltung i
Farbenspiels, wie es auch dem protestantischen Geist
ben allein ansteht, das einmal gegen allen mechani
Druck der Majoritäten „protestirt." Damals trug es
zu, daß Pastoren, die jahrelang, gewiß oft in ganz g
Glauben, die Religion, die Segenspenderin aus Himm
höh'n, angesungen hatten, mit diesem Abstractum för
brachen, und dem concreten „lieben HErrn" sich zuwan
Das geschah mit nicht Wenigen, namentlich mit sol
die in ihrem Amtsleben die Berührung mit ihren herr
tisch gesinnten Gemeindegliedern nicht gleichgiltig au
konnten beruhen lassen, sondern gewissenhaft zu einer
scheidung kommen mußten, wie sie sich zu stellen hä
Die Zeit des „Pietismus" war für Herrnhut üb
günstig. Es blieb keine Wahl. Wem der Ration
mus nicht mehr genügte, fraternisirte sofort mit den
dern. Wer als „gläubiger" Pastor Volksfreund
schloß sich „der Volksreligion der Ehsten und Letten"
überaus treffendes Wort) an. Diese Einrichtungen
Bräuche, diese kleinen geselligen Ordnungen, dies fried
Zusammenschaaren im stillen Bethaus, dies Singen
Liedern der concretesten Bildersprache, diese ganze Th
keit, wo die weltlichen und irdischen Beziehungen sch
gen, eine reine Liebesthätigkeit, wo das Herz sich ei
ohne herrschaftliche Impulse bewegen konnte, das Völ
müßte nicht dieses gewesen sein, das es war, — Jahr
derte lang an die nächste Scholle gebunden, in W
Haide und Sumpf zerstreut in einzelnen Höfen le
von einem Gesichtskreis, der zum Vergleich anderer
stände keine Gelegenheit bot, — wenn es nicht diese A
nung des in allen Menschen schlummernden idealen
nes freudig ergriffen hätte. Für die „Stillen im La
sind Herrnhuts Institutionen wie geschaffen; sie werde
lebensvollen großartigen Culturentwickelungen niemals
Macht werden, sind's wenigstens bis dahin nicht ge
den; es fehlt auch dazu viel, namentlich eine wi
schaftliche Repräsentation, die keine Kirche entbehren
wenn sie als solche ebenbürtig Achtung beanspruchen.
Ich beklage es unendlich, und spreche es auch hie
fentlich unumwunden aus, mit dem Wunsche, mein
möchte Beachtung finden, daß Herrnhut unter uns
nicht ist, was es ursprünglich bei uns sein w
keine separirte Secte, das ist sie nie gewesen,

...e treue dienende Mithelferin, an der Freude, Gottes ...inder zu schaffen! Dazu reichen die Kräfte unsrer luthe... ...schen Kirche lange nicht aus. Einen Sauerteig bereiten ... den Gemeinden, Seelenpflege und christlich-fromm... ...bares Leben fördern durch alle Mittel der Gottesfurcht ... Vermahnung und Gebet, wahrlich eine Aufgabe, zu ...ren Verwirklichung man nicht zehn, sondern noch hun... ...rt evangelische „Brüder" verschreiben sollte, wo sie zu ...ben wären! Aber alles in der glücklichen Einordnung, ...ie einmal der Bestand unsrer Kirche hier sich gebildet ...at. Der „Pietismus" jener Tage hat das gewissermaßen ...ch übersehen, was als sprödes Element des herrnhuti... ...schen Wesens unsrer Kirche zum Leid gereichen würde, ja ...at wol gar in demüthiger Selbstanklage die Schuld in ...ch gefunden, wenn Herrnhut irgendwie ihm unbequem ...nd unfügsam ward. Wie denn damals der Pastor, der ...Herrnhut mißliebig ansah, als „ungläubiger" und „uner... ...eckter" belassen ward.

Man kann sich nicht stark genug die Verwunderung ...rufen, als, richtig gerechnet, gleichzeitig mit den ersten Synoden der livl. Geistlichkeit eine Entdeckung sich Bahn ...rach: man könne die Lehre des „schriftgemäßen Bekennt...nisses" aufs schärfste accentuiren, ohne doch das dermalige ...reiben Herrnhuts bei uns gut zu heißen. Das war Vie... ...en total räthselhaft. Das verwirrte ihre eingewöhnten ...orstellungen, und es bedurfte Zeit, allmälig den Ueber...gang zu finden. Aber der Uebergang fand sich. „Con...fessionalität", „Lutherthum", trat in den Vordergrund, ...er bei uns in ganz andern Beziehungen, als in Deutsch...land, wo es ganz andere Mißstände auf dem kirchlichen ...Gebiet auszugleichen und zu versöhnen gibt. Dieses Wort ...and bei uns seine Anwendung einmal Herrnhut gegen...über, und sodann bei Veranlassung des Ausscheidens vie...r Tausende lettischer und ehstnischer Bauern aus der ...therischen Kirche. Das waren praktische Lebensfragen. ...on Herrnhut sah sich die luth. Kirche Livlands untermi...nirt. Der Pietismus wie der frühere Rationalismus hatten ...reilich die Sache ganz anders beurtheilt. Zum Gedeihen ...des kirchlichen Gemeindelebens gehört Vertrauen. Wo ...dieses schwindet, wird die Ursache des störenden Miß...trauens sich keines Vertrauens zu gewärtigen haben. Die ...utherische Geistlichkeit freute sich ihres verstärkten Bewußt...seins des gottgewollten Berufes ihrer Kirche, — daß diese

„Freude" sich zuweilen etwas himmelhoch verstieg, und in Ausdrücken übernahm, wir wollen es der „ersten Liebe" nicht zu hoch anrechnen — und auch bei schmerzlichem Zugeständniß ihrer Entwickelungsbedürftigkeit, respective Baufälligkeit in einzelnen Theilen, ward die innere Entwickelungsfähigkeit derselben auf Grund des „schriftgemäßen Bekenntnisses" mit mehr oder weniger Geschick betont. In dieser „Confessionalität" stehen wir heute. Daß, um diese Confessionalität würdig und segensreich, wahrhaft erbauend zu vertreten, viel Weisheit gehört, die Einigen als Gnadengabe, so scheint es, gegeben wird, Andern erst nach langen Erfahrungen zu Theil wird, weiß ich. Daß die Mitleidenschaft an den confessionellen Kämpfen in der übrigen evangelischen Christenheit, namentlich Deutschlands, uns nicht unberührt läßt, ist natürlich. Ist das doch eine Principienfrage, die schwebt, und ihrer Entwickelung harrt. „Union", und speciell unirte Kirche Preußens u. s. w. Sonderung der Lutheraner und Reformirten, das sind Fragen, die praktisch hier zunächst uns nicht treffen, aber wie wir in unsern Landen uns bewußt sind, daß die religiösen und kirchlichen Strömungen, die dort auf und nieder ziehen, auch auf unsre wissenschaftliche Förderung maßgebend in Beziehung stehen, so sollten wir doch so viel „Liebe" uns erbitten, die ja von den Confessionalitäts- wie Unions-Freunden gleichmäßig geachtet wird als das königliche, „neue" Gebot, das der Herr gab, woran Er seine Jünger erkennen will, daß wir, namentlich bei unsern literärischen Arbeiten, zu denen ja auch diese „Mittheilungen" Gelegenheit bieten, diese nie verleugnen. Der Rationalismus, der Pietismus, die Confessionalität, das sind drei Stufen, die unsre Kirche durchgemacht hat in den letzten funfzig Jahren, und Mancher, wie unser lieber Assmuth, hat sie in drei Perioden seines kurzen Menschenlebens in sich successiv getragen, — ob, wenn Gott ihm ein längeres Leben geschenkt hätte, und eine neue Stufe kirchlicher Entwickelung gekommen wäre, er auch noch diese in sich hätte verarbeiten müssen? Oder wird diese Weltepoche mit der „Confession" schließen? Ich sage: Nein! Wir werden noch Manches erleben.

Berkholz.

...er Frauen-Verein in Riga, gerichtet von dem evangelischen Sonntagsblatt.

Das in St. Petersburg erscheinende „Sonntagsblatt" ...hält in seiner Nr. 14 vom 5. April d. J. zwei Auf... unter der Aufschrift: „Was man alles in einer christ...chen Stadt während der Passionszeit thut und leidet." ...n dem zweiten dieser Aufsätze wird der Frauen-Verein ... Riga vor Gericht gestellt. Der Verfasser des Aufsatzes ... Ankläger, Richter und Vollstrecker der öffentlichen Strafe ... einer Person.

So führt er selbst sich ein, wenn er beginnt: „Ich ...llte, ich könnte schweigen; und ich schwiege gewiß, wenn ...ht solches öffentlich geschähe. Was im Stillen geschieht, ...ag auch im Stillen seine Rüge finden, was aber offen ...schieht vor aller Welt Augen, das soll öffentlich ...estraft werden."

Er bringt uns dann eine Erzählung, deren Inhalt ...ir unter Weglassung der poetischen Ausschmückungen in ...lgendem wiedergeben.

Ein Mann lustwandelt am steilen Ufer eines Flusses ...nd stürzt hinab. Sein Freund sieht es, stürzt sich ihm ...ach, und rettet ihn, findet aber dabei selbst den Tod in ...en Wellen. Am Jahrestage des Ereignisses giebt der ...erettete eine Tanzgesellschaft, jubelt und scherzt und lacht ...nd alle seine Genossen mit zu derselben Stunde, da ...in Freund mit dem Tode rang, um ihm das Leben zu ...tten. — Dies die Erzählung, die Folie für das Nach...folgende.

„Welche Rohheit!" ruft nun der Verfasser. „Nein, ...s ist nicht wahr! So etwas ist nie geschehen. Das ist ...erleumdung!"

„Und doch!" Darauf berichtet der Verfasser: „Am ...eunten März, den Montag nach dem Bußtage, zu der Zeit, da einst ein Mann für uns mit dem Tode rang, ...ab der Frauen-Verein in Riga einen Ball im Schwarz...häuptersaale, und es war ein besuchter Ball, 500 Perso...nen tanzten, und ertanzten 800 Rbl. S. zum Besten der Armen, vertanzten auch dreimal 800 Rbl. an Toilette ...m Besten der Hoffart, dachten wohl gar ein gut Werk ...u thun mit dieser ihrer eingebildeten Barmherzigkeit, — ...nd hörten nicht, wie sich das Todesseufzen Christi

„mischte in den Jubel der Geigen und die Fröhlichkeit
„Tänzer u. s. w."

Wir wollen nun die Haltbarkeit oder Unhaltbar
der hier dargelegten Ansichten des Verfassers des Aufsa
nicht untersuchen. Wir wollen nicht mit ihm strei
Wir wollen nur einen kleinen Beitrag liefern zur Bele
tung seines Verfahrens. Dazu stellen wir uns auf sei
Standpunkt, und versuchen, in seine Darstellungsweise e
zugehen. Wir erzählen auch eine Geschichte. Hier ist

In einer großen Stadt wohnte ein sehr from
Mann. Er pflegte, wie jeder christliche Hausvater,
jedem Morgen sich mit den Seinen aus Gottes Wort
erbauen. Zu diesen Erbauungsstunden kamen außer
nen Familiengliedern auch viele Miteinwohner des ger
migen Hauses von oben und unten, von rechts und li
und der Hausvater sah es gern. Nun war die hei
Passionszeit erschienen. An einem Morgen der st
Woche waren wieder viele fromme Hörer und Beter v
sammelt, unter diesen auch eine fromme Wittwe, die
enges Dachstübchen in demselben Hause bewohnte und
kleine Kinder, von denen zwei schwer krank daniederlag
mit ihrer Händearbeit ernährte. Sie suchte in ih
schweren Leide Trost und Stärkung bei dem Herrn. D
schöne Passionslied: „O du Liebe meiner Liebe, Urq
meiner Seligkeit", war gesungen. Der fromme Hausv
ter verliest einen Abschnitt aus der Leidensgeschichte d
Herrn. Da entsteht eine unruhige Bewegung unter d
Versammelten. Die arme Wittwe, erschöpft von Arbei
und Nachtwachen, zittert, schwankt, ist einer Ohnm
nahe. Zwei mitleidige Frauen fangen sie in ihren Arm
auf, stützen sie, und reichen ihr ein Glas mit Was
Der Hausvater bemerkt mit Unwillen die Störung u
wirft den Schuldigen einen drohenden Blick zu.
wird nicht beachtet. Da entbrennt sein Zorn. Er
greift einen Gegenstand, der auf dem Tische neben
liegt, und schleudert ihn auf die Urheberinnen der S
rung. Es ist ein spitzes, scharfes Messer, das er gesch
dert hat. Die beiden mitleidigen Frauen bluten, die a
Wittwe blutet, und mit ihrem Blute mischen sich
Thränen. Der Hausvater aber liest weiter die Leide
geschichte des Herrn, spricht ein inbrünstiges Gebet, u
stimmt zum Schlusse den bekannten dritten Vers des P
sionsliedes an: „Wir sollen diese Feierzeiten der gö

Liebe heilig sein.“ Als der Gesang geendet ist, tritt der Hausvater in die Mitte des Zimmers und ruft mit lauter Stimme: Ich werde Zucht und Ordnung in meinem Hause aufrecht zu erhalten wissen! Und zu den beiden mitleidigen Frauen sich wendend, spricht er: Ihr dachtet wohl gar ein gutes Werk zu thun mit Eurer eingebildeten Barmherzigkeit; ich sage Euch aber, so werde ich Alle strafen, die meine Andacht stören. Und im stolzen Bewußtsein seiner Würde und Manneskraft verläßt er festen Schrittes das Zimmer. — Die Versammelten aber, die nicht Familienglieder waren, blickten auf die geschmäheten Frauen und trauerten.

„Welche Rohheit!“ ruft ihr aus. „Nein, es ist nicht wahr! So etwas ist nie geschehen. Das ist Verleumdung!“

Und doch! — Am 5. April 1859, d. i. am ersten Tage der stillen Woche, rückt ein Ungenannter in das evangelische Sonntagsblatt, welches in seiner ersten Zeile die Worte zeigt: „Für die häusliche Erbauung“, und zum Charfreitage in die Hände seiner meisten Leser gelangt, einen Aufsatz, in welchem er die geachtetsten Frauen und Mütter Riga's nach seinem eigenen Ausdrucke „öffentlich straft“, ihre Wohlthätigkeit verspottet, sie der Rohheit und Hoffart beschuldigt, ohne zu bedenken, wie sehr er damit die Gatten, die Söhne und Töchter und zahlreichen Angehörigen jener Frauen verwunden, Anstoß und Aergerniß geben, und ein Werk christlicher Liebe verdächtigen und beeinträchtigen werde. Und das Alles in der stillen Woche zur Erbauung am Charfreitage! Was doch die Leute, die sich selbst vermessen, daß sie fromm sind, und verachten die Andern, in der Passionszeit Alles thun!

War denn Niemand da, — so fragen wir mit den Worten desselben Mannes, — der ihm den „Weg Christi“ gezeigt und ihn erinnert hätte an die Liebe, Demuth und Geduld des Herrn, der am Kreuze stirbt für die Sünde der Welt? War Niemand da, der ihn hinweisen konnte auf die Worte Christi Luc. 6, 9: „Ich frage euch, was ziemet sich zu thun auf die Sabbather, Gutes oder Böses, das Leben erhalten oder verderben? War Niemand da, der ihm in's Gewissen rufen konnte: Wisse, in der Passionszeit ein Werk der Noth und der Liebe thun, ist doch besser, als in der Passionszeit afterre-

den, bösen Leumund machen, und Alles zum Schlechten kehren!

Wir knüpfen nun an das Vorstehende eine Erwartung, zu welcher das hier beleuchtete Verfahren des mehrgedachten Verfassers uns berechtigt. Er hat ein scharfes Auge und scharfe Worte gehabt für Dinge, die 500 Werst weit von ihm entfernt geschehen sind. Sollte er kein Auge haben für das, was in seiner unmittelbaren Nähe geschieht, — für die Gesellschaften, Belustigungen und sogenannten stillen Bälle, die in seiner nächsten Nachbarschaft doch ohne Zweifel in dieser Passionszeit vorgekommen sind? Er wird nicht im Ernst behaupten wollen: Ja, das ist im Stillen, im Hause geschehen; *nur* was öffentlich geschieht, muß auch öffentlich gestraft werden. Denn wir meinen, gerade was öffentlich geschieht, steht unter dem Schutze der Oeffentlichkeit, und da wird viel gewissere Zucht und Ordnung und Maaß gehalten, als da, wo Dasselbe geschieht ohne die Aufsicht, welche die Oeffentlichkeit übt, und wo darum auch Lust und Hoffart viel ungebundener und rücksichtsloser ihr Wesen treiben. Wir erwarten daher von dem Eifer und der Gerechtigkeit des Verfassers, daß er nachträglich auch das verzeichnen und strafen wird, was unter seinen Augen Unziemliches geschehen ist, bekannt und öffentlich genug, obgleich unter dem Scheine der Frömmigkeit. Und wie er bei dem Gerichte, das er schon geübt, keinen Anstand genommen, den Ort zu nennen und die betreffenden Personen kenntlich genug zu machen, so wird er nun doch auch die Güte haben, zu melden: Straße so und so, Hausnumer so und so viel, 1 Treppe hoch, ist in der heiligen Passionszeit bis 5 Uhr Morgens ein lustig Wesen getrieben. Und da der eifrige Mann es mit der *Sabbathheiligung* gewiß nicht weniger ernst nehmen wird, als mit der Heiligung der Passionszeit, so wird er gewiß auch nicht ermangeln, von jetzt an die in seiner Nähe vorkommenden Entweihungen des Sonntages gewissenhaft zu registriren, und regelmäßig, in fortdauernder Reihenfolge, anmuthige Denuntiatiönchen zu bringen, — zur Erbauung der Leser des Sonntagsblattes. Wie gesagt, wir erwarten das, und wir glauben mit Recht.

Ob wohl durch die Mittel, die der Verf. anwendet, das Reich Gottes gebaut wird? Wir glauben es nicht.

Um derjenigen unserer Leser willen, die mit den Ver-

hältnissen Riga's näher nicht bekannt sind, erlauben wir uns jetzt noch in Beziehung auf den so hart angegriffenen Frauen-Verein in aller Kürze Folgendes anzuführen. Die am 13. Januar 1859 im Druck erschienene ein und vierzigste Jahres-Rechenschaft desselben weiset nach, daß die Thätigkeit des Vereins sich gegenwärtig auf eine Freischule mit 72 Schülerinnen, eine Dienstboten-Anstalt mit 12 verwaiseten Kindern, eine Kleinkinder-Bewahranstalt mit 46 Zöglingen, eine zweite Schule mit 24 Freischülerinnen, ein Institut für Freischüler mit 14 Knaben, eine zweite Kleinkinder-Bewahranstalt mit 50 Zöglingen, und eine Strick-Anstalt erstreckt, und daß außerdem 260 Wittwen und unverehlichte Personen mit Miethgeldern, Pensionen und Lebensbedürfnissen unterstützt werden. Wenn auch die Unterhaltungskosten für zwei der genannten Anstalten nicht von dem Verein hergegeben werden, die vorhandenen Kapitale durch ihre Zinsen eine Beisteuer gewähren, und das hohe Kaiserhaus durch jährliche Gnadengeschenke sich betheiligt, so bedarf der Verein, um seine Bedürfnisse zu decken, doch noch jährlich einer Summe von fünf bis sechs tausend Rbl. S.-M., welche durch die Thätigkeit der Damen der Direction aufgebracht werden müssen. Es begreift sich, daß das keine leichte Aufgabe ist, und daß nicht selten Zeiten der Noth und der Sorge eintreten. Eine solche Zeit der Noth und Bedrängniß war auch im Anfange des gegenwärtigen Jahres wieder erschienen. Eine Gesellschaft, bei welcher Viele durch freie Liebesgaben sich betheiligen könnten, sollte dem Bedürfnisse abhelfen. Aber das einzige zu solchem Zwecke gegenwärtig in Riga benutzbare Lokal konnte eines vorgenommenen Ausbaues wegen nicht früher als in den ersten Wochen der Passionszeit zur Verfügung des Vereins gestellt werden. Diese Umstände waren den Bewohnern Riga's wohl bekannt und sie haben darum auch in der gegebenen Gesellschaft nichts Anderes gesehen, als ein Werk der Noth und der Liebe und dieß thatsächlich anerkannt und bewiesen durch die reichlich dargebrachten freien Liebesgaben. Wir hoffen darum, daß der hiermit wahrheitgemäß erklärte Vorgang auch anderwärts mildere Richter finden wird, als der ungenannte Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes gewesen ist.

Daß übrigens der Unterzeichnete in dieser Angelegenheit das Wort genommen hat, werden Diejenigen erklär-

lich finden, die es wissen, daß Derselbe als Mitglied der Direction seit zwanzig Jahren die Arbeiten und Sorgen des Vereines theilt, — und die den herausfordernden Ton jenes Aufsatzes beachtet haben. Ja, der Unterzeichnete glaubt in Beziehung auf das Werk des hiesigen Frauen-Vereins ein Recht zu haben zu der Bitte: „Verderbe es nicht, denn es ist ein Segen darinnen."

Dr. P. A. Poelchau.

III.

Nachrichten.

Aus dem Protocoll der 1858 gehaltenen Synode des Revalschen Stadt-Consistorial-Bezirks. (Schluß.)

Die Behandlung des dritten Abschnittes eröffne Kliefoth mit der Frage: In wie fern das Begräbniß kirchliche Handlung sei. Und allerdings lasse seine bisherige Ausführung bezweifeln, daß es ihm mit der Kirchlichkeit der Handlung ein rechter Ernst gewesen. Jener Frage gemäß verwerfe er nun 1) jede Fürbitte für die Todten, könne sich aber der Wahrheit nicht entziehen, daß die alte Kirche der Fürbitte nicht blos cum, sondern auch pro mortuis Raum gegeben habe. Nur, meine er, habe hier die Reformation sonst nirgends mit der alten Kirche im Principe gebrochen. Diese Aeußerung befremde, da Kliefoth früher erklärt habe, die Eschatologie sei doch auch von den Reformatoren unausgebildet gelassen worden. Eben so wenig als die Fürbitte finde 2) die Einsegnung der Todten bei ihm Anerkennung. Segnen heiße: durch das Amt des Worts ein von Gott gegebenes bestimmtes Segenswort auf einen Menschen zu der Folge legen, daß an ihm geschehe, was das Wort sage. Aber nirgends in der Schrift ist dem Segnen die Verheißung gegeben, daß es, was das Segenswort sagt, unbedingt zur Folge haben werde und ehe dies nicht nachgewiesen werde, könne man das Segnen nur für den gesteigerten, feierlichen Ausdruck der gläubigen Hoffnung des Segnenden ansehen und daher ohne Bedenken eine Leiche einsegnen.

Pastor Frese gab Beantwortung der sechsten Frage der vorigjährigen Synodalmaterie: „Steht die Lehre von den übernatürlichen Gnadenwirkungen mit der Freiheit des Menschen im Widerspruch.“ Dem natürlichen Menschen sei der freie Wille abzusprechen, denn einmal sei er ein geschaffenes Wesen, zum Selbstbewußtsein und zur Selbstbestimmung gelangt ohne sein Zuthun, und dann sei die Willkühr nicht Freiheit, sondern Knechtschaft. Es gäbe also für ihn in keinem Falle eine unbedingte Freiheit. Freiheit nämlich, zunächst Freiheit alles Geschaffenen beruhe auf Ordnung und Gesetz, Freiheit Gottes sei das Vermögen ewig ganz er selbst zu sein. Im Menschen liegen aber auch die Keime des Göttlichen, das Ziel der Entwickelung wahrer menschlicher Freiheit falle mit dem Vermögen zusammen, Gottes Willen unbedingt und vollkommen in sich herrschen zu lassen, wobei jedes Abweichen vom göttlichen Willen auf Rechnung unseres Werkes, jeder Schritt ihm entgegen auf Rechnung des Werkes Gottes zu setzen sei. Uebernatürliche Gnadenwirkungen nun seien die Bezeugungen göttlicher Thätigkeit an dem Menschen, sofern sie sich nicht aus der Natur des Menschen erklären ließen. Weil die hinzukommende Göttliche das dem Menschen eingepflanzte Göttliche nicht bewegen könne, so ständen die übernatürlichen Gnadenwirkungen auch mit der Freiheit des Menschen nicht im Widerspruch.

Past. Huhn behandelte die 12. Frage der diesjährigen Synodalmaterie: „Was ist die Kirche und was ist das Reich Christi, und in welchem Verhältnisse steht die Kirche zum Reiche?“ Er wies auf eine dreifache Oekonomie des Heils hin: die leibliche (Buchstabe), die geistliche (Geist, Wesen) und die geist-leibliche. In die dritte falle das Reich, aber noch in dieser Erdgestaltung, so viel es an ihr möglich sei. Kirche und Reich seien zu unterscheiden. Die Kirche sei die gegenwärtige Existenzform des Reichs. In der Kirche werden die erzogen und gebildet, die herrschen sollen. Im Reiche werden sie auch etwas zu beherrschen haben. Es werde im Reiche noch während dieser Erdgestaltung, so viel es an ihr möglich sei, das wieder realisirt, was der erste Adam verloren, der zweite Adam und sein Leib komme zur Herrschaft im Leben. Die wahre Kirche werde diejenige sein, in welcher das Reich wahrhaftig angebahnt und vorbereitet werde, in welcher die *Grundsätze des Reichs*, also Gerechtigkeit, Friede und

Freude im heiligen Geist, zur Herrschaft in den Herzen gebracht werden.

Es schloß sich an den Vortrag dieses Aufsatzes eine Verhandlung darüber, daß in den Schulen Leitfäden zum Unterrichte in der Religionslehre eingeführt seien, ohne die Approbation des General-Consistoriums erhalten zu haben. Die Synodalen ersuchten den Superintendenten, wie es in Livland schon geschehen wäre, beim Consistorium darauf anzutragen, daß solches nicht mehr stattfinden möge.

Past. Luther behandelte die 16. Synodalfrage: „Wie besteht die Einfältigkeit in Christo, von der wir uns nicht sollen verrücken lassen (2 Cor. 11, 3), mit dem nicht zu dämpfenden Prüfungsgeiste und mit den Fortschritten in der Erkenntniß? Nachdem Proponent aus dem Grundtexte etymologisch nachzuweisen versucht hatte, daß dem Worte Einfältigkeit die Bedeutung, Reinheit, Lauterkeit im Gegensatze zur fleischlichen Weisheit (2 Cor. 1, 12) zukommen, bezeichnete er die Einfältigkeit in Christo als den Herzenszustand des Menschen, welcher durch Gottes Gnade erleuchtet und von Christo ergriffen, mit ungetheilter Liebe an Christo hange und Gottes Ehre in Allem suche. Ein solcher könne erst recht in die Tiefen göttlicher Weisheit eindringen und in der Erkenntniß wachsen. Als Belege dazu wurden aus der Schrift 1 Cor. 2, 2 Cor. 3, 14. 15, Matth. 11, 25. 26, 1 Cor. 1, 19 ff. 2 Petr. 1, aus der Geschichte einige Züge aus dem Leben Joh. Gerhard's angeführt.

Past. Huhn behandelte hierauf die 13. Frage der Synodalmaterie: „Wie soll sich der Pastor verhalten, wenn ihm die Ausübung seiner amtlichen Pflicht am Krankenbette vom Arzte gewehrt wird?" Der Proponent erklärte, es sei wünschenswerth, daß Arzt und Seelsorger am Krankenbette einverstanden wären. Doch wo es nicht stattfinde, da habe der Seelsorger namentlich am Krankenbette das *Amtliche* seiner Wirksamkeit festzuhalten. Weder möge dieser in das Amt des Arztes, noch der Arzt in das Amt des Seelsorgers eingreifen. Der Seelsorger stehe gleichberechtigt mit dem Arzt am Krankenbette. Er habe seine Wirksamkeit nicht von dem Ausspruch des Arztes abhängig zu machen. Thue er das, so compromittire er sein Amt und schade durch solches Verhalten denen, an welchen er sein Seelsorgeramt zu üben habe. Wünschenswerth sei es, daß auf der Universität Arzt und Seelsorger für die

geist-leibliche Behandlung der Kranken specieller gebildet würden. Es fehle im Universitäts-Cursus die medicina clerica und biblische Psychologie für die Aerzte.

Oberpast. Ripke behandelte das 3. Synodalthema: „den Unterschied in den Begriffen ψυχή καρδία, πνεῦμα und νοῦς (διάνοια) aus der betreffenden Schriftstelle nachgewiesen." Den Begriff πνεῦμα bezeichnete er als das der Seele innewohnende Princip des höhern, göttlichen und ewigen Lebens, welches von Gott in den Menschen hineingepflanzt, aber mehr in der Form der Receptivität vorhanden sei, denn als lebendige Kraft. Diese werde erst erzeugt durch den Anhauch und die Mittheilung des πνεῦμα τοῦ θεοῦ (τὸ πν. ἅγιον, πν. Χριστοῦ), ohne welches jenes innere Princip schwach und ohnmächtig bleibe. Er entwickelte sodann auf Grund der betreffenden Schriftstellen die Wirkungen der πνεῦμα τοῦ θεοῦ, wie es, anknüpfend an das menschliche πνεῦμα das wahre Geistesleben im Menschen begründe (ἄνθρωπος ψυχικος im Gegensatz zu ἄνθρωπος πνευμάτικος).

Den νοῦς charakterisirte er als das Princip des abstracten Verstandes, des reflectirenden Denkens, auf dem νοῦς beruhe das Wissen des Menschen von Gott, als von etwas außer ihm Vorhandenem. Der νοῦς sei das Organ im Menschen, womit dieser die Täuschungen auflöse und die Widerstände bekämpfe, welche, von der Außenwelt und dem Thierischen seiner Natur hergekommen, ihn abhalten wollen die pneumatische Anlage sichtbar und wirksam werden zu lassen. Καρδία bezeichnete er als den Sitz der Gefühle und Affecte überhaupt, als die Quelle der Triebe und Begierden, als den Sitz des Bewußtseins, der Gedanken, auch des Gewissens. In der καρδία wurzle der Glaube, sie sei das receptaculum des πνεῦμα, wie des geistigen, so des leiblichen Lebens Centrum und Triebkraft. Die ψυχή charakterisirte er als dasjenige, wodurch der Mensch ein lebendiges Individuum ist, als das Princip des animalischen Lebens oder die dem Leibe einheimische Innerlichkeit des Menschen. Doch sei die ψυχή dies nur vermöge des Lebensgeistes, der, wie er die Seele selbst zu einer lebendigen Seele macht, so als Odem und Respiration den Thier- und Menschenleib belebe.

Past. Neumann beantwortete das 14. Synodalthema: „Ueber Beichte und christliche Disciplin" in 3 Abtheilungen. *I. Das Amt*, welches bei beiden Functionen

zum Vollzuge kommt: a) bei der Beichte. Christus habe die von ihm auf Erden sichtbarer Weise geübte Gewalt (vergl. Matth. 9, 1—8, Luc. 7, 36—50, 19, 2—10 und Joh. 8, 24 ꝛc.) seiner Kirche als sonderliche Gewalt übertragen. Sie bestehe in der Macht, die Pforten der Hölle und des Todes vor den Hinauswollenden oder die Thür des Himmelreichs vor den Hineinwollenden zu- oder aufzuschließen, wozu die innere Bedingung Joh. 20, 21—23 der Kirche gegeben sei. Wo die Kirche daher gewisse, durch innern Beruf dazu geschickte Personen zu Trägern des rechtlich allen ihren Gliedern zustehenden Amts bewilligt, erwählt und um der Ordnung willen berufen habe, da komme durch dieselben bei der Beichte auch die sakramentale Seite des Amts zu ihrem Vollzuge, welches im Unterschiede von der Vollmacht zu predigen und Sakramente zu verwalten, in der Vollmacht bestehe, „aus göttlichem Befehl" zu binden und zu lösen. Davon wohl zu unterscheiden wäre das Amt, welches in der Handhabung b) der christlichen Disciplin sich mit jenem praktisch verbinden könne. Hier werde (vergl. 1 Cor. 5, 13 und Matth. 18, 15—17) auf ein Verhältniß des Sünders zur Gemeinde, nicht auf ein Verhältniß des Sünders zu Gott Rücksicht genommen. Beides sei zwar eben so wenig von einander zu trennen, als bei einem Christen sein Heiligungsberuf von der Wirkung der Gnadenmittel losgelöst werden könne. Aber das Eine dürfe doch darum, auch namentlich bei Auslegung des betreffenden Katechismusstückes nicht mit dem Andern verwechselt werden. Vielmehr komme bei der christlichen Disciplin die sakrificielle Seite des Amts zu ihrem Vollzuge, welches im Unterschiede von den sakrificiellen Functionen des Cultus nicht aus göttlichem Befehl, sondern von Gemeinschafts wegen die öffentlichen und unbußfertigen Sünder von der christlichen Gemeinde auszuschließen und die, so ihre Sünden bereuen und sich bessern wollen, wiederum aufzunehmen habe.

II. Das Institut, in welchem das Amt zum Vollzuge kommt: a) das Institut der Beichte. Es sei mit seiner aus göttlichem Befehl geübten Absolution und Excommunication der Mittelpunkt der speciellen Seelsorge, und begreife außer dem Vollzuge der Schlüsselgewalt noch das andere Stück in sich, „daß man die Sünde bekenne." Diese Confessio sei sowohl des Beichtigers (juventus indomita et petulans), als des Beichtkindes wegen nöthig und se-

genreich. Nur dürfe nicht auf das persönliche Verhältniß des Beichtkindes zu seinem Seelsorger der Antrieb zum Beichten gegründet werden, sondern auf die von dem Beichtiger als dem minister Dei ertheilte Absolution. Was b) das Institut für christliche Disciplin betreffe, so habe es damit eine ganz andere Bewandniß. Denn die nach Außen wirksame Excommunication oder der kleine Bann sei kein blos beichtväterlicher oder seelsorgerischer Act. Das Institut für christliche Disciplin sei vielmehr der Mittelpunkt des Kirchenregiments in der Lokalgemeinde. Wenn auch die lutherische Kirche kein eigentliches Institut für christliche Disciplin habe, so folge daraus nicht, daß der Geist derselben ein solches nicht zu gestalten vermöge. Es setze ein Gemeindeurtheil, ein Gemeindegericht voraus, doch müßten da wegen der unzertrennlichen Verbindung der sakramentalen und sakrificiellen Seite des Amts die Träger des eigentlichem Kirchenamts immer an der Spitze stehen. Zu segensreichen Wirken aber habe man bei einem solchen Institut den Satz nicht außer Acht zu lassen: tyrannis inimica ecclesiae.

III. Die Form, in welcher das Institut zum Vollzuge kommt: a) die Form des Beichtinstituts. Wenn das Amt, welches bei diesem Institut handle, von dem der Verkündigung des Worts wenn auch nicht zu scheiden, so doch zu unterscheiden sei, so müsse auch die Form, in welcher jenes Amt handle, von der Predigt unterschieden werden. Der Unterschied aber zunächst der absolutio von der Predigt sei kein anderer, als daß hier das Wort von der Sündenvergebung an dem Einzelnen gehandelt werde. Die absolutio müsse Privatabsolution sein. Aus der Gnadenmittelnatur aber, welche die Absolution mit der Predigt und den Sakramenten theile, ergebe sich, daß auch die Absolutionsformel nicht deklamirend, sondern conferirend lauten müsse, wie im kleinen Katechismus Luther's Ausg. von Müller S. 364.). Sei aber die einzig geeignete Form der Absolution die Privatabsolution, so müsse auch die einzig geeignete Form der confessio die Privatbeichte sein. Die „gemeine Beichte" vor Gott gegen die Beichtiger gehöre nicht zur eigentlichen Form des Beichtinstituts. Daran schlossen sich noch einige Betrachtungen über die liturgische Form unsrer jetzigen „Vorbereitung zum heiligen Abendmahl." Was b) die Form des Instituts für christliche Disciplin betreffe, so habe Luther seiner

Zeit zur Angabe einer solchen den Muth nicht fasse[n]
nen. Es wurde dann ausführlich gezeigt, welche
dies Institut innerhalb der Lokalgemeinde annehmen
wenn unser Kirchenregiment die Initiative dazu er
Doch frage es sich, ob man zur Organisation de
jetzt mehr Muth haben könne, als Luther zu seiner
Der Proponent meinte nicht. Denn wo die Privatbeich
nicht der gebührenden Anerkennung zu erfreuen hab
werde auch in den Gemeinden sich nicht leicht der
der Demuth finden, der diejenigen, welche christliche
ciplin handhaben, von einem Collegium von Sittenr
so vortheilhaft unterscheide. Auch habe ja die Aus
ßung von den Gnadenmitteln erst die Ausschließun
der Gemeinde zur Consequenz. Der Privatbeichte u
Absolution zu ihrem Rechte zu verhelfen, sei also vor
Dingen eine zeitgemäße Aufgabe.

Dr. Girgensohn forderte Oberpast. Ripke auf, i
zug auf kirchliche Armenpflege neue Vorschläge zu m
Dieser sprach sich unmaßgeblich dahin aus, daß er e
dem gegenwärtigen Stande der Sache für's Gera
halte, wenn jeder Prediger für seinen Beichtkreis die
der kirchlichen Armenpflege in Angriff nehme. Wen
durch die anbahnenden Schritte geschehen seien, so
die Folgezeit leichter die Mittel eröffnen, die Sa
einem größern Maßstabe, so daß sich sämmtliche
meinden der Stadt gemeinschaftlich daran betheiligte
betreiben. Diese Angelegenheit wurde vom Propo
dann des Weitern motivirt und ihm von den Syn
beigestimmt. Dadurch wurde diese, auf der vorigjä
Synode beregte Angelegenheit für's Erste in so ferr
digt, als bis auf Weiteres keine Unterlegung darü
Ein hochwürdiges Evangelisch-Lutherisches Stadt-Co
rium zu richten sei.

Dr. Girgensohn brachte, laut eines Thema's der
jährigen Synodalmaterie, zur Sprache, die Missio
zum Gegenstande fortgehenden Besprechens auf der
ode zu machen. Die Synodalen stimmten dem bei,
ersuchten Oberpast. Ripke, jährlich auf der Synod
Uebersicht dessen zu geben, was in der Gemeinde f
Mission geschehen sei. Dieser erklärte sich bereit, d
[gew]ünschte Referat zu geben.

Anhang.

Zweites Jahrhundert Livlands. 1258—1358.

(S. Heft 2, 1859, S. 154 ff.)

Ein neu Jahrhundert kommt, es rollt herauf;
Was, o mein Lied, wirst du von diesem bringen?
In duft'ger Sag' erglänzt des Anfangs Lauf,
Von Dank erfüllt noch späte Enkel singen,
Ob auch manch edles Haupt im Tod erblich,
Die finstre Nacht dem Kreuze Jesu wich,
Da Livland sich erschloß in jenen Tagen,
Die Hoffnung ließ verstummen banges Klagen!

Ja Hoffnung, süßer Schein aus Himmelshöh'n,
Umleuchte mild das Herz beim trüben Blick!
Was alles mußte damals noch geschehn,
Vom Weh erbebend schaudern wir zurück.
Bald drohen dunkle Wetterwolken schwer,
Des Krieges blut'ge Geißel zieht daher,
Der Menschen Zwietracht, nimmersattes Toben
Verscheucht das Heil, das Gott gesandt von Oben.

Wohl steht der Kirche Heiligthum gegründet,
In Stein und Erz Symbole mächtig ragen,
Mit Feuergluth sei jedes Herz entzündet,
Der Eintracht und des Friedens Glück zu tragen!
Wohl feiern Mönch und Priester ihre Messen,
Die Ritter thun Gelübde ernst und schwer,
Und überall soll Keiner je vergessen,
Welch Ziel dem Christen winket hoch und hehr!

Wo bist du, fromme Mystik, süßes Zittern,
Wo Schmerz und Lust die Seele tief erschüttern,
Wo über Erdennacht das Aug' zum Lichte schauet,
Sich innerlich vor Gott dem Herrn zu beugen,
Der Buße Stimm' die Hörer ernst erbauet,
Mild und zart den Glauben zu bezeugen;
O weh! ein hart Geschlecht in grausen Tagen
Sieht man nur mörderisch auf einander schlagen!

Wohl mahnet sanft Maria's Frauenbild,
Das Jesuskindlein hold auf ihrem Schooß,
Zu zähmen Art und Sitte rauh und wild,
Dem neuen Land zu spenden friedlich Loos;
Doch Horden stürmen rings von Ost und Süden,
Der Völkeraufruhr nimmer will ermüden,
Jenseits der Düna und vom Peipussee,
Der Deutschen blankes Schwert bringt Leid und Weh!

Und dreimal Weh, wo Zorn sich selbst verwundet,
Zum eignen Leben seine Spitze kehrt,
Selbstmörderisch den Bruderhaß bekundet,
Vom Kreuz und Evangelio nicht belehrt!
Vergebens ruft der Friedensgeist der Liebe,
Es rasen wild der Leidenschaften Triebe,
Der Orden und der Bischof, geistlich beide,
Ungeistlich Kampf, dem Land zu schwerem Leide!

Ein ganz Jahrhundert Blut und Kampf und Streit,
Nach Innen und nach Außen, weit und breit,
Entsetzlich Schauspiel! Möchten lieber schweigen,
Von dem was war, das Auge wegwärts neigen,
Die Blätter der Geschichte überschlagen,
Und rasch in Freude wandeln unser Klagen, —
Doch nein! Ein Gott ist's, der die Zeiten bauet,
Getrost drum, Herz, und muthig Ihm vertrauet!

So sing', mein Lied, die traurige Geschichte,
Doch fern sei es, dabei wie zum Gerichte
Verdienst und Schuld gesondert zu vertheilen!
Gemeinsam Werk der Menschen ist die Sünde,
Kein Sterblicher erkühne sich zu weilen
Beim Unrecht hier, ob er es auch so finde,
Der Herr allein ist's, der die Herzen richtet,
Am großen Tag die Spreu vom Weizen sichtet.

Wer braust daher in ungestümer Hitz,
Vom Norden hoch und von der Newa Rand?
Der Schweden Sieger, Alexander's Blitz;
Nowgorod's Held bricht ein in's Dörptsche Land;
Die Schaaren, die er führt, mit Pfeil und Bogen,
Vom Peipus kommen flink sie hergezogen;
In Helm und Harnisch steht der deutsche Ritter,
Doch klein an Zahl, der kurze Kampf war bitter!

Und bald erscheint ein Andrer auf dem Plan,
Litthauens Wald und Sumpf entsteigen Krieger,
Mindow, ihr Fürst, betritt des Streites Bahn,
Gelüsten drängt ihn, auch hinfort als Sieger
Den kühnen Fremdling heimwärts zu erschrecken,
Wer wird nun Livland vor dem Feinde decken?
Des Ordens Marschall ist's, Burchard von Haren,
Die Mannen stark der Kirche Rettung wahren!

Und Mindow sieht die Götter ihn verlassen,
Da mag er länger nicht die Christen hassen;
Zum Bruderbund muß nun die Tauf' ihn weihen,
Das Kreuz beglückend Segen ihm verleihen.
Und, ringsumstellt von Rittern und Caplanen
Im Eisenschmuck mit heil'gen Kirchenfahnen,
Hört sein Gelübd' des Ordenslands Gebiet'ger,
Andreas von Stirland, Heidensturms Besieg'rer.

Doch Heidenlist, — o traue du dem Frieden!
O Täuschung! Aberglaube, schnell gemieden,
Packt zauberhaft die irrenden Gemüther!
Wohl wacht der Wahrheit heil'ger Gotteshüter,
Des Himmelreiches König schlummert nicht,
Doch grollend schnaubt der Dämon, Feind dem Lichte,
Viel Menschenalter erst vorüberzieh'n,
Bis einst die Herzen in der Freiheit glüh'n!

Getauft zwar, fehlt's dem Volke doch an Glauben,
Läßt sich so schnell nicht seine Götzen rauben:
Es stürmt der Feind bis Dorpat brennend hin,
Sofort vom Süden auch und von dem Oberlande
Lechzt Mindow's Schaar nach raubendem Gewinn;
Da wimmelt's weit von beutegieriger Bande,
Bis Werner von Bryzhusen, des Ordens Schwert,
Die Frechen schlägt, sie fliehn zum fernen Heerd.

Nun soll der Feind uns nicht mehr überfallen!
So ruft Conrad von Mandern, und in Semgallen,
Dort wo die Aa fließt mitten durch die Au,
Baut kühn er sich die stolze Burg Mitau.
Doch schwacher Trost! denn schon stürmt Nowgrod wieder,
Bei Wesenberg sinkt Dorpat's Bischof nieder,
Und aus Litthauens düsterm Hintergrunde
Stürzt's nun bis Oesel sich am Meeressunde!

Und selbst der Meister mit dem ganzen Orden
Hemmt nicht im Kampf die räuberischen Horden.
Weh dir, mein Livland! Neues Weh! Die Kuren,
Mit denen mild die Deutschen sonst verfuhren,
Sie mischen sich in dieses wüste Plündern,
Des Landes Elend will sich nicht vermindern,
Ob auch in seinem Schloß Arnold von Vietinghoff,
Das ganze Land im Blute schmählich troff!

So wogt's in dem Jahrhundert auf und ab,
Es graben die Geschlechter sich ihr Grab,
Das selbst einander mordend sie bereiten!
Doch nicht allein nach Außen gilt ihr Streiten,
Im Innern wühlt der Leidenschaften Groll,
Der Eifersucht, des eitlen Haders voll,
Sieht man das Licht der Bruderlieb' erbleichen,
In eigner Mitte dräut des Kampfes Zeichen!

Auf Albert's Bischofsstuhl saß Niemand wieder,
Der, gleich wie Er, regiert der Kirche Glieder.
Den hohen Geist, das ideale Streben
Siehst du nur spärlich in dem ird'schen Leben!
Die Menschenkinder haben drum zu danken,
Wenn ab und zu ein edler Geist erscheinet,
Der sie erlöset aus des Wahnes Schranken,
Für Recht und Wahrheit ihre Herzen einet!

Wohl mancher kluge Kopf, er kam zu sitzen
Auf Riga's Bischofthron, mit hoher Pracht.
Und wie er sah die Geister sich erhitzen,
Da sollte Ruh erzwingen Bann und Acht.
O Thorheit, zu verschmähen Gottes Kraft!
Nicht fleischlich sei die Waffe unsrer Ritterschaft,
So der Apostel; doch in jenen Tagen
Sollt' Interdikt den Frieden Jesu tragen!

Kein Friede kam. Nur heller schlug das Feuer
Hoch um der Kirch' verwüstetes Gemäuer.
Albrecht von Suerbeer, gelehrt und schlau,
Wollt' retten Seelen „Unsrer lieben Frau",
Ob er auch rief: Ich taufe Völkerheerden, —
Nur durch Erleuchtung Kinder Gottes werden!
Kein heilger Geist fiel in die armen Herzen,
Es seufzte schwer das Land in dumpfen Schmerzen!

Da saß der Bischof nun in reichem Glanz,
Vor ihm der Ehst' besprengt mit heil'gem Wasser,
Ringsum der stolzen Burgen schöner Kranz,
Die er sich fest erbauet. Doch die Hasser,
Scheel ihrem Herrn sie treuen Dienst versagen;
Gefängniß ist sein Loos, in Rom zu klagen,
Bringt ihm nur kurze Rast, bis er ermattet
Im Dome ruht, vom Tode sanft umschattet.

Die Todten ruh'n; doch unterm Sonnenlicht
Den Menschen Fried' und Ruhe ach! gebricht.
Der Drangsal viel in Stadt und Land bereiten
Den Lebenden nur schwere düstre Zeiten.
Riga, durch Handel reich, den Vortheil sucht,
Sich selbst genügend, Privilegien gründet,
Der Bischof, hart bedrängt, dem Orden flucht,
Ihn zu vertilgen blut'gen Krieg entzündet;

Zum Schutz sich ruft das heidnische Litthauen;
Das stürzt nach Beute gierig, nicht zu bauen
Des Landes Flor, gar wild daher in Massen,
Die Ordensritter ihre Burg verlassen,
In Flammen lodern ihre Vesten auf,
Und schrecklich tobt weithin des Mordes Lauf,
Bis endlich Comthur Bertold von Bruhaven
Bei Neuermühlen schlägt die tapfern Slaven.

Da scheint's genug. Man eilt sich zu vertragen,
Ein feiner Italiener kommt, zu sagen,
Vom Papst gesandt, was sich für Christen schicket,
Und männiglich sich vor dem Bischof bücket;
Es huldigen die Ritter und Vasallen,
Riga freut sich ersehnter Ruh vor allen,
Im Frieden nur des Bürgers Glück gedeihet,
Der Krummstab Himmels-Segen ihm verleihet.

Doch grollend nur der Ritter Rache brütet,
Des Schwertes Brauch ja seine Lust! Und wüthet
Des Krieges Plage auch an allen Ecken,
Sein Schlachtroß tummelnd, wird er nicht erschrecken.
Nur fröhlicher ertönt sein schmetternd Horn,
Zertreten sei des Landes Saat und Korn,
Und drohet ihm des Interdiktes Zorn,
Das Recht der Faust ist ihm des Sieges Born!

Dem stolzen Riga gilt's, das soll sich beugen,
Dem Bischof Lieb' und Treue nicht bezeugen,
Und Eberhard von Monheim macht sich auf,
Des Ordens hoher Herr, zu neuem Fehdelauf!
In Dünamünde's Veste sitzt er schon,
Entzieht der nahen Stadt der Schifffahrt Lohn,
Nimmt wahr die Zeit, umschließt die Mauerthürme,
Weh Riga! über dich Belagerungsstürme!

Ein ganzes Jahr und d'rüber wird gestritten,
Viel trefflich Blut fließt in der Kämpfer Mitten,
Die Bürger ernst nach Gilden und nach Schragen,
Sonst froh und wohl bei ihren Festgelagen,
Die Schwarzenhäupter mit den Eisenhauben,
Sonst nicht verschmäh'n des Weinstocks süße Trauben,
Sie alle stehn gewappnet in Gefahren,
Der Städte Recht gar muthvoll zu bewahren.

Doch aller Muth vergebens stark sich rüstet,
Nur um so mehr den Feind nach Sieg gelüstet;
Dem Bannstrahl, auch geschleudert, fehlt der Zunder,
Schon ist zu Avignon gelähmt das Wunder,
Das die Gemüther sonst mit Furcht geschrecket,
Und mit des Glaubens Schild das Heil gedecket,
Die Kirche kann auch Riga nicht beschützen,
Wenn starre Lanzen in der Sonne blitzen!

So zieht der Rath in's Lager zu Mühlgraben,
Wo Monheim will zu seinen Füßen haben
Die Privilegien all; man legt sie nieder,
Er schenkt auf's Neu nach schwerer Buß' sie wieder,
Ihm schwören müssen sie den Eid der Treu,
Und durch gebrochne Mauerweiten frei
Zur Stadt hinein sieht man die Ritter reiten,
Zum Bau des Ordensschlosses kühn sie schreiten.

So hat der Orden seine Macht entfaltet,
Am Dünastrom steht er gebietend da,
Beim heil'gen Singen nur der Bischof waltet,
Den Herrscherstab man nicht mehr bei ihm sah,
In Frieden auf dem Berg zu Kokenhusen,
Da opfert an der Perse er den Musen,
Und fromme Jungfraun aus dem Nonnenchor
Im Kloster zu St. Jacob schau'n empor.

Doch auch im Norden sich ein Schlag bereitet,
Durch den der Orden seine Herrschaft weitet;
Die Ehsten sind's, der starren Wildniß Söhne,
Sie hören ungern nur die Glockentöne,
Die zum Gebet der Christen Schaar vereinet,
Die Gnadensonne nicht im Herzen scheinet;
Der Aufruhr tobt; es zittern Kirchenmauern,
Im wüsten Morde plündern rohe Bauern.

Da kann der Dän' sein Ehstland nicht mehr halten,
Es stürmen rings gar furchtbare Gewalten,
Zu Elsenör der König ferne sitzet,
Sein Racheschwert von dort vergeblich blitzet,
Drum wird der Ordensmeister auserkoren,
Goswin von Gerike soll Herrscher sein,
Der Dänenmacht bleibt Reval nun verloren,
Tritt bei der Deutschen baltischem Verein!

Zum zweiten Mal schließt ein Jahrhundert ab,
Drei Menschenalter stiegen in das Grab,
Wir schauten hin auf ihren Kampf und Schmerze,
Ermüdet will fast brechen unser Herz;
Kann keine Ruh die Seelen froh erquicken?
Wann kommst du, Tag, die Armen zu beglücken?
Der Zeiten Lauf ist lang noch nicht vollendet,
Verheißung nur gibt Trost, den Gott uns spendet!

№ 875. Gegen den Druck dieser Mittheilungen und Nachrichten ist, nach vorgängiger Durchsicht, von Seiten des Livl. Evangelisch-lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 23. Mai 1859.

Gen.-Sup. Dr. F. Walter, Vice-Präses.
H. Busch, Notair.

Ist zu drucken erlaubt.
Im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Ehst- und Kurland.
Hofrath Burchard [illegible].

Druck von W. F. Häcker in Riga. [illegible].

I.
Abhandlungen und Aufsätze.

1.
[Funda]mente der Liturgik und Homiletik, auf ethisch-dogmatischer Basis,

von

Hugo Braunschweig, Mag. theol., Diaconus zu Wolmar.

Einleitung.

Einige einleitende Worte habe ich voranzustellen, um [die] Tendenz und den dieselbe kennzeichnenden Titel meiner [Au]seinandersetzung zu rechtfertigen. Ich beginne mit dem [u]nwichtigern, mit der Rechtfertigung des Formellen. Ich [ha]be in dem Titel „Liturgik und Homiletik" genannt. Ich [hä]tte dem Doppelnamen entgehen können, wenn ich einen [b]ekannten und geläufigen Namen vorgefunden hätte, wel[ch]er beide Disciplinen als Theile eines einzigen Ganzen [u]mfaßte. Einen neuen Namen zu erfinden, ist freilich [ni]cht schwer, aber ich wäre schwerlich mit demselben sofort [ve]rständlich gewesen, da es nun einmal üblich ist, beide Dis[ci]plinen gesondert zu nennen. Meiner Ansicht nach wer[den] aber Liturgik und Homiletik erst dann einen entschie[de]nen Fortschritt machen, wenn sie als zwei untrennbare Theile eines einzigen Ganzen betrachtet werden. Und zwar [wir]d der Fortschritt fühlbarer sein auf Seiten der Litur[gik], da die Homiletik sich bereits mannigfacher Bearbei[tu]ngen zu erfreuen gehabt hat, was von der Liturgik wol [ni]cht in demselben Maaße behauptet werden kann.

Daß die Liturgik und Homiletik als Ein Ganzes neben den andern practisch-theologischen Disciplinen betrachtet werden sollte, erhellt schon daraus, daß weder die Liturgie ohne Homilie, noch die Homilie ohne Liturgie in dem empirischen Leben der Gemeinde vorkommt. Die Gestaltungen der Liturgie sind freilich verschieden, so wie die der Homilie, und zwar in Bezug auf Stoff, Dauer, Ausdehnung u. s. w., aber immer stehen doch liturgische Akte neben homiletischen und homiletische neben liturgischen. Selbstverständlich liegt in dem Gesagten nicht eine Polemik dagegen, daß Liturgik und Homiletik besonders in wissenschaftlichen Monographien dargestellt werden. Aber es möchte doch der practisch-theologische Blick eher vor Einseitigkeiten bewahrt bleiben, wenn nicht immer und immer wieder die monographische Methode bei Behandlung des vorliegenden großen Stoffes befolgt, sondern nebenbei auch die holographische Methode eingeschlagen wird. Selbst Nitzsch in seinem classischen, die practische Theologie umfassenden Werke, wo man es am Wenigsten erwarten sollte, hat sich von der gangbaren Methode nicht frei machen können, und finden sich daher Tautologien in beiden Abschnitten. Das Schicksal der Dogmatik und Ethik ist in dieser Beziehung lehrreich. Die Dogmatik ist in Dogmatism, die Moral in Moralism verfallen. Auf die Dauer läßt sich nicht ungestraft sondern, was zur Einheit bestimmt ist. Gäbe es nur Podologien, Chirologien, Kephalologien u. s. w. und keine Anatomie, keine Physiologie, — was würde endlich daraus werden?

Wie ich zur Rechtfertigung meines unwichtigeren Unternehmens mich auf das thatsächliche Leben berufen mußte, so muß ich dasselbe auch thun, um mein wichtigeres Unternehmen zu rechtfertigen, der Liturgik-Homiletik eine

ethisch-dogmatische Basis unterzubreiten. Ich beginne ja damit nicht ein absolut Neues. Es ist Jedermann geläufig, daß römische und evangelische Theologie nicht identisch sind, darum auch römische und evangelische Theorie des Gottesdienste. Aber es wird leider nur eben als selbstverständlich bei uns vorausgesetzt, ohne daß die Voraussetzung ernstlich zur Sprache gebracht wird. Erst wenn die ethisch-dogmatische Basis in ihrem ganzen Gewicht hervorgehoben wird, kann ein wesentlicher Fortschritt für unsere Homiletik-Liturgik gehofft werden.

Was ich mit diesen einleitenden Worten gesagt habe, kann natürlich nicht genügen, um meine Behauptungen zu begründen, da die eigentliche Begründung durch die Auseinandersetzung selbst geschehen muß. Aber diese einleitenden Worte genügten, um meine Ueberschrift soviel als möglich zu erklären.

I. Theil: Die Basis.

1. Abschnitt: Die ethisch-dogmatische Basis.

Erstes Capitel.

Wesen des „Gottesdienstes."

Vor Allem muß der Satz zu durchschlagender Wirksamkeit hervorgehoben werden, daß Religion, Gottesbewußtsein, Glaube, Gemeinde, Gemeinschaft, Liebe, Ermahnung, Belehrung, Tröstung u. s. w. nicht Producte menschlichen Ersinnens und Erdenkens, sondern Wirkungen der göttlichen Offenbarung sind. So einfach und geläufig dieser Satz ist, so enthält er doch gewichtigere Folgerungen, als im ersten Augenblicke scheinen möchte. Bevor wir die Folgerungen ziehen, müssen wir einiges zur Rechtfertigung des obenangestellten Satzes Dienende sagen, damit nicht

etwa wegen der Folgerungen der Satz beanstandet
Es genügt dazu ein Blick auf den Wandel des Hri
auf Erden.

Er erschien nicht, um einen Entwickelungsknot
zugeben, — um das Judenthum auf eine höhere
zu avanciren, ihm den Sieg über das Heidenth
bringen, was freilich Alles war, was die damalige
siashoffnung ausmachte, — sondern um ein Neu
schaffen, — die Neugeburt, die Wiedergeburt sowo
Juden wie an Heiden zu vollziehen. Denn so re
den Nicodemus an: wer nicht neugeboren wird,
nicht in's Gottesreich. So sehen wir ihn denn in
seines Volkes auftreten, aber dennoch verworfen w
Israel wollte das Alte behalten, Er aber kam mi
Neuen. Die Menschen liebten die Finsterniß, Er
war das Licht.

Es erhellt daraus, daß die Initiative von ihm
ging. Diejenigen, welche seine Jünger wurden, s
ihn nicht auf, um ihn zum Christ zu proclamiren, se
er arbeitete an ihnen, berief sie zu sich. Aber nic
bei der Berufung, beim ersten Fangen in sein Ne
er die Initiative, sondern auch, nachdem er nun die
len gewonnen hat, bleibt Er's, der sie von Gna
Gnade, von einer Wahrheit in die andere leitet. I
anfangs von seinem Leiden, Sterben und Aufer
nichts verstehen, sie lernen's allmählig. Die da an
von Herrschsucht und Ehrgeiz erfüllt um hierarch
Vorrang streiten, werden aller Welt Diener. Die
fangs jähzornig Feuer auf die nicht schnell genug
benden fallen lassen möchten, geben sich selbst
zum Opfer, um zu erstatten, was noch mangelt an
Trübsalen für's Heil der Welt.

Wie waren sie gelangt auf diese höhere Stufe? Durch Umgang mit Christo" und namentlich auch durch diejenigen Momente, in welchen Christus sie um sich versammelte, wie ein Hirt seine Schafe, um sie mit seiner Herrlichkeit zu erfüllen; durch jene Momente, wo er sein Wort in ihrer Versammlung sprach. Es waren die „Gottesdienste", welche Er mit ihnen hielt bald hier, bald da, bald Morgens, bald Abends, bald Mittags oder Nachts.

Es verräth daher wenig Besinnung, wenn man die Gottesdienste aus einer kirchlichen Entwickelung ableiten will, anstatt sie auf Christum selbst, als ihrem Ursprunge, zurückzuführen. Das Mißverständniß hat die Folge gehabt, daß man bei der Untersuchung über die Idee des Gottesdienstes ausging von der Idee jeglicher religiöser Feier, wie sie sich im Judenthum und Heidenthum vollzog. Man kam auf diesem Wege zu dem falschen Resultat, daß die Gottesdienste sammt allen sogenannten Cultus-Acten kirchliche Producte seien. Denn freilich der Cultus des Heidenthums ist Product der heidnischen Frömmigkeit, des heidnischen Gottesbewußtseins; der Cultus des Judenthums ist meist Product der jüdischen Frömmigkeit, des jüdischen Glaubens gewesen, obgleich es so nicht hätte sein sollen.

Es wird der wunderbare Charakter des Christenthums, es wird die absolute Initiative Christi vergessen. Wir dürfen daher nicht sagen, wie die Hauptvertreter der neueren Liturgik selbst auf sehr verschiedenen Standpunkten, unser Cultus sei unser Product, unsere Glaubensdarstellung, unsere Glaubensbethätigung, sondern er ist die Stiftung des Herrn. Die Versammlung, welche Er selbst gestiftet hat, leitet und pflegt Er selbst noch heute,

um daselbst noch heute dasselbe Werk zu treiben, wie es damals auf Erden trieb: sein Heilands-Werk.

So sehr nun hiermit der göttliche Charakter de christlichen „Cultus" hervorgehoben ist, so sind dam durchaus nicht alle menschlichen Factoren hinweggeläugnet. Wer Christi wunderbare Geburt behauptet, läugn damit noch nicht seine menschliche Geburt. Was irgen caerimoniae und traditiones sind, sind freilich kirchl aber doch wahrlich nicht Wort und Sacrament. Die sin christlich!

Von dieser Basis aus werden wir daher genöthig einen andern als den gangbaren Cultusbegriff aufzustellen Er wird nicht überraschend neu sein, sondern nur in se ner Zusammenfassung hervorheben, was sich hie und zerstreut und bekannt schon vorfindet.

Der Herr spricht Matth. 17: Wo zwei oder drei ve sammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten un ihnen. Damit hat der Herr das Wesen dessen bezeichn was man, den „göttlichen Factor" übersehend, Gottesdienst Cultus, Feier &c. genannt hat. Darum ist denn auch stetige Bezeichnung im N. T. die der Versammlung 1 Co 5. 11. 13. Hebr. 9. Jac. 2. Die Hauptsache dabei das: Ich mitten unter ihnen. Damit setzt sich der He als Mittelpunkt. Er ist der Versammler. Nicht wir ve sammeln uns zu ihm, um ihm unseren Glauben und Lie darzustellen, zu opfern, sondern Er uns, um uns mit se ner Liebe und seinen Gaben zu erfüllen. Eph. 4, 10.

Nicht um unseres Thuns willen in Beten, Singen Lesen, Bekennen haben wir die Versammlung, sondern um Seinetwillen, um Seines Thuns willen. Darin, da wir unsern Glauben, unsere Frömmigkeit, unsere Andach laut werden lassen, liegt nicht die Quelle und Kraft weit

..zuschreiten in der Rechtfertigung, in der Erneuerung ..d Heiligung des Lebens. Wäre das der Fall, dann ..ßten wir auch behaupten, daß nicht Christus einzig ..d allein unser Retter und Heiland sei, — nicht Seine ..nadenmittel die einzigen und alleinigen Gnadenmittel ..en, sondern, daß es nebenbei noch andere Retter und ..ilande und noch andere Gnadenmittel, Brünnlein und ..uellchen gebe, aus welchen wir das ewige Leben schöpfen. ..ir gelangen so consequent zu der Behauptung von sieben, ..hn oder noch mehr Gnadenmitteln und Sacramenten.

Die Versammlerin ist auch namentlich nicht irgend ..ne mnemonisch-symbolische Thätigkeit von unserer Seite, ..twa Erinnerung, Gedächtniß. Käme es zunächst auf diese ..n; so verlohnte es sich nicht, so oft im Jahre zusammen..kommen. Denn ob ich allein oder mit vielen Christen ..ich Christi und seiner Vergangenheit erinnere, das macht ..inen so gewaltigen Unterschied, daß Gottes Wort die ..ahnung hinstellen müßte: verlasset nicht die Versamm..ungen. Es liegt freilich etwas Erhebendes darin, nach..em man allein andächtig gewesen, auch gemeinsame An..acht zu pflegen inmitten vieler Gläubigen. Aber wäre ..as Alles oder die Hauptsache in der Gemeinde-Ver..ammlung, — wir gingen nicht reicher, nicht gestärkter, ..icht besser nach Hause, als wir von Hause kamen.

Darum wollen wir immer und immer wieder auf ..nsern Herrn und Heiland, und nicht die Kirche und Ge..meinde zurückkommen. Er ist die Hauptperson, die leben..ige gegenwärtige Hauptperson in der Versammlung. Zu ..hm, nicht zu einander kommen wir nach Trost, Licht, Le..en, Seligkeit.

Aber ist Er denn beschlossen im Kirchhause? Wohnt ..r Allerhöchste in Tempeln von Menschenhänden gemacht?

Thront Er in Jerusalem? Wahrlich nicht da allein, aber da auch. Wir suchen Ihn ja nicht im Raume zwischen Mauern eingeklemmt, sondern in der Versammlung der Christen, das sind Tempel, nicht von Menschenhänden gemacht. Das sind die Tempel des heiligen Geistes. Das sind die Gotteshäuser, in welchen Christus Wohnung gemacht hat. Die Gemeinde ist eine Versammlung solcher Kirchlein und Tempel des Geistes. Und sie alle zusammen bilden durch den Einen großen Versammler wiederum ein einziges großes Gotteshaus, einen einzigen Tempel. Von diesem Tempel und Gotteshause heißt's freilich mit Recht: da allein wohnt Er, nicht in der Finsterniß der Heidenwelt.

Bei den Seinen, in den Seinen ist Er! Aber auch über ihnen! Selbst die Gemeinde, die große, ist noch ein zu kleiner Tempel für Ihn. Darum suchen wir Ihn wol so, wie Er in uns und in der Gemeinde und in den Gemeinden ist, aber auch und zunächst so, wie Er darüber ist. Freilich giebt's eine Meinung, es sei eine vermessene Rede, daß Christus außerhalb der Kirche sei, denn Er wohne nur in der Gemeinde, Kirche. Im Gegensatz gegen die Heidenwelt ist's richtig. Aber es ist falsch zu meinen, daß Christus *nur so* zu finden sei, *wie* Ihn die Kirche habe, — daß Christus *nur da* zu haben sei, *wo* Ihn die Kirche gebe. Erstlich wäre ja dann jede Reformation unmöglich gewesen. Und ferner steckt ja die Kirche noch in der Sünde. Was die Gemeinden uns von Christo geben, ist noch vermischt mit Sünde und Irrthum, Mangel und Finsterniß. Wir haben aber Christum *auch so* und *auch da*, wo Er will und wie Er an sich selbst ist ohne Kirche. Und so eben suchen wir Ihn besonders und vornehmlich. Wäre Christus noch abhängig von Zeit und

tanum, so befände Er sich noch im Stande der Erniedrigung. Hätten wir keinen freien Zutritt zu Ihm, so hätten die Gemeinden die Mittlerschaft zwischen uns und Ihm, so gäbe es außer der Mittlerschaft Christi zwischen Gott und Menschen noch die andere Mittlerschaft der Kirche zwischen dem Mittler und den Seinen. Da nun die Kirche Glieder hat nicht nur diesseits, sondern auch jenseits, so hätten wir sehr beherzigenswerthe Mittler diesseits und jenseits neben Christo. Das sei ferne!

Wann nun ist Er so ganz zu finden? Wann kommt Er selbst ohne Menschenzuthat? Er kommt so, wenn du allein bist und liegst wie Maria damals zu seinen Füßen um seinem Wort zu lauschen; wenn du inmitten der Gemeinde bist, um sein Wort zu empfangen. Er kommt so, wenn du auf dem Krankenbett das Sacrament empfängst allein und wenn du inmitten der Gemeinde Theil hast an Taufe und Abendmahl. Er kommt in seiner ganzen und vollen Herrlichkeit zu dir sowohl in der Einsamkeit als in der Wolke der Zeugen — zu uns Allen bis an das Ende der Welt.

Gehen wir von dieser Betrachtung aus weiter, so entsteht die Frage, welche Art die Gemeinde-Versammlungen hauptsächlich an sich haben und was als Unart bezeichnet werden müsse? Wenn wir in die Kirche gehen, um Christum auch dort zu suchen und zu finden, wenn Christus nun kommt mit seiner Gnade durch die Gnadenmittel, so können offenbar nur solche Versammlungen rechter Art sein, welche Christum und seine Gnadenmittel allzeit im Vordergrunde erscheinen lassen. Wir haben uns daher vor solchen Gottesdiensten zu hüten, bei welchen der Herr und seine Gnadenmittel in den Hintergrund geschoben werden. Wir müssen das besonders hervorheben, weil in der gegenwärtigen Zeit auch in den evangelischen Ge-

dungen für's gegenwärtige Leben daraus zu machen. Da um setzt sich die christliche Gemeinde diejenigen zum Dienst welche ihr Leben der Erforschung solcher Anwendungen g widmet haben. Wenn nun aber diese selben Diener wieder um mit Lesen und nun gar mit Lesen einzelner Abschnitt hervortreten, so sagt die Gemeinde billig: Buchstabire und Lesen verstehen wir schon; das haben wir schon i der Elementarschule gelernt. Viel besser wird die Sach nicht, wenn man nach local-reformirter Sitte recht viel oder alle Abschnitte alljährlich oder alljahrzehend durch liest. Und ist dem Uebelstande noch nicht ganz abgehol fen, wenn man es zu sogenannten Bibelstunden komme läßt, denn so lange die Bibelstunden sich hartnäckig ge gen die Predigt-Natur sträuben, wird Nichts. Das wahr Verhältniß ist hier dies, daß die beste Bibelstunde un die beste Predigt sich stets decken.

Ein anderer Mangel an den sogenannten Nebengot tesdiensten ist, daß Taufe und Abendmahl principiell aus geschlossen werden, wenngleich sie als Appendix überm geduldet werden. Gehören sie denn nur dem Sonn- un Feiertage oder dem Hause an? Warum? — Unsere römi schen Glaubensgenossen handeln folgerichtiger. Sie habe das Abendmahl aus ihren liturgischen Gottesdiensten nich entfernt. Sie gebrauchen nur das Abendmahl denn auch so daß es bloß zum Sehen und Hören ist. Sie können dahe mit Recht zu uns sagen: wollt ihr zu den vollständigen litur gischen Gottesdiensten zurückkehren, so müßt ihr auch zu Messe, als dem Culminationspunkte der liturgischen Got tesdienste, zurückkehren. Warum sollte das Ansehen un Anhören der Messe nicht ebensoviel, ja mehr Werth habe für die Erbauung, als das Anhören eines Chorgesange einer Kirchenmusik? Wenn wir Kirchenmusiken u. derg

in unsern Gottesdienst bringen dürfen, warum nicht auch die Messe (natürlich unter beiderlei Gestalt)? Wenn Musik, wenn überhaupt Kunst im Stande ist, uns zu Christo zu bringen, warum nicht auch eine kunstvoll gehaltene Messe?

Und das ist der dritte Fehler an den Nebengottesdiensten, daß sie durch Kunst, namentlich durch Musik erbauen wollen. Lassen wir uns die Kunst wohlgefallen als Dienerin zu Schmuck und Zierde, damit Leib und Sinne auch auf diese Art einen Eindruck empfangen. Nimmermehr aber ist die Kunst im Stande, mich zu bessern, zu bauen, einen heiligen Entschluß in mir zu Stande zu bringen. Die Baukunst mag unsere Kirchenhäuser äußerlich und innerlich ordnen und schmücken, — die Malerei mag Altar und Kanzel zieren — die Musik mag unsere Sinne stimmen, aber all diese Eindrücke und Stimmungen, welche wir empfangen, sie enthalten an sich noch nichts von Christo. Man zeige z. B. dem Ungläubigen das schönste Christusbild, — man singe oder spiele ihm die schönste Kirchenmusik, — es wird ihn vielleicht stimmen, aber bekehren d. h. zu Christo kehren, doch wahrlich nicht. Wir, die wir Christum kennen, machen uns oft z. B. bei einer schönen Kirchenmusik, ein Jeder seine eignen christlichen und kirchlichen Gedanken und Betrachtungen, und es treibt uns das Erinnerungsleben, welches wir in solchen Augenblicken leben, oft zu erneuter Heiligung. Aber es ist eben nur oft oder zuweilen und unter gewissen Verhältnissen. Und auch dann waren es die Gedanken, welche entstanden, — nicht die Musiken, welche wir hörten, die uns erbauten.

Endlich ist als vierter Mangel zu nennen, daß in jenen gottesdienstlichen Nebenstunden und „zweiten Stunden", die Andachtsthätigkeiten in den Vordergrund treten.

Bestreiten wir die „zweiten Stunden" als pharisäisch und pelagianisch oder semipelagianisch, so müssen wir es auch mit den Nebenstunden thun.

Es muß uns immer feststehen, daß durch Einseitigkeiten und Unvollständigkeiten, überhaupt durch keinerlei Künstelei Mannigfaltigkeit der Gottesdienste erzielt werden darf. Die Mannigfaltigkeit muß auf anderem als dem verworfenen Wege erreicht werden. Daher thut Höfling's: Composition d. chr. G.-Gottesdienste. 1857, Unrecht S. 1 u. 82 die Einseitigkeit und Unvollständigkeit zum Grundsatz zu erheben. Giebt man ihnen mit Nitzsch Pract. Theol. den Charakter von Ergänzungsgottesdiensten, so erscheinen sie wenigstens überflüssig, weil da für dasselbe Individuum zu viel und für verschiedene Individuen zu wenig ergänzt ist.

Nachdem ich die Bezeichnungen: Feier, Cultus, Gottesdienst verworfen habe und mit der heiligen Schrift die Bezeichnung: Gemeinde-Versammlung erneuert habe, könnte mir der Einwand gemacht werden, daß es ja auch Gemeinde-Versammlungen gebe, welche mit Feier, Cultus, Gottesdienst nichts zu schaffen haben, sondern sich lediglich mit Armenpflege, Geldberechnungen und Geldbewilligungen, Personal-Wahlen u. s. w. beschäftigen. Aber dies sind ja nur Versammlungen einzelner oder vieler Gemeindebeamten oder Gemeindeglieder.

Zweites Capitel.

Zweck.

Geradezu unverständlich ist das restaurirte Bestreben, der kirchlichen Versammlung möglichst viel Zwecklosigkeit zu vindiciren, indem man behauptet: sie sei nicht zunächst Mittel zum Zweck der Erbauung, Heiligung, Verklärung,

andern wesentlich Opfer, Glaubensbethätigung, culminirend in dem Gemeinde-Opfer, der Eucharistie, dem Abendmahl. Es ist damit nichts mehr und nichts weniger behauptet, als daß streng genommen, der Cultus keinen Zweck habe. Man geht daher so weit, die Reformatoren zu tadeln, daß sie bei dem Cultus stets den Zweck im Auge behalten, woraus gleichsam das Uebel entstehe, daß der Cultus einen teleologischen Charakter erhalte, was die altkatholische Kirche durchaus nicht gewollt habe. Ja freilich wollten die Reformatoren sehr Vieles nicht, was die altkatholische Kirche wollte, haben aber damit gerade ihren lautern und reineren Glauben bewiesen.

Zu welchen Consequenzen die altkatholische, den Zweck für das Seelenheil nicht beachtende, den Cultus zum kirchlichen Drama verunstaltende Anschauung geführt hat, liegt offen am Tage und ist unbegreiflich, daß man heutzutage das so leicht in der Studierstube vergißt. Mit der größten Naivität werden unevangelische, d. h. den Zweck für das Seelenheil außer Acht lassende Einrichtungen empfohlen, z. B. daß die Predigt immerhin ihren Ort auf der Kanzel habe, nimmermehr aber das Kirchengebet; die Predigt ihre Stelle wol auf jenem kirchlichen Redestuhl habe, nicht aber der Evangelien-Text; daß die „homiletischen" (soll heißen: unformulirten) Gebete und Fürbitten wol auf der Kanzel geschehen können, nicht aber die „liturgischen" (soll heißen: formulirten). — Nach Hörbarkeit, Erbaulichkeit fragt man nicht zuerst, als ob das eigentlich keine liturgischen Fragen für die evangelischen Gemeinden seien.

Nicht minder einseitig als die totale Hinwegräumung der Teleologie aus der Liturgik ist die zersplitternde Zweckbestimmung, wenn z. B. behauptet wird, daß der Zweck

Bestreiten wir die „zweiten Stunden" als pharisäisch und pelagianisch oder semipelagianisch, so müssen wir es auch mit den Nebenstunden thun.

Es muß uns immer feststehen, daß durch Einseitigkeiten und Unvollständigkeiten, überhaupt durch keinerlei Künstelei Mannigfaltigkeit der Gottesdienste erzielt werden darf. Die Mannigfaltigkeit muß auf anderem als dem verworfenen Wege erreicht werden. Daher thut Höfling's: Composition d. chr. G.-Gottesdienste. 1857, Unrecht S. 1 u. 82 die Einseitigkeit und Unvollständigkeit zum Grundsatz zu erheben. Giebt man ihnen mit Nitzsch Pract. Theol. den Charakter von Ergänzungsgottesdiensten, so erscheinen sie wenigstens überflüssig, weil da für dasselbe Individuum zu viel und für verschiedene Individuen zu wenig ergänzt ist.

Nachdem ich die Bezeichnungen: Feier, Cultus, Gottesdienst verworfen habe und mit der heiligen Schrift die Bezeichnung: Gemeinde-Versammlung erneuert habe, könnte mir der Einwand gemacht werden, daß es ja auch Gemeinde-Versammlungen gebe, welche mit Feier, Cultus, Gottesdienst nichts zu schaffen haben, sondern sich lediglich mit Armenpflege, Geldberechnungen und Geldbewilligungen, Personal-Wahlen u. s. w. beschäftigen. Aber dies sind ja nur Versammlungen einzelner oder vieler Gemeindebeamten oder Gemeindeglieder.

Zweites Capitel.

Zweck.

Geradezu unverständlich ist das restaurirte Bestreben, der kirchlichen Versammlung möglichst viel Zwecklosigkeit zu vindiciren, indem man behauptet: sie sei nicht zunächst Mittel zum Zweck der Erbauung, Heiligung, Verklärung,

sondern wesentlich Opfer, Glaubensbethätigung, culminirend in dem Gemeinde-Opfer, der Eucharistie, dem Abendmahl. Es ist damit nichts mehr und nichts weniger behauptet, als daß streng genommen, der Cultus keinen Zweck habe. Man geht daher so weit, die Reformatoren zu tadeln, daß sie bei dem Cultus stets den Zweck im Auge behalten, woraus gleichsam das Uebel entstehe, daß der Cultus einen teleologischen Charakter erhalte, was die altkatholische Kirche durchaus nicht gewollt habe. Ja freilich wollten die Reformatoren sehr Vieles nicht, was die altkatholische Kirche wollte, haben aber damit gerade ihren klareren und reineren Glauben bewiesen.

Zu welchen Consequenzen die altkatholische, den Zweck für das Seelenheil nicht beachtende, den Cultus zum kirchlichen Drama verunstaltende Anschauung geführt hat, liegt offen am Tage und ist unbegreiflich, daß man heutzutage das so leicht in der Studierstube vergißt. Mit der größten Naivität werden unevangelische, d. h. den Zweck für das Seelenheil außer Acht lassende Einrichtungen empfohlen. Z. B. daß die Predigt immerhin ihren Ort auf der Kanzel habe, nimmermehr aber das Kirchengebet; die Predigt ihre Stelle wol auf jenem kirchlichen Redestuhl habe, nicht aber der Evangelien-Text; daß die „homiletischen" (soll heißen: unformulirten) Gebete und Fürbitten wol auf der Kanzel geschehen können, nicht aber die „liturgischen" (soll heißen: formulirten). — Nach Hörbarkeit, Erbaulichkeit fragt man nicht zuerst, als ob das eigentlich keine liturgischen Fragen für die evangelischen Gemeinden seien.

Nicht minder einseitig als die totale Hinwegräumung der Teleologie aus der Liturgik ist die zersplitternde Zweckbestimmung, wenn z. B. behauptet wird, daß der Zweck

der Versammlung sei entweder Wiedergeburt oder Heiligung, oder Rechtfertigung oder Erneuerung u. s. w. Bei der Bestimmung des Zweckes brauchen wir durchaus nicht mühsam diese oder jene Gabe des Herrn aufzusuchen, sondern was irgend als Wirkung und Gabe des Versammlers gedacht werden kann, gehört in die Totalität des Zweckes: Rettung, Wiedergeburt, Verklärung, Beseligung, Einwohnung und alle andern Früchte des Geistes. Wäre dem nicht so, so müßte es ja unzählige Gottesdienste geben: Wiedergeburts-Gottesdienste, Rechtfertigungs- oder Absolutions-Gottesdienste, Heiligungs-Gottesdienste u. s. w.

Halten wir in Uebereinstimmung mit den Reformatoren beim Gottesdienst stets den Zweck im Auge, so wird es uns stets unmöglich bleiben, den Gottesdienst in alt- und neu-katholischer Weise unter die Kategorie des Opfers, gipfelnd in der Eucharistie, zu stellen, und damit ihm die Idee eines kunstmäßigen, mehr oder weniger symbolischen Drama's zu vindiciren. Wir werden dann nie auf einen Widerspruch zwischen Liturgischem und Teleologischem stoßen, sondern es wird für uns nie eine Liturgik ohne Teleologie existiren.

Der dramatischen Anschauung von der Versammlung ist es unmöglich den Zweck in seiner Bedeutung zu erkennen, weil sie in der Selbstseligkeit des Gewordenseins ausruht, ohne das Moment des Werdens am Gewordensein im Bereiche des christlichen Lebens recht zu würdigen. Es liegt das stolze Bewußtsein zum Grunde, auf einer so hohen Stufe des christlichen Lebens angelangt zu sein, daß es mehr darauf ankomme darzustellen als zu empfangen, zu genießen als zu lernen. Man meint in den Hauptsachen, in den fundamentellen Dingen schon die Fülle des Mannesalters Christi zu haben und zu besitzen, so daß

nur übrig bleibe in Kleinigkeiten des erkennenden und begehrenden Lebens sich zu erneuern. Es ist da besonders vierlei Verirrung möglich. Entweder behauptet man die absolute Stufe im christlichen Totalleben erklommen zu haben, so daß Erkennen und Begehren sich in den Hauptsachen schon vollendet haben (Mysticism); oder man meint im erkennenden Leben schon soweit geheiligt zu sein, daß eine fundamentelle Lehr-Erneuerung unmöglich sei (Orthodoxism); oder man wähnt im begehrenden Leben über alle Tiefen des aufblähenden Erkennens (aber nur das Wissen bläht), so hoch im Begehren nach Christo hin sich erhoben zu haben, daß im genußreichen Fühlen (Herrnhutism) oder im weltverläugnenden Wollen (Pietism) der Culminationspunkt für das diesseitige Leben im Geiste erreicht ist. Alle diese Irrungen werden stets die Teleologie aus der Liturgik möglichst verbannen und zu einer dramatischen Auffassung hinneigen, als derjenigen, welcher die Darstellung an sich schon Wesen und Zweck ist. Und zwar wird der katholisch-mystische Standpunkt seinen Gottesdienst zu einem symbolischen Drama zu gestalten suchen, weil für die Mystik im Symbol der reichste Gebrauch von jeglicher Kunst gemacht werden kann. Denn wo es auf Darstellung der vollendeten Gemeinschaft mit den Mysterien des Christenthums ankommt, muß ja natürlich auf die Darstellung als solche das größte Gewicht gelegt werden. Prachtvolle nicht nur, sondern auch symbolische Bauten, — ergreifende nicht nur, sondern auch ergötzende Musiken, — schmückende nicht nur, sondern auch bedeutsame Malereien und Bildnereien — das Alles wird hier gefordert werden, um darzustellen, was irgend darstellbar ist; ja selbst Gymnastik und Orchestik, z. B. beim Processiren und Räuchern, wird hieher

gehören. — Der orthodoxistische Standpunkt wird nur darauf ausgehen, die sogenannte absolut reine Kirchenlehre zu bekennen, zu bezeugen, zu beten, darzustellen in größtmöglichster Fülle und Länge. Die eben versammelten Subjecte zunächst zu berücksichtigen, ist ihm zu wenig „objectiv“, zu sehr „subjectiv“. Es ist ihm „Subjectivism“. Was nach der Theorie des sogenannten reinen Lehrbegriffs im Allgemeinen als das Höhere gilt, wird betont und hervorgehoben werden, was da im Allgemeinen als das Niedrere gilt, wird zurücktreten. Es wird sich daher das Bedürfniß nach möglichstem Reichthum an kirchlichen Formularen, und ferner nach recht handgreiflichen Subordinationen des Individuellen und Einzelnen unter das Gemeine und Gemeinsame kund thun. So wird hier der Gottesdienst zu einem öden formularistischen Drama. Es versteht sich von selbst, daß auch hier noch mancherlei Unterschiede möglich sind, z. B. eines anglikanischen, hyper-lutherischen u. s. w. Gottesdienstes. — Der herrnhutische Standpunkt muß in seinen Gottesdiensten darauf aus sein, die erregten Momente des Christenlebens zu möglichst reicher Darstellung zu bringen. Es liegt auf der Hand, daß wir es hier mit einem Feinde des Formularism nicht nur, sondern auch der Kunst zu thun haben. Nur soviel als nothdürftig zur Aufrechterhaltung einer gewissen Ordnung erforderlich ist (obwol er in der Verfassung geneigt ist, die Bedeutung der Ordnungen und Einrichtungen zu überschätzen) wird er den Formularen Raum gestatten und von den Künsten nur der Musik, als derjenigen, welche am meisten im Stande ist, die Erregtheit, namentlich des Schmerzes, darzustellen. Selbst die Rede wird sich nicht enthalten können, der Musik möglichst zu ähneln. Hier kommt man zu einem sensuali-

schen Drama. — Der *pietistische* Standpunkt, wo sich im Unterschiede vom herrnhutischen gestaltet, muß die eigentlichen Gemeinde-Versammlungen zurückschrecken, um es höchstens zu möglichst kleinen Conventikeln bringen, wenn er's nicht vorzieht in absoluter Einsamkeit zu harren. Ihm kommt's nur darauf an, die sogenannten Herzenserfahrungen, welche richtiger als Einzel-Erfahrungen bezeichnet werden sollten, auszuerzählen und auszubeten. Hier haben wir ein *individualistisches* Drama.

Von der andern Seite kann aber auch in der Liturgie mit der Teleologie Mißbrauch getrieben werden, indem *einseitige* Zwecke für den Gottesdienst gestellt werden. Wir werden uns hiebei des innigen Zusammenhanges der Liturgik-Homiletik mit der sogenannten Pastoral-Theologie und Seelsorge bewußt und kommt hier das in Betracht, was man die pädagogische oder volkserziehende Bedeutung der Liturgie nennen kann.

Wie einseitige Zwecke gesetzt werden, sehen wir z. B. in den *methodistischen* Gottesdiensten. Es ist hier alles auf den Einen Punkt gerichtet, den Moment des Durchbruchs der Wiedergeburt zu erzwingen, wobei natürlich der Irrthum zu Grunde liegt, daß die Wiedergeburt ein momentanes Factum sei. Offenbar muß hier die Ueberflüssigkeit der Gottesdienste behauptet werden, sobald alle Erdbewohner hindurchgebrochen sind. Es giebt hier so zu sagen nur *Missions-Gottesdienste*, keine christlichen Gemeinde-Gottesdienste.

Man hat ferner Gottesdienste gehalten, z. B. um die Kirchengeschichte oder die Symbolik, oder Dogmatik zu popularisiren. Es mögen dergleichen Vorträge zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, wo die Schule nicht ihre Schuldigkeit *thut oder gethan hat*, nothwendig sein. Aber

immer bleiben sie doch nur gleichsam nothwendige Uebel, insofern sie einen kirchlichen Nothstand aufdecken und einer kirchlichen Mißbildung abhelfen wollen. Sie hören da und dann auf, wo und wann sie ihren augenblicklichen Zweck erfüllt haben. Sie haben keinen permanenten Zweck im Gemeindeleben. Der Gottesdienst hat an sich nie scholare Bedeutung.

Nicht minder einseitig wäre das Zusammenpressen des liturgischen Zweckes zu einem askfetischen. Es beruht jeder entschiedene Askfetism auf dem Wahne von mechanischer Wirksamkeit der Gnade durch viele gehörte und gesprochene Wörter, d. h. durch andächtiges Geplapper und Geschwätz. Aber auch der mäßigere Askfetism, gleichsam Semi=Askfetism, trägt den Fluch aller Halbheit in sich, also auch auf liturgischem Gebiet. Es kann ja selbst durch mäßigere Anwendung andächtigen Geplappers und Geplärres nur die Zunge, der Mund, das Ohr geschult werden, so daß mit andacht=gemäßerem Tone gesprochen und gesungen, mit andacht=gemäßerer Geberde gehört werde. Aber nimmermehr kann man durch Andachten Andacht machen.

Daß man von Gedächtniß und Gewohnheit und Sitte bedeutende traditionalistische Dienste der Vergangenheit und Gegenwart an der Zukunft sich verspricht, ist ein Argument nicht für, wol aber gegen jede Begünstigung des Gedächtnisses, der Gewohnheit, der Sitte auf Kosten örtlich= und persönlich=individueller Neubildungen. Denn an sich ist das Gedächtniß, die Gewohnheit, die Sitte noch kein religiöses oder ethisches Thun oder Verhalten. Sie werden es erst durch den lebendig machenden Geist. Es darf daher nie das Einprägen in's Gedächtniß, das Erheben von Gewohnheiten und Sitten,

d. h. **Tradition**, als der Zweck der Liturgie aufgestellt worden.

Drittes Capitel.

Mittel.

Da der Herr selbst der Versammler der Gemeinde ist, so liegt es nicht im Belieben der Gemeinde zu bestimmen, durch welche und wie viel Mittel sie sich versammeln lassen wolle, vielmehr ist hier Alles an den Bestimmungen und Einsetzungen des Herrn selbst gelegen. Da nun im Herrn die Gnade Gottes erschienen ist, so sind wir mit Recht gewohnt, die Mittel des Herrn als Gnadenmittel zu bezeichnen.

Höchst verwirrend ist es nun aber, wenn wir durch die Unterscheidung **objectiver** und **subjectiver Gnadenmittel**, wobei unter den objectiven Gnadenmitteln die eigentlichen Gnadenmittel, unter den subjectiven Gnadenmitteln Gebet, Lied, Gesang, Bekenntniß (Credo, Rede) verstanden werden, die Andachtsthätigkeiten unter der Firma des Subjectiven in die Kategorie der Gnadenmittel hineinschmuggeln wollten. Soll es mehr als eine Wortspielerei sein, so ist es ernstlicher Pelagianism, vor dem wir jederzeit Ursache genug haben uns auszuhüten.

Verwirrend ist auch die Unterscheidung **homiletischer** und **liturgischer** Mittel, weil damit einerseits nichts Anderes gemeint ist als Unformulirtes und Formulirtes, andererseits aber, wenn mit dieser Unterscheidung Ernst gemacht werden soll, das Abendmahl als liturgisches Mittel in eine Kategorie mit dem Kirchengebet u. s. w. zusammengeworfen wird.

Nicht minder verwirrend ist die Unterscheidung von **sacramentellen** und **sacrificiellen** Mitteln, weil hie-

bei neben den Sacramenten das Gotteswort unter die Kategorie des Sacramentellen gesetzt wird. Außerdem sind die beiden Begriffe des Sacramentellen und des Sacrificiellen verschiedenen Kategorieen angehörig und daher als unterschiedliche Gegensätze so wenig zu wissenschaftlicher Classification verwendbar, als etwa auf staatlichem Gebiet Sold und Steuer, um die Staatsmittel zu classificiren. Denn während einerseits, wie schon bemerkt, der Herr wirkt nicht nur durch das Mittel des Sacramentes, sondern auch des Worts, so bringen wir Mancherlei in den Dienst der Versammlung, was sich schlechterdings nicht unter die Kategorie des Sacrificiellen stellen läßt. Wir gedenken z. B. der Predigt und was sonst noch als Rede und Casual-Rede vorkommt. Es ist gewiß etwas Sacrificielles an ihnen, aber darum sind sie nicht zumeist oder wesentlich sacrificiell. Sie sind Auslegungen, Auseinanderlegungen, Anwendungen, Verkündigungen des Worts, und sind daher im Sinne jener Classification eher sacramentell, weil didactisch-paränetischer Natur. Es kommen ferner noch diejenigen, derselben Natur angehörigen Sprüche und Lieder in Betracht, welche irgend Trost, Ermahnung, Lehre enthalten und von welchen gleichfalls nichts weiter behauptet werden kann, als daß sie etwas Sacrificielles an sich haben, ohne deßhalb schon sacrificieller Natur zu sein. Trotzdem liegt vielleicht die richtige Ahnung einerseits von der Homousie der Gnadenmittel, andrerseits von der Homousie der Andachtsthätigkeiten zu Grunde. Es ist hier zunächst der Ort, die Homousie der Gnadenmittel hervorzuheben.

Sie erhellt aus der Identität der Gaben, welche die Gnadenmittel mit sich führen.

Wir gedenken zuerst der Wiedergeburt und Er-

neuerung. Diese ist nicht in einem Lebensmoment vollzogen, sondern eine bis an den jüngsten Tag dauernde, Matth. 19, 28. (Act. 2, 21.), wie auch Harleß, Ethik §12. S. 87 zugiebt. Darum ist's natürlich, daß die heil. Schrift nicht nur von der Taufe, Tit. 3, 5. Röm. 6, 6. Col. 2, 11. 3, 5. 9. 14 die Wiedergeburt aussagt, sondern auch vom Abendmahl, 1 Cor. 11, 30, insofern daselbst $\sigma\vartheta\acute{\varepsilon}\nu o\varsigma$, $\acute{\rho}\acute{\omega}\mu\eta$, $\grave{\alpha}\gamma\rho\upsilon\pi\nu\acute{\iota}\alpha$ aus ihm abgeleitet wird, wenn aus dem unwürdigen Empfange das Gegentheil abgeleitet wird, und auch vom Wort 1 Petr. 1, 23. 25. Jac. 1, 18. 21. 1 Cor. 3, 6. 4, 15. 1, 14. 16. 17. 2 Cor. 5, 17. Philem. 10. Gal. 4, 19. Act. 8, 14. Röm. 1, 16. 17. Es läßt sich Joh. 3, 5 nicht dagegen anführen, denn der Herr bezeichnet hier die Taufe nicht als ausschließliches Mittel der Wiedergeburt, sondern die Wiedergeburt als ausschließliche Bedingung der Gliedschaft am Gottesreiche. In der That käme es auch sonst auf einen Glauben ohne Wiedergeburt, oder auf eine Wiedergeburt ohne Glauben heraus. Ersterer findet sich nicht bei den Teufeln, denn deren Glaube ist bekanntlich todt, Jac. 2, und die letztere nicht bei den Kindern, denn diese glauben, Matth. 18, 5. 6.

Ferner gedenken wir der Rechtfertigung oder Sündenvergebung. Sie kommt nicht nur von der Taufe, Act. 2, 38. 22, 16. Eph. 5, 26. 27., sondern auch vom Abendmahl, Matth. 26, 28. und auch vom Wort, Matth. 16, 19. 18, 18. 2 Cor. 3, 9. Hebr. 5, 13.

Endlich gedenken wir der persönlichen oder mystischen Gemeinschaft mit Gott. Die heil. Schrift lehrt sie nicht nur beim Abendmahl, Matth. 26, 28 ff. Marc. 14, 22 ff. Luc. 22, 19 ff. 1 Cor. 10, 16. 11, 23 ff. Eph. 5, 31. 32. 1 Cor. 6, 15—17, sondern auch

bei der Taufe, Röm. 6, 3. Gal. 3, 27. Act. 8, 16. 19, 5. 2, 38. 10, 48. Matth. 28, 19. und auch beim Wort Joh. 14, 23. Die Stelle 1 Joh. 5, 6–8 ist nicht dagegen, da sie sich wol auf Joh. 19, 34 bezieht, und eine exclusive Beziehung auf die Sacramente erst enthalten würde durch ein ὕδατι καὶ οἴνῳ, ἄρτῳ.

Demnach findet auch ein Unterschied der Gnadenmittel von einander statt. Freilich liegt der Unterschied nicht in den Gaben, so daß das eine Mittel ein anderes Stück Gnade brächte als das andere, was durch die zurückgelegte Betrachtung widerlegt ist. — Auch liegt der Unterschied nicht in dem Grade der Macht, mit welcher sie wirken, wie Delitzsch 4. B. B. v. d. Kirche behaupten, was schon dadurch sich widerlegt, daß sonst angenommen werden müßte, die elementare Woge der Luft sei für Gott ein größeres Hinderniß bei der Machtausübung, als die elementaren Wogen des Wassers, des Weines. — Auch liegt der Unterschied nicht darin, daß das Sacrament Bundesmittel sei, das Wort nicht. Denn wie das alttestamentliche Wort Bundesmittel war, so ist's jetzt das neutestamentliche nach 2 Cor. 3, 6 ff. — Auch ist die Gnade des einen Mittels nicht gewisser oder für das Subject vergewissernder als die des andern, denn die Gnade ist eine ewige und der Trost und Bund ein ewiger nach 2 Theſſ. 2, 16. Hebr. 13, 20. — Ebensowenig ist es richtig, das Wort auf das persönliche, das Sacrament auf das natürliche Leben zu beziehen, weil dadurch die Einheit des Menschen in der Weise zertrümmert wird, daß eine Wirkung für die Seligkeit behauptet wird, wobei das Selbstbewußtsein keinen Antheil hat. — Desgleichen ist es gefehlt, wenn man die Gnade des Herrn auf das Wort und den Herrn selbst auf das

Sacrament bezieht, weil dadurch der Herr von seiner Gnade in der Weise abgeschnitten wird, daß die Gnade des Gnädigen irgendwo auch ohne ihn selbst zu schweben kommt. — Es ist auch unhaltbar dem Worte das An- und Darbieten, dem Sacrament das Wirken und Vollziehen zuzuschreiben, denn ein unwirksames An- und Darbieten ist eben keines. — Endlich ist es auch eine nichtige Unterscheidung, wenn man sagt, daß im Worte nur eine historische Gegenwart, dagegen im Sacrament eine persönliche Gegenwart Christi stattfinde, denn eine historische Gegenwart ist nichts Anderes, als was man richtig deutsch Vergangenheit nennt.

Das Wahre haben schon die Alten, indem sie den Unterschied nur in der Art und Weise der Wirksamkeit finden, wohin auch ganz einfach die sogenannten irdischen Elemente der Gnadenmittel zielen.

In der Taufe kommt der Herr, um neue Glieder in sein Reich zu sammeln, wie Er denn das Wasser zur Taufe gesetzt hat. Aus dem Wasser (und Geist, Gen. 1. Joh. 3.) hat Himmel und Erde seinen Anfang genommen. Aus dem Wasser ist die neue Welt nach der großen Fluth zu Noah's Zeit emporgetaucht, nachdem im Wasser die alte ersäuft worden ist, 1 Petr. 3, 20. 21. Im Wasser findet das Alte sein Grab, aus dem Wasser kommt das neue Leben, Röm. 6, 6. Im Wasser wird die alte Unreinheit und Unsauberkeit abgewaschen, aus dem Wasser geht das Alte rein und licht hervor, Eph. 5, 26. 27. Was Christus nun abbildet sichtbar, thut er unsichtbar, wäscht mit seinem Blut und Tod, was mit Wasser nicht abgewaschen werden kann; tödtet mit seinem Tod, was vom Wasser nicht getödtet werden kann; giebt die Glied-

schaft seines Reiches und seiner Gemeinde, welche schlicht Wasser nicht geben kann.

Anders kommt Christus im Abendmahl. Da kommt Er nicht mit Wasser, denn wer gewaschen ist, den braucht man nicht rein zu waschen; aber freilich die Füße müssen ihm immerfort gewaschen werden, Joh. 13. Denn nachdem er gewaschen ist, verunreinigt er sich doch noch immer in seinem Wandel durch den Staub der Erde. Was Christus zum ersten Mal gethan hat in der Taufe, das muß Er fort und fort thun: uns waschen, wenn auch nur die Füße. So ist das Abendmahl eine wiederholte Taufe, eine Wiedertaufe, und die Taufe das erste Abendmahl. Das Abendmahl ist die Fortsetzung der Neubelebung, die Erhaltung, Ernährung. So ist denn hier statt des Wassers Brod und Wein. Brod und Wein erhält und stärkt das Leben und Christus ist das Himmelsbrod. Das erste Sacrament bildet ab und wirkt den Anfang, das zweite Sacrament bildet ab und wirkt den Fortgang, den Fortschritt in Christo.

Anders endlich kommt Christus im Wort! Nicht darin liegt der Unterschied, daß das Wort keine Bilder an sich hat. Vielmehr ist hier der Reichthum an Bildern noch viel größer. Und zwar kommen hier nicht zunächst die bildlichen, allegorischen, gleichnißweisen Reden und Sprüche in Betracht, sondern erstlich die vielen bildlichen Ausdrücke, welche durch wesentliche nicht ersetzbar sind, weil sie theils nicht so gebräuchlich, theils nicht einmal vorhanden sind, z. B. wenn vom prophetischen, hohepriesterlichen, königlichen Thun Christi, von seinem Erlösungs- oder Loskaufungs-Werke u. s. w., die Rede ist; und zweitens das Wesen der menschlichen Sprache überhaupt. Die menschliche Sprache besteht ja selbst nur aus Tonzeichen, Ton-

ildern, Toncomplexen. Was die Buchstaben-, Zahlen-, Musiknoten-Zeichen für das Auge sind, das sind die die enschliche Sprache constituirenden Laute für das Ohr es Geistes. Nur das macht den Unterschied von den ichen der Taufe und des Abendmahls aus, daß, was iese beiden getrennt abbilden und wirken, im Worte ver-inigt ist. Wol findet im Worte auch ein Unterschied für en Anfang und für den Fortgang statt. Es giebt Be-tandtheile des Worts, welche die Anfänger, und Bestand-theile, welche für die Vorgeschrittenen im Glauben sind, ie der Herr spricht Joh. 16: ihr könnt's jetzt noch nicht agen, aber später. Doch ist der Unterschied durch die erschiedenheit der einzelnen Persönlichkeiten ein so flie-ender und für den sündhaften Menschengeist so unmerk-licher, daß eine entschiedene Grenze wie zwischen Taufe nd Abendmahl von uns nicht gezogen werden kann. An-ererseits sind diejenigen Bestandtheile, welche als den nfang begründende, also gleichsam fundamentale bezeich-t werden können, nicht initerabel wie die Taufe, son-ern dienen in permanenter Iterabilität zur Erhaltung des ristlichen Lebens.

Die vorstehende Betrachtung führt uns auf die alte Beschreibung von Wort und Sacrament: accedit ver-um ad elementum et fit sacramentum, nur daß sie eiser so gefaßt werden muß: accedit elementum ad rbum et fit sacramentum. Die Homousie der Gna-enmittel steht auf dem Wort, verbum. Tritt ein vom errn gesetztes elementum zum Wort hinzu, so entsteht cramentum. Dennoch ist dadurch das Sacrament nicht was Reicheres oder Höheres geworden. Denn erstlich die Bedeutung des elementum etwas so Geringes im erhältniß zum verbum, daß eine höhere Schätzung un-

möglich ist; ferner tritt beim Sacrament das verbale Element verhältnißmäßig zurück. Wiederum entsteht dadurch keine Präponderanz des Wortes gegenüber dem Sacrament, denn dasjenige Element, welches im Sacrament präponderirt, ist ja auch eben das Gotteswort. Wollen wir den Unterschied in deutscher Sprache ausdrücken, so müssen wir sagen, es sei der Unterschied von Rede und Handlung.

Warum hat nun der Herr nur die drei Gnadenmittel und nicht mehr gesetzt, wenn der Unterschied nur in solcher Art und Weise der Gnadenwirksamkeit beruht, da sich vielleicht noch mancherlei Arten und Weisen denken ließen?

Wir gelangen hiemit in Etwas auf das Gebiet der Psychologie, namentlich auf die jüngst zwischen Dr. Philippi und Dr. Carlblom entstandene Differenz, wobei Dr. Philippi den Intellectualism, d. h. die exclusive Initiative des Wissens und Erkennens, Dr. Carlblom den Sensualism in weiterem Sinne, d. h. die exclusive Initiative des Begehrens (Wille, Sinn, Gefühls) vertritt. Es scheint beiderseits ein Extrem vertreten zu werden. Denn im wirklichen Leben haben die verschiedenen Objecte auch verschiedene Eintrittsformen, womit sie in das Subject eintreten. Anders betrifft mich ein Bildwerk, anders ein Tonwerk, anders ein Drama, anders eine Rechnung u. s. w. Doch lassen sich alle Objecte und alle psychologische Phänomene auf zwei Ordnungen zurückführen, auf eben jene sensuelle und intellectuelle. Da sich aber beide Thätigkeiten in Einer Person befinden, wird schon von vorn herein einleuchten, daß nicht von einer Exclusivität, sondern nur von einer Priorität und zwar in verschiedenen Zeitmomenten und bei verschiedenen Objecten die Rede sein kann.

Von dieser psychologischen Anschauung aus erklärt sich nun auch der Unterschied von Wort und Sacrament, Rede und Handlung. Hätten wir nur das Wort, so würden wir nothwendig zu Intellectualisten, d. h. den Glauben nur als intellectuelles Phänomen haben, religiös denken ohne religiös zu handeln. Hätten wir nur Sacrament, so würden wir nothwendig zu Sensualisten, d. h. den Glauben nur als Handlung kennen, religiös wollen, fühlen, wirken, ohne religiös zu sinnen und zu denken. Da nun aber der Herr, solchem innern Widerspruch feind, sich uns giebt in Rede und Handlung, so treibt Er uns, ihn in unser sensuelles und intellectuelles Leben aufzunehmen, d. h. die Grundformationen, also alle Formationen unseres geistigen Wesens von ihm erfüllen zu lassen.

Gedenken wir hiebei des Wortes und des Werkes Christi! Hätte es genügt, wenn uns das Wort von der Gnade Gottes verkündigt wäre, sei es auch durch eine himmlische Stimme (wie sie bei der Taufe und bei der Verklärung Christi, und bei der Berufung Pauli erscholl), ohne daß die große Handlung von der Geburt bis zur Himmelfahrt geschehen wäre, und ohne daß noch die Wiederkunft geschieht und geschehen wird? Gewiß nicht; eben wegen des für unser angeschaffenes und nun durch die Sünde verderbtes Geistesleben so wichtigen Unterschiedes zwischen Wort und Werk oder Handlung. Gott denkt und spricht nicht nur Gnade, Er ist auch Fleisch geworden, um für uns in der Handlung, in Werken auszuführen und zu üben, was Er göttlich in sich gesonnen und berathschlagt hat. Uns in jenen beiden geistigen Grundformen sich bewegenden Menschen konnte Er nur retten, wenn Er neben dem Worte der Versöhnung gleichsam die Parallele des Versöhnungs-Werkes zog. Für sich

selbst brauchte er nicht neben dem Wort noch das Werk, welches mit der Menschwerdung beginnt, aber für uns, um uns aus dem Seelenverderben, d. h. dem intellectuellen und sensuellen Verderben zu retten.

Der Einwand, daß für uns die Erscheinungen von Betlehem und Golgotha nicht mehr vorhanden seien, und so die Zeitgenossen des irdischen Wandels Christi im Fleische bevorzugt vor uns erscheinen, hat seine Widerlegung nicht nur darin, daß dann mit demselben Recht auch behauptet werden könnte, daß wir als die Zeitgenossen seines Erhöhungs-Werkes vor jenen Zeitgenossen seines Erniedrigungs-Werkes bevorzugt erscheinen, sondern auch in der Ausführung des Hebräer-Briefes Cap. 10, daß wir nämlich geheiligt und vollkommen werden in dem heiligen Liebeswillen Christi, mit welchem Er damals thätig war und jetzt zur Rechten Gottes thätig ist (thätiger Gehorsam), da das pure Leiden, das vergangene seit 1800 Jahren, an sich ebensowenig Sünde wegnehmen kann, als die alttestamentlichen Opfer, wenn es nicht ein Thun gewesen wäre.

Es kommt hier noch das Verhältniß von Christi-Wort und Apostel-Wort zu einander in Betracht. Denn es könnte ja scheinen, als ob das letztere nur im relativen Sinne als Christi und Gottes Wort gelten könne. Gewiß ist, daß der Herr selbst von seinem Zeugniß, seinem Worte spricht, Joh. 14, 23—26. 5, 31. 8, 14, und auch vom Apostel-Zeugniß, Joh. 15, 27. Act. 1, 4, und Apostel-Wort, Joh. 17, 20. Aber es ist damit kein Unterschied der Autorität und Normativität gemacht. Die Apostel sind sich der Identität ihres Wortes und Zeugnisses mit dem Christi bewußt und fordern deßhalb geradezu Gehorsam, z. B. Paulus: 1 Cor. 7, 12. 11, 23. 14, 37.

2 Cor. 13, 3. Gal. 1, 12. 6, 16. Eph. 3, 3. 5. 2, 20. Tit. 1, 3. 2 Tim. 2, 13. 2 Theff. 2, 15. 3, 4. 12; Petrus: I. 1, 21. II. 3, 2. 16; Johannes: 20, 31. Apof. 1, 1. 22, 18. 19. I. 1, 5. Sie sind sich der Identität bewußt, obwol sie ein Selbstzeugniß Christi sehr wol kennen: Johannes I. 1, 5. II. 9; Paulus: 1 Tim. 6, 3. Col. 3, 16. Eph. 2, 17. 1 Cor. 14, 37. (Hebr. 2, 3.)

Diese Identität (oder Inspiration) liegt nun auch als Erfahrungsthatsache in den Gläubigen vor und spricht sich in der Ausscheidung der Apokryphen aus, die eben nur als nützliche und lehrreiche Schrift, nicht als Gottes Wort und Lehre betrachtet werden. Sie in der Gemeindeversammlung wieder in gleichen Gebrauch mit Gottes Wort setzen, hieße sich muthwillig in den antireformatorischen Standpunkt zurückversetzen oder wenigstens mit ihm spielen und liebäugeln. Dasselbe geschieht, wenn irgend eine Lehrtradition als die Gemeinde in ihrer Thätigkeit normirend oder regulirend gesetzt wird, wodurch sofort die Kirche als Autorität über die Gemeinde gesetzt wird. Nun ist aber die Verbindung vieler einzelnen Gemeinden zu einer größern Gemeinde oder Kirche, oder auch wenn man will die Verbindung aller Gemeinden zu einer großen Gesammt-Gemeinde bloß menschliches Product zu gegenseitiger Erleichterung und Wohlfahrt, nicht göttliche Stiftung und Einsetzung. Darum leuchtet ein, daß in Gewissens- und Glaubenssachen die eine Gemeinde der andern oder viele Gemeinden einer Gemeinde durchaus nichts Normirendes oder Regulirendes zu sagen haben. Majoritäts-Autorität ist uns Protestanten fremd.

Andererseits verriethe es Selbstbezweiflung, wenn eine Gemeinde jeden gemeindlichen Gebrauch von Apo-

kryphen, Antilegomenen, Symbolen verbieten würde, da sie ja Lieder und Sprüche sonst zuläßt. Die Schranke bildet hier die Wissenschaft. Was dem wissenschaftlichen Gebiet gehört, gehört nicht in die Gemeinde. So kirchengeschichtlicher, dogmenhistorischer, dogmatischer rc. Stoff. Es verräth wenig evangelischen Scharfsinn, obwol deutsche Gutmüthigkeit von Mathesius, daß er über Luther's Leben sogenannte Predigten (besser Legenden) hielt. Die Gemeinde steht in solchen Fällen vor dem Predigenden ohne allen Maßstab zur Kritik, ohne alle Möglichkeit der apostolischen Mahnung nachzukommen, daß sie die Geister prüfe, ob sie von Gott. Denn einer theologischen Fakultät darf sie doch wahrlich ihre geistliche Kritik nicht abtreten, sie wird daher jederzeit den glänzendsten Folgerungen für das Leben den berechtigten Zweifel an den wissenschaftlichen Resultaten gegenüberstellen: wenn's nur auch so gewesen ist. Denn es ist dergleichen Stoff eine durch das Geisteszeugniß (test. Sp. S.) unmeßbare Größe. Wird nun der Gemeinde das Geisteszeugniß benommen, so auch das allgemeine Priesterthum.

Aus der vorstehenden Betrachtung ergiebt sich, daß jede superlative Verhältnißbestimmung zwischen den drei Gnadenmitteln und darauf gebaute klimatische Theorie vom Gottesdienst der evangelischen Basis entbehrt. Soll daher nicht eine Antinomie zwischen Liturgik und Dogmatik-Ethik als evangelisch behauptet werden, so hat die Liturgik gegen folgende Ordnungen des Gottesdienstes durchaus nichts einzuwenden:

1) Wort, Abendmahl, Taufe.
2) Wort, Taufe, Abendmahl.
3) Taufe, Abendmahl, Wort.
4) Taufe, Wort, Abendmahl.

5) Abendmahl, Taufe, Wort.
6) Abendmahl, Wort, Taufe.

Viertes Capitel.

Eigenschaften.

Eine Verwechselung der Begriffe ist es, wenn hier att der Benennung Eigenschaften die Benennung „liturische Grundsätze" gebraucht wird. Einheit, Mannigfaligkeit, Wahrheit, Freiheit u. s. w. der Kirche sind ja auch icht Grundsätze für die Kirche, sondern Eigenschaften derlben, Ableitungen und Beziehungen der Idee, d. h. also s, was wir als Eigenschaft zu benennen pflegen.

Da nun in diesem I. Abschnitte nur die ethisch-dogmatische Basis behandelt wird, so haben wir es hier nur it denjenigen Eigenschaften zu thun, welche von ethisch-gmatischer Art sind.

§ 1. Erbaulichkeit.

Diese Eigenschaft hebt Paulus 1 Cor. 14, 3. 4. 5. s hervor und darf dieser Eigenschaft wegen der Hebräerrief warnen vor muthwilligem Verlassen der Versammungen. Da in der Versammlung vor Allem der Herr ist, welcher thätig ist mit seinem Arbeiten und Säen, ph. 4, 34—38. Matth. 13, 37, mit dem Bauen der emeinde, Eph. 4, 11. 12. 5, 29, so muß die Versammng allzeit erbaulich sein. Nichts desto weniger kann diese igenschaft der Versammlung durch die Sünde der Versammelten mehr oder weniger getrübt werden je nach dem aaße, in welchem der Wirksamkeit des Herrn widerstrebende Meinungen, Stimmungen, Mittel, Einrichtungen von r Gemeinde momentan oder permanent geduldet werden. s ist in dieser Beziehung das Verbot Pauli 1 Cor. 14, wegen Nicht-Zulassung unausgelegter Zungenreden von

entscheidender Wichtigkeit. Es ist damit alles Unverständliche aus dem Cultus herausgewiesen. 1 Cor. 14, 16. Doch nicht nur Unverständlichkeiten rauben der Versammlung die Erbaulichkeit, sondern auch Verunstaltungen und Mißbräuche an den Gnadenmitteln. So wenn stiftungsmäßige Momente nicht gehörig beachtet oder gar beseitigt werden oder die Spendung der Gnadenmittel nicht etwa von Andachtsthätigkeiten der Gemeinde umgeben, sondern geradezu überschüttet werden. Die Neigung dazu wird sich namentlich in solchen Zeiten und Orten einstellen, in welchen das Bewußtsein von dem allzeit wirksamen und allgegenwärtigen Leben des Herrn entschwunden und das Bewußtsein von der Cooperation mit dem Herrn in eine coordinatorische Anschauung vom Verhältniß des göttlichen zum menschlichen Factor der Kirche überzuschnappen bereit steht.

Unmöglich ist hier in dem engen Raume eine vollständigere Berücksichtigung der Unerbaulichkeiten. Nur eins möchte practisch sein, hervorgehoben zu werden: was die unerbaulichen Predigten betrifft. Es giebt sich nicht nur in einer, sondern in sehr verschieden gestimmten Richtungen der evangelischen Theologie ein gewisses Mißtrauen gegen die Individualität, eine Scepsis an der Erfolgsamkeit des reichlichen Predigens kund. Wir hören's auch als rationalistische Mitgift aus der letzten Vergangenheit bezeichnen, daß die Predigt sich so breit mache. Man will ihr nun wahre Freunde und Verehrer schaffen, indem man sie mit einem eleganten Maulkorb oder wenigstens Respirator versieht. Es ist das eine verzweifelte Concession. Man fordere doch statt dessen nur, daß die Art der Predigt eine ursprünglichere, originellere, individuellere, natürlichere werde, — daß sie die geschulte und gekünstelte

Art von sich abthue. Nur der Geist Christi selbst soll der Lehrer der Homiletik sein, 1 Cor. 2, 13. Giebt es verschiedenere Prediger als Luther, Hofacker, Schleiermacher u. s. w.? Wer will's unternehmen, ihnen nachzuahmen, ohne lächerlich zu werden? Wer aber darf verzweifeln, wenn Paulus sich selbst Gal. 4, 13. 14. 2 Cor. 12, 7 und Petrus den Paulus 2 Petr. 3, 16 der Mangelhaftigkeiten und Schwächen zeiht, und Paulus doch Griechenthum und Römerthum niederpredigt? Wenn uns doch Allen dies kindliche Vertrauen der apostolischen und der reformatorischen Zeit auf's Wort wiedergegeben würde!

§ 2. Gemeinsamkeit.

Diese Eigenschaft hebt Paulus 1 Cor. 14, 4. 5 hervor, indem er den Unterschied von dem Sich-Erbauen und dem Gemeinde-Erbauen betont und von dem letzteren die Entscheidung über die Zulässigkeit zur Gemeindeversammlung herleitet. Ferner gehört hieher die Stelle Jac. 2, 2 ff. — Die beiden Stellen bezeichnen das große hier zur Sprache kommende Gebiet. Im Allgemeinen hängt alles hier in Betracht Kommende mit dem allgemeinen Priesterthum der Versammelten zusammen, nicht sowol weil dadurch die gegenseitige Gleichheit, als vielmehr weil dadurch die absolute Nähe beim Herrn gesetzt ist, welche jede Mittlerschaft ausschließt. Was irgend die Mittlerschaft Christi verletzt, verletzt auch das allgemeine Priesterthum und die Gemeinsamkeit der Versammlung.

Obgleich unabsichtlich, wird jedenfalls sicherlich hiegegen verstoßen, wenn der Unterschied von persönlicher und sachlicher Gemeinsamkeit dahin gedeutet wird, daß jene alle Einseitigkeit ausschließend die Gegenseitigkeit und Allseitigkeit der Theilnahme enthalte, während diese mit der Geschichtlichkeit identificirt wird. Geben wir der

Geschichtlichkeit anstatt der ihr gebührenden und später zu berücksichtigenden Stellung das Ansehen einer sachlichen Gemeinsamkeit, so ist die Consequenz offenbar die, daß das Band der Gemeinsamkeit in der Gemeinde zerrissen ist, sobald das Band der Ueberlieferung irgendwann und irgendwie zerrissen ist. Nicht das ist hier die Gemeinsamkeit, daß alle Zeiten dieselben gottesdienstlichen Ceremonien haben, sondern daß die zeitgenossenen und versammelten Gemeindeglieder gemeinsam am Herrn und Haupte sich halten.

Die Gemeinsamkeit wird zunächst verletzt in dem Maaße, als die Versammelten ihre Functionen an einzelne „Repräsentanten" übertragen. So wenig es der Gemeinsamkeit entspricht, sich in einem Stellvertreter absolviren oder taufen zu lassen, ebenso wenig auch, seinen Lobgesang vor Gott durch einen Knabenchor oder Engelchor symbolisch oder allegorisch vertreten zu lassen. So predigt und liturgisirt der Geistliche nicht als Vicar der Gemeinde, sondern er thut's nur für die Gemeinde, d. h. ihr zum Segen.

Nicht minder wird die Gemeinsamkeit verletzt in dem Maaße, als auch auf allseitige Hörbarkeit verzichtet wird. Die Aristokratie der guten Plätze vor den schlechten ist stets ein Beweis, daß wir es noch nicht zu einer protestantischen Akustik gebracht haben. So auch, wenn die doppelten Umwendungen des Liturgen am Altar, die Verlegung des Kirchengebets und des Evangeliums und des Vaterunsers an den Altar empfohlen werden.

Es ist eine matte Begründung, wenn gesagt wird, daß von den Künsten namentlich die Musik und (geistliche) Dichtung, nur der Gemeinsamkeit zu Dienst da wären. Das gemeinsame Sprechen ist noch leichter

zu erreichen als das gemeinsame Singen. Von einer mechanischen und practischen Nützlichkeit wird durchaus nicht die Musik beansprucht. Ebenso muß in Beziehung auf die geistliche Dichtung gesagt werden, daß ein gemeinsames Lesen von Prosa ebenso leicht ist, wie das von Poesie, wenn nur ein Vorleser da ist. Ueber die eigentlichen Motive zum Gebrauche der geistlichen Kunst im Cultus sprechen wir später.

Was das Verhältniß der Individualität oder Einzelheit zur Gemeinsamkeit betrifft, so hat man sich vor Verwechselung des Begriffes der Gemeinsamkeit mit dem der Ganzheit oder Totalität zu hüten. Die Totalität schließt freilich die Individualität aus. Soll die Gemeinde immer in toto handeln, so ist das freilich der Tod der Individualität und wird dieser nur ein bescheidenes Hinterpförtchen geöffnet, wenn man ihr erlaubt, unter der Firma „Repräsentation und Stellvertretung für die Ganzheit" einzutreten. Eine Befeindung aber des Gemeinsamen durch das Individuelle kann nie eintreten, weil das Gemeinsame das Individuelle Aller ist. So lange die Liebe gewahrt bleibt, hat's keine Gefahr und die Art der Liebe ist es, daß sie Alles gemeinsam haben will, was von Gott ist. Aber es ist die Art des Hochmuths und Neides, daß sie durch Vielheit und Majorität nach Unterjochung und Tödtung der Individualität streben. Daher dürfen wir nie dahin kommen, die sogenannten speciellen Fürbitten principiell im Namen der Gemeinsamkeit anzugreifen, sie theils in sogenannte „indirecte" (!) Gebete oder vota, theils in allgemein formulirte Gebete zu metamorphosiren, anstatt doch lieber ihre Gestalt genauer zu bestimmen.

§ 3. Feierlichkeit.

Aus der Gegenwart des Herrn, welche Er den in Seinem Namen Versammelten verheißen hat, resultirt das, was man Feierlichkeit des Cultus genannt hat. Doch deutet man sie zu äußerlich, wenn man nur Stellen wie 1 Cor. 14, 40. 1 Tim. 2, 8. 9. 12 für sie anführt. Vielmehr scheint besonders 1 Cor. 11, 21. 34 citirt werden zu müssen. Nur dann wird die Intensivität der Feierlichkeit in ihrer Fülle erkannt, wenn man die Verletzungen der Feierlichkeit als Verletzungen der Hoheit des allgegenwärtigen Herrn erkennt. Lachen, Weinen u. s. w. sind an sich noch nicht Verletzungen der Feierlichkeit, sondern nur die rohen Ausbrüche, also das rohe Lachen, Weinen, Schluchzen, welches die Gemeinsamkeit verletzt, — dem man zu viel Ehre anthut, wenn man's um des „gebildeten Standes" der Lacher, Schneuzer u. s. w. willen mit dem euphemistischen Fremdwort Libertinismus bezeichnet. Andererseits bildet der Fanatismus das Extrem, dem höchstens noch Knierutschen und Krämpfe feierlich erscheinen.

Man könnte versucht sein, die Feierlichkeit mit der Kunstmäßigkeit zu vertauschen. Aber es entsteht dann sogleich die Frage, warum denn nicht alle Künste in den Gottesdienst aufgenommen werden? Warum wird Gymnastik, Mimik u. s. w. ausgeschlossen? Warum wird ein Unterschied in der Benutzung gemacht, so daß Poesie und Musik und Baukunst geradezu zu Dienst, Bildnerei und Malerei nur zu Schmuck und Zierde verwandt wird? Warum wird nicht alle Musik, sondern nur Vocal-Musik und die diese nachahmende Blas-Instrumental-Musik der Orgel und Posaune benutzt? Wol werden local und temporal die Grenzen verschiedene sein, wie denn die griechische und theilweis die altreformirte Kirche nicht einmal

ie Orgel, die Brüder-Gemeinde sogar die Saiten-Instrumente aufnimmt. Aber so viel wird allgemein behauptet werden müssen, was die Sammlung der Sinne und die Selbstbesinnung im gegenwärtigen Herrn hindert, sei es Geberde oder Kleidung oder Ton oder Wort oder Zeichen, — ist das Unfeierliche. Die Feierlichkeit ist gleichsam der Leib, in welchem die Erbaulichkeit einhergeht und ist die Erbaulichkeit gleichsam die Seele der Feierlichkeit. Aber auch die Gemeinsamkeit ragt hier entschieden hinein. Es wird das wahrnehmbar z. B. im römischen Gottesdienste, wo so oft die Einzelnen oder einzelne Gruppen in dem großen, die große Kirche versinnbildlichenden Kirchhaus-Räume sporadisch ihre Andacht vollziehen. Verhältnißmäßig still mag's dabei hergehn — Feierlichkeit ist da nicht. Es ist ein kirchlicher Kaufhof, ein kirchlicher Markt. Der Herr wird nicht als der allgegenwärtige auch überall im Kirchhause gegenwärtige, sondern nur als der an diesem oder jenem Altar, bei diesem oder jenem Bilde sporadisch gegenwärtige verehrt und angebetet.

§ 4. Wahrhaftigkeit.

Bald im Interesse der sogenannten reinen Lehre, bald im Interesse des sogenannten kräftigen Kirchen-Regimentes hat man sich ängstlich nach guten ethisch-dogmatischen Gründen für die Formularität wenigstens der Sprüche, Bekenntnisse, Gebete, Anreden u. dgl. umgesehen und dann höchstens Auswahl und Buchstaben-Veränderungen in den Formularen, und allenfalls irgend eine Stelle zum freien Beten zugestanden. Die ethisch-dogmatischen Gründe seien folgende: 1) man wisse ja nicht, was der Inhalt der freien Gebete, Anreden u. dgl. sein werde und könne daher dabei nicht andächtig sein; 2) die freien Worte fallen am Ende schlecht aus und die Erbauung bleibe aus;

3) die Kirche müsse auch zu Worte kommen. Der erste Grund ist gegen alles Formulirte anwendbar, wenn man nicht alle Auswahl verbieten will; und selbst wenn man diese verbieten würde, so könnte doch nicht erreicht werden, daß die Gemeinde alle Formulare auswendig weiß oder die Agende in die Hand nimmt und nachliest, nachdem zu Hause die Vorbereitung geschehen. — Der zweite Grund ist anwendbar gegen alles Unformulirte, auch gegen unformulirte Predigten. — Der dritte Grund ist der scheinbarste. Aber doch kann es damit nicht seine Richtigkeit haben, daß die Kirche nur in Formularen rede. Weder ist es vornehmer, gleichsam dem hohen Stande der Kirche angemessener, noch auch sachlich angemessener, ausschließlich in Formularen zu reden. Sollten nur Kirchlichkeit und Formularität sich decken, so müßten vor allen Dingen anstatt der Predigten Postillen eingeführt werden. Ferner heißt es ja geradezu den Kirchenworten Inspiration vindiciren, wenn man aus ethisch-dogmatischen Sicherheitsgründen die Formularität verlangt. Wir werden daher an einer andern Stelle die Formulare eingehend zu betrachten haben.

Im Interesse der Wahrhaftigkeit muß für die Persönlichkeit Raum verlangt werden. Es ist immer das Zeichen einer, die kirchlichen Gewohnheiten und Herkommen überschätzenden, die Wahrhaftigkeit unterschätzenden Zeit, wenn gegen die Bethätigung der Persönlichkeit Bollwerke, oder wenigstens Sicherheitsventile construirt werden. Eine Unterschätzung artet aber, da es im geistigen Leben keinen Stillstand giebt, wenn sie festgehalten wird, nothwendig in Nichtbeachtung aus, d. h. es tritt in Folge unterschätzter Wahrhaftigkeit absichtliche bewußte Unwahrhaftigkeit ein. Darum haben wir daran zu halten, daß die

Wahrhaftigkeit des Cultus darin bestehe, daß die jeweiligen Christenmenschen sich zum Herrn gerade so versammeln, wie sie sich von ihm bestimmt wissen. Und haben wir uns davor zu hüten Versammlungen zu verlangen, welche nach sogenannten allgemein-kirchlichen, katholisch-kirchlichen Grundsätzen geordnet sind. Denn dergleichen katholisch-kirchliche Grundsätze für den Cultus lassen sich weder geschichtlich nachweisen, noch auch dürfte es irgend welche ethische Bedeutung haben, wenn sie sich historisch nachweisen lassen sollten. Denn die Allgemeinheit steht schon logisch nicht über dem Einzelnen, sondern das Einzelne ist eben im Allgemeinen und entsteht daher ein logischer Widerspruch, sobald behauptet wird, daß das Einzelne sich nach dem Allgemeinen zu constituiren habe. Außerdem aber kann nur von einer Mehr- oder Weniger-Allgemeinheit in diesem Falle die Rede sein, d. h. von einer nicht allgemeinen Allgemeinheit, wobei abermals ein innerer Widerspruch vorliegt. — Man will Schutz gegen die Persönlichkeit. Aber es ist eine grenzenlose Oberflächlichkeit, sich die christliche Persönlichkeit an sich als eine in's Blaue grenzenlose und schrankenlose vorzustellen. Wäre es so, so gäbe es überhaupt gar keine Wahrhaftigkeit, gar kein Haften der Wahrheit an der Persönlichkeit. Die Persönlichkeit würde das Unhaftbare für die christliche Wahrheit sein. — Das Maaß und die Schranke hat die christliche Persönlichkeit einerseits in der Wahrheit, andererseits in sich. Es besteht also einerseits in ethischer, andererseits in psychologischer Beziehung Maaß und Schranke. Von der letztern haben wir später zu handeln. Was die erstere betrifft, so ist bekannt genug, daß die heilige Schrift Gotteswort in Gestalt der Schrift, die Wahrheit in Gestalt der Schrift ist. Wer die heil. Schrift für etwas Inhalt-

loses, Schrankenloses ansieht, den muß es freilich befremden, wenn er auf die heil. Schrift als auf die alleinige Norm und Quelle, als auf das alleinige Maaß hingewiesen wird. In der That aber ist jedes andere Maaß, nennen wir es nun secundair oder regulatorisch oder subnormatorisch, ein unanwendbares Maaß, da es nicht messend oder maaßgebend sein kann, weil es selbst gemessen wird. Der Streit zwischen quia und quatenus ist daher mindestens ein Streit um des Kaisers Bart, so lange die Quia-isten an den sogenannten secundairen Normen Substanz und Form, die Quatenus-isten Haupt- und Nebensache, d. h. Normirendes und Nicht-Normirendes ad libitum unterscheiden, wie es grade Jedem Recht ist. Erst eine Identification der Wahrheit mit den Subnormen würde den Streit beenden, aber dann auch die Identification des Protestantism mit dem Romanism vollzogen sein.

Anmerk. Die Ordnung darf nicht neben Erbaulichkeit, Gemeinsamkeit, Feierlichkeit, Wahrhaftigkeit als Eigenschaft (oder „Grundsatz") bezeichnet werden; daß sie keine Eigenschaft sei, leuchtet wol gleich ein. Grundsatz ist sie aber auch nicht, weil sie selbst nur den Zustand bezeichnet, welcher durch grundsätzliche Thätigkeit festgestellt wird. (Fortſ. folgt.)

2.

Liturgische Studien.

Synodal-Vortrag

von

Gotthard Vierhuff, Pastor zu Schlock.

Der erste und einzige evangel. Theolog, der selbst auf dem Boden der evangel. Kirche stehend, von daher öffent-

lich wissenschaftliche Einsprache erhob gegen die modernen, liturgischen Bestrebungen und warnend auf das Unevangelische derselben hinwies, ist meines Erachtens bisher Pastor Mag. Braunschweig gewesen. — Er hat in Prüfung und Beurtheilung dieser Bestrebungen und speciell der Arbeiten unseres liturgischen Comité's gewiß den richtigen Weg betreten, wenn er, — obgleich vielleicht in manchem Einzelnen irrend, — alles das, was ihm an diesen liturgischen Arbeiten als für die evangel. Kirche gefährlich erschien, einzeln herausnahm, unter bestimmte Gesichtspunkte vertheilte und ordnete, und so das Mißliche derselben für den Unbefangenen klar herausstellte. — Es war dies der richtige Weg; denn bei jedem Dinge, das mir verdächtig erscheint, muß ich mir erst die Phänomene an demselben, die Punkte, in denen es mir auffällt, zusammenstellen und mir klar zu machen suchen, weßhalb sie mir auffallen; dann erst kann ich in's Innere hinein und kann nach der falschen Grundanschauung fragen und suchen, aus der sich jene auffallenden Phänomene erzeugten. — Selbst erst durch Braunschweig's tüchtige Arbeit auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die unserer Kirche von Seiten der modernen, liturgischen Bestrebungen droht, habe ich mir zur Aufgabe gestellt, nun den oben angedeuteten zweiten Schritt zu thun und den falschen Grundgedanken der modernen Liturgen aufzusuchen und zu kritisiren. — Ich finde ihn in dem modernen Cultusbegriffe selbst. — In der von Braunschweig in mir angeregten Absicht wurde ich bestärkt durch die Art des Verfahrens, das gegen Bruder Braunschweig auf der livl. Provinzial-Synode von 1857 von den Vertretern der modernen, liturgischen Anschauung beobachtet wurde. Dies Verfahren war unevan-

gelisch dem Inhalte nach, unevangelisch der Form na
dem Inhalte nach, weil ihm (Br.) einfach die
rität des liturgischen Comité's und kein einziger, ir
wie und irgend etwas beweisender Gedanke entgeg
stellt wurde, — der Form nach, weil auch nicht ein
chen evangelischer Liebe erwärmend aus dem Verf
gegen ihn hervor — und uns, wie ihm in's Herz l
tete. — Wenn eine Sache von ihren bedeutendsten
tretern in unserer Provinzialkirche mit so schlimmen
fen vertheidigt wird, wie die liturgischen Bestrebunge
Neuzeit auf dieser ersten livl. Synode, die ich zu bes
die Ehre hatte, so muß es schlimm um diese Sache s
Dies war einer der Gedanken, die mich aus meinem,
der Universität aus meines geehrten Lehrers Har
Collegium mitgebrachten, guten Vertrauen zu den m
nen, liturgischen Bestrebungen erweckten und dazu tr
mein bis dahin erworbenes liturgisches Wissen, weite
vorhandenen, wissenschaftlichen Apparat und endlich
eigenes liturgisches Leben in meiner Gemeinde eine
wissenhaften Revision zu unterwerfen. — Das erste
sultat dieser meiner ehrlichen Prüfung lege ich Euch,
Brüder, heute vor, es ist, wie schon oben bemerkt,
Betrachtung und Beprüfung des Wesens und Be
fes des Cultus selbst, die zuerst kritisch negirend
dann ponirend zu Werke geht. Einige Gedanken un
gumente des ersten Theiles gehören eigentlich einer
tern Studie über das Princip des Cultus — (die
heit) — an, mußten aber wegen ihrer Bedeutung
den Begriff des Cultus und um die Unklarheit des
dernen Cultusbegriffes herauszustellen, schon hier
Rede kommen.

I. Vom Wesen des Cultus.

1. Untersuchung und Abweisung der jetzt gebräuchlichen Definition.

Allen neuern Arbeiten über den Cultus liegt der Ge-
nke zu Grunde: Cultus oder Gottesdienst ist
arstellung des Glaubenslebens einer Gemein-
haft. Mag man von verschiedenen Seiten den Begriff
ihher durch Hinzuziehen dieses oder jenes, ihm an sich
emden Momentes nüanciren und dadurch zugleich unklar
achen, als Wesen des Cultus wird von allen moder-
n, evangel. Liturgen die ich kenne, angegeben das dar-
ellende Thun (so Hoefling, Vetter, Ehrenfeuchter,
loepper, Kliefoth *), Harnack. — Alt erhält sich frei,
ebt aber dafür auch keine andere Definition).

Prüfen wir diese Definition und fragen, was denn
es heißen soll: „darstellendes Thun" und „Darstel-
lung des Glaubenslebens", — so kann man sich
runter zweierlei denken; entweder faßt man den Be-
iff „Darstellung" und zwar „Darstellung des Glaubens-
bens, als eines Innerlichen" in weiterem, oder in en-
rem Sinne.

Ich stelle meinen Glauben dar — heißt im weiteren
inne: ich thue irgend etwas, dadurch mein Glaube be-
ätigt und bewährt wird. — In diesem Sinne ist
er mein ganzes Leben Darstellung meines Glaubens,
eichviel ob dieser objectiv wahr, oder falsch. — So
nge ich es aber allein mit meinem Glaubensleben zu

*) Kliefoth's Ursprüngliche Gottesdienstordnung, 2. Aufl. 1. Band. 1858, war mir damals noch nicht zu Gesichte gekommen; ich finde in diesem interessanten Buche einen Fortschritt zum Bessern und doch auch wieder einen Rückschritt.

thun habe, ist noch nicht von Cultus die Rede; die Darstellung des Glaubenslebens einer Gemeinschaft soll ja Cultus sein. — Wir können und müssen aber das über den Einzelnen Gesagte auch auf die Gemeinschaft anwenden. Eine Gemeinschaft stellt ihr Glaubensleben dar, heißt in diesem weitern Sinne also: eine Gemeinschaft thut irgend etwas, wodurch sie ihren Glauben bethätigt und bewährt. — In diesem Sinne paßt aber die obige Definition nicht allein auf den Cultus, oder Gottesdienst, sondern auf das ganze Leben der Gemeinschaft, wie nach dem Obigen auch auf das ganze Leben des Individuums; denn wir werden unmöglich leugnen können, daß Armenpflege, Betheiligung an der Mission, Wahl wackerer, vom Gemeindegeiste durchdrungener Gemeindevertreter, Aufrechterhaltung der gerade dieser Gemeinschaft eigenthümlichen Sitten, Einrichtung tüchtiger, vom Gemeindeglauben getragener Gemeindeschulen, gewissenhafte und freudige Erfüllung der Gemeindelasten (onera publica), — wir werden nicht leugnen können, daß auch sie Bethätigung und Bewährung, also Darstellung des Glaubenslebens einer Gemeinschaft sind, ohne doch Cultus zu sein. — Aus dem oben Gesagten folgere ich nun, daß Darstellung des Glaubens in dieser weitern Bedeutung des Wortes in der modernen Definition von Cultus nicht gemeint sein kann, da letztere dann offenbar zu weit, also gar keine Definition wäre; denn ich habe noch nicht eines Dinges Wesen gefunden, es definirt, wenn ich den nackten Oberbegriff habe, dem ich jenes Ding subsumire; es fehlt dann noch die Unterscheidung von den Nebenarten, eben sein Wesen, die Grenze, d. h. die Hauptsache. Es wird nun auch ausdrücklich von den Vertretern jener Definition hervorgehoben und namentlich Hoefling und Harnack betonen

es stark genug, daß (nach Jacobi 1, 26. 27) in diesem weitern Sinne des Menschen ganzes Leben Darstellung seines Glaubens — Gottesdienst — sein soll.

Wir müssen also für das darstellende Thun, das als Wesen alles Gottesdienstes oder Cultus angegeben wird, eine andere Bedeutung suchen; es bleibt uns nur noch eine übrig, nämlich die ich schon oben andeutete, da ich bemerkte „Darstellen" habe auch eine engere Bedeutung. Darstellen im engeren Sinne ist aber bisher unbestrittenes Eigenthum und Wesen der Kunst gewesen. Ich denke, Aesthetik und Poetik werden zufrieden sein, wenn ich es als das plastische oder veranschaulichende Darstellen definire. Es ist dieses das Darstellen, dem alle Teleologie fern ist, — das einzig und allein sein eigener Selbstzweck ist, — da eine Idee nicht eher ruht, als bis daß sie eine Materie (Laut, Ton, Farbe, Stoff) ergreifend, durchdringend, überwindend, tragend und selbst getragen, an sich genommen und sich selbst hörbar oder sichtbar, oder tastbar gemacht. Wozu? Um da zu sein, unbekümmert um Anderes, denn nicht dargestellt sein heißt für die künstlerische Idee todt sein. — Dies ist die zweite Bedeutung des Wortes „Darstellung"; eine dritte ist mir und wol uns allen und auch den modernen Liturgen fremd. Nach dem oben Gesagten bleibt uns aber nur das Darstellen in letzterer, seiner engern Bedeutung als Wesen des Cultus übrig. Wird aber wirklich dieses darstellende Thun, das da Eigenthum und Wesen der Kunst ist, auch zugleich als Wesen des Cultus festgehalten, so scheint man sich da auf einem, für den Cultus überhaupt und insbesondere für den christlichen, resp. evangel. Cultus gefährlichen Boden angesiedelt zu haben. Zunächst tritt schon die Persönlichkeit, das eigentliche

agens im Cultus völlig zurück hinter der darzustellenden Idee und wird nur als der Stoff betrachtet, durch den die Idee sich darstellt. Dann aber drohen da zwei schlimme Consequenzen, — und je nachdem man die erste Definition rein festhält, oder sie durch Aufnahme neuer Momente trübt, wird man der einen oder andern jener beiden Consequenzen in die Arme eilen. — Es sind auch, ob bewußt oder unbewußt, leider beide Wege nur zu oft betreten; die volle Abwickelung der für den evangel. Cultus trostlosen Consequenzen steht aber noch zu erwarten.

Die erste gefährliche Consequenz dieser Grenzstreitigkeit zwischen Cultus und Kunst haben diejenigen zu fürchten, die jene Definition rein und ungetrübt von verwirrenden Beisätzen festhalten, die in den modernen, aus der Aesthetik hergenommenen Begriff des Cultus kein anderes Moment hineintragen, das sie vielleicht zum christlichen Cultus führen könnte. — Bedarf es nun einer eingehenden Beweisführung, daß diejenigen, die rein und einfach den Gedanken festhalten: „Cultus ist veranschaulichendes (plastisches) Darstellen des Glaubens, gleichviel welcher Gemeinschaft", daß diejenigen, die gestützt auf gute Gründe der Logik *), sich weigern, noch etwas positiv Christliches hinterher, von außenher in diese Definition aufzunehmen und es übernehmen, aus diesem Begriffe heraus folgerichtig und ehrlich einen Cultus herzustellen, — ich frage: Bedarf es noch einer eingehenderen Beweisführung dafür, daß sie endlich Kunst und Cultus identificiren

*) Mögen Dr. v. Engelhardt und Pastor Sokolowski sich auch aus begreiflichen Gründen gegen die Anwendung der Gesetze der Dogmatik und Logik auf die Liturgik sträuben, der Satz bleibt dem evangel. luth. Theologen immer wahr: Was dogmatisch und logisch falsch ist, das ist auch liturgisch falsch.

nd bei dem Cultus des Genius ankommen werden? Kloepper ist vielleicht hierher zu zählen.)

Diese Consequenz haben diejenigen gewiß nicht zu fürchten, die von Hause aus vom christlichen Cultus reden, denn da tritt offenbar ein Element, und zwar ein positives und starkes Element hinzu, das uns in andere Richtung treibt. — Hält man aber auch hier den Gedanken, die Definition fest: Christlicher Cultus ist Darstellung des christlichen Gemeindeglaubens, so wird man nicht ungestraft zwei Dinge verbunden haben, die hier nicht zusammengehören, man wird in die oben von uns notirte zweite schlimme Consequenz gerathen — und der ganz in den Hintergrund geschobene, zur Nebensache gemachte Hauptfaktor des Cultus, die Gemeinde selbst, als freie Persönlichkeit, wird endlich nicht unterlassen, zu ihrer Zeit zu zeigen, daß eine Persönlichkeit kein Stoff ist, mit dem man die Idee spielen lassen kann, daß sie sich nicht zum Träger herabwürdigen läßt, wo sie handeln will. — Doch wir wollen das nicht allein behaupten, wir wollen beweisen. — Der christliche Gemeindeglaube soll also das im christlichen Cultus Darzustellende sein, der christliche Cultus eine Darstellung, d. h. plastische Veranschaulichung; einen über ihm stehenden Zweck soll der christliche Cultus nicht haben, sondern er ist sich selbst Zweck, das Christenthum will sich selbst darstellen, plastisch veranschaulichen; also die Darstellung ist sich selbst Zweck. Das ist nicht Consequenzenmacherei, sondern wirklich die Meinung der gegenwärtigen evangel. Liturgen *). — Wenn nun in solch

---

*) z. B. Hoefling nennt den Cultus „Selbstdarstellung" — „sinnlich wahrnehmbare Selbstdarstellung"; — Harnack führt geradezu als Parallele für den Cultus die Kunst auf, „die auch keine

einem christlichen Cultus das Wort, die Musik, die Geberde, leblose Gegenstände mit symbolischer, willkürlich beigelegter Bedeutung die Darstellungsmittel bilden; wenn sich durch jeden Gottesdienst eine sich selbst darstellende Idee hindurch zieht; wenn Ruhepunkte eintreten, die von Bedeutung für die Entwickelung des Ganzen sind; wenn eine lebendige, bedeutsame Gegenseitigkeit im Auftreten verschiedener Personen als wesentlich hingestellt wird; wenn das alles als integrirend und eben wesentlich für den Gottesdienst aufgezeichnet wird: sind wir da nicht, frage ich, bei einem symbolisch-dramatischen Cultus angelangt, der wohl noch vielleicht christlich um seines Inhalts willen, aber nimmermehr christlicher Cultus, sondern christliche Kunst um seiner nothwendigen Formen willen ist? Und das ist für einen evangelisch-lutherischen Cultus doch eine schlimme Consequenz. — Brüder, unsere modernen Cultusbestrebungen, die auf dem Boden der Kunst stehen bleiben und doch nicht den Muth haben, consequent ihre eigene Definition festzuhalten, sondern sie durch Aufnahme des Christenthums, als eines zufällig von außen her Gegebenen retten und uns statt einer aus dem Christenthume selbst genommenen Definition octroyiren wollen, sie gehen einem unevangelischen Cultus entgegen. — Vergleicht die Symbolik, den Grundgedanken anderer Culten mit den modernen liturgischen Arbeiten und ihr werdet die überra-

Tendenz habe, deren Zweck ja auch die Darstellung sei", — ja er weist entschieden den teleologischen Gesichtspunkt als reformirt zurück und sagt: der Cultus ist zunächst sich selbst Zweck, indem er das vorhandene Glaubensleben äußert und bethätigt. Die Andacht in der Seele des Künstlers wird als Analogie der Andacht der Gemeinde im Gottesdienst aufgeführt!

bste Uebereinstimmung finden! „Darstellung des christ-
i Gemeindeglaubens", — ohne dabei darnach zu
'n, ob es auch wirklich der Gemeindeglaube ist. —
s einer unter Euch Hirten der evangelischen Gemeinden
ieten und ohne Gottes Zorn zu fürchten, sprechen:
ner Gemeinde Glaube deckt sich mit den modernen Li-
ien und deren Grundanschauung? Ich bin auch ein
e einer Gemeinde, ich aber kann's nicht! Mein Ge-
'n sagt's mir: Deine lettische, wie deine deutsche Ge-
ide als solche und auch wieder in ihren einzelnen Glie-
kann nicht sagen: In der modernen Liturgie ist mein
ube dargestellt. Liebe Brüder, ich meine nicht den
iben der heil. Schrift und der symbolischen Bücher,
ern den in succum et sanguinem der Gemeinden über-
ngenen, den wirklichen, thatsächlichen Glauben der
ieinde, wie sie gerade ist; denn daß der Glaube
Concordienformel in einem evangel. Gottesdienste dar-
llt ist, verhindert's nicht, daß Gott, der Herr, der die
en und Nieren prüft, sprechen muß: Dies Volk nahet
zu mir mit seinem Munde und mit seinen Lippen
t es mich; aber ihr Herz ferne von mir ist. — Wenn
formula concordiae eine Person wäre, dann hätte sie
Recht hier mitzusprechen; nunmehr aber sagen wir:
d non. Ich weiß sehr gut, daß Hoefling sagt, in-
er durch einen Trugschluß rückwärts schließt: „Die
einden im Gottesdienste sind die wahren Gläubigen."
r dann dürfen doch auch nur solche wahre Gläubige
Gottesdienste dasein; dann müsset ihr erst Kirchen, für
nitentes, κατεχουμενοι und fideles eingerichtet, bauen;
n müsset ihr noch zu gewissen Zeiten, wie andere
ten, ob sie freilich gleich keine Katechumenen und
itenten und Heiden mehr haben, doch auch rufen: die

Thüren, die Thüren; — dann müßtet Ihr sie erst wieder in Händen haben, die Zucht und Bischofsgewalt der alten Kirche: — oder aber Euer ganzer Gottesdienst ist eine — Komödie! denn Ihr stellt dar, was — venia sit verbo — in den auswendig zu lernenden Rollen steht, was in der heil. Schrift und im Concordienbuche steht, nicht aber in den Herzen Eurer Gemeinden. — Und endlich lasset uns unser eigen Hirtenherz prüfen; sind wir denn wirklich bei jedem, einzelnen Cultusacte immer im Stande, unsern *eigenen* Glauben darzustellen? Bist du, o Mensch, nie mit leerem, armem Herzen an den Altar getreten und hast nichts gehabt, was du veranschaulichend *darstellen* konntest? — Hast nicht einmal Sündenerkenntniß gehabt, denn du warst todt und kalt? — Also Dich selbst hättest Du vor allen Uebrigen unter die Pönitenten stellen müssen und nicht an den Altar. — Ich bin in die Kirche, an den Altar gegangen mit der Absicht: Wohl, jetzt will ich *meinen* Glauben und meiner *Gemeinde* Glauben mit ihr zusammen darstellen. — Doch ach, am Altar angekommen, sah ich vor mir all' die Leute, die ich bei Namen nenne, die gekommen waren, um erst Glauben zu *suchen*, die nach langem Schlafe endlich aufgewacht, nun anfangen nach Gott zu fragen! — Und wieder sah ich die Trunkenbolde und Sonntagsentheiliger und offenbaren Ehebrecher, — und ein, im schauderhaftesten Ehebruch Lebender hatte sich frech mir gegenüber gestellt; und ich sah in mein eigen Herz, wie wenig das Gott die Ehre giebt — und ich sollte nun, meinen und meiner Gemeinde Glauben darstellend sprechen: Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohne u. s. w. — Und mein Herz bebte zurück vor solcher „kirchlichen" Heuchelei und sprach: Nein, der evangel. Gottesdienst ist nicht, darf nicht

einzig und allein sein veranschaulichende Darstellung des sogenannten Gemeindeglaubens, den kein Mensch sieht oder kennt, — Darstellung κατ' ἐξοχην, — er muß noch etwas Anderes, Höheres, Wahreres sein, denn sonst wäre er eine Lüge, und es dürfte eine Zeit kommen und hat vielleicht schon angefangen zu kommen (Bayern), wo zur Schmach der Prediger, die da Führer sein wollen, die Gemeinden selbst die Zwangsjacke abzustreifen beginnen und nun das Kind mit dem Bade verschütten. — Doch gelobt sei der Herr, mein Herz hat's gefunden und hat Frieden und ich geh' jetzt gern und ohne Furcht an den Altar, denn mir ist der evangel. Gottesdienst etwas Anderes, als ein veranschaulichendes, plastisches Darstellen des christlichen Gemeindeglaubens, etwas Anderes, als ein christlich-symbolisches Drama, in welchem mir eine Rolle zugetheilt wäre, — nicht ein Kunstprodukt, daß ich so sage, sondern ein Naturprodukt des Gläubigen!

Bleiben wir nun einen Augenblick stehen und präcisiren das, was wir als den Grundirrthum der modernen, liturgischen Arbeiten in der evangel. Kirche darzustellen versucht haben. — Man hat eine rein formale, sich nur auf die Form und gar nicht auf die Materie des Cultus beziehende, das Recht der Persönlichkeit völlig übersehende Definition des Cultus angenommen, die rein und consequent durchgeführt zum Cultus des Genius führt; — um sich aber gegen die Consequenz der eigenen Definition zu schützen, hat man hinterher die Grundlage des christlichen Cultus, das Christenthum (die Gemeinschaft Gottes und des Menschen in Christo Jesu) in die Definition aufgenommen und dadurch zugestanden, daß die erste Definition des Cultus doch wieder nicht ganz das Wesen des christlichen Cultus treffe; denn sobald der christliche

Cultus an diesem, seinem Wesen nur darstellendes Thun zu sein, festhält, hört er auf, christlicher, d. h. wahrer Cultus zu sein. — Dann ist aber auch die erste Definition falsch; denn die richtige Definition von Cultus überhaupt muß vor allem auf den wahren Cultus, den christlich-evangelischen passen, ohne daß man ein neues Moment in sie hineinzubringen hat; — die Afterculte aber sind nur insofern Culte, als sie, obgleich mit Unrecht, doch behaupten, an diesem Wesen des wahren Cultus zu participiren. Eine Analogie soll das klarer machen. — Religion wird in neuerer Zeit nicht mehr als die Bezogenheit des Menschen auf Gott, sondern gewiß richtig als die Gemeinschaft des Menschen mit Gott definirt. — Alle Religion wird so definirt, und doch paßt diese Definition ganz genau nur auf das Christenthum, d. h. auf die wahre Religion, ja sie paßte vor 1858 Jahren auch auf das Judenthum. — Das Heidenthum und nachchristliche Judenthum ist realiter nicht Gemeinschaft mit Gott, ist aber doch hypothetisch Religion, weil es dennoch behauptet, Gemeinschaft mit Gott zu sein, es ist Religion aber falsche Religion, weil nur subjectiv wahr und nicht objectiv wahr. — Jene Definition von Religion ist drum eine treffliche Definition, weil sie, um auf die wahre Religion zu passen, nicht erst ein neues Moment, z. B. das Wort „christlich" — oder „Christenthum" in sich aufzunehmen braucht, sondern das Christenthum schon in ihrem Schooße birgt und gerade ganz genau nur auf die wahre Religion paßt und auf die Afterreligionen nur insofern paßt, als diese eigenmächtig vorgeben wahre Religion zu sein. — Solch eine Definition nun muß sich auch für den Cultus finden lassen, die da kurz und bündig ohne Hinzutreten ihr fremder Momente

auf den *wahren*, den christlich-evangelischen Cultus paßt und doch von den Afterculten auch festgehalten wird, wenn hier auch nur subjectiv wahr, objectiv unwahr, insofern sie von sich prädiciren, wahre Culte zu sein.

Bevor ich nun den Versuch mache, eine neue Definition von Cultus zu finden, d. h. eine für mich selbst neue, für andere Leute, die tiefere, liturgische Studien getrieben und klarer und unbefangener um sich schauen, als ich, vielleicht alte und abgeschmackte Definition, habe ich noch mit energischem Proteste zu wiederholen, wie ich *nicht* gesagt habe, der Cultus stelle *gar nicht* das Glaubensleben einer Gemeinschaft dar; er stellt es wohl dar, aber, — wie die Stellung des dritten Gebotes inmitten der übrigen es schon andeutet, — ganz ebenso, wie alle übrige Thätigkeit des einzelnen Gläubigen und der gläubigen Gemeinschaft als solcher ihr Glaubensleben darstellt, bethätigend, bewährend, nicht aber veranschaulichend, plastisch, künstlerisch; ja er kann es auch in graduell höherem Maaße darstellen, aber nicht in eminentem Sinne des Wortes; es ist nicht *Wesen* des Cultus das Glaubensleben darzustellen, d. h. der Cultus unterscheidet sich nicht dadurch von allen, übrigen Gemeindethätigkeiten, daß er, wie die neuen Liturgen behaupten, *allein* ihren Glauben darstellt, Glaubensdarstellung *κατ' ἐξοχην* ist. — Ich leugne auch durchaus nicht, daß ein Verhältniß bestehen könne, resp. besteht zwischen dem Cultus und der Kunst, dem veranschaulichenden Darstellen, wie ich's zu nennen wagte; ich leugne nur, daß solches Verhältniß nothwendig sei, auch im *Wesen* des Cultus gehöre. (Schluß folgt.)

3.
Ueber das Gleichniß vom verlornen Sohn,
Luc. 15, 11—32,
von C. A. Berkholz.

Ein Haupttheil der Thätigkeit des evangelischen Geistlichen ist die Verkündigung des Wortes. Amtlich hat der „Diener am Wort" von der Kanzel das Bibelwort nach localen und persönlichen Bedürfnissen der Gemeinde auszulegen und anzuwenden, vom Altar die Sacramente zu spenden mit beifolgendem Wort, in der Jugendlehre das ganze Wort im geschlossenen Zusammenhange auf Grund und nach dem Faden des kirchlichen Lehrbuchs zu geben, und sonst vielfach hin und her in Häusern ꝛc., in „Casualien", in kürzeren oder längeren zusammenhängenden Vorträgen das „Wort" zum Ausdruck kommen zu lassen. „Das Wort", d. h. Gotteswort, verzeichnet in den apostolischen und prophetischen Schriften des A. und N. T., das ewig giltige, reine, wahre, weil es den heil. Geist selbst zum Urheber hat, und die Gedanken und Thaten des dreieinigen Gottes zum Heil der Menschen ausspricht und darlegt, freilich in menschlicher Form, in menschlicher Sprache, die ihrer Natur nach das Ewige nur ἐκ μέρους (1 Cor. 13, 9) zu geben vermag, wobei aber doch die Gewißheit bleibt, daß das so gegebene „Wort" aus Gott es nicht an Einem fehlen läßt, was uns noth thut zur Erlösung und Heiligung: „das Wort" muß getrieben werden, und nichts Anderes; und der Verkündiger im Amt ist nichts mehr und nichts weniger als „Diener" am Wort, d. h. er hat einfach nur zu dienen; das ist seine Treue, daß er sich, sein Denken und Meinen, dem Worte Christi einfach unterwirft und dem Worte gehorcht, das ihn besitzen und erfüllen

soll, nicht umgekehrt. Jedes kritische Gelüsten gegen das Wort ist Verkennung seiner Stellung zum Gottesworte als einer dienenden: *δοῦλοι Ιησοῦ Χριστοῦ* sollen wir sein, wie Paulus und Timotheus (Phil. 1, 1) auch nichts anderes zu sein begehrten. Ferner: Der Prediger des Wortes ist Diener des Wortes, aber in der so und so bestimmten Kirche, hier der lutherischen, die nun einmal, trotz des ausdrücklichen Protestes des theuern Vaters Luther, also benannt ist und sich benennt, — das historische Recht ist auch etwas. Wir haben einen symbolisch fixirten doctrinellen Lehrbegriff. Wie ungenau, incongruent mit dem ursprünglichen Ausdruck der Gotteswahrheit dieser auch oft sein mag, wie auch die Formulirung desselben einer Revision, einer Entwickelung bedarf, der einzelne Diener am Wort als solcher ist kein Reformator der Kirche. Das ist ein ganz besonderes exceptionelles, sozusagen welthistorisches Charisma. Jede „neue — Weise, alte Wahrheiten zu lehren", darf unmöglich vom einzelnen Diener am Wort als solchem sofort praktisch acceptirt werden; das ist seine Weisheit, daß er das Panier seiner Kirche, in der er am Worte seinem Herrn und Meister dient, hoch hält, das Bekenntniß seiner Kirche liebt und ehrt und an seinem Theil vertritt, und doch weiß, wo die höchste auctoritas normativa zu finden ist. Wo jene Treue und Demuth des Herzens und diese Weisheit und Klarheit des vernünftigen Denkens fehlt, da rächt sich solcher Mangel in einer unsäglichen Haltlosigkeit bei der Verkündigung des Wortes.

Wie gesagt, ein Haupttheil der Thätigkeit eines evangelischen Geistlichen ist die Verkündigung des Wortes, d. h. eben des Bibelwortes, weil Gotteswortes. Daß nur Gotteswort verkündigt wird, soll auch schon damit äußerlich documentirt werden, daß zum „Text" eines „Vor-

trages" nur und ausschließlich ein Bibelwort oder Bibelabschnitt paßt. Artikel der Augsb. Confession, oder Verse aus den meinetwegen schönsten Kernliedern unsrer Kirche zum Text von Aussagen, Mahnungen und Tröstungen nehmen, worauf der Mensch sein Hoffen im Leben und im Sterben gründen soll, heißt immer Menschenwort in Stelle des Gotteswortes unterschieben.

Sollte daher die Forderung eine unbillige sein: jeder Vortrag des Dieners am Wort müsse einen bestimmten ausgesprochenen Bibelspruch zum Texte haben? Einmal documentirt der Redende sofort mit dem Bibelwort, daß er nicht das Seine bringt, sondern eben als Diener höheren Auftrag und Befehl, Gotteswort; das gibt ihm schon einen ganz singulären Halt und Stützpunkt: Nicht ich rede, sondern der „Herr" ist's, der so redet! Der Hörende muß taub sein äußerlich und innerlich, wenn er nicht den Unterschied verspürte, ob hier Hr. Pastor N. N. ihm seine eigene Weisheit auskramt, woran er sofort „gefälligst" die Kritik anzulegen nicht ermangeln wird, oder ob hier in der That das alte Bibelwort redet, von welchem er sein negatives Urtheil einstweilen zu suspendiren williger geneigt sein dürfte: wenigstens ist es immer leichter, Respect vor dem Worte Christi einzuflößen, als vor dem Worte Pastoris, insofern dieser auf Grund seiner eigenen „logischen Beweisthümer" in die „Ueberzeugung" des Hörenden Bresche zu schießen sich herbeiläßt. Sodann ist der bestimmte Bibelspruch als Text eines jeden Vortrages ein vortreffliches Mittel, den Geist des Redenden frisch zu halten. „Formulare", kirchlich vorgeschrieben, sind vortrefflich und nothwendig, insofern sie bei allen kirchlichen Redeacten der subjectiven Willkür die Grenze setzen, immer wieder auf's Neue vorhalten, in welchem Geist und

...nne allein die Verschiedenheit persönlicher Situationen ...e höhere Einheit zu finden hat, sie dürfen aber, wie ...h unsre „Agende" das nicht thut, nie die Anwendung ...es Bibelwortes ausschließen, worin bei diesem speciel...n Fall die Belehrung und Tröstung in besonderer Weise ...re Entwickelung findet. Im Lichte „dieses" bestimmten ...belwortes die Situation erfaßt, wird das Herz des Re...nden frisch, er hat Ausgang und Ziel, Begründung und ...tfaltung, Alles in dem ewig frischen Lebensborn des ...ttlichen Wortes, das ihm hier sozusagen in einer be...immten Farbe und Spiegelung entgegentritt. Endlich ist ...t dem Textwort die Frage gelöst, wie der „Fall" mit ...m „Gotteswort" zu combiniren und diesem zu sub...miren sei: Eintheilung, Disposition, Hauptgedanken, wie ...terordnung des Besonderen unter das Allgemeine, das Alles ...det sich, sobald man das bestimmte Wort mit dem Fall ...knüpft. Es ist die unendlich mühselige Fahrt „in's Blaue" ...seitigt, das „Wort" ist Steuerruder und Compaß. Also: ...e eine „Casualrede" ohne Bibeltext! Welchen nun „wäh...n?" In hundert Fällen ist praktisch probat gefunden: ...cht wählen, sondern sich geben lassen, und zwar etwa ...s dem evangelischen oder epistolischen Text des lau...nden Sonntages.

Bei Predigten ist nun immer ein Text, und zwar ein ...gebener. Und das ist ein wahres Glück. Das entbindet ...n aller Wahl. Freilich nun bleibt noch das „Thema", ...d es gälte als eine Aufgabe stiller Beschäftigung in ei...r guten Stunde, sich die Predigten oder Predigt-Dispo...tionen etwa der letzten zehn Jahre, die Pastor gehalten ...t, einmal durchzusehen (oder sollten nur Predigten in ...eier Eingebung des Geistes" gehalten sein? kann nicht ...t geheißen werden): man würde erstaunen, wie „einför-

mig" die Themata oft gewesen sind; man würde die Entdeckung machen, daß manche Partien der Heilslehre, des Gesetzes und Evangeliums gar nicht ordentlich und gründlich, sondern nur hie und da beiläufig zur Sprache gekommen sind. Doch das sei hier nicht weiter ausgeführt. Niemand wird predigen von der Kanzel ohne Bibeltext, und zwar durchschnittlich über einen gegebenen. Soweit wären wir einig. Beiläufig sei indeß noch bemerkt, daß Manche sich freuen, des „alten Perikopenzwanges" überhoben zu sein, welche Freude auch vom Schreiber dieses lebhaft mitempfunden worden ist. Es mag etwas sehr angenehmes haben, jährlich immer wieder den alten Schacht zu befahren, um das edle Gold zu holen, aber es passirt dabei gar zu leicht, um einen Ausdruck Göthe's hier zu verwerthen, daß man das Schicksal der Leutchen theilt, die unaufhörlich an einer Wand hin und her herum hammern, in der seligen Einbildung, sie träfen den Nagel stets auf den Kopf. Abwechselung der Perikopen ist für Pastor und Gemeinde gut, und sollte fleißigst executirt werden. Wir in Livland haben sechs, das ist schon ganz vortrefflich. Praktiker auf diesem Gebiete wissen, daß die „evangelischen" Texte etwas besonders Insinuantes und Angenehmes haben, und die „epistolischen" ihrer didaktischen Lehrhaftigkeit wegen (dort predigt die Heilsthat mehr oder weniger selbst, die Person Christi rc., hier ist schon das abgezogene und deducirte Thema in den Texteswortes gegeben) der Anschaulichkeit wirklicher Ereignisse ermangeln. Einen epistolischen Text bearbeiten erfordert eine formal ganz andere Thätigkeit, als einen evangelischen; hier ist alles auf Schilderung, Ausmalung der Situation, Darstellung persönlicher Zustände, wie solche an den historisch Auftretenden mit Leichtigkeit fast augenfällig sich dar-

gen lassen, abgesehen, während dort das begrifflich Zersetzende, Definirende, abstrakt Didaktische zur Anwendung kommt. Es liegt oft in der Eigenthümlichkeit natürlicher Anlage, wohin der Prediger sich mehr gezogen fühlt. Zur Selbstzucht dieses seines natürlichen Geistes wäre es empfehlenswerth, daß Pastor auf dem ihm entgegengesetzten Gebiete zu arbeiten ausdrücklich sich veranlaßte; die Elasticität seines Geistes würde dabei nur gewinnen. Es sei hier beispielsweise nur an zwei bekannte Koryphäen beider Richtungen erinnert: F. W. Krummacher und Nitzsch (oder auch Ahlfeld und Schleiermacher &c.). Einen ganzen Jahrgang Predigten halten über Epistelterte, wo nur ein (Vormittags-) Gottesdienst ist, möchte seine großen Schwierigkeiten haben; es käme darauf an, mir ist es wenigstens consequent nicht geglückt. Einen Versuch übrigens könnte man machen, ein Jahr abwechselnd einen Sonntag um den andern mit evangelischen und epistolischen Texten zu alterniren. Sollte Jemand der Meinung sein, das sei alles unnützes Kopfzerbrechen, er predige nun schon seine 25—30 Jahre unausgesetzt über die alten Evangelien-Perikopen, und die Gemeinde sei damit vollkommen zufrieden, dem wollten wir einiges stille Nachdenken wünschen, was es mit solcher schmeichelhaften „Zufriedenheit" der Gemeinde auf sich habe.

Also einen Text zur Predigt, und zwar einen gegebenen, gleichviel alten oder neuen. Zur Bearbeitung wird der Text wieder genau und gründlich durchgesehen. Hier springt sogleich wieder der Werth der Abwechselung in dem Perikopengebrauch in die Augen. Predigt man nur über eine Perikopenreihe, so arbeitet man sich recht gründlich in die Erkenntniß dieser einen Perikopenreihe ein, aber die Gefahr liegt dann nicht fern, daß man diese Stellen

der Bibel vortrefflich lesen kann, während alles Andere ein unbefahrenes und unbekanntes Fahrwasser bleibt. Man erinnert sich unsrer lieben Jugend, die auch nur gewisse Stellen ihrer Lesebücher gern lesen mag. Indeß, davon abgesehen, wird das jedesmalige Nachlesen und Studiren des Textes im Grundtexte als nützlich und gut erscheinen, wozu auch das Nachlesen der hebräischen Uebersetzung des N. T. kommen könnte.

Am 3. Sonntag n. Tr. war über Luc. 15, 11—32 (Gleichniß „vom verlorenen Sohn") zu predigen, nach der ersten Reihe der neuen Perikopen für den livl. Consist.-Bezirk. Also eine Veranlassung, die Schriftstelle wieder genauer durchzunehmen. Es sei erlaubt, das was sich ergab, hier auszusprechen, und zwar in aller Kürze. Kurz und verständlich, diese beiden Requisite sind möglichst für alle Arbeiten in diesen Mittheilungen zu suchen; 1) man muß klar und verständlich sein, damit es hier nicht geht, wie in dem nun, bereits in's Unendliche sich ausspinnenden Streit zwischen dem Erlanger v. Hoffmann und Kliefoth und dessen Genossen, wo die Posaunen einen so hohen, feinen, undeutlichen Ton angeben, daß hüben und drüben unaufhörlich geklagt wird, es werde geblasen, aber der Hörer könne den Ton nie erkennen, ob Cis oder Fis; „Mißverständniß" über Mißverständniß! — 2) man muß recht kurz sein, damit man auch wirklich gelesen werde. Hiebei sei noch eine Bitte ausgesprochen. Solche kleinen exegetisch-homiletischen Studien, aus praktischen Beschäftigungen hervorgegangen, und wieder nur für die Praxis zur „Anregung" mitgetheilt, sollten eigentlich nie in unsrer Zeitschrift fehlen, und könnten auch reichlichst zufließen, wenn man Folgendes bedächte. Bei Vorstudien zu Predigten tritt gewiß beim Durchnehmen des

Textes mancher Gedanke vor die Seele, der, scheinbar verhüllt, im Text nicht immer zur Verwerthung kommt. Wir sind in Rußland über 400 evangel. Prediger, die sonntäglich über die „Perikopen“ predigen. Wenn es jährlich auch nur einem Dutzend gefiele, etwas über ihre Vorstudien bei den Predigten einzuschicken, so käme eine artige Sammlung von solchen „Gedanken, Betrachtungen und Geständnissen“ zum Vorschein, und jedes Heft der Mittheilungen könnte einen Beitrag dieser Art zur weiteren Anregung liefern. Ich bitte also **dringend** und werde vorläufig abwarten.

„Gewöhnlich findet man in diesem Gleichniß — „unter den Lehrstücken Jesu, welche uns nur durch Lukas aufbehalten sind, die Perle, und unter allen Parabeln die schönste und ergreifendste (wie Meyer in seinem Kommentar sagt)“: „die Lehre 1) von der Entwickelung und dem Verlauf der Sünde, 2) der Entwickelung und dem Verlauf der Buße, 3) der Freude Gottes darüber, und 4) dem Verhältniß des Gesetzgerechten zu dieser Freude“, — „mit specieller Anschaulichkeit und mit aller Lebendigkeit der Contraste veranschaulicht“, — „durch psychologische Feinheit und malerische Wahrheit in Darstellung der menschlichen Zustände und Affecte, wie durch klares und tiefes Eindringen in die göttliche Gesinnung, gleich ausgezeichnet und vollendet.“ Gewiß von Meyer ebenso wahr und treffend, als schön und ergreifend gesagt. Es kann mir nicht in den Sinn kommen, die exegetischen Untersuchungen und Ergebnisse des vortrefflichen Meyer irgendwie angreifen zu wollen, da ich bisher nur eine lernende und dankbare Stellung zu diesem Meister eingehalten habe, wie denn sein Werk nicht genug Allen evangel. Geistlichen als ein nothwendiges und unentbehrliches Stück

in ihrer Bibliothek empfohlen werden kann. Es sind die obigen Worte Meyer's nur angeführt, weil in ihnen präcis und scharf, klar und sauber der Inhalt der Parabel, wie die besten Ausleger auch insgesammt so ziemlich darin übereinstimmen möchten, abschließlich ausgesprochen ist.

Was ich nun dabei bemerke, das ist dieses. Es soll also hier in dieser Parabel gezeigt werden: a) die Sünde (in ihrer Entwickelung und Verlauf), b) die Buße, c) die Freude Gottes über die Buße, und d) der Gesetzgerechte, in seinem Verhältniß zu dieser göttlichen Freude. Nach dieser Auffassung spielt die ganze Partie vom „Gesetzgerechten" nur eine Nebenrolle, und macht den vierten Theil; es steht der Gesetzgerechte nur wie ein Appendix, eine Zuthat da, der auch seine Berücksichtigung „in seinem Verhältniß" zur Freude Gottes über den bußfertigen Sünder findet. Es sieht bei dieser Behandlung immer so aus, als sei die eigentliche „Sünde" in ihrer Entwickelung und in ihrem Verlauf nur bei dem jüngern Sohne anzutreffen, der ἀσώτως gelebt (Luther: mit Prassen, — Meyer besser: ausschweifend, noch besser vielleicht „heillos", nach dem etymol. Zusammenhange mit σώζειν, σωτήρ ꝛc.), und der Gesetzgerechte nur „in seinem Verhältniß" zu der außer ihm sich entwickelt habenden Sünde, die in Buße übergegangen ꝛc. zu betrachten. Diese Freude möchte ich aber dem „Gesetzgerechten" nicht gern einräumen, daß er sich außerhalb der Entwickelung und des Verlaufs der Sünde befinde, vielmehr ist meine Ansicht, die, wie ich meine, auch die Parabel aussagen will, daß er nicht minder wie der andere Sohn, ja ganz ebenso, mitten im Verlauf der Sünde steht, und in ihm, trotz seiner „Gesetzgerechtigkeit" die Sünde sich ebenfalls „ent-

, wenn auch in anderer Art und Form. Gewöhn-
freilich die Auffassung die: der jüngere Sohn ist
ild der sündigen Menschheit, wie sie die Sünde in
twickelt und zur Reife kommen läßt, bis der Wen-
t zur Buße eintritt, wo denn die Gnade an diese
die durch Noth entwickelt wird, anknüpfend, die
bung und das neue Leben schafft. Nach der herge-
n und geläufigen Auffassung ist der „verlorene"
die eigentliche Hauptperson, der Sünder κατ' ἐξοχήν,
en Christus der Erlöser recht eigentlich in die
gekommen; ihn zu retten, seinen Sündenverlauf
eine Buß- und Begnadigungsgeschichte zu geben,
daran alle Sünder sich warnen und trösten lassen,
i punctum saliens. Die Parabel sei eben die vom
renen Sohne", Singular, und der verlorene Sohn
Mensch, wie er sündigt, Buße thut und Verge-
der Sünde erhält, während der andere, der nicht
ne Sohn, wie sich von selbst versteht, der Gesetzge-
sei, und nur beiläufig über sein Peccatillio eine
väterliche Zurechtweisung erfährt, wie das auch dem
n" zuweilen widerfahren könne; es gelte nur, „sein
tniß zur göttlichen Freude" etwas zurechtzustellen,
sich selbst zu bringen, nur eine Art lapsus memo-
da ja Gott, der, wie sich versteht, seine Freude an
hatrechtbeschaffenheit des Gesetzgerechten habe, „nur"
ier hervortretende Gesinnung tadeln müsse.
Man kann, wie gesagt, wenn man die Parabel nur
ig als „vom verlorenen Sohne" nimmt, leicht die
Vermuthung nähren, als sei der andere der wirk-
ugendhafte, der aber eigentlich doch „nur" die Norm
galität eingehalten hat, und in seinem rein ethischen
tniß zum „Gesetz" ein großer, ja grober Sünder
es wird dadurch eben einem Mißverständniß Vor-
geleistet, der sich auch häufig bei der Stelle Luc. 15,
nd macht: „Ich sage euch, also wird Freude sein
mmel über einen Sünder der Buße thut vor neun
eunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen",
oft gedacht wird, als ob es wirklich 99 Gerechte
der gegeben habe, die, in ihrer unverlornen Gerech-
in der ursprünglichen Herrlichkeit der menschlichen
, der Buße und daher auch des Erlösers nicht be-
; als ob Jesus wirklich gemeint habe, nicht alle
hen seien erlösungsbedürftig, womit Röm. 3, 23:

„Es ist kein Unterschied, sie haben Alle gesündigt und mangeln des Ruhmes vor Gott", annullirt wäre. Wenn man die Sache nach dieser gewöhnlichen Auffassung nimmt, so kommt der „gesetzgerechte' Sohn, trotz dem, daß die „Gesetzgerechtigkeit" nicht viel werth ist, doch viel zu gut davon; ihm widerfährt nur eine kleine correctio paternalis, für seine „lieblose Gesinnung", für seine schiefe Stellung zur göttlichen Freude über des Sünders Buße, die er gar nicht begreift; somit ist ihm der ganze Erlösungsrathschluß und Erlösungsvollzug etwas völlig unverständliches; er geht auf den Gedanken, „Gott will nicht des Sünders Tod", und auf die Mahnung „hier ist keiner gerecht, auch nicht Einer" (Ps. 14, 1—3) gar nicht ein. Es wird nach dieser Betrachtungsweise die durchaus unwirkliche und unpsychologische und, weil diese Parabel nichts dafür, sondern, genau angesehen, Alles dagegen sagt, unbiblische Ansicht geltend gemacht, als wenn es nur eine Entwickelungs- und Verlaufs-Form der Sünde gäbe, die des Sohnes, der ἀσώτως gelebt, während der andere Sohn, trotz dem daß der Vater ihm bezeuget, „du bist allenthalben bei mir, und, alles was mein ist, ist dein", nur im räumlichen Verhältniß sich vom Vater nicht getrennt, und nur das äußerliche Band der Kindschaft aufrecht erhalten hat, indem doch weder davon die Rede sein kann, daß der gesetzgerechte Sohn im Herzen, in seiner Gesinnung, allzeit bei und mit dem Vater geht, noch auch davon, daß der Sohn die Freude, die des Vaters ist, zugleich auch die seinige nennt. Es bleibt nach dieser Auffassung in den Herzen aller „Gesetzgerechten" auch heutigen Tages, und ihrer sind nicht wenige, bei solcher Auslegung der Parabel, ein unüberwundener bitterer Nachgeschmack; sie können sich nimmer in dieser „Wirthschaft", „Haushaltung in der Oeconomie des Vaters" finden. „Also", das bleibe doch immer das Resultat, denkt man, ich, der legal unanstößige, habe für mein Wohlverhalten nicht einmal ein Böcklein, während über jenes liederlichen Schlemmers Buße, die wol gar noch eine heuchlerische sein könne, jubilirt wird, daß die Wände zittern! Solange nicht aus der ganzen Oeconomie der Parabel, so wie sonst aus der Schrift, nachgewiesen wird, daß der „Gesetzgerechte" bei all' seiner „Anständigkeit" ohne Buße nicht ein Haarbreit entfernter vom Abgrunde des Todes steht, ist das Verständniß ein höchst unvollkommenes und die Lö-

g des ganzen Knotens nimmer gefunden. Es müssen
n immer allerlei kleine Exceptionen und Zusätze ge-
ht werden, um die Demüthigung des Gesetzgerechten
veranlassen, die aber in der Hauptanlage der Parabel,
rfaßt, wie gewöhnlich, keinen eigentlichen Grund haben.
Das Alles wird vermieden, wenn man die Sache an-
faßt. Ich würde dieses Lehrstück nennen die Para-
von den verlorenen Söhnen. Der Vater und Schö-
hat Söhne, nach seinem Bilde, und zwar zwei, um
diese beiden als die Repräsentanten der zwei Erschei-
gsformen der einen Sünde, des Abfalls und der Ent-
dung vom Vater-Gott hinzustellen. Die Sünde ist
e, aber sie zeigt sich in einem Dualismus, hier mehr
erlich, dort mehr innerlich. Der eine Sohn bricht
erlich mit dem Vater, geht fern über Land, verläßt
Vaterhaus; frech ausgesprochener Unglaube. Will
gehorchen und dienen, noch darin seine Freude ha-
will sein eigener Herr sein; die *κοιλία* ist sein Gott,
σαρξ ist's, der er alles opfert; die edelsten Verhält-
, die das Menschenleben beglücken, Heimath und Va-
und, Gemeinschaft des Hauses in gottgeordneter Liebe,
Verhalten zur Freude und zum Segen der Andern,
zugleich die Quelle des eigenen Wohlbefindens ist,
Alles wird verschmäht, es ist so zu sagen ein Herab-
en zur vagirenden Brutalität. Das Ebenbild der Hei-
eit des Vaters ist an dem Habitus des Sohnes bis
Unkenntlichkeit verlöscht, das Unheilige hat Gestalt ge-
men: ausgesprochener Materialismus in der blühend-
Form: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen
wir todt!" Daß es aber bei diesem „Lasset uns ꝛc."
n kommt, daß man zuletzt nichts zu „essen" hat, das
ben die göttliche Ironie solcher Zustände, der „Ver-
" der Sünde, die unter dem Walten heiliger Provi-
endlich in das Gegentheil der sündhaft zweckvoll ge-
ten Maaßnahmen umschlagen muß.
Bei dem andern Sohne ist Alles anders, aber auch
s mehr und nichts weniger als „Entwickelung und
lauf der Sünde." Er bleibt im Vaterhause, er findet
e bessere Berechnung dabei, nicht zu „theilen", er be-
ft, daß er in dieser scheinbaren Unterwerfung unter
Macht der Verhältnisse nicht zu kurz kommt, er ent-
t des sinnlichen Genusses nicht, wobei diesem keines-
es ein gewisser heuchlerischer Diabolismus untergelegt

zu werden braucht, wohinaus wir auch den Abfall des auswandernden Sohnes nicht schrauben wollen, eine förmliche Verteufelung des Menschen ist unpsychologisch und würde auch die Erlösungsfähigkeit ausschließen, wäre also auch unbiblisch — er lebt alle Tage in ganz wohlbehäbigen Verhältnissen, das *διασχορπίζειν* hält er für sehr *ἀσώτως*, heillos, wobei nichts herauskomme, er ist, wie man sagen könnte, ein ganz vernünftiger Philister, Extravaganzen sind ihm tödtlich zuwider, er gibt den „Zehnten" regelmäßig, er ist ein ganz anständiger Mensch, verachtet alle rohen eclatanten Ausbrüche des Lasters, steinigt wol gar gelegentlich die Lasterhaften, läßt sich auch herbei, Ketzereien gegen den legalen Jehovahdienst richtig zu würdigen, gratulirt seinem Vater bei dessen Geburtstagen mit angemessenen Ueberraschungen, kurz „er" ist allzeit „mit" dem Vater, und was des Vaters ist, das ist seins. Ob diese Entwickelung des Menschenlebens grade die paradiesische, ein innerliches wahrhaftes Bleiben in und mit und bei Gott ist, muß verneint werden. Es ist auch nur Sünde, und zwar in der Form der Aehnlichkeit von Wahrheit und Heiligkeit, die doch nur ein „Säen auf Fleisch" ist. Während der Sohn, der fern über Land geht, so lange er in dieser Entfernung vom Vater bleibt, nur den „Zorn" des Vaters ernten muß, ist klar; daß aber dieser Sohn, so lange er nur in der äußerlichen Aehnlichkeit der göttlichen Heiligkeit beharrt, zuletzt auch nur den Zorn des Vaters empfindet, zeigt sich bei dem Wendepunkt, wo die äußerliche Heiligkeits-Aehnlichkeit nicht mehr bei sich selbst aushalten kann, sie verwandelt sich (V. 28) auch förmlich in ihr eigentliches Wesen, „er ward zornig, und wollte nicht hineingehen." Nun ist er so weit gekommen, „im Verlauf seiner Sünde", daß er gegen seinen Vater „zürnt", und nicht weiter das Vaterhaus betreten mag; nun hält er sich gleichfalls „fern". Des Vaters unbegreifliche gnadenvolle Liebe bringt ihn zum „Zorn", und es fehlt nicht viel, so tritt er seine förmliche Wanderung „fern über Land" an. Er bekommt jetzt nicht einmal ein „Böcklein" vom Vater zu essen! So weit hat er es zuletzt auch gebracht.

Das sind die beiden Erscheinungsformen der Entwickelung und des Verlaufs der Sünde auf Erden unter den Menschenkindern. Wie häufig diese wiederkehren, welche Nüancen und Schattirungen in graduellen und modalen Unterschieden sie annehmen, daran läßt es Geschichte und

...fahrung an Beispielen nicht fehlen. Dort der förmliche ...ch mit dem Christenthum, die solenne Anbetung des ...nenen Kalbes, und hier das weltförmige Christenthum, ... That und Wort christlich aussehen, und das Herz ist ... fern davon, es „zürnt", wo der Vater segnet, und ... damit über sich selbst das Urtheil gesprochen.

Auf beiden Theilen ist Sünde. Ist Buße beiden ...glich, und damit Umkehr, Bekehrung, Wiedergewinnung ... väterlichen Wohlgefallens, zu welchem sie ursprünglich ...schaffen waren? Nothwendig gewiß ist beiden die Buße ...ihrem Heil; ob aber möglich? Auch das werden wir ...hen müssen, denn nur dem Satan ist die Buße un...glich. Aber ob beiden gleich möglich? Ob nicht dem ...nen schwerer und dem Andern leichter, die Buße zu ...ziehen? Das ist noch die Frage.

Daß die Buße bei dem Einen wirklich zu Stande ...mt, lehrt die Parabel ausdrücklich, ob bei dem Andern ..., darüber schweigt sie. Daß aber dieser Andere der ...ße nicht bedürftig sei, ist mit Nichts zu rechtfertigen. ...ß die Buße schwerer fällt dem Gesetzgerechten, möchte ...am bezweifelt werden. Es gibt nämlich auch eine Art ...zu sagen „ehrlicher, aufrichtiger, biederber Gesetzesge...rechtigkeit", die auch sanftmüthig, wohlwollend, nachsichtig ... bis auf einen gewissen Grad, der es aber am schwer...en fällt, die „Sünde" zu erkennen, und die Nothwendig...keit der Buße für sich einzuräumen, und ordentlich „zür...nen" kann, daß Jesus die Sünder „annehme." Jesus ...ßt aber die Sünde, und die Gottlosen bestehen und ...leiben nicht vor dem heiligen Gott; Jesus nimmt nur ...e Sünder an, die Buße thun. Nur die.

Es wäre hier noch Manches zu erörtern. Für dies...mal sei hiermit genug.

III.

Nachrichten.

Reise-Erinnerungen aus Kurland im Juni 1859,

von Berkholz.

Ich dachte schon lange, es müßte angenehm und nütz...h sein, einmal einige der gesegneten Striche Kurlands

etwas durchzugehen: persönliche Berührung mit verehrten Männern, die mir sonst nur brieflich und schriftlich näher getreten, erneuerte Anknüpfung alter Jugenderinnerungen, unsre Kirche, wie sie sich dort in bezüglichen Kreisen gestaltet und darstellt, um so weit möglich in solcher Weise, sie besuchend und beobachtend, auf das Ganze und Allgemeine zu schließen, der Culturzustand in Stadt und Land, wie er sich in Menschen, Wohnungen und Beschäftigungen abspiegelt, auch die Natur, die ihre sanften und freundlichen Reize in dieser sommerlichen Zeit entfaltet, die Vergangenheit, in den alten Burgen und sonstigen Denkzeichen, so weit sie noch vorhanden, alles das versprach manche fördernde Ausbeute für Geist und Herz und erweiterte Anschauung. Jedesmal, wenn ich im Leben in eine bis dahin mir fremd gebliebene Sprache, Nationalität, oder Landausdehnung hineintreten konnte, war mir, als hätte ich ein Stück von Gottes Erde mir zuerobert; der Gesichtskreis erweitert sich und die Fähigkeit wächst, aus dem Geschauten und Erlebten das übrige, das zurückbleiben muß, zu ergänzen und zu vervollständigen. Gibt auch Kurland nichts specifisch Neues, gehört's doch zu dem gemeinsamen Begriff unsrer „Ostseeprovinzen", womit eben die Eigenthümlichkeit dieses baltischen Landes in dem, was die drei Sonderungen verbindet, sich ausdrückt, so wissen wir doch, daß eben dieses „Gottes-Ländchen", wie der patriotische Kurländer seine Heimath nennt, des Besondern und Erfreulichen so manches hat, dessen es sich als eines Vorzuges bewußt sein darf. Solche kleine Detailstudien, so zu sagen, sind immer gut, und um so mahnender, je öfter es geschieht, daß ein bereister „Inländer" alle Winkel und Seitenthäler vom Berner Oberlande trefflichst anzugeben weiß als wohlbekannte, viel betretene Stätten, während er bei sich zu Hause nur die Poststraße, den Werstpfosten entlang durcheilt ist, um nur ja nach dem „schönen" Süden zu gelangen.

Am ersten Pfingstfest predigte ich noch vom Kommen des heil. Geistes, dessen wir allzumal so hoch benöthigt sind, um heiligen Geist können wir nicht genug bitten — nahm von meiner Gemeinde auf eilf Tage Abschied, soviel Zeit hatte ich mir zu diesem Ausfluge gesetzt, und am 1. Juni Tages darauf um 8 Uhr Morgens bestieg ich die Thetis, das comfortable eingerichtete Dampfschiff, um meine Reise seewärts nach Libau anzutreten. Mein Plan

mich sofort durch diesen kühnen Seitensprung über
auf das erwünschte Land am äußersten Ende zu
n, und von dortaus allmälig von Ort zu Ort die
ten, die ich zu besuchen mir vorgenommen, in Au-
n zu nehmen, um so zugleich den Rückweg damit
inden. Mein guter A. gab mir noch das Geleit,
it einem Vale! und: Grüß M. in D.! und: Mit
elegraph melde ich Dir meine, will's Gott, glückliche
t in Libau! fing die Maschine an in die Räder zu grei-
an kehrte, und fort brauste das Schiff auf unserer
glatten Düna, die im schönsten warmen Sonnenlichte
. Der Tag versprach heiß und schön zu werden,
ihig und still. So was ist bei Dampfschifffahrten
Meer etwas sehr Wichtiges zu einer behaglichen Stim-
der man sich auf solcher Erholungs- und Erfri-
reise gern hingibt. Weiß man doch, Fatalitäten
ohnehin nicht aus, die ja auch ihr Gutes haben,
öglichst angenehme Eindrücke sucht man auf, wäh-
an sich Weisheit erbittet, jene unvermeidlichen zu
hen. Etwa 24 Stunden sollte das Schiff die zu-
usammengekommene Gesellschaft vereinigt beherber-
ine gewisse gegenseitige Berücksichtigung und Ge-
t kann also nicht fehlen. Man richtet sich daher
ig erst für alle Fälle ein, und überläßt nun der
des Augenblicks, ob man sich mehr seinen eigenen
tungen hinzugeben habe, zu denen Meeresluft und
, die als Reisebegleiter auch nicht fehlen dürfen,
nst Alles auffordern werden, oder ob die Einwir-
persönlichen Austausches Anziehung finden. Die
a war bald erreicht, während uns die schön bunt
elte Undine mit ihren Dubbelnfahrern einholte, die
ürlich Reuegefühle weckte, ob es nicht weit beque-
wesen wäre, in seiner gemüthlichen Strandwohnung
e Offenbarung des Johannes mit obligaten Seebä-
i brüten, als sich dem jedenfalls trügerischen Ele-
und den Ungewißheiten und Möglichkeiten der näch-
ge preiszugeben. Kam es doch jetzt unter den Rei-
rten, von denen welche die Tage vorher das Un-
des Wassers und des Feuers zur Genüge erfahren
zu herzbrechenden Expectorationen. Der Dampfer
e Berg", welcher liebe Revalenser nach Riga brin-
lte, um sie sofort dem Lübecker Schiff Hansa anzu-
en, hatte, unweit Hapsal, in aller Gemüthlichkeit

auf einen Felsriff angerannt, Schiffbruch gelitten; 17 Stunden hatten die Leutchen schmachten müssen, bis Hülfe kam. Da hatte Einer seine besonders kostbaren Effecten eingebüßt, kurz, der Anfang ihrer Reise, die sie nach Deutschland und die Schweiz auf ein Paar Monate bringen sollte, war tüchtig versalzen. Auch hier hatte ich Gelegenheit anzuerkennen, wie Erfahrung und Hoffnung das Herz stärkt und gegen die Unbille unvorhergesehener Fährlichkeiten wappnet. Die Schiffsgesellschaft entwickelte sich, wobei liebenswürdige und werthe Persönlichkeiten hervortraten, während es auch nicht an solchen fehlte, die eben andeuteten, daß man sich bereits auf dem Ansatz einer Touristenexcursion befand. Da gaben sich Manche zu erkennen, die mir überaus angenehme Stunden der Gemeinschaft schenkten, und mich abermals daran erinnerten, wieviel Tüchtigkeit des Wissens und der Charakterbildung in unsern Landen anzutreffen ist, die es nur bedauern läßt, daß die Mittel und Gelegenheiten näheren Aneinandertretens noch lange nicht genug so ausgebeutet sind, wie sie es sollten und könnten. Da war aus Reval der würdige B. G. nebst Frau und Tochter; mit ihnen der heitere C. M., sodann zwei Oberlehrer J. u. B. vom Revaler Gymnasium; in dieser Gesellschaft konnte man sich nur wohl fühlen, trotz dem, daß die Bekanntschaft eine so überaus kurze und schnelle war. Aus Riga war Niemand als mein lieber B. v. H. mit seiner liebenswürdigen Gattin und Schwägerin, deren Nahetreten natürlich ein solches war, das nicht erst des, so zu sagen probirenden Betastens bedurfte. Zu diesen kam ein ziemlich beredter Commisvoyageur, harmloser Oesterreicher von Geburt, der den Damen seinen ritterlichen Beistand mit Unverdrossenheit schenkte. Mit den lieben Revalern ward die Bekanntschaft unerwartet schnell zur Befriedigung vollzogen. Ich hatte Gelegenheit, Manches zu betrachten und zu bedenken, da mir die dortigen Verhältnisse persönlich in gewichtigen Menschen nahe traten. Viel Biederkeit und Treue muß dort im alten Reval noch anzutreffen sein. Bald waren wir im Angesicht der Insel Runo, das Meer ruhig, die Luft warm; „wenn's so bleibt", wie man auf See sich vorsichtig ausdrücken lernet, eine schöne gelungene Fahrt. Nun bei Domesnees vorbei, um die Spitze im rechten Winkel gebogen, die Dondangensche Küste immer links in Sicht, wie denn diese ganze Seereise das Land nie aus den Au-

rlieren läßt. Es ward Nachmittag, der Himmel
hie und da am Horizont etwas dunkel anzulaufen,
as Schiff machte Anstalt, eine kleine schaukelnde Be-
ig machen zu wollen, alles Vorzeichen für ängstliche
en, es könne auch ernstlicher kommen! Man schaute
ner gewissen Aufmerksamkeit hinaus, besah sich das
das innerlich zu wühlen schien, während die Ober-
noch ganz gleißend, kein Arg zeigte; man verlor die
Stimmung für allgemeines Gespräch, und fand Rei-
sich mit meteorologischen Fragen zu beschäftigen, de-
schluß immer ein: Ich weiß nicht! blieb. So ging's
Windau los. Der Lootse kam; ein Paar sollten ab-
, allein der Capitain, ein braver Mann, der, soweit
ihn auf dieser Fahrt beobachten konnte, auf seinem
seine Sache verstand, sah sich bewogen, auf aus
m ausgesprochene Wünsche hin, einzufahren; was
geschah, zur hohen Freude der am Ufer harrenden
auer Bevölkerung, die sich diesem schönen Pfingstver-
a im seltenen Schauspiel eines in den Fluß hinein-
menen wirklichen Dampfschiffs mit Energie hingab,
nicht eher wich, als bis sie uns wieder nach einstün-
Aufenthalt absegeln sah. Es wetterleuchtete. Nun,
l Uhr Nachts, sollte es noch 18 Meilen auf offener
nach Libau. Was konnte in der Zeit noch Alles ge-
n! Indessen, weiter hieß die Losung. Ich hielt es
as Rathsamste, wie ich in solchen Fällen, wo ich
nichts thun kann, zu halten pflege, mich ganz passiv
halten, nur den lieben Gott walten zu lassen, und
em Schiffer und seinem Werk unbedingt anheimzu-
ich zog mich in mein Closet zurück, mit dem ent-
nen Vorsatz, lebendig nur in Libau zu erwachen.
es Vorhaben auch ausgeführt wurde. Um 6 Uhr
ens schrie der Stewer, ein Mohr aus Afrika, den
mmel als Waiter auf einen baltischen Steamer ge-
n hatte, an alle Kabinen klopfend: Libau! — Da
wir also! Sehr erfreulich.

Der herkömmlichen Zolloperation ward genügt, und
d sah ich mich wohlbehalten auf dem Pflaster der
en, heiter von Bäumen und Gärten durchzogenen
, und hatte auf der Wanderung zum Markt, wo ein
in Aussicht stand, Muße, die reinlichen und freund-
Wohnungen zu beschauen. Mein erster Besuch galt
reuen und würdigen Pfarrer der deutschen Stadt-

gemeinde, Herrn P. K., den ich auch glücklich antraf, als er eben von einer Amtshandlung aus der Kirche zurückgekehrt war. Er führte mich in den Kreis seiner lieben Familie ein. Es waren schöne angenehme und erquickliche Stunden, die wir im Austausch unserer Erfahrungen und Hoffnungen verbringen durften, zu welchen sich später noch ein dritter trefflicher Freund gesellte, dessen Bekanntschaft zu machen erfreute. Seine Kirche, in die er mich führte, im vorigen Jahrhundert in den 70ger Jahren auf herzogliche Kosten von Stein erbaut, interessirte mich in mehrfacher Hinsicht. Der Rococo-Zopf-Styl, consequent eingehalten, hat auch sein Eigenthümliches. Daß man jetzt zum sog. Gothischen Baugeschmack zurückkehrt, wo die Mittel es erlauben, wie z. B. bei der neuen mustergültigen Englischen Kirche in Riga, ist freilich ein „Rückschritt" zum Bessern. Wie wir doch bei allem stupenden „Fortschritt" so viel noch von unseren Alten zu lernen haben! Vernünftig, daß wir es auch thun. Die Orgel ist ein schönes Werk. Das Herzogliche Glasgehäuse zu durchlauchtiger Andacht mit Gold reich überzogen, auf das eine gewundene, mit vergoldetem Schnitzwerk gezierte Treppe führt, schien mir gegenwärtig ziemlich zwecklos. Auch gegenüber diesem hohen Andachtslocal ein gleichfalls vergoldeter geräumiger „Beichtstuhl", von Glasfenstern eingeschlossen, mit zwei Sitzen zu beiden Seiten des Predigerstuhls für die zu Absolvirenden, nicht minder überflüssig. Dieser „Beichtstuhl", wie man sah, gleichzeitig mit dem Neubau der Kirche damals hergerichtet, soll nach der Tradition „niemals" gebraucht worden sein, und hat weder Pastor in seinen 27 Amtsjahren, noch dessen unmittelbarer Vorgänger sie benutzen können. Ob das damals eine nie zur Anwendung gekommene Theorie darstellt, die auch noch auf eine Wiederbelebung wartet? Am Altar waren das geschnitzte Crucifix und die vergoldeten Moses und Jesaias schon ganz recht, auch daß unmittelbar auf dem Altar gleich hinter den Lichtern zwei knieende Engelsfiguren standen, aber daß eine dicke vergoldete aus Holz verfertigte Schlange in natürlicher Größe, einer Boa constrictor gleich, auf dem Altar sich wandte, auf einem vergoldeten Plan, der den Paradiesesgarten vorstellt, liegend, jedenfalls etwas wahrhaft Erschreckendes. Sehr angemessen und an alte solide Zeiten erinnernd waren drei große messinggegossene Kronleuchter, die im Schiff der Kirche von der Decke her-

‑en, und bei festlichen Gelegenheiten mit ihren vielen ‑ndeten Lichtern ein schönes Symbol darstellten. Nur Licht! mehr Licht! In der Sacristei freute ich mich ‑hön gepflegten Sitte, das Andenken unserer Alten ‑en. An den Wänden hingen nämlich zu schauen in ‑malt die drei alten ehrwürdigen Libauschen Stadt‑ ‑r Rhode (1710), Tetsch (der Verf. der Kurländ. ‑ngeschichte) und Jakob Preiß; in ihren stattlichen ‑ken geben sie ein Bild gewisser längstverschollener ‑heit ab. Der letzte Vorgänger des jetzt lebenden ‑ers, Propst Preiß, Sohn des Jakob P., erinnerte ganz an die noch von uns gesehene Zeit, eine com‑ ‑s äußerlich ernüchternde in Costüm und Haltung. ‑n der Sacristei aufgestellte „Kirchenbibliothek" mahnte eine gute, vielfach in unserer Zeit vernachlässigte möglichst in Anregung zu bringen, daß dergleichen ‑htungen öfter möchten Anwendung finden. Wie ‑ die Büchersammlungen der Prediger nach ihrem Ab‑ ‑als unbrauchbare veraltete Aufzeichnungen sonst ganz ‑h gewesener Geistesproducte verschleudert! Dem Pri‑ ‑an auch wirklich für den Augenblick weniger werth‑ ‑verden sie aber mit der Zeit als Beiträge der Zeit‑ ‑hte wichtig. An einem trockenen Ort sorgfältig auf‑ ‑rt, gehörig catalogisirt, müssen solche Sammlungen, ‑Generation zu Generation vererbt, sich ganz hübsch ‑ren und künftigen Forschungen gute Ausbeute lie‑ ‑umal da jeder Prediger mit der Literatur seiner eig‑ Zeit einzuhalten vollauf zu thun hat. Vom Thurm ‑rche genoß ich einen weiten und lehrreichen Ueber‑ ‑ber ganz Libau und seine Umgegend; die Stadt, das der Binnensee, Alles präsentirt sich auf's Anmu‑ und ich empfand Verlangen, eine kleine Fußexcur‑ ‑t das benachbarte Erlengehölz zu machen, das sich ‑sorgfältige und geschmackvolle Anordnung zu einem ‑umgewandelt hat, der durch die längs der Grobin‑ Chaussée laufenden schönen Allee für die Städter ein ‑mäßiger Erholungsort für Lunge und Augen ist. Als ‑f dem Spaziergange einem armen, in bittender Stellung ‑äherndem Judenweibe mit einem Kinde auf dem ein Almosen gab, winkte mir der mich begleitende ‑d zu, daß ich hier mich einer polizeiwidrigen Hand‑ ‑schuldig gemacht habe; in Libau ist nämlich das Al‑ ‑geben verboten, indem die Bewohner sich zu einer

jährlichen Armensteuer verpflichtet haben, die von den in den einzelnen Quartieren ansäßigen Armenpflegern zur Vertheilung kommen; der lettische Prediger R., der leider auf einen Tag auswärts war, und den ich daher nicht selbst sehen und sprechen konnte, dirigirt diese ganze organisirte Armenpflege. Ueberhaupt hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß Libau sich des Besitzes patriotischer Männer erfreut, die ihren Namen durch Werke der Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit ehren. Den Dichter L. Schley, den anerkannten Uebersetzer der Frithjofssage von Tegner, hätte ich gern besucht, aber sein Krankheitszustand machte es unmöglich, ihn zu sprechen; so konnte ich denn nur einen Gruß an ihn bestellen. Er starb am Tage nach meiner Abreise. Was den hiesigen Buchhandel betrifft, so scheinen zwei Buchhandlungen für Ort und Umgegend zu viel, bei aller Mehrung der Lust und Neigung in der Neuzeit, den Bildungsmitteln, die so reichlich jetzt geboten werden, sich immer allgemeiner zuzuwenden. Bezeichnend war, daß die eine Handlung 174 Exemplare der „Gartenlaube" und nur 4 Exemplare des „St. Petersburger Sonntagsblattes" auf Bestellung zu besorgen hatte. Man sieht, wohin das Bedürfniß sich wendet; ob die „Stoffvergötterung" allein die Schuld trägt? Es gälte, das Bedürfniß zu wecken. Ob dieses zum lebhafteren Bewußtsein mit praktischem Befriedigungseifer kommt durch Maaßnahmen, die sich darin zu genügen meinen, anonyme Kritiken, ziemlich einseitig die Dinge betrachtend, über Local- und Zeitverhältnisse zu liefern, ist die große Frage. Wenigstens muß die Erfahrung und Weisheit bei solcher Arbeit noch sehr reifen.

Am andern Morgen früh saßen ich und mein Freund im Wagen, und rollten wir auf schöner Kunststraße, entlang dem Telegraphendrath, aus dem Weichbilde Libau's, wo vieles Betrachtete und Erkannte mir ein Zeugniß von dem regen Aufschwunge des Ortes gegeben hatte. Möge auch diese hübsche und freundliche Stadt unserer baltischen Lande immer mehr aufblühen, neben der äußeren gepflegteren Ausstattung, so wie den Anstalten des Bürgersinns und Gemeinwohls auch echte Kirchlichkeit allezeit gedeihen, und wenn möglich auch dem hier üppig wuchernden Stamme aus Israels Samen die Stunde seiner Erneuerung kommen, auf daß Christus auch diesem Volk, das mitten unter

ne auffällige und bedenkliche Stellung einnimmt,
rz gerufen werde.
e 10 Werst bis Grobin legten sich auf angenehme
zurück. Betrachtung der wechselnden fruchtbaren
, Hinweisung auf das, was auch in letzter Zeit
ferung hier geschehen, und sonstiger Gedankenaus-
würzten die Fahrt. Bald begrüßten uns die ersten
der ehemaligen Kreisstadt Grobin und wir konn-
der Ort jetzt eine einzige lange Straße bildet, in-
: Hauptgebäude alle an derselben liegen, und die
äuser mit Gärten und sonstigem Ackerwerk sich an-
l, so das Ganze durchfahrend überschauen. Die
des alten Schlosses, noch in neuester Zeit völlig
s, ließ bedauern, daß man nicht an Erhaltung und
tion hatte denken können. Die geschichtliche Ver-
eit entschwindet den Zeitgenossen überall nachhal-
d bestimmter auch in dem Maaße, als man es
lte Baulichkeiten zu zerstören. Gemüth nnd Herz
auch durch das Auge in Thätigkeit erhalten; wo
in den stummen Zeugen längst vorübergegangener
nderte die Erinnerung an alte nicht mehr vorhan-
iten und Zustände spricht, da wird auch der Sinn
tät und einer recht conservativen Heimathsliebe sich
nicht sich im Probiren und Experimentiren moder-
rrungenschaften" zu ergötzen, wohl aber aus der
hen Basis des Gewesenen das Gegenwärtige wach-
lassen. Der Kirche vorbei, in die einzutreten es
elegenheit gab, ging es in's Pastorat, das schon
eitem mit seinen ausgedehnten Parkanlagen sich
schönster Stattlichkeit ankündigte. In dem fei-
d gebildeten Familienkreise meines alten Univer-
undes, des Grobinschen Propstes, gab es einen
men und erquicklichen Tag der Gemeinschaft,
rasch hineilenden Stunden ließen es bedauern,
Fortsetzung meiner Reise mich an das Abschied-
erinnerte. Viel ward besprochen. Schon der
ter und Vater des gegenwärtigen Pfarrherrn haben
em Orte mit Segen und Achtung als Prediger ge-
Die Bekanntschaft mit allem, was Kurlands Fort-
überhaupt und die besonderen Interessen der Ge-
zunächst betrifft, die entgegentritt, weiß Vieles be-
und anziehend zu bezeichnen, wodurch abermals zur
t kommt, wie so eigenthümlich in den verschiedenen

Districten und Gauen unseres baltischen Landes das Culturleben zum Bessern sich gestaltet, hier unter Schwierigkeiten, die dort weniger bemerkbar sind, daß es überall nicht an Tüchtigkeit der Gesinnung, so wie an Erkenntniß dessen, was fehlt, noch an Willen, die Schranken der Hindernisse zu überwinden, mangelt. Die alte kurländische Consistorial-Verfassung mit den 7 Pröpsten, die unter dem Präsidio des Superintendenten und des weltlichen Rathes die geistliche Oberverwaltung des Landes bildeten, mag höchst würdig und angemessen dagestanden haben. Das Centralisiren ist immer gut, wenn man der inneren Entwickelung Spielraum läßt, und ein Appellationsrath in der Ferne hartnäckigem Widerspruch gegen das Bessere ein Ende zu geben hoffen läßt, während ein fortwährendes Manipuliren der Leitungsdrähte bis in die einzelnen Fasern und Getriebe des großen organischen Kunstwerks nicht heilbringend erscheinen dürfte, indem das ewige Zerren und Eingreifen die eigene Thätigkeit abspannt und ein Sichpreisgeben der Kraft fremder Impulse gegenüber ein mechanisches Agiren begünstigt, dem die inneren Triebe des Bedürfnisses und des lebensvollen Gelingens selbstgewollter und begriffener Schöpfungen fehlen. Ein Pastorat mit seinen anmuthigen Bewohnern gibt das schöne befriedigende Bild eines echt gedeihlichen und glücklichen Familienlebens, wie solches sich in unsern Landen unter der Aegide der lutherischen Kirche und in breiterer Entfaltung des Besitzes, so wie auch der günstigen Stellung zu Nachbargegenden ermöglicht: der Schmuck und die Bildung der Neuzeit mit allem dankbar empfangenen Erbe aus der Väter Zeit ist sinnig und wohlthuend verschmolzen, wie denn der Ausdruck des freudigen Schaffens nach außen wie die willige Geneigtheit, das innere eigene Leben zu bilden und zu veredeln, sich unwillkürlich darlegt.

Mit der Abendsonne war der Flecken Durben erreicht, wo in dem Doppelpastorate auf freundliche Hospitalität gerechnet werden konnte. Beim Schlagbaum des Orts hielt der redefertige Chausséegeldeinnehmer auf Wunsch einen kurzen, aber wie es die Sache mit sich brachte, ziemlich erschöpfenden Vortrag über die Lage und ethnographischen Localitätsverhältnisse: „Sie sehen hier vor sich 23 ganze Häuser, und keine Juden", welche letzte Andeutung *mit* einem gewissen Triumph betont ward, wodurch sich

daß Redner selbst gleichfalls dem sonst weitverbrei-
Christengeschlechte angehörte, das aber in diesen Ge-
n bei allen pecuniären Angelegenheiten, besonders
was Geldnehmen betrifft, mit den Kindern Israels
oft ziemlich mißliche Beziehungen zu setzen genö-
ist. Neben der Kirche, wo ich zu Fuß, aus dem
n gestiegen, vorbei wanderte, tönte aus dem offenen
r eines reinlich und sauber hervortretenden Hauses
horalgesang bei Klavierbegleitung. Angenehm über-
fand ich mich in der Wohnung des Lehrers der
e des Orts. Freundliches Nöthigen lehrte die lieben
hen kennen, die in diesem Augenblick aus heimisch
dener Lage zu scheiden im Begriff waren, zu gerech-
etrübniß Vieler der Umgegend, wie ich das bald er-
konnte. Die Kirche, in der sonntäglich deutsche
ettische Predigt gehalten wird, indem zwei Pastoren
erer Zeit wegen der Umfänglichkeit und Bevölke-
der Pfarre in genau getheilten Grenzen arbeiten,
äter gehören zu Durben, macht einen guten Ein-
merkwürdiger Weise fehlte auch hier der „Beicht-
zwischen Kanzel und Altar nicht. Was es mit die-
Institut, das sich in so augenfälliger Repräsentation
llt, auf sich hat, war und blieb trotz aller Fragen
weiter hin, wo immer wieder die Beichtstühle nicht
n, ein ungelöstes Räthsel. Daß sie in älteren Zei-
nutzt worden sind, unterliegt keinem Zweifel, wie
noch der selige Piltensche Sup. Reimer († 1827)
seinem Ende mit seinen Ordinanden im Beichtstuhl
tbeichte vornahm, eine gottselige Uebung, die aber
ch zur kurzen Form zusammenschrumpfte. Eine an-
Merkwürdigkeit in der Kirche war ein gußeisernes
kreuz, worauf „die dankbare Nachwelt“, wie die
ft lautete, die Verdienste des seligen Propstes Baum-
(Pastor zu Durben, † 1801) feierte; dieses Kreuz
t aber noch zur Stunde auf seine Aufrichtung, in-
es nun schon seit allen den langen Jahren rumpel-
erartig abgelegt, gewiß sehnlichst wünscht, auf dem
s eingesunkenen Grabe des Gefeierten aufgestellt zu
n. Es wäre jedenfalls gut, da nun einmal schon
Grab und Gedächtnißkreuz fertig sind, wenn beide
it einander zu einer localen, gewollten und bereite-
nnäherung verbänden. In den beiden kinderreichen
raten, die durch Amtsleben und Stellung ein Dio-

skurenpaar bilden, im Gegensatz zu früheren beklagenswerthen Mißständen, erfreute die herzliche Begrüßung und Gemeinschaft, die im schönsten Kreise noch bis spät in die Nacht die Sprechenden und viel einander in der Kürze der Zeit Austauschenden aufs wohlthuendste verband. Ernste Schickungen und Heimsuchungen veredeln fromme Gefühle, erweitern das Herz über den Besitz des Augenblicks, man lernt haben, als hätte man nicht. Auch ist es ehrend für beide Theile, wenn zwei Prediger, verschieden an Jahren, und daher aus verschiedenen Epochen theologischen Bildungsganges, doch die höhere Einigung in dem finden, der allein der Weg und das Leben ist. Traurig und doppelt beklagenswerth, wie das Gespräch Veranlassung gab zu bemerken, wenn das Haben reiner Lehre und das unbezweifelte Bekennen der Wahrheit auf der Kanzel den bekennenden Mund im täglichen Verkehr der Hausgenossen nicht zu heiligen vermag, und die erfahrene Gnade des Herrn vergeblich zur Geduld gegen den Nächsten mahnet. „Wie wir vergeben unsern Schuldigern!" Das Wort wird zur Lästerung, wo Hartnäckigkeit die empfohlene Versöhnung abweist. Wo aber der Friede unter einem Dache wohnt, wie das hier der Fall war, da wird dieser Gottesfriede einkehren auch in das neue Haus, das nach dem erschrecklichen Brande neu sich baut, und die Friedenskinder werden bleiben im Hause des Herrn immerdar.

Die Fahrt von Durben über die reizend gelegene Gegend von Altenburg bis nach Hasenpoth 2c. in den Frühstunden eines schönen Junitages konnte nicht anders als erquicken. Wiederum schauend rechts und links, blickte das Auge mit Befriedigung auf die fruchtbaren Aecker, die das 15. Korn als einen nicht unerwarteten Ernteertrag in Aussicht stellen, auf die mit Eichen umkränzten Hügel und Abhänge, die im Sonnenlicht malerische Partien bilden. Auf einer Anhöhe lud die kleine katholische Kirche zum Eintritt ein. Der 70jährige Pater, polnischer Abkunft, in seinem ärmlich ausgestatteten Pfarrhause, mit dem die Unterhaltnng in lettischer Sprache sich leidlich machte, der hier seine circa 100 Beichtkinder besorgt, während in dem großen katholischen Kirchspiele Allschwangen, im 17. Jahrh. bekanntlich durch den damaligen Besitzer Gr. Schwerin nach dem Satz: cujus regio illius religio, romanisirt, stärkere geistliche Kräfte wirken, begleitete nicht *selbst* zu seinem Gotteshause, indeß konnte ich diese Stätte

der Anbetung mir gründlich betrachten. Kanzel und Orgel und verschiedene lettische Gesang- und Gebetbücher wiesen darauf hin, daß der katholische Cultus hier auch des Wortes nicht ermangelt; das lettische Gebetbüchlein „Rosenkranz für die Anbetung der allerheiligen Jungfrau", ließ nicht verkennen, welche Vermittelung zwischen Gott und dem erlösungsbedürftigen Herzen auch hier verkündiget wird. Wenn der Katholicismus in diesem Theil Kurlands nach der Reformation auch keine späteren Siege gefeiert hat, so sind die Verhältnisse mancher lutherischen Kirchspiele im „Oberlande" zu bekannt.

Wahrhaft überraschend war der Anblick des „Judenstädtchens" Hasenpoth, — denn wenn unter c. 4000 Einwohnern mehr als $\frac{4}{5}$ dem Volke Israel angehören, so dürfte die Bezeichnung auf Entschuldigung rechnen — von der Höhe; links das herrschaftliche moderne Schloß Hasenpoth, mit schattenbelaubter Terrasse, im Grunde das Wasser mit der Mühlenstauung, rechts oben das verfallene alte Schloß von 1377, jetzt zu allerlei wirthschaftlichen Betriebsamkeiten eingerichtet, nebenan die lutherische Kirche auf dem Grunde des alten ehemaligen Doms, dann die Stadt in ihrer ganz unerwartet weiten Entfaltung, und in der Ferne die sich weit ausdehnende Landschaft: ein hübsches Bild. Es war ein angenehmer Tag gegeben, der im Pfarrhause bei dem Freunde und seiner Familie zugebracht ward. Die Vergangenheit und Gegenwart bildeten vielfache Anknüpfungspunkte. Ein thätiges Leben, ein Wechsel häuslicher Freuden und Leiden, beim Ringen und Suchen, dem Geiste Befriedigung zu schaffen durch consequentes Denken der Wahrheit, Vieles, was wir als Erfahrungen an uns vorüberziehen lassen, wie es auf die Gestaltung unserer inneren Entwickelung maßgebend wirkt, Bibelwort, wie wir es uns selbst nach seiner Glaubenssubstanz zur Aneignung bringen, und die Arbeit in der Gemeinde, die so mannigfach abstufend nach Bildung und Bedürfniß unserer Pflege harret, — wie nahe liegt der Wunsch: o daß ich nicht vergeblich gearbeitet hätte, und wie mahnend das Wort, daß der Herr bei seinen Haushaltern nichts anderes als die Treue suchen wolle! Eine weitere Umfahrt zu den nahe gelegenen Höhen, die in ihren kleinen oft reizend gelegenen Schluchten und Thälern angenehme Aussichten darbieten, wo man unter herrlichen Eichen, dem königlichen Baume dieser Gegend, wandelt, schloß

mit einem Besuch in die Kirche, deren äußere und innere Gestalt ein Bild des Jammers darbot, und das mit Wehmuth und Schmerz erfüllten, daß ein Gottes- in einem so miserablen Zustand dasteht! Ich habe Mann, der in diesen zerfallenen Mauern Jerusalems Freudigkeit hat, sonntäglich doppelten (deutschen und tischen) Gottesdienst zu halten, im Herzen bewundert wir sollen und können auch von sinnlich dominirt Eindrücken abstrahiren, und ein gottselig Herz kann in einem dumpfen Kellerloch Halleluja singen, daß sich Engel darüber im Himmel freuen, aber es ist schwer, schwer! Die Sacristei, nein, ich erkläre mich beinahe unfähig, Worte zu finden, um den Eindruck zu schildern den diese Vorbereitungs- und Sammlungsstätte dessen, von Kanzel und Altar das Wort des Lebens verkündig soll, auf mich machte. Von ästhetischen Rücksichten und Ansprüchen, die bei einem Gotteshause mit Recht zu machen sind, auf daß das Wort des Psalms: Wie lieblich sind deine Wohnungen, o Herr! zur Wahrheit würde, ganz abgesehen, so ist das Gebot: Du sollst nicht tödten, auch etwas; eine Kirche und Sacristei, wo ein Mensch stundenlang bei jedem Temperaturwechsel aushalten muß, darf nicht lebensgefährlich sein. Ich wollte wol das Attest eines Medicinalinspectors mir erbitten, was er in dieser Beziehung von der Sacristei der Kirche zu Hasenpoth im Jahre des Heils 1859 urtheilt! Wenn Touristen unserer Tage alle Bauherrlichkeiten der Welt vom Notre-Dame in Paris bis zur Peterskirche in Rom mit dem rothfarbenen Bädecker in der Hand betrachten, und ein very fin rufen, so ist es doppelt und dreifach schmachvoll, wenn für den Bau eines Gotteshauses in der Heimath, die im hohen Verständniß exclusiver Stellung Vaterland nennen wir, kein Ferding da ist. Wenn in Hasenpoth weder in der Kirche noch in der Stadt noch im Pastorat ein angemessenes Local für Confirmandenlehre ist und daher — — doch es ist genug.

Der Weg führte nun nach Lipaiken, wo ich bald einen gar lieben Amtsbruder persönlich sollte kennen lernen. Wenn man sich die Zustände des kirchlichen Lebens in Kurland seit des trefflichen ersten Herzog Gotthard Kettler's Zeiten denkt, der die Reformation in hiesigen Landen einführte und kräftiglich organisirte, wie es Einem Menschen möglich ist, der das Weitere der Nachwelt überlassen

muß, so giebt das ein reiches Bild mannigfaltigen Lebens und Strebens. Aber auch die Jetztzeit hat noch große Aufgaben zu erfüllen, und da ist es erhebend, wenn man sich sagen kann: Gottlob, es weht ein frischer gesunder Geistesstrom, die Kirche Christi, die der Mönch Martin Luther unter göttlicher Leitung in schweren Tagen hinaustragen mußte, sie hat oft noch zu leiden gehabt, und es ist Gnade, daß das Wort Gottes wieder obenan gestellt wird, aber viel, sehr viel Arbeit und Mühe, Weisheit und Selbstverleugnung, tägliches Beten und Ringen: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, ist erforderlich, damit der Herr im Himmel seine Freude habe. Es ist erfreulich, wenn so an allen Ecken des Landes das Wort die Herzen zu der Feuertaufe ladet, es kann die Frucht frommen und redlichen Wirkens nicht ausbleiben! Die sogen. „kurischen Könige", 29 Wirthe in ihren Höfen mit reichlichem Besitz an Feld und Wiese ringsum, ein eigenthümliches Bild einer merkwürdigen Episode aus der Zeit der „Leibeigenschaft" des Lettenvolkes, sind hier eingepfarrt. Diese „Freisassen", mit ihrem in erblicher Folge succedirenden „Burmeister" an der Spitze, leben, es ist traurig, aber wahr, in einem schmutzigen elenden Dorfe, von Reinlichkeit, Sauberkeit und Ordnung ist nicht viel zu schauen. Das ist und bleibt aber immer die erste Forderung, die man in der äußeren Gestaltung eines sittlich geförderteren Lebens zu machen berechtiget ist: Reinlichkeit. Arm kann ein Haus und ein Mensch sein, aber es muß die innerliche Ordnung der Gedanken und Begriffe, so weit sie sich abgeklärt und entwickelt hat, ihrer äußerlichen Darstellung nicht ermangeln dürfen. Die schmutzige und unsaubere Wohnung eines Armen läßt schließen auf die innere Verkommenheit. Luft und Wasser kann sich doch ein Jeder verschaffen, von Seife zu geschweigen, wenn ich auch beiläufig dem Engländer Recht gebe, der den Culturgrad eines Volkes nach dem Verbrauch der Seife berechnet.

Die Häuser, die besucht wurden, zu denen auch das Haus des Herrn „Burmeisters" oder obersten Leiters des ganzen „Freidorfes" gehörte, zeichneten sich durch nichts, ich sage gar nichts von den Wohnstätten anderer lettischen Bauern, wie uns deren viele bekannt sind, aus. Ich habe eine ziemliche Reihe von Jahren in einem der verschrieensten Theile des lettischen Livlands leben dürfen, aber diese „kurischen Könige", was die Behäbigkeit und Wohn-

lichkeit ihrer Behausungen betrifft, so ist von ihnen vergleichungsweise nicht viel Erbauliches zu sagen. Allerdings sollen sie bei ihren Schmausereien und Festivitäten, Kindtaufen, Hochzeiten, prassen, aber ob das eben so Großes ist, hinterher so miserabel sich zu produciren, leuchtet schwer ein. Der gute „Burmeister" in dem Bewußtsein seiner Amtswürde zog ohne alle Ceremonien aus einem staubigen Winkel hinter seinem Bettgestell (beiläufig bemerkt, vier Ehebetten mit den entsprechenden Schaukelwiegen standen in einem Zimmerraum) eine kleine Lade hervor, und enthüllte aus schmutzigen Lappen die kostbarsten pergamentenen Stiftungsurkunden aus Heermeisterzeit von A. 1491. So gehen diese Leute mit ihren antiquarischen Schätzen um! Doch daß die Leutchen keinen antiquarischen Sinn haben, wollen wir ihnen nicht so hoch anrechnen. Diese Freiheiten auf Pergament mit den rothwachsenen halb zerbröckelten Siegeln dran, sind in unsern Tagen nur dann was werth, wenn sie von innerer Tüchtigkeit gehalten werden: wenn Gottes Wort in den Herzen lebt, gewinnen wir die Freiheit Christi, in der allein wir wahrhaft frei sind. Die Kirche zu Lipaiken, zwar ohne Thurm, ein vergoldetes großes weitblinkendes Kreuz vom Vordergiebel herab erinnert an die Bedeutung des anspruchslos dastehenden, wohlumfriedeten und mit jungen Anpflanzungen umkränzten Gotteshauses, hat durch die Sorgfalt neuester Zeit eine hübsche und wohlthuende Renovation von Innen und Außen erhalten. Kanzel, Altar, mit einem gelungenen Oelgemälde, Christus auf Gethsemane, vom Rigaschen Gymnasiallehrer Michelsohn, und Orgel, letztere kostet nur 250 Rbl., fabelhaft billig, Gestühle, Alles hübsch und sauber. Indem die Kirche ein Paar hundert Schritte vom Fahrwege absteht, fand man es für angemessen, in einem Halbbogen eine Anfahrt zum Kirchhofsthor abzugränzen, und diese mit jungen Bäumchen von beiden Seiten zu bepflanzen. Der Boden für die Löcher der zu pflanzenden Bäume ist, wie der Augenschein lehrt, ziemlich dürre, und gehört zu einer weiterhin sich erstreckenden Viehweide, die sich im gemeinschaftlichen Besitz von 5 „Freisassen" befindet. Vier von diesen Besitzern hätten gern die Löcher für die Bäume zum Schmuck des Kirchweges, der, wie gesagt, nur ein Paar hundert Schritt lang ist, bewilligt, dem Fünften aber gefiel es, die *interessante* Stellung eines Opponenten zu ergreifen. In-

die Majorität schien zu siegen, die Bäume wurden
anzt und zu Himmelfahrt 59 freute sich die deutsche
d lettische Gemeinde, die sich zum Fest zahlreich einge-
den hatte, der jungen Anpflanzung. Doch schon am
darauf hatte rohe Hand sie zerstört, und alle Bäum-
n unbarmherzig niedergehackt; so lagen sie noch aus-
issen und hingewelkt am 5. Juni c. zu schauen. Die
rüstung scheint keine allgemeine zu sein, und das sitt-
e Urtheil über solche Unthat konnte sich noch zu keiner
en Entschiedenheit im Verwerfen derselben herausbil-
Das kleine Opfer zum Zeugniß kirchlicher Gesinnung
als ein zu hohes. Sie wollen sich ihre Kirche nicht
Paar Dutzend Baumlöcher auf einem elenden Vieh-
er kosten lassen.

Die drei Meilen von Lipaiken bis Edwahlen wurden
abwechselnder und anmuthiger Waldgegend abgelegt;
ischen bebautes Feld, einzelne Wohnungen und Höfe;
aber ein kürzerer Weg genommen ward, so fuhr man
recht angstvoll über schmale halsbrechende Brücken, zwi-
n duftendem Gehölz, aus welchem kräftige Eichen mit
rakteristischem Gezweig und Laubwerk hervorragten und
e und Geruchssinn erfreuten. Die Fahrt dünkte sehr
Plötzlich standen die beiden weißschimmernden hohen
rme des Schlosses Edwahlen, an welches sich Erwar-
gen knüpften, die auch nicht getäuscht wurden, aus dun-
n dichten Laube hervorblickend da, und bereiteten auf
n Genuß vor, der in unseren baltischen Landen zu den
nen gehört. Ein vorläufiger Spaziergang um dieses
ne, wahrhaft imposante, im ursprünglich mittelalterli-
Style wiederhergestellte Gebäude, ein Schloß Kur-
ds aus der Ritterzeit, so wie ein Blick durch das spitz-
enförmige Thor, über dem das Wappen des Majorats-
n Baron v. B. prangte, in die innere Burg, die un-
von gewölbten Hallen, auf Säulen ruhend, und oben
Gallerien umgeben war, machte den Wunsch rege,
genauere Kenntniß von diesem reizenden Edelhofe zu
innen. Daß eine günstige Fügung des Geschicks, die
Unternehmungen gewöhnlich das beste thun muß, dazu
elfen würde, war noch ungewiß. So kam's denn da-
daß der ehrwürdige Propst von Pilten und Pastor zu
wahlen S. mit den Seinigen den Gast freundlich will-
men hieß. Ein ganz neues, höchst zweckmäßig ein-
chtetes und wohnlich und bequem hergestelltes Pfarr-

haus begründete schon sogleich beim Eintritt eine gute Meinung von dem edlen Sinn des Patronatsherrn, wie von dem freundlichen und überall zu wünschenden Einvernehmen zwischen Eingepfarrten und Pastor. Der lutherische Pastor hat einmal in seiner Stellung keine anderen Mittel, sich Achtung und Vertrauen zu erwerben, die wiederum auch nur Mittel sind, um das Reich Gottes im Herzen zu bauen, als Wohlverhalten, Weisheit mit Liebe gepaart. Beides sind freilich auch Gaben des heil. Geistes, aber sie kommen nur, wenn wir um heiligen Geist bitten, und ohne ernsten Kampf des Menschen gegen das Natürliche in ihm, wodurch die Gaben des heil. Geistes behindert werden hervorzutreten, kommt es nicht zur rechten Handhabung der „Waffen unserer Ritterschaft". Noch an demselben Abend ward ein Besuch auf das Schloß zum Majoratsherrn ausgeführt, der an der Seite seiner edlen Gemahlin, umringt von zahlreicher blühender Kinderschaar, ein, wenn man den Ausdruck gestatten will, beneidenswerthes Leben führt, durch Geburt und Reichthum befähigt, sich nicht minder auch an allen Interessen des Geistes zu betheiligen. Die Kirche, die zwischen dem Pastorat und dem Hof an der Seite der Hauptstraße liegt, von hohen uralten schattigen Linden und Eichen umgeben, gab Zeugniß von dem Sinn der Anhänglichkeit und Liebe für das Haus des Herrn, darinnen seine Ehre wohnt. Wir machen hier zu Lande nie einen Fehlschluß, wenn wir die gute und würdige Erhaltung und Ausstattung einer Kirche dem kirchlichen und religiösen Sinn der Gemeinde, resp. Patron der Kirche, zuschreiben, und wo jene mangelt, ein Recht zu haben meinen, wehmüthige Betrachtungen anzustellen. Schon das Aeußere der Kirche, ernst dunkel gehalten in Ziegelsteinbekleidung mit gothischen Eingängen und Fenstern, an denen sogar Glasmalerei nicht fehlte, war ansprechend. Das Innere überraschte auf's Angenehmste. Alles auf's Beste ausgestattet: Orgel, herrschaftliche Loge; sodann Altar, Kanzel und „Beichtstuhl", die „drei Sinnbilder der luth. Kirche des 17. Jahrhunderts", noch wohlerhalten und restaurirt. Die Farben Schwarz und Gold sollten vorstellen die dunkle Sünde und die himmlische strahlende Erlösung, und die rothe Altardecke sollte vorstellen das Blut Christi. Alles vom J. 1698, wie die Jahrzahl zu lesen stand. Also auch hier wieder ein „Beichtstuhl", in welchem gegenwärtiger Pastor bei sei-

ner Ordination, die hier geschah, d. h. im J. 1823, noch „Privatbeichte" halten mußte; aber nachher nie mehr wieder in Anwendung gekommen. Der Besuch auf's Schloß Edwahlen; dahin der lieblichste Spaziergang, dem See entlang, wo von jenseits auf dunklem Waldhintergrund auf einer im schönsten Grün mattenartig prangenden Anhöhe die Familienkapelle in römischem Baustyl der Landschaft einen überaus ahnungsvollen Hintergrund gab; der Park, der sich in herrlichen dichtbelaubten Baumgängen ausdehnt, von welchem das interessante Gebäude mit seinen Zinnen und Spitzbogenthoren stattlich heraustritt; die innere, echt solide, vom besten Geschmack zeugende Einrichtung des Schlosses, wo alle Thürme und Seitenhallen der aus der Ritterzeit herübergekommenen, ursprünglich allerdings auch weitläufigen aber gewiß nicht behaglich eingerichteten Gemächerreihe nun nach Bedürfniß und gesteigertem Cultursinn der Gegenwart ihre geordnete Anwendung und Benutzung fanden. Die schmeichelhafte Gelegenheit, die herrschaftlichen Besitzer des schönen Landsitzes auch persönlich kennen zu lernen, bot sich und war der Eindruck des Ganzen ein höchst erfreulicher und wohlthuender.

Der folgende Tag bewölkt und der Temperaturstand niedrig; die Edwahlensche Propstei mit ihren Bewohnern veranlaßte in freundlicher Gastlichkeit ein längeres Weilen, bis gegen den Nachmittag hin die flüchtigen Stunden an Abschied mahnten. Mit herzlichem Dank für gütige Aufnahme ward nur der Wunsch auf's Neue angeregt, es möchte für die vielen empfangenen Beweise der in unsern baltischen Landen noch herrschenden Hospitalität, mit welcher Jeder, der unter das wirthliche Dach tritt, begrüßt wird, auch von unsrer Seite Zeit und Raum einmal gegeben sein, ähnliche Gesinnung zu bethätigen. Das nächste Ziel der Fahrt war das Gut Kurmahlen, drei W. von Goldingen entfernt, dem ich mich nunmehr zuwandte. Zwei Töchter des trefflichen Besitzers waren vor mehren Jahren in Riga confirmirt, indem sie sich zu ihrer höhern Ausbildung damals dort aufhielten; das gab eine natürliche Veranlassung, das Band des Vertrauens, das sich damals gebildet hatte, wo möglich wieder zu erneuern. Der Aufenthalt in diesem Sitz des reinsten und edelsten Familienlebens, wo Bildung mit Herzensgüte sich vereinigt, wenn auch Prüfungen ernster Art das Gemüth wehmüthig stimmen mußten, wird eine der wohlthuendsten Erinnerung

der ganzen Reise sein. Mögen die trefflichen Seelen in all den reichen Mitteln der Naturanlage, des schönen Sinnes für Kunst und jedes edle Wissen und Können, die ihnen zu Gebote stehen, einigen Ersatz und Trost finden auch für den Schmerz, der als Beigabe den Sterblichen einmal zur Läuterung nicht fehlen soll.

Der folgende Morgen war wunderschön; die Blüthen des Gartens, in welchem das Wohnhaus stand, dufteten, die Sonne umleuchtete mild und warm die ferne Landschaft, die Baumgänge luden zum Durchwandeln ein, wobei es ein Genuß war, den Austausch der Gedanken, wie das Nähern und Weitern, so wie der ganze Gesichtskreis geistiger Interessen dazu aufforderte, hier ungehindert walten zu lassen. Es ward das Vergangene mit dem Blick der gewonnenen Erfahrungen betrachtet, es fand Ohr und Gemüth in ernster Musik, die zu der Feier des Sonntagmorgens stimmte, und bei dem vorhandenen ausgezeichneten Talente zur schönsten Darstellung kam, Befriedigung und Genuß.

Im nahen Goldingen wollte ich aber jedenfalls die kirchliche Feier des heutigen Trinitatisfeste mit der Gemeinde begehen, wenn auch nicht selbst predigend, so doch mich hingebend den Eindrücken des Wortes und der erbaulichen Andacht, zu denen eine solche Stunde einladet. Auch traf es sich gut, denn zwei Gottesdienste waren zu hören, da in Goldingen zwei Prediger wirken, für die lettische und deutsche Gemeinde, je einer besonders, wie das auch in Livland nun schon z. B. in Wenden zur Ausführung gekommen ist, und nur gewünscht werden muß, daß es auch an andern Orten, wo es Noth thut, eine solche Theilung ohnehin großer Kirchspiele, wo von „Seelsorge" zuletzt gar nicht mehr die Rede sein kann, sich recht bald vollzöge. Die Kirche in Goldingen ist eine recht alterthümliche; die lettische Gemeinde war bereits versammelt und mitten im vollen Zuge des Gesanges, der mir indeß nicht besonders harmonisch und wohlklingend schien; auch wurden Gesangbücher nur spärlich benutzt, die größere Mehrzahl schaute so oben hinaus, und die Weiber prangten in dem hier üblichen silbernen und sehr stark hervortretenden Schmuck der sogenannten „Brezen", ursprünglich silberne Schnallen zur Befestigung des obern Gewandes über der Brust, aber wahrscheinlich allmälig so in's Ungeheure zur Entwickelung gekommen, daß eine solche

einen silbernen Kreis von circa 5 Zoll im Durch-
einnimmt, reichlich mit bunten, natürlich unächten
en besetzt, worunter denn nach Umständen noch eine
Breze ihren Platz einnimmt. Bei der Abendmahls-
ie sang die Gemeinde die Einsetzungsworte bei der
cration laut tönend mit, und den Schlußsegen ließ
), wie ich merkte, nach altem Brauch, auch nicht neh-
selbst singend sich zuzueignen. Auch wurden nach
ettischen Gottesdienst etwa ein Dutzend Menschen auf
liche Requisition vor dem Altar vom Pastor in Eid ge-
en, daß sie das und das, was sie am 13. Sept. 1858
v. als Zeugen ausgesagt hätten, mit einem Schwur be-
|ten. Nun folgte der deutsche Gottesdienst, der in Lied
Predigt von dem Trinitatisfest Umgang nahm, indem
redigt auf Grund Joh. 3. zum Thema nahm: wie
n Bessernden nie stille stehen müssen, weil 1) ein
Ziel uns vorliegt (die Vollkommenheit), 2) wir nur
ig besser werden und 3) sonst unsre Kräfte schwä-
verden. — Goldingen ist in der letzten Zeit recht
eimgesucht, einmal, daß hier der Heerd einer verbre-
hen Falschmünzerei von einigen Bösewichtern aufge-
ward, die allerdings in ihrer Moralität trau-
Rückschritte gemacht haben, und sodann dadurch, daß
ts jetzt noch unbekannten Ursachen drei Feuersbrünste
rme Stadt in Angst und Schrecken versetzten und
igfachen Schaden brachten.

Die Hitze des schwülen Sommertages war groß, aber
Wunsch, die Fortsetzung der Reise wieder anzuknüpfen,
minder. Die Fahrt sollte jetzt über Rönnen und
en nach Talsen führen. Rönnen, 4 Meilen von
ngen gelegen, wohin man auf einem schönen und
ehmen Wege gelangt, überrascht durch die anmuthige
von der einen Seite der Abau erhebt sich das herr-
iche schloßartige Wohnhaus mit seinen weitläufigen
gebäuden, in dem ein schattiger Garten als Folie des
en sich bis zum Thale hinabsenkt, während gegenüber
leine und einfach schmucklose Kirchlein, wo der Ge-
egesang noch zu keiner Orgelbegleitung gekommen ist,
n vom Pastorate auf einem Hügel dasteht. Schon
ser Gegend machte sich das Verlangen der Leute let-
Volksstammes, wo die Gelegenheit sich bot, bemerk-
wie das auch weiterhin auf der Fahrt noch sichtbar
igte, gar zu gern vom lettischen Sprachidiom abzu-

sehen, und wo möglich deutsch, wenn auch nur radebrechend, den Verkehr zu vermitteln. Der Sonntagabend gab auch Veranlassung, die Kleidertracht der Männer und Weiber in ihrer verdeutschten Umwandlung zu betrachten, wie denn jene als Sahbakneeki (d. h. Stiefelträger), in brauner Jacke und blauen Hosen mit der zierlich bemalten Porzellanpfeife im Munde daherstolzirten.

Der wahrhaft pompöse und großartige Park der herrlichsten Eichen und Ulmen beim Herrenhause von Stenden, durch den die Fahrt ging, führte am Ausgange desselben zur hübsch gelegenen Kirche, wo nicht weit davon das Pastorat wie ein Asyl in stiller abgeschiedener Gemüthlichkeit den Wanderer zur Einkehr ladet. Mit großer Herzlichkeit war der Empfang der lieben Bewohner, deren Bekanntschaft erst jetzt gemacht werden konnte, die sich im Laufe der Stunden auf's angenehmste befestigte. Am andern Morgen unternahmen wir in Gemeinschaft eine Fahrt nach dem 6 Werst entfernt gelegenen Talsen; wie überraschte die Aussicht, als wir aus dem Wagen gestiegen vor dem Eintritt in das Städtchen rechts vom Wege, der steil hinab führte, um nachher wieder bergan zu gehen, wo auf dem Abhange Talsen selbst liegt, mitten inne die hübsche Kirche, von dichten Bäumen umschattet, einen Standpunkt genommen, von wo aus die ganze Landschaft, unten in der Mitte ein spiegelnder See, die Stadt jenseits, die in neuen Baulichkeiten, die zum Theil noch nicht beendigt waren, zierlich und reinlich vor uns da lag, sich präsentirte. Auch das Pastorat ward besucht, 2 Werst weiter entfernt, wo uns eine geehrte Verwandte des Hauses mit Professor F. J. Stahl's „Vortrag über die christliche Toleranz" in der Hand entgegenkam, die sie zu studiren sich bemühte. Veranlassung genug, das Gespräch auf Dinge zu lenken, die Gelegenheit gaben zu bemerken, daß es hier viel geistiges Interesse gibt, wenn auch ab und zu vielleicht der lösende Schluß problematischer Fragen fehlen mag. Auch hier wurde in starker Sonnenhitze bei 23° im Schatten, nach Möglichkeit Alles gesehen, die prächtige Baumschule, worin Talsen Pastorat excellirt, der Kirschenwald, die Aussichten u. s. w. — Auch die Kirche ward noch inspicirt, das große Altargemälde, von einem einheimischen Künstler, wie es schien einem Autodidakten, componirt und ausgeführt, bunt, reich, wir zählten 25 Figuren und Köpfe, Christus segnet die Kindlein, wobei ich

n den Wunsch nicht unterdrücken konnte, ohne mich
auf eine weitere Kritik einzulassen (namentlich die
Frauengestalten rechts und links, die dem Heilande
zutragen, der beiläufig symbolisch in Wolken zu
schien, ließen Manches bedenken, hatten Taillenklei-
wie die Damen sie Anno 1804 trugen, mit kurzen
und zierlichst gerundeten bloßen Armen, die je-
lls sich zu modern machten und verfehlt waren), unsre
ler möchten doch öfter sich begnügen, eine gute Co-
geben, statt durchaus selbstständig was liefern zu
— Im Pastorate hing das Oelbild des Vaters
tzigen Pastors von Talsen, von demselben Künstler;
war schon viel besser, man sah, der Maler hätte da
Concretes vorgehabt, das aufgeschlagene Buch und
eiden Hände, die mit demselben beschäftigt waren,
den sich in der besten Stellung. Auch zierte die Wand
Bild des Großvaters, des bekannten Mitauer Prof.
ref. Predigers Tiling aus herzoglicher Zeit. Gegen
d wurden die 14 Werst bis Zabeln schnell und er-
lich zurückgelegt. Die Gegend ist angenehm. Kurz
Zabeln thut sich das Abauthal auf, das gewissermaa-
entfernt an das Aathal von Treiden erinnert, nur ist
Alles weiter, lichter, freier, heiterer, während hier
Vorzüge der livländischen Schweizergegend natür-
n ihrer Eigenthümlichkeit fehlen, das düster Melan-
che, Traurigstimmende, Einsame. Aber Jedes in sei-
Art. Von dem Hügel, der bestiegen ward, auf wel-
ein Paar Gräber an einen verlassenen Kirchhof er-
ten, konnte der schönste Sonnenuntergang, der von
her die Abendstrahlen über die ganze Landschaft aus-
te, gefeiert werden; alles war still, nur eine kleine
nelnde Bergquelle zu Füßen unterbrach die Ein-
it, während das Städtchen im Thal, in das der Wa-
der vorausgeschickt wurde, die Schlucht langsam vom
nschuh gehalten hineinrutschte, an die Söhne Abra-
, Isaaks und Jakobs erinnerte, die hier sich insecten-
angesiedelt haben und alles mit ihrem Gespinnst zu
chten drohen. „Die Leute sind hier erschrecklich fromm",
terte mir mein jüdischer Fuhrmann; „bei uns in Li-
leben die Hebräer ganz auf deutsche Art." Der ge-
värtige Pastor Kupffer zu Zabeln ist der vierte direkt
Namens, der hier der Kirche vorsteht. Der erste
fer kam 1713, dessen Sohn 1757, dessen Sohn 1783

und der lebende 1818. Ob das Pastorat nach fast 150jähriger, in grader Linie auf einander folgender Reihe, wiederum einen K., also den fünften, aufnehmen wird, ist mehr als unwahrscheinlich. Welch' ein Segen kann aus solchen patriarchalischen Verhältnissen erblühen, wenn stets ein Geist der Weihe und der Gottesfurcht, der heiligen Liebe für Amt und Beruf von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbt! —

Der andere Morgen führte Berg auf Berg ab, das Abauthal durchmessend nach Candau Pastorat, wo der treffliche Pastor B. in seinem stattlichen Hause, von dessen Peristyl eine schöne Aussicht auf die ganze fruchtbare Niederung das Auge erquickt, den Einkehrenden gastlich und herzlich empfing. Die erfreuliche Rührigkeit des Lettenvolkes unsrer Tage, durch die hier allgemein eingeführte Aufhebung der Frohnverhältnisse und Ablösung derselben in Pacht hervorgerufen, die höhere Selbstständigkeit des Bauernstandes, die dadurch geförderte Intelligenz und Charakterenergie, die schönen Zeugnisse des kirchlichen Sinns hie und da, das geweckte Bewußtsein der Nothwendigkeit angemessener Schulbildung, die Opfer, die bereitwillig dazu gespendet werden, die gesteigerten Ansprüche, die daraus für den Pastor an sich selbst effectuiren, der mit verdoppelter Kraft und Ausdauer die Hand an den Pflug zu legen hat, Alles das ging in erfreulicher und erfrischender Betrachtung vorüber. In dem Städtchen ward die hochgelegene hübsche Kirche mit ihrem neuen Altargemälde, wovon später noch ein Wort mehr, in Augenschein genommen, das neue „Schulhaus", ein zweistöckiges steinernes Gebäude, von der Candauschen Bauerschaft auf ihre Kosten aus dem früheren „Kruge" (!) hergerichtet, gewürdigt, von den Ruinen der alten Comthurei, sehr malerisch und imponirend situirt, ein Blick auf die weite Umgegend gethan, wo auf dem nahen „Pilskaln" alte „Liven-" oder „Hünengräber" angetroffen werden, die bei unsern forschenden Alterthümlern verdiente Berücksichtigung finden, was aber denen, die durch solch „Grabaufwühlen" die Ruhe der Verstorbenen gestört glauben, Veranlassung zu manchem Mißvergnügen gibt, das sich denn durch eigenthümliche Schlußfolgerungen äußert.

In dem still und gemüthlich gelegenen Pfarrhause zu Samiten, bei dem treuen, alten Freunde und seiner theuren Gattin, kam es zu schönen Stunden der Mittheilung

und des geistigen Austausches. In einem solchen Asyl der Ruhe, fernab vom Getöse der Welt, ist es so recht dem Menschenherzen gegeben, zu empfinden, wie wohl es thut, einmal mit alten Jugendgefährten längst entschwundene Zeiten zu recapituliren, wo das Störende und Mißliche längst überwunden ist, und man sich deß freuen darf, was wir als Gewinn, sei es auch oft schmerzlicher Erfahrungen, in der Gegenwart unser geistiges Eigenthum nennen dürfen. Der schöne milde Juniabend bei untergehender Sonne lud ein, durch die üppig wogenden Saaten und Felder zu wandeln; das Kleefeld, besonders kräftig prangend, wies auf den „Fortschritt" der Ag.icultur unserer Tage hin. Ein Blick aber auf den nahegelegenen ehemaligen „Krug" des Gutes Samiten wies dagegen etwas Anderes auf, das Veranlassung gab, eines andern Fortschrittes, und zwar nicht auf dem Gebiete der Natur, sondern des Geistes, zu gedenken. Der edle Grundbesitzer hat nämlich diese Herberge für müde nächtliche Wanderer und „Wegeleute", die gewiß auch so ihrem philanthropischen Zweck entsprochen haben würde, in eine Gemeindeschule umgewandelt, und wo früher „Kunz von Kaufungen mit seinen Rittern in der Waldschenke saß und trank einen Bittern", da singt nunmehr die liebe Jugend in schönen lieblichen Melodien ein „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", und aus der Stadolle waren Schulräume geworden, und Garten- und Ackerland ringsum, das früher dem Krugshalter nach Maaßgabe der steigenden Branntweinsconsumtion für ein Erkleckliches mit verpachtet wurde, war nun dem Schulmeister zu seinem Unterhalte angewiesen. Neben diesem Beispiele edlen menschenfreundlichen Sinnes, der gewiß nicht isolirt dasteht, kann noch eines anderen „Kruges" Erwähnung geschehen, der in ähnlicher Weise umgewandelt mit Wohlgefallen betrachtet wird. Wie nämlich dort ein „Grundherr" die Forderungen der Zeit begriff, so hatte hier die bäuerliche Gemeinde des Kronsgutes Candau den stattlichen Krug, der, wie die meisten dieser Erfrischungslocale, zur Versuchungsstätte der Völlerei herabgesunken war, an sich gebracht, eine Etage aufgesetzt, und das ganze große stattliche Gebäude für ihre Gemeindezwecke eingerichtet, indem daselbst einerseits ihre Gemeindeschule zur erfreulichen Entwickelung kommt, andererseits auch das Gemeindegericht noch Raum findet. Es soll hier nicht die Gelegenheit benutzt werden, so nahe

sie auch liegt, zu einer Diatribe über !„Branntweinsverbrauch, Enthaltsamkeitsgelübde", und Alles was damit zusammenhängt. In diesen und ähnlichen Sachen kann man leicht ungerecht und unbillig werden; es giebt Zustände, über deren ethischen Werth schon längst das Urtheil feststeht, wofür aber weder der Einzelne persönlich verantwortlich sein dürfte, noch auch eine sofortige Enthebung der anerkannten Uebel möglich ist, da diese von anderweitigen Voraussetzungen abhängt, die organisch mit dem Uebel verwachsen sind; dieses schwindet mit Leichtigkeit, sobald auf dem Heerde des Krankheitsstoffes selbst die Reagentien wirken. Die infernale Consumtion des Alkohols hat eine Höhe erreicht, gesteigert durch andere Bedürfnisse, deren Befriedigung die Mittel nicht wählerisch verwirft, die wahrhaft erschreckend ist. Theoretiker, die keine Krüge besitzen und keine Branntweinsküchen in Erbschaft antraten, haben freilich gut reden, aber „Narkotika" müssen einmal sein, wie die Menschen dermalen sind, von der Cigarre und dem Taback an, bis zum Betel und Opium, und was auch der Volksöconom in Zahlenberechnungen dagegen aufstellen mag, es hilft nichts. Getränksteuerpachtungen, Concessionen zu Spielbanken, Leibeigenschaft, Duell, auch wenn man will der Krieg, darüber ist so ziemlich der Urtheilsspruch reif, aber es dürfte doch noch einige Zeit dauern, bis diese Dinge als überwundene nur der Geschichte angehören. Jeder Beitrag zur Realisirung göttlicher Gedanken und Wege ist ein Gotteswerk, wozu auch die umgewandelten Krüge zu Samiten und Candau gehören.

Ein schöner Sommernachmittag, ebener vortrefflicher Fahrweg und rasche Judenpferde führten mich und meinen Freund, der mich begleitete, nach Irmelau. Was Irmelau ist, wird manchem der Leser ziemlich unbekannt sein. Aber Kenntnißnahme verdient das, was in Irmelau gesehen und gehört ward, jedenfalls auch in weiteren Kreisen. Die kurländische Ritterschaft hat nämlich, in patriotisch-humaner Majorität, seit dem Jahr 1836 die Gründung eines großartigen Seminars für Gemeindelehrer der Bauerschaft beschlossen und ausgeführt. Der Kostenpunkt ist kein unbeträchtlicher, aber er ist überwunden. Ein schönes großes zweistöckiges massives Gebäude mitten in einem sich weithin ausdehnenden wohlgepflegten Garten erhebt sich aus mehren nicht minder ansehnlichen Ne-

bäuden. Es werden dort 33 junge Leute des Letten-
l, aus je einem der „Kirchspiele“ (ist eine eigenthüm-
weltliche Eintheilung Kurlands, der selbstständigen Pfar-
ind über 100) einer, die schon mit nöthigen Elemen-
orkenntnissen ausgerüstet sind, in allen bezüglichen
en soweit ausgebildet, daß sie später selbstthätig sich
r bildend das Amt eines Organisten und Schulmei-
bekleiden können. Es schien, als würde die Kennt-
er deutschen Sprache ihnen nicht für einen Schaden
echnet, wodurch der Liebe für die ursprüngliche Na-
lität etwa Abbruch geschähe, — denn diese Liebe für
ttensprache kann eine sehr rührende sein, sie wird sich
doch über kurz oder lang entschließen müssen, in den
der Geliebten zu willigen, wenn auch noch zehn
sfreunde“ das Sterbende künstlich galvanisiren woll-
deren artige Manipulationen wir gegenwärtig noch
ern sehen. Das Gericht wird anfangen in der Ge-
von Talsen und Candau und wird zuletzt auch die
n erreichen. Je schneller der Proceß vor sich geht,
besser. Das Wort „zu spät“ ist nur ein Polster der
heit. Daß für Entwickelung des musikalischen Sin-
neben der selbstverständlichen religiösen und kirchlich
nellen Bildung, erhebliche Anstrengungen verwendet
n, schien nur lobenswerth. Wenn man auch gewiß
entfernt ist, von der feinen und sinnigen Ausübung
len Musica, so lange diese isolirt dasteht, Gott weiß
e wunderbare Erfolge für sittliche Hebung des Volks-
s zu erwarten, so ist diese vom Schöpfer dem Men-
verliehene Befähigung schöner Tonproduction gewiß
genug zu pflegen. Das ist auch eine der idealen
n des Menschenlebens, die ihre Berücksichtigung ver-
n und dreifach ersetzen, was etwa dafür als einer
losen und nichts eintragenden Kunst“ ausgesetzt
Auch scheint es, wird in Irmelau das Maß des
ven Wissens, das den Seminaristen beigebracht wird,
über das Vernünftige und Erforderliche gesetzt. Die
cht und Erfahrung des trefflichen Vorstehers und
rs der Anstalt, Herrn S., dürfte eine Bürgschaft für
s Maaßhalten in allen Dingen sein, da auch auf die-
Gebiete die Ueberschwenglichkeit ihre Opfer fordert.
braucht gar nicht das chinesische Zopfsystem zu thei-
daß ein Mandarin des neunten Knopfes nicht so viel
issen brauche, als ein Mandarin des fünften, so soll

nur das gesagt werden, daß der Bataillons-Koch, der den Feldkessel besorgt, ein ganz tüchtiger Mann sein kann, ohne den höheren Ansprüchen der Gastronomie zu genügen, die doch oft nur den Magen verdirbt. Außer den 33 Seminaristen stehen in den Wintermonaten in Irmelau noch c. 60 junge Letten in der Schule, die zu Bauern, rechten Bauerwirthen herangezogen werden sollen, die zur Noth auch könnten Bauerkinder lehren, während umgekehrt die Seminaristen Volkslehrer werden sollen, die, wenn es sein müßte, auch Bauerwirthe sein könnten. Zu diesen kommen noch c. 40 Knaben hinzu, die als „Freiwillige" für eine geringe Entschädigung auch den Sommer über behalten werden, um ihren Cursus zu machen. Alles erfreuliche Anzeichen einer schönen Saat für die Zukunft des kurländischen Bauernvolkes.

In Tuckum, der letzten Station auf meiner diesmaligen Reise durch einen Theil Kurlands, wo ich die Freude hatte, den theuern, an einer großen Gemeinde viel beschäftigten Pastor K. persönlich kennen zu lernen, nahm meine Aufmerksamkeit ein Altarbild in der Kirche in Anspruch. Hier sei der Ort, schließlich mit einigen Worten einer Sache zu gedenken, die vielfach beachtet wird. Ist eine schöne, dem Auge wohlgefällige Ausschmückung der Kirche eine berechtigte Forderung, indem auch der äußere Sinn einer symbolischen Darstellung durch Mittel der Kunst die innere nur dem Geistesauge zugängliche Gotteswahrheit zur Anschauung zu bringen sucht, so ist näher der Altar und auf dem Altar ein Bild in würdiger Ausstattung das, was wir suchen und wünschen. Es sei erlaubt, auf die geneigte Zustimmung der Leser zu diesen Sätzen, ohne daß hier eine nähere Begründung versucht würde, rechnen zu dürfen. Also ein Bild! Sei nun die weitere Frage: welch einen Gegenstand wird das Bild haben? Hier wird sich sofort zuerst die realistische Schule von der idealistischen abscheiden. Es gilt nicht überhaupt die Frage zu erörtern, ob es möglich, thunlich und angemessen sei, Zustände, Gesinnungen, wie sie in ganzen Zeitepochen und einzelnen Individuen sich abspiegeln, ethisches Verhalten in Gottesfurcht oder Sünde, künstlerisch, sei es plastisch oder malerisch, auf Fläche und in Zeichnung und Farbe darzustellen. Denn Solches ist vielfach und mit Glück geschehen, wir wollen nur an den berühmten Zeitgenossen Kaulbach erinnern, der uns so schön und ergrei-

die „Völkerwanderung", die „Zerstreuung Sem's, und Japhets", den „Auszug der Kinder Gottes dem zerstörten Jerusalem" ꝛc. symbolisch zur Anschauung ht hat; das ist allerdings idealistisch, aber immer mit sehr realistischen Basis, während allegorische Bilder, ur abstract die „Tugend", die „Religion", die „Ge-', die „Hoffnung", die „Treue" u. dgl. malen, als bloße unkünstlerische Schemen kalt lassen. Auf einem, wo „der Tod Christi verkündiget wird, bis daß er t", paßt nur ein Bild, das uns ein Wirkliches, Genes aus der heiligen Geschichte darstellt. Was nun? nem Beispiele kann das klar gemacht werden. Wir in Riga in vier Kirchen vier Bilder, die vier verne Situationen aus der heiligen Geschichte zeigen: r Jesus-Kirche die Taufe Christi im Jordan, in Dom-Kirche die Verklärung Christi (nach Raphael), Jakobi-Kirche den „triumphirenden Christus mit der Fahne" über der Erde (resp. Riga mit seinem Pulturm in der Silhouette) schwebend, und in der Petri-: die Predigt des Apostels Petrus nach Ap.-G. 2. muß gegen alle vier Bilder Protest eingelegt werden, ungenügend und unpassend. Am allerunglücklichsten s Bild des „triumphirenden" Christi, eine rein symje Idee, als Gedanke vortrefflich, ist aber nicht gut alen, und wenn doch, nie ohne den Hintergrund proscher Wirklichkeit, wie etwa die Offenbarung Joh. solwns zu Hilfe kommend und ergänzend darbietet. nächst Verunglückte, ich muß fast befürchten, eine ei zu verlautbaren, oder vielmehr etwas vorläufig stbares anzurühren, denn eine kleine „Ketzerei" ließe „aufgeklärtes" Zeitalter fast eher gefallen — ist der gende Petrus. Vom Colorit und der überhaupt schwiei fassenden Scene, denn 3000 Bekehrungsbedürftige in Masse und den bekehrenden Petrus dort zu malen unfaßlich, persönliche Repräsentation muß durchaus treten, — also von Auffassung und Behandlung abgesehen, kann man an und für sich die Sache schon lassen, warum sollte man Situationen aus der Aposchichte nicht malen? Aber auch abgesehen von dem ch, den Namen der Kirche im Altarbilde symbolisch tet zu sehen, so wissen wir Protestanten doch Summa warum nur von Einem Namen, in welchem wir vor dem Herrn unsere Kniee beugen. Hätten wir mehr

Geld für solche Dinge, so wäre gar kein Grund, in unseren Kirchen nicht mehr als Ein Bild aufzustellen, meinetwegen zehn, auch gemalte Kirchenfenster, warum nicht?. Keusch und ernst, die ganze heil. Geschichte in Bildern an den Kirchenwänden al fresco oder wie sonst, ich frage: warum nicht? Lesen wir doch in der Offenbarung, daß das himmlische Jerusalem auch „schön" sein wird; warum soll der abfallende Kalkbewurf die Andächtigen erinnern, daß es nun alleweil an der Zeit sein möchte, die Kirche wieder einmal neu auszutünchen, und zwar auf möglichst „öconomische Weise"? Eine opulente Stadt, die sich darauf etwas weiß, Localitäten herzustellen für Diner und Tanz mit Pracht, sollte dem Ort, wo den Abendmahlsgästen sonntäglich der Tisch gedeckt wird, eine besondere Fürsorge nicht versagen. Taufe Jesu im Jordan und Verklärung sind nun gewiß zwei erhabene Momente aus dem Leben des Herrn, aber unbestritten nicht die bedeutungsvollsten u. s. z. s. erhabensten. Es ist unstreitig über allem Zweifel erhaben, daß alle Thaten Gottes zu unserm Heile sich concentriren in dem: „Für mich gelitten, gekreuziget und gestorben." Christi Blut, das bleibt ewig das tiefsinnige offenbar gewordene Geheimniß der göttlichen Liebe. Das feiert Gebet und Lied der Kirche, das ist der Inhalt und Grund jeder christlichen Predigt, davon geht man aus und darauf kommt man zurück. Und das kann auch gemalt werden: Christus am Kreuz. Ein Thema unerschöpflich, Christum, den Gekreuzigten, kann und soll man auch vor Augen malen; und wenn der Christ vor den Altar tritt, und den Leib und das Blut des Herrn empfängt, so sucht unwillkürlich das Auge den, der durch seinen Tod uns das Leben gebracht hat. In einer solchen Stimmung nun die Ausrede hören: „zur Abwechselung", oder „um das ewige Einerlei" zu beseitigen, das „versteht sich ja von selbst", einmal „auch wieder etwas anderes" u. dgl. verschlägt nicht. Es bleibt gar keine Wahl. Meinetwegen malet die ganze Bibel ab, aber wenn die Wahl gelassen wird, so ist gar nicht zu wählen, direct die Hauptsache. Es giebt gewiß eine unendliche Mannigfaltigkeit der herrlichsten Situationen aus Jesu Leben, Jesus heißt die Kindlein zu sich kommen, oder in Getsemane, oder er bedräuet den Sturm, oder er reicht dem sinkenden Petrus die Hand, u. s. w., das mag man alles malen, und auch die Kirche mit solchen Bildern schmücken, wenn

man, wie gesagt, das Geld dazu hat, aber wenn einmal nur Ein Bild kommen kann und soll, dann nichts anderes, als Christus am Kreuz.

Wenn Jemand meinen sollte: das sei doch eine etwas zu „einseitige" Liebhaberei, so werde ich mit ihm nicht streiten, sondern abwarten, bis diese „Einseitigkeit" ihre thatsächliche Widerlegung gefunden hat. Aber es scheint, darauf könne man lange warten. Es könnte wol geschehen, daß, wenn Einer sagt, man solle zum Gegenstande des Altarbildes nur einen „Christus am Kreuz" wählen, sofort der Andere als thatsächlich redende Antwort einen St. Petrus oder St. Jacobus oder sonst einen St. malen ließe, oder wenn man erinnert, es möge doch, statt ein splendides Diner- und Tanz-Local mit herrlichen Lüstren zu versehen, für anständige Kronleuchter in den Kirchen gesorgt werden, wie solche noch z. B. in der St. Johannis-Gildestube zu Riga aus alter Zeit zu schauen sind, die in der Tünch- und Zopfabschneidungsperiode aus unseren Kirchen verschwanden, und als alt Messing verkauft wurden, so fehlt es nicht an Lust, darauf mit einem dito feineren und splendideren Diner zu antworten, das alle Vorstellungen, die man bis dahin von Trüffeln gehabt hat, übertrifft. Das kann man die Rhetorik der Thatsachen nennen.

In Candau und Tuckum haben sie besser herausgefühlt, als in Riga, was für ein Bild auf dem Altar paßt, das ist auch Thatsache. An beiden Orten sieht man im Altarbilde Christum am Kreuz. Nun die Auffassung und Behandlung. Darin kann Verschiedenheit obwalten. „Welches Bild gefällt Ihnen mehr, das in Candau oder in Tuckum?" Darauf antwortend könnte man fragen: Wer „gefällt" Ihnen mehr, Göthe oder Schiller? oder, noch weiter: Homer oder Shakespeare? Das heißt, im Allgemeinen kann jedem Bilde seine Berechtigung zuerkannt werden ohne Beeinträchtigung des andern; aber im Besondern wird doch unter Umständen dem Einen vor dem Andern, und hinwiederum dem Andern vor dem Einen, je nachdem, ein relativer Vorzug einzuräumen sein. Ich meine, das Urtheil wird sich modificiren je nach dem Eindruck, den ich erwarte und beabsichtige. Daß das große Thema: Christus am Kreuz, das objective Centrum unseres Heils und aller Heilsthaten Gottes für uns, verschiedene Situationen und Nüancen in der künstlerischen Be-

handlung erfahren kann, findet schon darin seine Berechtigung, daß man einmal einfach den Erlöser am Kreuze malt; die welthistorische Heilsthat der vollbrachten Versöhnung steht vor Augen, einsam auf Golgatha, ringsum Dunkel und Stille, ohne alle Staffage, und die lebendige Gemeinde vor dem Altar bildet selbst die Staffage, wie sie in der Aneignung des dort Dargestellten die Nüancen verschiedener Glaubensstellung zum Ausdruck kommen läßt. Ich denke hier an zwei in dieser Art mustergiltige Bilder, das Eine von Albrecht Dürer und das Andere von P. Rubens, durch Stich und Lithographie zugänglich, und könnte man sich, wo Raum und anderes eine entwickeltere Composition nicht gestattet, mit einer Copie dieser Auffassung „begnügen". Man kann aber auch zu einer reicheren Entfaltung oder specielleren Beschränkung sich entschließen, also Eins der successiv folgenden Momente, z. B. Eins der „sieben Worte" zum Gegenstande nehmen, wie auch häufig geschehen ist, oder das Ganze gemeinsam symbolisch-real zusammenfassend zur Darstellung zu bringen suchen. Endlich kann man auch noch einen Moment wählen, nämlich den nach dem Worte: Es ist vollbracht! Also den bereits gestorbenen Christus am Kreuze malen. Daß hier die anderweitigen Scenen, also z. B. die Kreuzesabnahme (etwa nach Rubens), oder die Grablegung (nach Rafael), ausgeschlossen bleiben, wäre nach unserer Ansicht selbstverständlich. Die beiden Gemälde in Candau und Tuckum sind nun darin übereinstimmend, daß sie beide Christum am Kreuze geben, aber darin wieder so überaus verschieden, daß dort der sterbende Christus am Kreuz, wie er die Versöhnung vollzieht, umgeben von den typisch gewordenen Figuren der Mutter, des Johannes, der Magdalena und des Hauptmanns, in einer überaus ansprechenden und die Mannigfaltigkeit zu einer schönen Einheit zusammenschließenden Darstellung zur Anschauung kommt, — dagegen hier Christus am Kreuz, und zwar der bereits gestorbene, nach vollbrachter Heilsthat, noch schwebend am Kreuz, gleichsam ausdrückend: Nun ist alles geschehen, aber nun soll auch das Alles noch erst geschehen, was als Wirkung dieses Todes im Rathe des Vaters beschlossen ist. In diesem Augenblick kennt die Welt ihn nicht, Alles hat ihn verlassen, er ganz einsam, Christus als Leiche, der Moment des Todes ist eben eingetreten, sein Haupt im dunkelsten Schatten, die Verklärung seines

Leides scheint zu beginnen, nur Magdalena, niedergesunken am Kreuze, weilt und ist geblieben, ganz Schmerz. Während in jenem ersten Bilde Glaube, Hoffnung und Liebe in den drei Gestalten der Mutter, des Johannes und der Magdalena in einem wohlthuenden Reichthum menschlich-gemüthlicher Annahme des Heils schon beruhigend und versöhnend wirken, wozu auch die im Fortschreiten begriffene Kriegergestalt das nun in seinem tiefsten Grunde bereits überwundene Heidenthum repräsentirt, da der Blick allein in das brechende, schmerzerfüllte Auge des Erlösers uns zu tief erschüttern würde, also für die selige Zukunft der erlöseten Gemeinde schon eine Andeutung nicht fehlt, — ist hier der concentrirteste Schmerz über den grausenvollen Tod, der hier gestorben ist, ohne einen prophetischen Himmelston, der, wenn auch noch so leise annähernd, hinwiese auf den einstigen Triumph: das Lamm, das geschlachtet ist, hat gesiegt! Ich würde den Charakter beider Bilder auch so bezeichnen: dieses malt mir das Lied von Novalis: „Wenn alle untreu wären", und jenes das Paul Gerhardische: „O Haupt voll Blut und Wunden". Wir kommen hiebei auf den Satz: es giebt christlich tiefsinnige, schöne Lieder, die aber zu persönlich individuell eine Seite des erregten Gefühlslebens ausdrücken, als daß einer Gemeinde bei voller Versammlung die Zumuthung gestellt werden dürfte, ein solches Lied zur kirchlich gemeinsamen Erbauung zu singen. Ich würde also sagen: in einer Privatcapelle fände dieses Bild seinen Platz, aber in der Andachtsstätte kirchlicher Gemeinde wird jenes von allgemeinerer Wirkung sein. Ich wollte, es schenkte ein reicher Mann, nachdem er diese Zeilen gelesen hat, meiner Jakobi-Kirche eine gelungene Copie des Candauschen Bildes für den Hauptaltar in der Kirche, und eine Copie des Tuckumschen für den Altar in der Sacristei.

Meine Reise durch Kurland war nun zu Ende. Gemüthliche Anregung aus sanften Natureindrücken, gesellige Berührung häuslicher und freundschaftlicher Beziehungen, geschlossene begränzte kirchliche Entwickelung, wie solche zur Anschauung kam hie und da, provinzielles Leben in der Gliederung, wie es sich in bestimmten Persönlichkeiten darstellt, das Alles hatte in den vorübergegangenen Tagen mich gewissermaßen von den weiteren Bewegungen, welche die Gegenwart in einer fieberhaften Spannung fesselt, abgelenkt. Der Lesetisch in Kemmern, wo ich wieder Livland

betrat, brachte mir durch die neuesten Blätter der Augsburger Allgemeinen und der Kreuzzeitung in Erinnerung, daß hinter den Bergen auch Menschen wohnen. Wenn man so in stiller behaglicher Ruhe Berg auf Berg ab von Zabeln nach Candau und von Candau nach Tuckum fährt, und den jüdischen Fuhrmann vor sich hat, dessen Gedanken sich in der Hoffnung concentriren, wie von Mitau, wo eben „Neu-Johanni" ist, nach Libau eine vortheilhafte „Rückfracht" zu gewinnen, so hat das etwas ungemein Calmirendes. Da trat nun wieder Alles in der erschreckenden Wirklichkeit vor die Seele. Der Oesterreicher, wie die Times sagt, no money in the pocket, and a cannon at the breast, d. h. in freier Uebertragung, „nur papierne Guldenscheine in der Tasche, und das Mordmesser vor der Herzgrube", eine wahrhaft haarsträubende Situation: und der arme Pio nono, geliebt von „gläubigen" Franzosen und Oesterreichern, die in der Liebe zu ihm nicht lassen mögen, und die tapferen Nachkommen Tell's, die, versteht sich, für solide Bezahlung, die verloren gegangene Liebe der Perugianer wieder herstellen, und des Papstes ängstliches Hilferufen bei dem „ketzerischen" England, Preußen und Rußland, er hat durchaus keine Lust, in Fontainebleau zu wohnen, — das ist auch ein Stück Kirchengeschichte, die sich in der Gegenwart vor unseren Augen abwickelt, was aber abzuwarten ist, denn auch hier zeigt sich's: die „Dinge" sind mächtiger als die Menschen.

Ostsibirien. Brief von P. Coßmann aus Irkutsk vom 25. März 1859 an C.-R. Dr. v. Jannau zu Lais. (Dank für empfangene zweimalige Gaben: 55 Rbl. und 100 Katechismen, und dann 80 Rbl., nebst Mittheilung, daß noch 100 ABC-Bücher und 100 Katechismen eintreffen würden.) „Was nun Ihre erste Sendung betrifft, so konnte sie in der That zu keiner passenderen Zeit hier ankommen, und auch sie hat schon dazu beigetragen, das Elend und die Noth der armen Unglücklichen zu lindern. Um einen näheren Einblick in die Verhältnisse unserer Colonie zu gewähren, werde ich vorzüglich einiges aus den Erfahrungen, die ich am zweiten Tage meiner Anwesenheit daselbst gemacht habe, mittheilen. — Am 4. Januar, Abends 9 Uhr, traf ich ein. — Nach kurzer Zeit war auch schon die ganze Colonie bei mir versammelt. — Wiederum wurde

ein großer Theil der Nacht von den Leuten dazu benutzt, um mich mit den wichtigsten Ereignissen in der Colonie bekannt zu machen. — Am nächsten Tage war Gottesdienst; und nach Beendigung desselben benutzte ich die ganze noch übrige Zeit bis zum Abend, um Haus für Haus zu besuchen, und die Leute dort in ihren Familien kennen zu lernen. Es giebt ein solcher Hausbesuch bei weitem mehr Licht in das ganze Leben und Treiben der Leute, als das bloße sich Aussprechen am dritten Orte. Neben vielem Erfreulichen habe ich da auch des Traurigen und Betrübenden gar mancherlei erfahren. Die Laster der Trunksucht, Unzucht und des Diebstahls kommen leider auch in unserer Colonie noch immer vor. Die Armuth ist größer als man sich vorstellen kann, wenn auch nicht bei den schon länger Angesiedelten, so doch bei denen, die erst in den letzten Jahren angekommen sind. Viele dieser Letzteren wohnen nicht in Häusern, sondern in Erdhöhlen, da sie bei ihrer Ankunft weder Mittel noch Zeit haben, sich ordentlich anzubauen. In einem Hause, das 2½ Faden lang und 2 Faden breit ist, fand ich 16 Einwohner, und selbst in den Erdhöhlen, die nur 4—5 Schritte im Quadrat haben, wohnen 6—8 Menschen zusammen. Das hat natürlich die nachtheiligsten Folgen sowohl auf die physische, wie auf die moralische Gesundheit und Entwikkelung dieser Unglücklichen. — So viel und so weit nun für den Augenblick diesen Uebelständen durch Geld abgeholfen werden kann, habe ich alles gethan, was sich eben für den Augenblick thun ließ. So sind von mir an die Bedürftigsten an Almosen vertheilt worden im Ganzen 96 Rbl. S.; 3 Ehsten, die in Erdhöhlen wohnen, haben erhalten jeder zu 25 Rbl., um sich bessere Häuser zu erbauen. Viele Andere haben erhalten zu 15, 12, 10 und 8 Rbl., theils zum Ankauf von einem Pferde oder einer Kuh oder zur Bestreitung anderer nothwendiger Ausgaben. Alle Einnahmen der Colonie haben bis jetzt betragen 1018 Rbl. 28 Kop. — Verausgabt worden sind bis jetzt im Ganzen 570 Rbl. 43 Kop. — Sowohl in meinem, wie im Namen dieser unserer unglücklichen Glaubensbrüder kann ich rühmen: „Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich.“ Nur zu bedauern ist es, daß die freundlichen Geber nicht auch mit mir Augenzeugen davon sein können, wie manche Leidensthräne durch solche Hilfe schon getrocknet, und wie an ihrer Statt Freu-

den- und Dankesthränen geweint worden sind. Aber es bleibt noch viel, sehr viel zu thun übrig; denn allmonatlich kommen Neue hinzu, die wiederum dieselbe Noth und dasselbe Elend zu ertragen haben, und unsere eben erst im Entstehen begriffenen Colonieen haben noch nicht Kraft genug, sich durch sich selbst emporzuhelfen. — Schenkt der Herr mir Leben und Gesundheit, so hoffe ich, im nächsten Jahre den ganzen Sommer in unserer Colonie zuzubringen, um so mehr ordnend und helfend eingreifen zu können. — Möchte nur das in dem Herrn begonnene Werk auch zu seines Namens Ehre beitragen und zu einem erfreulichen und ihm angenehmen Ziele führen. Obgleich unser schwacher Glaube oft zweifeln will, so sollen wir uns doch an des Herrn Verheißung halten und auf sein Wort glauben, daß Er das Werk unserer Hände fördern wolle. Ihm seien daher auch diese Colonieen anempfohlen, möge Er noch Vieler Herzen auch für diese Noth unserer Kirche empfänglich und bereit machen, nach Kräften zu helfen! — Noch erlaube ich mir mitzutheilen, daß ich in einigen Tagen eine Amtsreise nach Trans-Baikalien und dem Amur-Gebiet antreten und mit des Herrn Hilfe über Ajan und Jakutsk hierher zurückkehren werde. Deswegen bitte ich auch, meinen nur im Allgemeinen gehaltenen und kurzen Bericht über den Stand der Verhältnisse in unseren Colonieen entschuldigen zu wollen. In 4—5 Monaten, also im August, bin ich, so anders der gnädige Gott mir seinen Beistand und seine Hilfe schenkt, jedenfalls wieder zu Hause."

№ 1331. Gegen den Druck dieser Mittheilungen und Nachrichten ist, nach vorgängiger Durchsicht, von Seiten des Livl. Evangelisch-lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 18. Juli 1859.

Gen.-Sup. Dr. F. Walter, Vice-Präses.

H. Busch, Notr.

Ist zu drucken erlaubt.

Im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Ehst- und Kurland.

Hofrath Burchard Poorten.

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1859.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Zwei Nekrologe

von

Propst Willigerode in Dorpat.

(Schluß)

Rudolph Gustav Hollmann wurde seinen from-m und gottesfürchtigen Aeltern am 23. Januar 1798 im geschen Kirchspiele zu Hohenheide geboren. Dorthin sich sein Vater begeben, nachdem er sein Amt als nist in Carolen aufgegeben und bevor er sein Amt Küster und Parochiallehrer in Ecks angetreten. Kurz seiner Geburt träumte seiner Mutter, ein gewaltiger rm entreiße der Kirche zu Rauge ihr Dach, der Thurm er bleibe stehen, und seiner Mutter Mutter deutete ihr n erzählten Traum also: die Kreisende werde einen hn gebären, und der werde nach großen, über denselben gehenden Trübsalen Pastor der Raugeschen Gemeinde erden. Als Knabe hörte Hollmann von diesem Traume d seiner Deutung aus dem Munde der sterbenden Mut-r, und das Herz des Knaben, an dessen Ohr zunächst r Aeltern Gebete und Lieder drangen, und dessen Augen r Gesichtskreis durch die Bibel, sein erstes Lesebuch, über s stille Aelternhaus zu Ecks hinaus erweitert wurde, ard durch den Traum und seine Deutung wunderbar be-egt und zu dem köstlichen Werke des Bischofsamtes hin-

getrieben. Mit dem Wunsche, dereinst Pastor zu werden, wuchs der Knabe heran und schaute von der Orgel zur Kanzel und aus der Küsterwohnung zum Pfarrhause hin. Neben den Aeltern gab ihm der Pastor Thrämer den ersten Unterricht, und da sehnte sich der Knabe wieder, dereinst auch Pastor zu werden, und das Evangelium, das seine Aeltern ihm verkündigten in der trauten Familienstube, von der Kanzel herab laut in die Gemeinde hineinzupredigen. Draußen gewann der Rationalismus immer mehr Raum in der Kirche, im Aelternhause aber blieb die ungeschminkte Frömmigkeit der Orthodoxie unerschüttert und unverkümmert stehen, und bildete das Lebenselement, in welchem der Knabe sich bewegte und aus welchem er seine Nahrung erhielt. Die ersten Eindrücke aber, die wir empfangen, sind die tiefsten, und in Hollmann namentlich wurden sie nie verwischt, sondern behielten ihre Frische und Lebendigkeit sein ganzes Leben hindurch. Dem Knaben schon gab die von den Aeltern überkommene Frömmigkeit die Kraft zu allen möglichen Entbehrungen und das Streben nach einem weiten, Gott wohlgefälligen Wirkungskreise. Sah er den Vater sich das Brod vom Munde absparen, um den Kindern eine möglichst gute Erziehung geben zu können, so war dem Knaben auch das Aufwachsen in Gottesfurcht und das Erlernen des ihm Heilsamen Hauptaufgabe seines Lebens. Sah er den Vater sich gar manchen Genuß versagen, um seinen Kindern einen Lehrer halten zu können, so hielt's der Knabe auch für seine Pflicht, sich frühe ans Entsagen zu gewöhnen, und zeichnete sich selbst den zu gehenden Weg vor, als er sein weiches und warmes Bette verließ und sich auf die harte Diele zum Schlafen niederlegte. Sah er den Vater den Tod der Mutter schmerzlichst empfinden und doch stille ergeben tra-

n, so bezwang er auch das bei der Leiche der inniggeliebten Mutter in ungestümem Schmerze aufwallende Herz und suchte seine Ruhe darin, daß er sich ganz und gar in Gottes Rath und Willen ergab.

1811 trat Hollmann in die Kreisschule zu Dorpat ein. Eisern fleißig, wurde er in jedem andern Semester Primus seiner Mitschüler, und rückte in jedem andern Jahre in die nächsthöhere Classe ein. So wurde er denn 1814 schon aus der Kreisschule in das Gymnasium übergeführt und durchlief auch hier, wie an Alter so an Fleiß wachsend, die drei Classen in drei Jahren. Aber nicht nur war er ein fleißiger Schüler, sondern auch ein guter Sohn, und suchte schon jetzt durch Privatstunden, die er hier und da gab, dem Vater seine und seiner Brüder Erziehung möglichst zu erleichtern. Darum ruhte auch des Vaters Segen auf ihm, und unter diesem Segen wurde er 1817 Student der Theologie auf der Universität zu Dorpat. Der Traum der Mutter und die Deutung desselben war, wenn auch nicht vergessen, so doch in den Hintergrund zurückgedrängt worden, aber fest und sicher schritt Hollmann in der Richtung, in die er dadurch einmal gebracht worden war, von Jahr zu Jahr fort. Nicht gelehrter Theologe, sondern praktisch tüchtiger Pastor wollte er werden. Darum saß er nicht nur über seinen Büchern, sondern tummelte sich auch wacker unter seinen Commilitonen umher. Aber minder tüchtig und nicht nur Pastor schlechtweg wollte er werden, darum ließ er nicht von seinen Büchern, sondern arbeitete an ihnen, bis er sie bezwungen und in succum et sanguinem vertiret hatte. So wurde er seinen Professoren sehr schätzenswerth, seinen Commilitonen aber herzlich lieb. Aus letzteren hebe ich zwei noch jetzt lebende Männer hervor, weil Hollmann

durch sie von der Schul- und Universitätszeit ab bis an sein Lebensende in seiner Wesenseigenthümlichkeit, wenn auch nicht bestimmt, so doch gestärkt und genährt wurde. Der erste ist A. Carlblom, den Hollmann immerdar überaus hochgeachtet hat, dessen theologische Richtung er von je her gar sehr schätzte, und auf dessen Urtheil er in Glaubenssachen durchweg sehr viel gab. Hatte in seines Vaters Hause seiner Aeltern schlichte und feste Frömmigkeit alle Ausschreitungen ferne gehalten, so that nun seine eigene dasselbe. Keiner einzigen der theologischen Zeitströmungen gab er sich widerstandslos hin, vielmehr suchte er sie mit Carlbloms Hilfe in ihrem innersten Wesen zu erforschen, und dann sich zu unterwerfen, anstatt ihnen unterworfen zu werden. Der Rationalismus und der Pietismus, der Unionismus und der Confessionalismus traten an ihn heran, glitten aber, wenn sie ihn unterwerfen wollten, an seinem ruhigen Prüfen von ihm ab, und er eignete sich von ihnen nurdas an, was zu seiner, von den Aeltern überkommenen schlichten Frömmigkeit und zu seinem, alle Ausschreitungen als Schultheologen verwerfenden einfachen Väterglauben paßte. Dabei versäumte er es aber nie, bevor er sein Urtheil abschloß, seinen verehrten Carlblom zu hören, um mit dessen leiblich blinden, geistlich aber sa sehr hellen Augen tief in das Wesen der in Erwägung gezogenen Dinge hineinzubringen. So gelangte er zu einem Universalismus, der nichts weniger als sich selbst verlor, und zu einem Particularismus, der nichts weniger als in sich selbst befangen war. Es wiederholte sich hier sein Hinausgreifen aus der Jugend in das Alter und sein Zurückgreifen aus dem Alter in die Jugend. Der zweite der drei vorerwähnten Männer ist Helwig. Hatte Hollmann in theologischer Beziehung

an Carlblom den Freund gefunden, nach dem seine Seele sich sehnte, so in praktischer Beziehung an Helwig. Wie dieser, so gab auch Hollmann sich ganz und gar dem ihm gewordenen Berufe in den seiner Leitung anvertrauten Personen hin. Er kannte seinen Beruf und die ihm mit demselben auferlegte Pflicht nur in concreto, nur in den Personen, denen er zugeordnet war, und lebte sein Leben in der Sorge für dieselben aus. Dabei ging er fest und sicher dem ihm vorgesteckten Ziele nach, ohne sich irgend welche Unredlichkeit zu Schulden kommen zu lassen und ohne sich durch die über ihn gefällten Urtheile auch nur im Entferntesten irre machen zu lassen. Gerne holte er darum auch in praktischen Angelegenheiten seinen Rath von Helwig, dem Meister in strenger Rechtschaffenheit und im ruhigen Verfolgen des vorgesteckten Zieles, und seine Gemeindeglieder zu Harjel und zu Rauge-Rosenhof werden ihn eben so wenig vergessen, wie Dorpat seinen Helwig je vergessen wird. Der dritte der drei in Rede stehenden Männer ist Julius Walter, dem sich Hollmann in pastoraler Beziehung von ganzem Herzen hingab, den er mit seiner ganzen Achtung achtete und mit seiner ganzen Liebe liebte, an dem er alles Gute mit hellem Blicke aufzufinden und alles Getadelte mit unermüdlicher und unüberwindlicher Zähigkeit zu vertheidigen wußte, wie kein Anderer, und in dem er Alles vereinigt fand, was er sonst getrennt in dieser und jener Persönlichkeit hatte. Seine amtliche Theorie und Praxis mochte er mit der Walters nie in irgend welchen Widerspruch bringen, und Walters amtliche Theorie und Praxis klangen so sehr in ihm an, daß er nie zu irgend welchem Widerspruche dagegen kam. In Walter hatte er den rechten Kirchenmann und unter den Händen dieses Mannes sah er die rechte Gestalt unserer

theuren Landeskirche erstehen. Die Portraits der drei genannten Männer muß ich wieder geschickteren Händen als den meinen überlassen, und mich hier nur darauf beschränken, daran zu erinnern, daß sie unsere drei Provinzen insofern repräsentiren, als Carlblom aus Ehstland, Helwig aber aus Kurland nach Dorpat gekommen, Walter aber eingeborner Livländer ist. In ihnen traten die drei Provinzen Hollmann nahe, und das ist keineswegs ohne Einfluß auf denselben geblieben, hat vielmehr dazu beigetragen, ihn vor Beschränkung seiner Interessen auf sein geliebtes Livland zu bewahren und seine Blicke über Pernau und Riga hinaus auch nach Ehstland und Kurland zu tragen. Was Ehstland anlangt, so trug dazu noch sehr bedeutend bei der tüchtige Ehstnische Sprachforscher Schüdlöffel, mit dem Hollmann auf der Universität innigst befreundet worden war und den er nachmals ab und zu in Ehstland besuchte, um sich an seiner treuen Freundschaft und aufopfernden Liebe zu erquicken. Ich hebe das hervor, weil wir Ostseeprovinzler immer noch mehr oder minder an der deutschen Unart, das Vaterland in Vaterländchen zu zertheilen, leiden. In allen Gauen singt man das Land vom deutschen Vaterlande bis auf die Alpen hinauf und bis in die Ostsee hinein, bleibt dabei aber doch hinter dem Zaun sitzen und läßt den Blick über denselben nicht hinweggehen. — Doch zurück zu Hollmann, dessen in der Schule und in der Universität geschlagene Wurzel uns schon hier in sein späteres Leben hinausschauen machten, nun aber zu unserem Ausgangspunkte hinführen. Das Haus bereitet uns für die Schule und weiter für die Universität vor, Schule und Universität aber bilden uns für unser selbstständiges Leben und Wirken aus, namentlich letztere. Schwerlich wird auf

der Universität die richtige Stellung einnehmen, wer auf der Schule eine schiefe hatte, und gewiß wird Jeder in seinen Mannesjahren das ausleben, was er als Student in sich aufgenommen und verarbeitet hat. Hollmann brachte aus dem Vaterhause den alten guten treuen Familiensinn mit. Mit allen Familiengliedern war er aufs Innigste verwachsen. Was sie berührte, das bewegte auch ihn, und was er war und hatte, war und hatte er nur als Glied seiner Familie. Darum war er auf der Schule nicht nur Schüler, sondern auch Mitschüler. Zu seinen Lehrern stellte er sich wie er zu seinen Aeltern, zu seinen Mitschülern wie er zu seinen Brüdern und Schwestern gestanden hatte. Aus diesen Verhältnissen auf der Schule aber wuchs er von selbst in das richtige Verhältniß zu den Professoren und Commilitonen auf der Universität hinein. Nie stand er vereinzelt da und nie verfolgte er Sonderinteressen, sondern immer ging sein Leben und Streben in das der Allgemeinheit und für diese auf. Das wurde ihm aber nur dadurch möglich, daß er die Allgemeinheit concret erfaßte, und zwar an der Seite, die sie ihm zunächst zuwandte, nämlich an der Livländischen. Sein Leben lang blieb er dem auf der Universität ihm lieb gewordenen Livlande von ganzem Herzen ergeben, aber Livland war ihm auch immer nur die ihm zunächst zugewandte Seite der Allgemeinheit, der auch Ehstland und Kurland und was sich diesen anschließt, angehören, und erkannte er in seiner Heimath das Herz der Ostseeprovinzen, seines Vaterlandes, so erkannte er auch in den übrigen Ostseeprovinzen das Blut dieses Herzens, das von demselben nicht nur ausströmen, sondern auch zu demselben zurückströmen muß, wenn es nicht in Stagnation gerathen soll.

Nach vollendeten Studien wurde **Hollmann** 1830 Hauslehrer bei dem Erbherrn von Panten Löwis of Menar im Salisburgschen Kirchspiele des Wolmarschen Kreises. Er kam da in ein überaus achtbares Haus und zu in Wahrheit edlen Menschen, die er nie wieder aus seinem Herzen verlor, sondern bis an sein Lebensende mit all ihren Freuden und Leiden und all ihren Sonnentagen und Wolkennächten in demselben trug. Nicht lange vor seinem Tode war er noch einmal in Panten und suchte die alten Zeiten wieder zur Gegenwart zu machen, und konnte er die Räder, die mit ihren Zinken tief in einander gegriffen und einander fort und fort getrieben hatten, nicht wieder auf den alten Stand zurückdrehen, so faßte er die Vergangenheit um so fester in seine treue Seele und dankte Gott um so inniger für Alles, was ihm einst da aus Gnaden geboten worden war. Das ihm da Gebotene war aber nicht auf das Herrenhaus zu Panten beschränkt, sondern kam auch von den nahe gelegenen Pfarren her, namentlich von Salisburg, Rujen und Matthiä, wo er sich den Pastoren Guleke, Schreiber und Bergmann innig und immer inniger anschloß. Er führte da das so sehr reiche Leben eines Livländischen Hauslehrers zu seinem Schüler und seinem eigenen nachhaltigsten Heile mit aller ihm eigenen Frische und Besonnenheit, und wurde durch dasselbe auf's Beste für das von ihm erstrebte Pfarramt vorbereitet. Das jetzt bei uns eingeführte sogenannte praktische Jahr unserer Candidaten in den Häusern der Pastoren giebt denselben allerdings eine praktische Vorbildung für das Amt, wie das Hauslehrerleben sie nie gegeben hat und nie geben konnte, aber ohne alles Hauslehrerleben direct von der Universität durch das praktische Jahr hin ins Amt einzutreten, hat doch auch gar manches

Bedenkliche für den Candidaten. Er lebt sich mit seinen Commilitonen und Professoren und Amtsbrüdern da ganz hübsch ein, mit den Gemeindegliedern aber nicht so, und kommt er ins Amt, ohne sich mit den Herren des Landes zuvor mehr oder minder eingelebt zu haben, so wird er sogleich vom Volke des Landes so ganz und gar occupirt, daß zum Einleben mit den ersteren beim besten Willen zu wenig oder gar keine Zeit erübrigt werden mag. Zudem sind der Pastoren Augen, durch welche der Practicande während des Probejahres Alles anschaut, allerdings die geübtesten und erfahrensten, aber doch immer des Pastors Augen, und sollen die Bilder, die uns vor die Seele treten, in ihrer wahren Gestalt in uns aufgenommen werden, so müssen sie durch Doppelgläser aufgefaßt werden. Darum sollte nimmer das Hauslehrerleben bei den Herren des Landes durch unser praktisches Jahr verdrängt werden. — Nun, Hollmann kannte unser Volk, das man im Küsterhause besser kennen lernen mag, als in der Pfarrstube, von Kindesbeinen an durch und durch, und seine Liebe zu demselben, wie er sie von seinen Aeltern überkommen hatte, zerrann nicht vor solchem Kennenlernen wie der Nebel vor dem Sonnenschein, sondern gewann durch dasselbe vielmehr ihre rechte Gestaltung. Mit den Herren des Landes wurde Hollmann aber in Panten zur Genüge bekannt, und auch hier gingen Liebe und Erkenntniß nicht wider einander, sondern mit einander, denn es waren die Herren, mit denen er zu Panten in Verkehr kam, wie schon gesagt, mit die Edelsten im Lande. Hollmann vergaß indeß nimmer über den Adel das Volk, noch umgekehrt über das Volk die Herren des Landes, und schon in Panten bildete sich das meines Erachtens Schätzenswertheste und Nachahmungswürdigste an ihm in seinem

Wesen aus, nämlich seine aller Herrenfeindschaft ferne innige Volksfreundschaft. Daneben blieb er zu Panten auch im engeren Sinne des Wortes nicht unvorbereitet für das Pfarramt, so fern er lebhaft mit den nahe wohnenden Pastoren verkehrte. Dessen ungeachtet wurde Hollmann gerade zu Panten in seiner Entschließung für das Pfarramt eine Zeit lang schwankend und dachte daran, eine akademische Laufbahn zu erwählen. Indeß dauerte sein Schwanken nicht lange. Einerseits standen die hierauf bezüglichen ihm gemachten Vorschläge zu sehr in der Luft, um mit den Beinen auf die Erde kommen zu können, andrerseits wurde ihm ein neuer Hebel angesetzt, um ihn in das Pfarramt hineinzusetzen. Beim Pastor Schreiber zu St. Matthiä hatte er seine nachmalige Frau, Schreiber's anmuthige Tochter, Emilie kennen gelernt, und je mehr er sie kennen lernte, um so lieber gewann er sie. Schon in der Jugend alles besonnen, in seiner Besonnenheit aber immer wieder in die Frische der Jugend zurückgreifend, fand er gerade in seiner Emilie die Hilfe, die er um sich haben mußte. Wie aber das Landpfarrerleben über Alles reizend und ganz gewaltig anziehend wird, wenn der Rosenschimmer der ersten Liebe darüber ausgegossen ist, das wissen Alle, die zugleich Candidaten und Bräutigame, oder doch Liebende, wenn auch noch nicht Verlobte waren, was Alles indeß Manches zu bedenken gibt, denn der Jüngling, wenn er richtig steht, darf keinem Mädchen von Liebe sprechen, bevor er einen Acker hat, dem er aus den Dornen das Brod entringen möge, und eine Kammer, darin seine Geliebte unter Schmerzen den Segen Gottes ergreifen und selig festhalten mag. Hollmann liebte, aber er schwieg von seiner Liebe, so lange das Haus, in dem er lebte, nicht sein Haus war. Einstweilen wurde jedoch

die Pfarre Harzel im Werroschen Sprengel durch den Fortzug des Dr. v. Jannau von da nach Lais, vacant, und Hollmann eilte hin, um sie für sich und seine Emilie zu gewinnen, und als er sie gewonnen hatte, da bat er seine geliebte Emilie um Hand und Herz, nachdem er zuvor mit ihrem Vater gesprochen und dessen Einwilligung erhalten hatte, und das blutjunge Mädchen reichte dem besonnenen jungen Manne frisch und munter Hand und Herz.

1823 im Februar trat Hollmann sein Pfarramt zu Harzel an und 1824 führte er seine geliebte Emilie dahin heim. Er begann seinen Haushalt klein und sparsam und seine Emilie half ihm treu und gewissenhaft Schulden ausheben und Sparpfennige für die noch unerzogenen Brüder und Schwestern sammeln. Zu sehr war Hollmann daran gewöhnt, nicht sich, sondern seiner Familie zu leben, als daß er sein Glück in irgend etwas Anderem hätte suchen und finden können, als in treuer Sorge für seine Gemeinde, sein Haus und seine Familie. Gott segnete darum auch seine Ehe, daß ein Weib ihn lieblich umrankte, und seine Kinder — fünf Söhne und vier Töchter, von denen ihm Gott nur eines, seinen Sohn Wilhelm in Harzel wieder nahm — ihn fröhlich umblühten gleich freundlichen Oelzweigen. Gott segnete ebenso sein Haus, daß es in demselben nimmer an Brod gebrach, weder für die Eigenen noch für die Fremden, so spärlich auch die Einkünfte zu Harzel waren und noch sind. Gott segnete endlich auch seine Gemeinde, die in ihm den wahren, immer dienstwilligen, nimmer herrenfeindlichen Freund und Berather fand. Ein ausgezeichneter Kanzelredner war Hollmann nicht, am allerwenigsten ein sogenannter Schönredner, der, wenn auch nicht Gottes, so doch immer sein eigenes Wort so

zu theilen versteht, daß es überall und immer faßt. Zu den Geistreichen, aus denen immer neue Gedanken leicht und licht hervorblitzen, gehörte er auch nicht. Er hatte aber die ganz unschätzbare Gabe, ohne Herrenfeindschaft Volksfreund im vollsten Sinne des Wortes zu sein, und Hohe und Niedere, Herren und Bauern in gleich guter Weise zu berathen. Das ist durchaus nicht so leicht, als es auf dem Papier erscheint. Man hat es da nicht nur mit verschiedenen Ständen, sondern auch mit verschiedenen Nationen, nicht nur mit verschiedenen Sitten, sondern auch mit verschiedenen Traditionen, nicht nur mit verschiedenen Bestrebungen, sondern auch mit grundverschiednen Charakteren, ja mit schreiendsten Widersprüchen zu thun, und da weder über das Volk weg, noch an den Herren vorüber zu fahren, und weder dort mit den Füßen, noch hier mit dem Kopfe anzustoßen, und weder dort den Rockschoß, noch hier den Hut zu verlieren, ist in praxi schwerer, als es in thesi erscheint, und wir haben im Ganzen wenig Pastoren, die zugleich des Volkes und der Herren Pastoren sind. Hollmann gelangte auch nicht ohne Anfechtung dahin. Jahre hindurch mußte er sich einen Parteimann, ja einen Händelmacher nennen lassen, und gar Mancher meinte, der Pastor von Harjel hätte alles Andere, nur nicht Pastor werden sollen. Er ließ sich aber dadurch in dem Streben nach dem vorgesteckten Ziele nicht im Mindesten beirren, sondern ging ruhig und besonnen Schritt für Schritt weiter, bis er sein Ziel erlangt hatte. Nicht nur wurden die Tadler zuletzt stille, sondern es verkehrte sich auch ihr Tadel in Lob, und nicht nur zogen die Gegner sich zuletzt zurück, sondern sie wurden auch seine Freunde, und als er endlich in Rauge-Rosenhof vom Herrn über Leben und Tod aus der Zeitlichkeit abgerufen ward, da

trugen Herren und Bauern, beide ihren Freund und Berather mit herzinniger Trauer zu Grabe, und wandten sogleich ihre Blicke auf seinen Sohn, den Candidaten der Theologie Friedrich Hollmann hin, um in demselben seinen Vater wiederzugewinnen. Nicht anders erging es Hollmann in seinem Hause, in welchem Jeder von seinen uneigennützigen, unparteiischen und besonnenen Aussprüchen immer wohl berathen wurde, und in welches man gerne kam, wenn man mit der eignen Klugheit nicht mehr ausreichen mochte, um sich in Conflicten die rechten Verhaltungsregeln geben zu lassen. Hollmann hatte nie eine isolirte Stellung eingenommen, sondern immer seine Wurzeln weit und breit in alles ihn Umstehende hineingeschlagen, und berücksichtigte daher nie nur den Einen oder den Anderen, sondern immer Alle, auch wieder nie nur diesen oder jenen, sondern immer alle ins Auge zu fassenden Umstände. So gewann er auch bald da immer mehr und mehr einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Werroschen Sprengel, und weiter durch die Synode auf unser Ministerium überhaupt. Endlich seine Familie gewann an ihm mit den Jahren immer mehr in ihren nahen und in ihren fernen Gliedern ihr rechtes, innig geehrtes und herzlich geliebtes Haupt, das sie fest zusammenhielt und den rechten Weg wies, was keineswegs so leicht war, da Hollmann nicht nur für Frau und Kind, sondern auch für Brüder und Schwestern und deren Kinder mit Rath und That zu sorgen hatte, und nicht nur die Brüder und Schwestern mit ihren Kindern theilweise weithin wegzogen, sondern auch im Laufe der Jahre der älteste Sohn nach Sibirien ging, die älteste Tochter aber nach Riga und die dritte Tochter nach Dorpat hin verheirathet wurde.

Noch stand Hollmann in voller Arbeit zu Harjel und

sehnte sich innigst nach Zusammenfassung der einzelnen Personen und der verschiedenen Strebungen in eine Gesammtheit, als 1834, sein Sehnen erfüllend, die erste Livländische Synode zu Walk zusammentrat. An nichts dachte er so gerne zurück als an diese Synode, und von nichts erzählte er so gerne als von ihr. Da wurde er ungewöhnlich lebhaft, und man sah sie kommen von Ost und West, von Nord und Süd, die Pastoren alle, und sich hier und dort sammeln zu Gruppen und Grüppchen, und dann fortbewegen in hohen Gedanken und lauten Gesprächen nach Walk. Hier sah der Rationalist in den Bekenntnißschriften einen unliebsamen Wall, hinter den die Pietisten sich zurückziehen und dann einen gelegentlichen erfolgreichen Ausfall machen konnten, und formulirte, gemächlich dahin karrend, seine Motion bezugs Beseitigung der Symbole und Herstellung einer weitesten Union auf breitester Liebesbasis. Dabei biß er seiner Cigarre das Ende mit erhöhter Energie ab oder stopfte den Taback doppelt fest in den silberbeschlagenen Meerschaumkopf, und bald wirbelten dicke Rauchwolken in die Luft hin. „Ach, wären's nur die Symbole!" — Dort saß der Pietist in tiefen Gedanken über dem Landesgesangbuche, das ihm mit seiner Menschenverehrung und Naturvergötterung zu seinem innigen Glauben an den Gekreuzigten wie die Faust auf's Auge paßte, und blickte flammenden Auges umher nach den Waffen, die er zusammentragen sollte und wollte, um den leidigen Singsang im Sturme über den Haufen zu rennen. Die Zornesader schwoll ihm über den Brauen, und das ungestüm wallende Blut hätte ihm gar gerne die gefalteten Hände aus einander gerissen und zu schlagfertigen Kampfesfäusten geballt. Die Finger zerrieben sich ihm fast an einander. „Ach, wäre es nur der Singsang!" —

Hier kam der Mann der Wissenschaft her, ruhigen Blickes, sicheren Trittes. Er schwieg und prüfte Alles, und er prüfte Alles und schwieg. Je tiefer der Bach, um so stiller. Aber wenn ein Sturm über die stille Tiefe dahinbraust, dann endet die tiefe Stille, und Woge schlägt an Woge, und was sie einander sagen, das tragen sie immer weiter rollend, vorübergehend dem Ufer, bleibend dem Meere zu. „Ja, wenn sie nur Alle zu selbstständigem Nachdenken zu bringen wären, aber — !" — Dort schreitet der Mann des schlichten, hausbackenen Bibelglaubens dahin, die Heiterkeit selbst, nur etwas altmodisch und ein wenig ungelenk, hier und da anstoßend. Das Auge liegt ihm blau und klar unter der hellen Stirne, und die Lippen schwellen ihm fällig an, zu reden vom Worte und Werke des Herrn, aber der Rauch rings umher versetzt ihm den Athem. „Ja, stände ich nur auf der Kanzel, aber so mitten im Rauche — !" — Und nun sie Alle, die nicht Rationalisten und nicht Pietisten, nicht Männer der Wissenschaft, und nicht Männer der Bibel waren, in all' den verschiedenen Schattirungen des nicht Dieses und nicht Jenes Seins, wer zählt sie? Im Hintergrunde aber steht gleich dem Felsen in Wolken gehüllet, unerschütterlich fest die alte Orthodoxie, und wartet des Tages. — Die gute alte Stadt Walk freute sich doch, als nicht mehr zwar, wie in alten Zeiten, die Herren des Landes, wohl aber die Diener am Worte und Sacramente zum Tagen in sie hineinzogen, und sie nun da stand wie das Herz der Lutherischen Kirche Livlands, von dem alles Blut ausströmt und zu dem alles Blut wieder zurückströmt. „Der schwarze Landtag" war geboren, und er lag da in seinem Bette zu Walk recht chaotisch. Aber bald wurde es licht und immer lichter, und die Synode wurde je mehr und mehr zur Macht, der sich Alle

beugten, und um die her sich alle Pastore, die auch nur einigermaßen Salz bei sich und in sich hatten, in mannigfaltigsten Krystallbildungen schaarten. Im Augustmonate trat sie zum 25sten Male zusammen, und von Herzen wünsche ich, es möge ihre Geschichte von Meisterhand aufgezeichnet werden, damit sie dereinst nicht nur in ihrem Protocollgerippe über Livlands Pastoren umherklappern, sondern in Fleisch und Bein unter ihnen leben und weben möge. Hollmann gab sich ihr mit Leib und Seele ganz und gar hin, und versäumte eher alles Andere als sie. In seiner innersten Seele war er ganz und gar mit ihr verwachsen, und als ihr treues Glied erhielt er öfter von ihr besondere Aufträge und Arbeiten. Dadurch wieder, wie durch sein ganzes übriges Verhalten, zog er die Aufmerksamkeit der kirchlichen Oberen auf sich, und wurde von diesen einmal nach Rauge, dann wieder nach Talkhof in Pastoralangelegenheiten delegirt. — Aber nicht nur das, zugleich mit der Livländischen Provincialsynode traten auch die Kreis- oder Sprengelssynoden Livlands ins Leben, und war Hollmann der Provinz ergeben, so nicht minder dem einzelnen Kreise derselben, dem Werroschen Sprengel, welchem er sein Leben lang äußerlich und innerlich ganz und gar angehört hat. In diesem Sprengel verwuchs er nun auch immer mehr und mehr mit dem Christianischen Kreise und hatte seine herzliche Freude an der Lebensfülle und Energie desselben, ohne sich jedoch durch desselben Ausläufer zum Extravagiren im Hochhalten des specifisch Lutherischen bewegen oder zu einem raschen und feurigen Bekämpfen Herrnhuts reizen zu lassen. Er blieb vielmehr auch hier seinem Wesen treu, war in der Frische besonnen und in der Besonnenheit frisch, und ging ruhig und sicher dem einmal in's Auge gefaßten Ziele nach. So

sehr schätzenswerth das aber immerhin ist, so blieb er dadurch doch, seinen jüngern Amtsbrüdern gegenüber, etwas zurück. Indeß wird die Nachwelt unserer Zeit darüber zu entscheiden haben, ob die Fußgänger der alten Zeit oder die Waggonfahrer unserer Tage rascher und sicherer zu dem uns Allen vorgesteckten Ziele gelangen. Fast möchte ich sagen, das Unbehagen und Unbefriedigtsein der Waggonfahrer deuten schon jetzt wieder auf eine Zeit hin, in der man ganz ruhig und gemüthlich neben den Bahnschienen herschreiten und in den Häusern und Hütten zwischen den Tunnels und Hochstraßen friedlich und gemüthlich an den Mauern Zions bauen wird, wenn nicht einstweilen Die Recht erlangen, welche nun schon Alles rasch und immer rascher dem Ende zueilen, ja zustürzen sehen, nicht aber Die, welche sagen, die Waggons mit ihrem Sturmesfluge ändern im Laufe der Erde nicht das Mindeste, und der Menschen Gedanken ziehen nimmermehr Gottes Gedanken in ihren Stromfall hinein.

1844 wurde Hollmann aus Harjel nach Rauge-Rosenhof vocirt. Sollte er gehen? Der Boden unserer Kirche war damals unterhöhlt. Sollte er gehen? Die Kinderschaar war herangewachsen; die Schule im Hause wollte bald nicht mehr hinreichen, und ein guter alter Spruch sagt: „Die geübte Kraft muß größere Kreise ziehen, die ungeübte wird's mit den kleineren schon thun." Hollmann ging. Aber Dieser und Jener wollte den Mann nicht, an dessen ruhiger und besonnener Volksfreundschaft schon manche Welle gebrochen war, und griff das Patronatsrecht, das Tausenden einen Pastor nach dem Willen eines Einzelnen ordnet, mit scharfen und immer schärfern Waffen an. Umsonst; der Patronus von Rauge-Rosenhof wußte was er sollte und

wollte, und focht den Streit sieghaft aus. Hollmann kam nach Rauge und war ruhig und freudig. Der Patron hatte ihn rite vocirt, und in seinem Herzen erklang das Amen zu solcher Vocation klar und helle. Als Hollmann 1858 zu Grabe getragen wurde, da war in der Gemeinde nur eine Stimme, die: es war dieser Pastor doch der rechte, und des Patrons Wahl war die richtige! Es ist ein eigen Ding mit dem Patronatsrechte und mit der Anfechtung desselben. Es läßt sich da viel, sehr viel hin und her reden und ganz ausgezeichnet gut theoretisiren, wenn's aber zum Klappen kommt, so nimmt doch Jeder den Baum, der sich in seiner Krone zusammengeschlossen hat, und die Armee, die ihren unbeschränkten Feldherrn hat. — Doch ich bescheide mich, über diesen Gegenstand zu sprechen, geschweige denn abzusprechen. — Hollmann zog ohne Schulden aus Harjel nach Rauge-Rosenhof, von der kleinen, magern Pfarre auf die große, fette hin, und — starb in Rauge-Rosenhof mit Schulden, aber mit meist erwachsenen, tüchtig gebildeten und wohl unterrichteten Kindern. Gar Manches hat er in Rauge-Rosenhof an Kindern und Kindeskindern, wie an Brüdern und Schwestern gethan, was in Harjel hätte ungethan bleiben müssen, und die Schulden, die er hinterließ, waren von der Wittwe bald völlig getilgt. Gottes Segen hatte doch auf seinem Umzuge gelegen, und zwar nicht nur in Beziehung auf seine Familie und sein Haus, sondern auch in Beziehung auf die Gemeinden. Kaum war Hollmann in Rauge-Rosenhof eingezogen, so kamen schwere Tage in unserer Kirche. Rauge-Rosenhof hatte eine Gemeindegliederzahl von weit über 10,000 Seelen, und das Kirchspiel umschloß zum Theile die Stadt Werro, in welche täglich die Schaaren Derer hinzogen, welche der Väter Glauben

verließen, und in dem Kirchspiele stand die Kirche ziemlich leer an den gottesdienstlichen Tagen, und in den wenigen Schulen waren die Kinder eine ziemlich seltene Erscheinung. Hollmann stellte sich aber den wogenden Schaaren besonnen und sicher entgegen, predigte den Massen, unterredete sich mit den Einzelnen, strafte hier und tröstete dort, und Gott segnete sein Thun: der Strom gerieth in's Stocken, der Sturm deckte der Kirche das Dach ab, aber der Thurm blieb stehen, Einzelne fielen ab, die Masse aber blieb dem Glauben der Väter treu. Da eilte Hollmann, so oft er konnte, zu seiner alten Gemeinde nach Harsel hin, und auch da brachte seine sehnige Hand den wogenden Strom, mindestens hier und da, zum Stehen. Als nun wieder durch Gottes Gnade Ruhe eingetreten war, da ging Hollmann an die Belebung des Schulwesens und an die Bekämpfung der alle Flügel des Glaubenslebens lähmenden, saft- und kraftlosen Herrnhuterei. Auch hier schritt er langsam, aber sicher vorwärts und überwand eine Schwierigkeit nach der andern. Gar Vieles freilich hat er unvollendet lassen müssen, aber angefangen hat er's doch, und wer je Haideland aufriß, der weiß es, daß die erste Arbeit da die schwerste ist. Fährt man hernach durch das gepflügte Land mit dem zweiten und dritten Pfluge hin und her, so wundert man sich der scheinbar geringen und unvollkommenen Arbeit und ärgert sich über die noch vorhandenen Baumstubben, Wurzelknäuel und Steinhaufen, vergißt aber der überall zerrissenen Grasnarbe und des überall geschwundenen Waldes. Die begonnene Arbeit vollenden, ist ein leichtes Werk, aber die zu vollendende Arbeit beginnen, das verlangt sehnige Hände und markige Schultern. Leicht druckt man Bände

auf die bereiteten Bogen, aber welch' eine Arbeit, die Lumpen in Bogen zu verwandeln!

1858 im Januar bemerkte Hollmann ein sonderbares Pulsiren in seinem Herzen. Er schwieg aber darüber. In Harjel hatte er ein langwieriges Kehlleiden glücklich überwunden mit der von Gott gesegneten Hilfe seines innigstgeliebten Freundes, des für Dorpat und für das Ehstenvolk unvergeßlichen tüchtigen Arztes und Sprachforschers Dr. Fählmann, und war hernach immer kerngesund gewesen. So mochte er nun auf dieses ab und zu erscheinende Pulsiren nichts geben. Im Frühlinge nahm das Pulsiren aber immer mehr zu, und als sein Schwiegersohn aus Dorpat zu ihm kam, sprach er mit ihm ernstlich darüber, und erklärte sich bereit, nach Dorpat zu kommen und die dasigen Aerzte zu consultiren. Es war nicht nöthig. Bevor er die beabsichtigte Fahrt nach Dorpat machen konnte, kam sein nunmehriger Patronus, der allgemein hochgeachtete Professor Dr. G. Samson von Himmelstiern zu den Sommerferien auf sein Erbgut nach Rauge hin, und übernahm selbst die ärztliche Behandlung seines geliebten Pastors. Im Mai wuchs sein Uebel, das sich als Herzleiden herausstellte, mehr und mehr an, obgleich durch Gottes Gnade zwei Anfälle des blutigen Lungenschlages, die rasch auf einander gefolgt waren, glücklich verliefen, und Hollmann bestellte sein Haus und schickte sich zum Sterben an. Zu seiner herzlichen Freude kamen seine Schwägerin, die Wittwe seines theuren Bruders, des weiland Pastors zu Kawelecht, mit ihren Kindern, seine beiden jüngeren Söhne aus Riga und Dorpat und seine dritte Tochter mit ihren Kindern für die Sommerferienzeit nach Rauge. Zu diesen gesellten sich die Kinder seiner ältesten Tochter, so daß er eine große Kinder- und Kindeskinderschaar um

hatte, und sich noch erquicken konnte an Denen, die, s sie waren und wurden zu Gottes Ehre, ihm verdank-. Er schaute mit dankbaren Scheideblicken auf seine ern, und sehnte sich nur noch nach seinem zweiten in lin weilenden Sohne, um sich denselben adjungiren zu sen. Das Uebel wuchs, und er schrieb dem Sohne nach lin. Einstweilen ordnete er, was sich ordnen ließ, und seinem Tode fest und sicher entgegen. Es wurde besser, r Hollmann wurde dadurch nicht sicher. Am 21. Juni chschritt er rüstig seine Felder im Morgensonnenscheine. lachten ihn an im frischen Grün inmitten der Bäume, er um sie hergepflanzt hatte. Er kehrte heim und setzte inmitten seiner Söhne, seiner jüngsten Tochter und er Großtöchter, wie auch seiner Schwägerin und deren der zum Frühstücke und plauderte munter und fröh-. Darnach lustwandelte er mit seiner Schwägerin — Frau war mit der zweiten Tochter ausgefahren, um n längst schuldigen Besuch endlich abzumachen — in em Garten unter den Bäumen, die er selbst gepflanzt gezogen. Zum Mittagsessen kehrte er heim. Nach selben setzte er sich in gewohnter Weise, lesend und chend, ans Fenster. In der Nähe saß ihm eine Groß-ter. Alle übrigen Hausgenossen waren in den Garten ngen. Da sieht ihn die Großtochter aufstehen, etliche ritte gehen, die Hand ausstrecken und — niederstürzen. h drei Mal schlug er die Augen auf und verschied dann, dem hervordringenden Blute überströmt. Der blutige genschlag hatte ihn getödtet. — Am 30. Juni wurde aus seiner Kirche zur Erde bestattet. Es war eine ergreifende Bestattung. Kinder und Großkinder, Ver-dte und Freunde, Eingepfarrte und Amtsbrüder, Deutsche Ehsten, aus Harjel und Rauge, waren zahlreichst zu-

sammengeströmt, um dem gemeinsamen Freunde, dem Manne voll Frische und Besonnenheit das Geleite zu geben zu seiner Ruhestätte. Inmitten seiner Gemeindeglieder wurde er, das Angesicht zu seiner Kirche hingewendet, ins Grab gelegt, nicht weit entfernt von dem Grabe seines Patronus, den er im Frühlinge in Rauge beerdigt hatte. Der Blick seines nunmehrigen Patronus wandte sich vom Vater zum Sohne, und zugleich riefen Deutsche und Ehsten: Gott gebe uns den Sohn für den Vater. Der innigste, sehnlichste, letzte Wunsch Hollmanns ward erfüllt, als sein Grab sich über ihm schloß, und schmerzlichst bewegt, aber doch aufjauchzend schrieb ihm die Wittwe auf's Grab: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln.“ Amen.

2.

Ueber die Offenbarung Johannes und den Versuch einer neuen Bearbeitung derselben

von

C. A. Berkholz.

Ich wünsche und hoffe Zustimmung, wenn ich sage, wir Diener der Kirche müssen täglich theologisch in Gotteswort studiren, täglich uns das Brod zum geistlichen Leben aus der Schrift A. und N. T. nehmen. Unsere persönliche Stellung zu dem, der in der Schrift von sich Zeugniß gibt, — unser Amt, in dem wir arbei-

— die Welt von Außen, die beides vielfach verleibet, das eigene Ich, das zu überwinden ist, — die An-che, die ihre Erfüllung suchen, und die Widersprüche, sich dagegen stellen, — sie drängen zur täglichen stillen ditation über das Bibelwerk. Der Tag ist ein gottge-ieter Zeitabschnitt. Was nicht täglich besorgt wird, ist nicht. „Wohl dem, der am Gesetze Lust hat und m redet (bei sich) Tag und Nacht." Das „keine Zeit 'n", das „Beladensein" darf nicht gelten. Und die-tägliche Schöpfen aus dem Brunnen des lebendigen sers geschehe nicht sporadisch, d. h. spruchweise, nach Bibelspruchsammlungen, oder zufallsweise, son-ordnungsmäßig, d. h. buchweise, wie die heil. ift in Kraft heil. Geistes buchweise, in größeren und eren Abschnitten geschrieben worden ist. So wachsen in der Wahrheit und werden bibelfest, nicht im ge-nlichen Sinne des Wortes, dessen Berechtigung gar in Abrede gestellt werden soll, sondern in der Art, wir uns immer tiefer in den „Schriftbeweis" einle-und die Schrift und die Heilsthat Gottes uns im-mehr als ein organisches Ganzes einleuchtet, wo denn Einzelne erst zu seiner wahren Geltung kommt. Sol-Bibelfestsein scheint mir das Ziel, worauf hin sich theologische Studiren concentriren muß. Ist's auch unendliches, so ist doch relativ seine Bemächtigung unmöglich. Freilich klingt das Bekenntniß entmuthi-: Schon 35 Jahre bewege ich mich theologisch, und tlich wäre heute noch einmal gründlich von vorn an-igen! Möge das eben anreizen, nur gründlich an-igen oder fortzubauen. Solch Feststehen und Fester-en im Bibelwort ist eine Macht, die einerseits die rgeist-Mächte (Göthe, Hegel, Humboldt) zum Dienst

sehnte sich innigst nach Zusammenfassung der einzelnen Personen und der verschiedenen Strebungen in eine Gesammtheit, als 1834, sein Sehnen erfüllend, die erste Livländische Synode zu Walk zusammentrat. An nichts dachte er so gerne zurück als an diese Synode, und von nichts erzählte er so gerne als von ihr. Da wurde er ungewöhnlich lebhaft, und man sah sie kommen von Ost und West, von Nord und Süd, die Pastoren alle, und sich hier und dort sammeln zu Gruppen und Grüppchen, und dann fortbewegen in hohen Gedanken und lauten Gesprächen nach Walk. Hier sah der Rationalist in den Bekenntnißschriften einen unliebsamen Wall, hinter den die Pietisten sich zurückziehen und dann einen gelegentlichen erfolgreichen Ausfall machen konnten, und formulirte, gemächlich dahin karrend, seine Motion bezugs Beseitigung der Symbole und Herstellung einer weitesten Union auf breitester Liebesbasis. Dabei biß er seiner Cigarre das Ende mit erhöhter Energie ab oder stopfte den Taback doppelt fest in den silberbeschlagenen Meerschaumkopf, und bald wirbelten dicke Rauchwolken in die Luft hin. „Ach, wären's nur die Symbole!" — Dort saß der Pietist in tiefen Gedanken über dem Landesgesangbuche, das ihm mit seiner Menschenverehrung und Naturvergötterung zu seinem innigen Glauben an den Gekreuzigten wie die Faust auf's Auge paßte, und blickte flammenden Auges umher nach den Waffen, die er zusammentragen sollte und wollte, um den leidigen Singsang im Sturme über den Haufen zu rennen. Die Zornesader schwoll ihm über den Brauen, und das ungestüm wallende Blut hätte ihm gar gerne die gefalteten Hände aus einander gerissen und zu schlagfertigen Kampfesfäusten geballt. Die Finger zerrieben sich ihm fast an einander. „Ach, wäre es nur der Singsang!" —

ziehung noch ein wahres Afrika ist. Es ist da, man nt es, aber noch immer nimmt die Zahl der Forscher ht ab, die tiefer in das heil. Land dringen und Herr- ches herausholen. An der Hand eines tüchtigen Exege- n machen wir wol eine Reise durch diese heiligen Sprach- biete, und immer wieder staunen wir in anbetender Be- nderung, was Gott uns durch Propheten- und Apostel- und verkündiget hat; aber daß eine solche Reise Arbeit nd Ausdauer kostet, weiß ein Jeder.

Sehen wir unsre Gemeindeglieder an. Wir bedienen e von der Kanzel mit synthetischen und analytischen Pre- digten über 3—10 Bibelverse, meist auf der Heerstraße er stereotypen Perikopen wandelnd; bei Casualien tritt er „Fall" in den Vordergrund, wenn auch des Licht Wortes dabei nicht fehlt. Unsere Bibelgesellschaften sor- gen für massenhafte Verbreitung der heil. Schrift; gewiß ortrefflich; ebenso vortrefflich, als wenn ich einem ange- enden Studenten der Theologie, der die Universität be- eht, ein schön eingebundenes hebräisches und griechisches estament schenke. Das Buch der Bücher hat er auf sei- nem Bücherregale; aber nun kommt die Hauptsache, er lese auch in den vier Jahren wirklich durch. Das Institut r Bibelstunden, nach meiner Meinung noch viel zu we- ig zur Anwendung und Anerkennung gekommen; man lebt mit ihnen noch immer viel zu sehr nebenbei herum. azu nun noch unsere populären gedruckten Bibelerklä- ungen einzelner Bücher, die Sachen von Besser, Stier rc., neuerer Zeit ist auf diesem Gebiete viel Vortreffliches leistet, ja Ausgezeichnetes. Nur habe ich an vielen die- r Arbeiten Eins auszusetzen, wenn mir ein Urtheil er- ubt ist: sie leiden an Schwerfälligkeit, Massenhaftigkeit. lan muß doch unsre Leute ansehn. Wenn der Gut-

kowsche „Ritter vom Geist“ in 9 Bänden geharnischt angestiegen kommt, sie erschrecken nicht, er wird verschlungen. Doch ein Paar Bände Bibelerklärungen durchlesen, schon der bloße Ansatz zeugt von Muth. Erklärungen der einzelnen Bücher der heil. Schrift sind ein wahres Bedürfniß. Es kommt alles auf die Art an, wie man sie gibt. Nur keine zu dicken Bücher, sie müßten denn so einschmeichlerisch angenehm geschrieben sein, wie unser Professor Kurtz die Feder zu führen weiß. Und dann ein anderer Uebelstand, der das Lesen solcher Sachen verleidet, ist die Polemik nach Rechts und nach Links, das Sichauseinandersetzen mit den oft widersinnigsten Erklärungen aller Jahrhunderte von den ältesten Zeiten bis auf den letzten Irvingianer. Dem Leser wird kein Einfall geschenkt, den Einer vor 1000 oder 300 Jahren einmal über diese oder jene Stelle gehabt hat; es wird die Sache auf's Gründlichste hin und her gezerrt, erwogen und ein Exeget nach dem andern fällt, bis endlich die „wahre“ Ansicht herausgeboren ist. Man athmet auf: nun endlich weiß man, was der Erklärer eigentlich will. Das ist von unserer kurzlebigen Zeit zu viel verlangt. Besonders auf dem Gebiete der populären Bibelauslegung. Es würden die Sachen viel mehr wirken, wenn man sich compendiöser faßte. In manchen Fällen, namentlich den poetischen und prophetischen Büchern des A. T., würde oft eine lesbare, geläufige und verständliche Uebersetzung genügen.

Wir haben in der Bibel als das letzte Buch die Offenbarung Johannes, die als das Buch der Zukunft in wunderbaren Anschauungen, auf Grund der eschatologischen Worte des HErrn und des vollendeten Erlösungswerkes, die ganze kirchliche Entwickelung entfaltet. Was fangen wir mit diesem Buche an? Wird es viel gelesen

und verstanden? In Bibelstunden hat man es gewiß spärlich behandelt. Ich habe vor Jahren einmal einen Versuch gemacht, glaube aber nicht, daß es mir sonderlich damit geglückt ist. Selbst von uns Theologen wird es am wenigsten gelesen. Es scheint noch immer etwas Eigenthümliches zu sein, wenn man von Jemandem sagt, er beschäftige sich mit der Apokalypse. Das Studium dieses Buches gilt als etwas Apartes; man meint, das erfordert ganz besondere Anstrengungen. Den Römerbrief rc. nimmt man durch, aber die Offenbarung Johannes wird so ziemlich bei Seite gelassen. Man begnügt sich oft im Allgemeinen mit dem Urtheil, dieses prophetische Buch, welches über die Zukunft bis zu Christi Wiederkommen und dem Ende der Dinge Aufschlüsse enthält, sei eben so beschaffen, daß man es auch füglich übergehen könne. Der Inhalt, der von Standpunkte des Verfassers die Zukunft behandele, habe seiner Natur nach eine solche Form, wie sie auf Grund der alttestamentlichen Prophetensprache und der neutestamentlichen Heilsthaten sich darlege, daß die Aussicht, die dadurch gewonnen werde, den Charakter eines perspectiven Blicks in noch nicht Dagewesenes, also den Charakter schwankender Ungewißheit annehme.

Soll man nun wirklich das Buch bei Seite lassen, auch für unsre Gemeinden? Man läßt es immer mitdrucken in allen Exemplaren der Bibel; doch nicht als Ballast, da es nun einmal da ist: „Mag's lesen wer da will!" Oder auf die Frage: „Lieber Herr Pastor, ich verstehe das Buch nicht", soll man antworten: „Liebes Kind, lassen Sie es, es ist nicht für Sie; dazu gehört viel Studium!" De Wette zählt in der ausgewählten exegetischen Literatur der Apokalypse in seinem exeg. Handbuch 71 bedeutendere Commentare derselben auf, die sich

bis heute noch um ein halbes Dutzend vermehrt haben, Hengstenberg, Ebrard 2c. Einen Commentar der Apokalypse, etwa den 77sten durchstudiren, erfordert allerdings einige beharrliche Anstrengung, da ein solcher die früheren 76 nicht unberücksichtigt läßt, sondern sie alle kritisch beleuchtet und benutzt, nach ihren Hauptrichtungen sortirt, und endlich zu dem von ihm gewonnenen Resultate anlangt. Hier entsteht nun die Frage, um das Verständniß dieses Buches der Weissagung zu vermitteln und zu verallgemeinern, kann man etwas dafür thun? Denn daß ein solcher Versuch sich wol der Mühe verlohnte, wird gewiß gern eingeräumt werden. Einen neuen, den 78sten Commentar von etwa beiläufig 700 Druckseiten schreiben, nun, wer Bedürfniß, Gelehrsamkeit und Salbung des Geistes dazu hat, mag's, ja soll's thun. Aber ein solches Werk ist nur für einen verhältnißmäßig kleinen Kreis. Es bleibt immer der Wunsch unerfüllt, es möchte dieses wundervolle, in seiner Anlage und Durchführung wahrhaft vom heil. Geist eingegebene Buch Allen zugänglich gemacht werden, die nicht in der Lage sind, weitschichtige Commentare zu studiren, aber doch einen Sinn haben für die heiligen und ewigen Wahrheiten, die der Geist Gottes beim Abschluß der neutestamentlichen Offenbarungszeit in Bezug auf die zukünftigen Dinge zu reden getrieben war. Hat doch Johannes erzählt, was er geschaut, geradezu in der Absicht, daß die Knechte Gottes es mit ihm schauen und verstehen sollen. Was soll man also thun, bleibt die Frage, um den Knechten Gottes zu einem Verständniß dieses „geheimnißvollen" Buches zu verhelfen? Mit einer neuen Verdeutschung ist's nicht gemacht, denn die Sprache des Urtextes ist einfach, durchsichtig und klar; die nächstliegende Bedeutung der Wörter, die Construction

er Sätze scheint meist auch nicht mit den Schwierigkeiten
u kämpfen, wie das bei den prophetischen Büchern des
A. T. der Fall ist. Man könnte eine ganz reine getreue
Uebersetzung geben, und die Schwierigkeit des Verständ-
isses bliebe gerade hier bei der Offenbarung Johannes
ngelöst. Eine breite verschwommene Paraphrase und Be-
rbeitung des einfach schlichten, kurz und zurückhaltend re-
nden Textes würde der subjectiven Auslegungssucht Thor
nd Thür öffnen und man würde eher eine Sure aus
m Koran oder ein Phantasiestück verhimmelnden Schwarm-
istes zu lesen meinen, als eine Gottesweissagung durch
n Mund des heil. Johannes.

Vor allen Dingen ist zweierlei scharf zu unterschei-
n und auseinander zu halten, damit man nicht einen
eitrag zur „Verwirrung" liefert, in welcher die Ausle-
ng der Offenbarung noch immer sich zu befinden scheint.
as sind namentlich zwei Fragen. Die eine Frage ist
:: Was hat Johannes damals gesehen? Was hat er
s Zukünftiges geschaut und geweissagt? Welche Ausle-
ng gibt er selbst von seinen Weissagungen? Was ist
e Eindruck gewesen, den er selbst, der Seher auf Pat-
os, gegen Ende des apostolischen Zeitalters von dem im
eist Geschauten in seinem Gemüthe empfunden hat?
ffenbar will Johannes, indem er für seine Leser erzählt
d aufschreibt, in ihnen dieselben Anschauungen hervor-
fen und sie zu den nämlichen Empfindungen erheben,
e er gehabt hat. — Die andere Frage ist die: Wo
d wann und wie haben sich seine Weissagungen im
uf der Zeit und Geschichte, der kirchlichen Entwickelung
füllt? In welchen historischen Individuen und Zu-
nden, die in der Wirklichkeit, von unserer Gegenwart
trachtet, bereits dagewesen sind, insofern sie für die zeit-

liche Entwickelung des Reiches Gottes als hemmende oder fördernde Elemente sich erwiesen haben, sind die typischen Vorbilder der Offenbarung sichtbar erschienen? Die Geschichte der Auslegung der Apokalypse weiset nach, daß man sich viel mehr mit dieser zweiten als mit der ersten Frage beschäftigt, diese zweite in den Vordergrund geschoben, ja als die eigentliche Hauptfrage behandelt hat. Es ist bekannt, daß man nur zu häufig aus der Apokalypse ein Compendium der Kirchengeschichte gemacht hat, wo denn die Kirchengeschichte, wie sie bis zur bezüglichen Zeit verlaufen ist, in Perioden abgetheilt wird, die etwa mit den sechs ersten Siegeln, oder Posaunen oder Zornschalen parallel gehen, indem immer die siebente letzte Posaune, Zornschaale rc. in allernächster Aussicht steht, und wo möglich die lebenden Zeitgenossen sich auf den „Weltuntergang" gefaßt zu machen haben: ein praktisches Resultat, gewiß, nicht genug zu beherzigen das: „Wachet, denn der HErr kommt!" Gewisse Ausleger haben sich vor allen an die mystischen Zahlen gehalten, nach diesen die Perioden der Kirchengeschichte zu berechnen gesucht, und sehen nach diesen das Detail der Kirchengeschichte in der Apokalypse präformirt, und schieben das Facit ihrer Berechnungen immer weiter hinaus, je nachdem ihre Erklärungen der geweissagten Begebenheiten zu Schanden wurden. Weil man immer zuviel den Ton auf diese zweite Frage von der Erfüllung der Weissagungen legte, kam man je nach Bedürfniß dahin, daß man einerseits für die hierarchisch-mittelalterliche Macht in der Kirche die Signatur „Babel" fand, und in der Zeit der Reformatoren zum Satze vorschritt: „das Papstthum sei der Antichrist", wogegen die Katholischen, um die strafende Gewalt der Weissagung von dem Reiche der Hierarchie abzuwenden, zu dem Re-

ultate gelangten, daß die ganze Apokalypse von der Zwischenzeit zwischen Christi Himmelfahrt und den letzten Dingen gar nichts enthalte, sondern blos die Beschreibung der letzten $3^1/_2$, der Parusie unmittelbar vorangehenden, Jahre gebe; andrerseits brachte die Schreckensherrschaft des Unglaubens in die Epoche der ersten französischen Revolution, wo das Papstthum seine exclusiv hervorragende Stellung zu verlieren schien, die Ausleger der Apokalypse dahin, daß sie das Reich des Unglaubens als die diabolische Macht des Antichrist geweissagt fanden, welchen Standpunkt noch jetzt Hengstenberg einnimmt, der auch bei der zweiten Frage stehen bleibt, und die Weissagungen der Apokalypse bereits bis auf ein Minimum erfüllt sieht. Diese Art der Auffassung, wobei man nur auf die Erfüllung sein Augenmerk richtet, erschöpfte sich im Rationalismus, der entweder alles auf den Untergang des jüdischen Staats oder des heidnischen Roms deutete, oder endlich dahin kam, überhaupt gar keine Weissagungen zu finden, sondern allenfalls noch „Ideen" über den Fall des Juden- und Heidenthums[1]).

Alle diese Auffassungen, die mehr oder weniger des Zieles fehlen, haben ihren Grund in dem Verlangen, durchaus bereits erfüllte Weissagungen in der Apokalypse zu lesen, wo denn der traurige Ausläufer solchen unerfüllten Verlangens in der Behauptung sich kund gab: weil man keine Erfüllung klar sehen könne, so sei es auch mit der Weissagung nichts, womit man aber den ausdrücklichen Ausspruch des Sehers ignorirt, indem dieser ganz bestimmt sagt, er verkündige, was zu geschehen im Begriff ist. Ich nun stelle mich auf die Seite derjenigen,

---

[1]) S. Ebrard, die Offenbarung Johannes.

die von der Frage und dem Suchen nach der Erfüllung der Offenbarungs-Weissagungen in der zeitlichen Entwicklung der Kirche, wie weit diese bis dahin gediehen sein mag, vorläufig ganz absehen. Wo und wann und wie das Eine und Andere der in Visionen geschauten Dinge und Begebenheiten sich thatsächlich schon zugetragen habe, lasse ich ganz bei Seiten unerörtert. Johannes selbst, der heil. Seher, hat's auch nicht gewußt. Bei der Parusie wird Alles klar und offenbar sein.

Wir haben dafür ein Analogon in den alttestamentlichen messianischen Weissagungen.

Die Patriarchen und Moses und die Propheten des A. T. haben von Christo wirklich und wahrhaft geweissagt; aber wir wissen, welche Phasen dieser Geist der Weissagungen vom Protoevangelio bis zum Täufer am Jordan nahm, wie mannigfaltig in Abstufungen und Beziehungen das kommende Heil sich nur allmälig immer entschiedener kund gab, wie sozusagen das Gesetz der Perspective auch auf dem Gebiete der geistigen Wahrnehmung zu einer gewissen Darstellung und Aeußerung kam; wie leise und schwach die ersten Andeutungen vom Erlöser sich aussprachen, bis zuletzt ein Simeon im Tempel das Kindlein jubelnd begrüßt und Johannes, die Stimme in der Wüste, auf das Lamm Gottes mit dem Finger hinwies. Weder ein David noch ein Jesaias, deren Gesänge von Sehnsucht und Hoffnung wiederhallen, deren seligste Gedanken in der Zukunft weilen, und die in heiligen Liedern den leidenden und triumphirenden Jesus feiern, — ich sage weder David noch Jesaias haben den Herrn in der Klarheit geschaut, wie Johannes der Evangelist es konnte, der nach seinem eigenen Bekenntniß das verkündet, was er gesehen und gehört und betastet hat. Mit der Geburt

Jesu, dem Sohne der Maria aus Juda's Stamm, mit seinem Heilswerk und Schmerz waren die Messias-Weissagungen erfüllt. Wir leben in den Tagen der Erfüllung, wir schauen zurück auf die vollzogene Heilsthat. Wir heute, ich meine nicht etwas Ungebührliches auszusprechen, kennen den Heiland besser, als jene Propheten alle, die sein Kommen weissagten in den Tagen des A. T. In diesem Sinne hat sich der Geist der Weissagung erschöpft, er hat vollendet und sein Wort hat sich erfüllt. Aber nur das „Erste" ist vergangen, und wir warten eines „neuen Himmels und einer neuen Erde", und es ist verheißen und wird geweissagt in und aus der Offenbarung Johannis, bis daß der HErr kommt, von Dem, in dessen Namen sich die Kniee aller beugen sollen, die im Himmel und auf Erden sind. Wir demnach stehen heute mitten in der Zeit, die noch auf die Erfüllung wartet. Es ist das Kommen des HErrn in dieser unsrer Wartezeit ein werdendes; es muß, der Natur dieser Zeit gemäß, Vieles von dem, was über die Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden geweissagt ist, dunkel und unaufgelöst bleiben; dem reflectirenden Verstande ist es nicht gegeben, die Erfüllungen hier oder da aufzuzeigen; die mechanische, Alles erklären wollende, vorausbestimmende, berechnende und definirende Auslegung ist eine ungeduldige und unzubefriedigende. „Eine docta ignorantia, ein demüthiges Sichbescheiden ist die schönste Zierde eines Auslegers der Offenbarung Johannis", sagt Ebrard.

Also diese zweite Frage nach der Erfüllung und das Umhersuchen in der Kirchen- und Staatengeschichte Europa's, nach den Momenten derselben weisen wir als verfrüht und unzeitig ab. Wie die Evangelisten und Apostel zurückschauend auf Jesu Leben und Tod und Auferste-

hung citiren konnten die messianischen Stellen des A. T. mit dem siegenden Worte: „Das ist geschehen, auf daß erfüllet würde", so wird einst bei der Wiederkunft des HErrn der Herrlichkeit das Verständniß der Offenbarung Johannis herrlich aufgehen in der Erfüllung für Alle, die mit Geduld getrachtet haben nach dem ewigen Leben, und sich durch die ernsten und freundlichen, schrecklichen und beseligenden Weissagungen haben warnen und trösten, strafen und bessern, erquicken und erheben lassen, auf den Geist zu säen. Dessenungeachtet bleibt die Offenbarung als Schlußwort der heil. Schrift und als Gottes Weissagung von dem, was geschehen wird, und also jetzt auch im Geschehen begriffen ist, theuer und wichtig, und verdient gelesen und verstanden und beherziget zu werden. Dazu scheint uns aber erforderlich, daß wir die erste Frage, um die es sich bei der Auslegung handelt, scharf und genau in's Auge fassen, und an der allein uns halten und uns genügen lassen.

Meine Absicht war, das letzte Wort, das der heil. Geist urschöpferisch geredet, nach Abschluß der ganzen vollbrachten Heilsthat, nach welchem wir auf kein anderes Wort warten dürfen, bis daß der HErr wiederkommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, — dieses Schlußwort der heil. Schrift, das auf den wunderbaren Ausgang und die Vollendung der Verherrlichung Gottes hinweiset, und weissagt von Allem, was in der Entwickelung des Werdens begriffen ist, — das als ein prophetisches die Dinge uns zeigt, wie in einem Spiegel, — dem allgemeinen Verständniß unserer Gemeindeglieder, die Gotteswort lieb haben, aber nur zu oft dieses letzte Buch der Bibel unberücksichtigt lassen, das, wie es in Luther's Uebersetzung vorliegt, wo oft die deutschen Worte

ebensoviele Räthsel sind, allerdings schwer genießbar ist, zugänglich zu machen. Ich zweifle, daß wir einem Vater empfehlen wollten, die Offenbarung Johannis an 22 Abenden seinen Hausgenossen capitelweise vorzulesen. Warum? Weil das Buch ein fein gegliedertes, scharf disponirtes, wenn der Ausdruck erlaubt ist, höchst geistvoll combinirtes und componirtes zusammenhängendes Werk ist, das man nicht stückweise, wie eine Artischocke, Blatt für Blatt verspeisen kann. Der wahre Genuß wird sozusagen nur so gewonnen, wenn man es als ein ganzes großes heil. Gemälde, das aus einer Reihe von successiv sich aufrollenden Bildern erscheint, auffaßt. Also als ein Ganzes, meine ich, macht es sozusagen nur Effect und Eindruck. Gut. Nun mache ich einen Vorschlag. Wir sind hier in Wolmar auf der Synode einige Dutzend geschulte Theologen zusammen. Dürfte es nicht einmal sich verlohnen, ein solches Werk, wie die Offenbarung ist, womit der heil. Gottesgeist seine Schriftrede besiegelt und beschlossen hat auf Aeonen, in einer solchen Versammlung zur Erbauung und Erhebung sich uno tenore vorlesen zu lassen? Stünde nicht ein gewaltiger Eindruck zu erwarten? Ich sage: Nein. Warum? Ganz einfach, weil selbst wir im Anhören unaufhörlich über Unverständlichkeiten nicht leicht hinwegkämen: der Faden bräche ab, und es träte eine Gemüthsstimmung ein, die man nach Belieben bezeichnen mag. Hat sich der heil. Johannes gelangweilt, als ihm der Geist die außerordentlichen Bilder vorführte? — Wäre es also nicht möglich, das, was er in Folge seiner Anschauungen, worüber seine Seele voll Entzücken ward, wenn auch der tiefste Schmerz und Jammer mit dem Jubel rang, niedergeschrieben hat, so zu lesen und zu hören, daß auch wir eine annähernde Ahnung

von des Apostels Seligkeit empfänden? Was dabei thun? Eine neue Uebersetzung machen? Und wenn sie die richtigste und wörtlichste und präciseste und geläufigste würde, wir kämen ohne Hilfe wenigstens eines der 77 Commentare nicht vom Fleck. Also einen neuen Commentar, oder eine Uebersetzung unten mit erklärenden Anmerkungen? Das wäre wieder eine neue Aufgabe zum Studium. Oder eine weitläuftige Paraphrase, wo man die Weisheit der Ausleger auf's Breiteste hinein verarbeitete? Da würden wir über allen Zuthaten die Ausleger, aber nicht den heil. Johannes hören; da würde auch der rechte Eindruck verwischt, der da entsteht durch das lebhaft sich steigernde Interesse an dem Gegenstande, durch die Kürze und Schlagfertigkeit, mit der die Bilder vor dem geistigen Auge vorüberziehen. Durch ein solches Breittreten des kurzen heil. Gotteswortes würde dieses leicht entwürdigt. Es gilt also den Versuch, die kurzen 22 Capitel der Offenbarung so herstellen, — d. h. nicht verbessern, corrigiren, sondern so zur Darstellung bringen, daß kein Wort des Urtextes unverwerthet bleibt, der Zusammenhang des Ganzen scharf gegliedert heraustritt, das Verständniß mit jedem Abschnitt ohne weitläuftige Zwischenetüden wächst, und die Theilnahme beim Lesen oder Hören dergestalt sich steigert, daß man in gespannter, weil befriedigter, Aufmerksamkeit bis zum Ende beim Schluß des Ganzen ohne Ermüdung freudig Amen ruft, indem man sagt: Man habe Alles verstanden. — Man wird einwenden: Das sei sehr schwer. Es kommt natürlich Alles auf den Versuch an. Die Schwierigkeit will ich nicht verkennen. Die Idee scheint einleuchtend zu sein; von der Ausführung hängt freilich Alles ab. Hier auf der Synode kann ich füglich nicht gut meine Arbeit, die fertig ist, vorlesen. Denn beiläufig,

ein Paar Stunden würde sie doch mindestens in Anspruch nehmen. Dazu ist hier die Zeit zu kostbar und zugemessen. Ich werde sie also drucken lassen. Wer will, mag sie dann lesen oder vorlesen in Kreisen, die mit solchen ernsten Dingen sich gern beschäftigen.

Ich wünsche, der Leser schaue, verstehe und fühle bei dieser Bearbeitung der Offenbarung im Geiste dasselbe, was der heil. Johannes selbst gesehen, verstanden und gefühlt hat, als er damals auf Patmos seine Gesichte niederschrieb, nicht mehr und nicht weniger. Wie Johannes auf seiner Insel nichts gewußt hat weder von Karl dem Großen noch von Hildebrand, weder von Wiklef und Amsdorf und Spener, noch von den Demagogen, die nach Hengstenberg die Kinder Magogs sein sollen, so steht auch von allen diesen detaillirten zufälligen Einzelheiten der Geschichte nichts in der Offenbarug zu lesen, und doch ist und bleibt dieses Buch der heil. Schrift auch ein Wort des heil. Geistes, das letzte, große, herrliche, wunderbare, gegeben zur Weisheit und Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, werth, daß wir es lesen, verstehen und beherzigen. Röm. 15, 4: Was zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf daß wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben.

3.

Lineamente der Liturgik und Homiletik, auf ethisch-dogmatischer Basis,

von

Hugo Braunschweig, Mag. theol., Diaconus zu Wolmar.

(Fortsetzung.)

---

2. Abschnitt: Ethisch-psychologische Basis.

Erstes Capitel.

Wesen.

Nachdem wir im ersten Abschnitt von dem Versammler, welcher die Gemeindeversammlung schafft, ausgingen, haben wir jetzt den Ausgang zu nehmen von den Versammelten, um das zu betrachten, was man füglich die ethisch-psychologische Basis der Gemeindeversammlung nennen kann. Während der überspannte Amtsbegriff in andern Confessionen sich begnügt mit der Beschreibung des liturgischen Personals und Thuns, wie es nun einmal ist, muß das evangelische Bewußtsein sich den Zusammenhang seines liturgischen Vornehmens mit dem evangelischen Glauben vergegenwärtigen. Denn ist der „Cultus" uns nicht schlechthin Glaubensdarstellung und zwar Darstellung des irgendwie und irgendwo fixirten Gemeindeglaubens, sondern Lebensthat und Erscheinung des Herrn inmitten seiner versammelten Gemeinde, so kann es unmöglich genügen aus der Gemeinde Liturgen auszuscheiden und auszusondern, denen es obliegt, die bereits fixirten Formulare für Spruch, Gebet, Rede u. s. w. herzusagen oder abzulesen. Es kommt dabei im besten Fall vorzugsweise ja nur zum Vorschein, was für die Geschlechter und Gemeinden vergangener Zeiten bedeutend und nöthig war und wird so das Bedürfniß der Gegenwart und des betreffenden Ortes nicht zu-

ichst berücksichtigt. Das evangelische Bewußtsein, dem s gegenwärtige Thun des lebendigen und nahen Herrn nächst nahe liegt, geht zunächst darauf aus, dem „Culs“ den seelsorgerischen Charakter zu wahren. arum sind dem evangelischen Glauben auch die Begriffe turg und Pastor oder Seelsorger nicht trennbare, sondern elmehr Momente eines und desselben Begriffes.

Andererseits ist es dem evangelischen Bewußtsein emd, den Liturgen und Pastor d. i. den Geistlichen auf ter separaten Pastoral-Klugheit, Pastoral-Jurisprudenz, istoral-Ethik, separaten Liturgen-Weisheit und irgend lcher liturgischen esoterischen Geheimlehre zu betreffen. elmehr wird aus dem allgemeinen Priesterthume sich r herausstellen, daß nur das vor der Gemeinde als urgisch möglich wird gelten können, was auch sie mitthun, itsprechen, mitfühlen kann.

Daß sich innerhalb der Gemeindeversammlung die terschiede von Mann und Weib, Mündig und Unmünj geltend machen werden, versteht sich von selbst, den ltus aber bloß als für die Erwachsenen vorhanden behlen, ist eine unzulässige Beschränkung und hängt das it der einseitigen Definition des Cultus als Glaubensdarllung zusammen.

Doch bietet das allgemeine Priesterthum nur den einen sgangspunkt dar. So sehr auch der christlichen Perlichkeit durch das allgemeine Priesterthum ihr Halt und ehalt gegeben ist, so kommen doch durch die Wiedergeburt m Priesterthum auch die seelischen und sinnlichen Elemte der Persönlichkeit zu Recht und rechter Stellung, der empfangenden und dienenden Stellung. Und darch wird der Gemeindeversammlung der feierliche, habene und erhebende Charakter aufgedrückt. —

Zweites Capitel.

Mittel.

Fragen wir nun hier nach den Mitteln, so liegt die Antwort einmal in der Idee der Liebe, sodann in der Persönlichkeit. Wir würden uns aber einer fruchtlosen Scheidung schuldig machen, wollten wir Liebe und Persönlichkeit so von einander absetzen, daß wir die vermittelnden Thätigkeiten je nach Persönlichkeit und Liebe scholastisch in zwei Klassen theilten. Die christliche Gemeinde kennt ja nur und will nur kennen die gläubige Persönlichkeit der Liebe und die Liebe der gläubigen Persönlichkeit. Ist nun die gläubige Liebe vor Allem seelsorgerisch auf das Seelenheil des Selbst und des Andern gerichtet, so sind für die evangelische Liturgik nur das liturgische Thätigkeiten, welche mit dem heilenden und rettenden Liebeswerke des Herrn verwachsen sind.

§ 1. Rede.

Darum ist es einmal die Rede, welche wir hier als liturgisches Mittel haben. Wie der eigne Geist sich selbst seelsorgerisch bedient durch Aneignung des Herrenwortes und solche Aneignung nur geschieht als Insichhineinreden des Herrenwortes, so muß eine Einwirkung auf den Andern auch geschehen als Hinaus- und Hineinreden des Herrenwortes. Es ist das so sehr im Wesen des Geistes und der Persönlichkeit gegründet, daß selbst der Sohn Gottes als das Wort Gottes, das selbst Gott ist, im Ev. Joh. 1, 1 ff. bezeichnet wird. Der Geist — und Gott ist Geist — ist thätig und wirkt, d. h. gestaltet sich ewig in sich selbst als Wort und lebt also nur solche Selbstgestaltungen und Selbstentfaltungen im Wort. In dem Grade als diese Selbstgestaltungen des Geistes im Worte aufhören, stirbt das Leben des Geistes ab und wir werden

todt in Sünden, wie Paulus Eph. 2. uns nennt. Wenn der Sohn Gottes als Licht und Leben in unsere Finsterniß und unsern Tod eintritt, um zu retten und zu erlösen, so kommt er mit dem Worte und wenn er uns gewonnen hat, so hat er uns zum Reden, d. i. zum Gestalten des Wortes wiedergebracht. Selbstverständlich ist ein Unterschied zwischen Wort und Wörtern. Wörtermachen ist die lexikalische Fertigkeit der Sünde, aber es verhält sich darum auch zum Reden, wie der Tod zum Leben. Zum Wörtermachen gehört nicht nur das Geplapper in Thee- und Kaffee-Gesellschaften großer und kleiner Städte, Haupt- und Universitäts-Städte, sondern überhaupt Alles, was außerhalb des Gebietes des Sohnes Gottes liegt. Es ist daher einer evangelischen Liturgik unmöglich, die Kunstlehren weltlicher Rhetorik zu repetiren mit christlichen Wörtern, wenn es gilt die Rede des Christen zu beschreiben. Christus ist des Gesetzes Ende, schreibt Paulus. Und das gilt auch hier. Vor Christo verschwinden nicht nur die Mosaischen Gesetze, nicht nur die Natur-Gesetze, sondern auch die Kunst-Gesetze. Denn die Kunst ist der Inbegriff des weltlichen Könnens ohne Christum, ist aber gleich Nichts, da der Herr spricht, ohne mich könnt ihr nichts, nämlich Gescheidtes, machen. Weil das Wort, welches der Christ redet, ein eigenthümliches, nicht von Naturgesetzen construirtes ist, so muß es nothwendig auch besondere Redegesetze für die Christenrede geben, die lediglich aus der Idee der christlichen Persönlichkeit, des geistlichen Menschen entstammen.

Da der Herr uns nahe ist, d. h. wir mit ihm eine ohne die Kirche oder die Gläubigen oder die Heiligen gestiftete Gemeinschaft haben, so sind die Redegesetze bereits in seinem eignen Worte, mit welchem er seine Gemein-

schaft mit uns vollzieht, gegeben. Darum wird nicht nur das, was man Inhalt der Rede genannt hat, sondern auch das, was man im Gegensatz dazu Form oder Gestalt genannt hat, allzeit sich mit dem Herrenworte decken. Die Exegese kann nicht den Inhalt und die Homiletik die Gestalt vorschreiben, so daß jede Christenrede oder, wenn man will Amtsrede, ein gemischtes Resultat von Exegese und Homiletik abgeben sollte.

Wir werden so zu der Antwort auf die Frage hingedrängt, wie es denn komme, daß die Rede weder in Wiederholudgen noch in Erfindungen sich ergehe. Es kommt daher, weil auch das Herrenwort nicht aus Wiederholungen und Erfindungen besteht. Obgleich auch es sich in dem Einen Worte von der Gnade Gottes in Christo zusammenfaßt, so findet dieses Eine Wort von der Gnade doch so viele Beziehnngen auf alles einzelne Geschaffene und alle einzelne Beziehungen desselben und auf alle Zeitmomente und deren Beziehungen, daß ein Reichthum des Inhalts und der Gestalt vorliegt, der alle Wiederholungen und Erfindungen ausschließend den durch Einheit und Mannigfaltigkeit strahlenden Reichthum des Gotteswortes erweiset. Läßt sich nun im Gottesworte ein Unterschied von Einheit und Mannigfaltigkeit auffinden und herausstellen, so wird solche Einheit und Mannigfaltigkeit auch in der Christenrede heraustreten müssen, d. h. die Christenrede wird sich als Textrede nothwendig ausweisen. Wenn sie äußerlich als Rede ohne Text auftritt, so verräth sie entweder die Ungeschicklichkeit des Redners, der sich auf die Einheit in der Mannigfaltigkeit des Gotteswortes nicht so leicht besinnen kann oder das böse Gewissen desselben, das außerhalb der Einheit des Gotteswortes zu stehen sich bewußt ist. An welcher Stelle und

in welcher Weise der Text einzuführen ist, mehr merklich oder mehr unmerklich, kann natürlich dem Geschmacke des Redners überlassen bleiben.

In der Wahl des Textes aber, die leider oft leichsinnig bewerkstelligt wird, offenbart sich die Geistbegabtheit des Redners in vorderster Reihe. Nie kann es als Zeichen der Salbung angesehen werden, wenn der Redner z. B. das Geschlechtsregister Jesu zum Weihnachtstexte oder das Geschlechtsregister Noah's zum Tauftexte wählen würde. Im besten Falle würde das nur einer persönlich-gymnastischen Vorstellung gleich kommen, mit welcher der Redner gleich Possenreissern seine Zuhörer anstatt zu erbauen, damit zu amüsiren beabsichtigt, was man Alles aus einem Texte machen kann.

Es ist hier auch der Ort, in der einen Beziehung die Unterscheidung von Predigt und Gelegenheitsrede zu verwerfen, wenn bei dieser Unterscheidung die Voraussetzung obwaltet, daß der Unterschied darin bestehe, daß in der Predigt das Gotteswort vorherrsche, während bei der Gelegenheitsrede der Casus oder die Gelegenheit vorherrsche. Denn diejenige Predigt, die schlechterdings nicht Gelegenheitsrede ist, wird jedenfalls auch keine Gelegenheit finden, eine christliche Wirkung auszuüben. Nur in dem Maaße, als die Rede allemal Gelegenheitsrede ist, wird sie wirksam sein. Daß aber der Casus vorherrschen soll, ist eine gleich verwerfliche Maxime ebensosehr bei der sog. Special-Rede, als bei der sog. General-Rede. Denn ob der Casus gleichsam ein General-Casus oder ein Special-Casus ist, darüber möge die Philosophie entscheiden, wenn nur feststeht, daß ein Casus vorliege. Aber herrschen darf er nie, sondern soll allzeit beherrscht werden vom Text. Das spricht sich schon in dem Bewußtsein aus, nach welchem

der Text noch nie als Schlußsatz, sondern wenn überhaupt als Anfangssatz gebraucht worden ist. Wir müssen es als eine Art homiletisches Majestätsverbrechen gegen den Herrn aussprechen, wenn sich so was geltend machen wollte und dem gegenüber aufstellen, daß der Text allzeit, sei es in sog. Predigt oder sei es in sog. Casualrede, das dominirende Prinzip sein solle.

Aus dem Gesagten folgt, daß ein Lesen von Reden, welche irgendwo und irgendwann gehalten sind (Postillen), nur einen Nothstand, einen Mangel von geistbegabten Rednern in der Gemeindeversammlung bekündet. Ist das Lesen auch besser als Schweigen, so kann es dennoch nie genügen, weil die geschichtlichen und localen Zustände, d. h. die Casus sich niemals seelsorgerisch so decken, als es beim Lesen die Voraussetzung ist.

Wie die Predigt-Lectionen der Idee der Rede nicht genügen, so auch die Textlectionen für sich allein. Es tritt dabei der Vollgebrauch des Gotteswortes nicht ein. Man kann nicht sagen, daß z. B. in der Hausandacht die Lectionen doch einen Vollgebrauch des Worts bezeichnen. Selbst in der Hausandacht beruht die Wirkung darauf, daß sich der Zuhörer die Anwendungen selbst zieht und macht, also das thut, was das Wesen der Rede ausmacht. In dem Maaße, als der Zuhörer es unterläßt sich selbst zu predigen, wird die Hausandacht segenlos an ihm bleiben. Es tritt darum in der Predigt oder Rede erst der Vollgebrauch des Wortes ein, da man sich predigen läßt von dem, der die specielle Gabe hat oder doch haben soll, das zu thun, was allgemeiner Priester- und Christenberuf ist: selbst und sich selbst zu predigen.

§ 2. Gebet.

Eine andere Erscheinung des allgemeinen Priester-

thums ist das Gebet. Es ist die andere Offenbarung der Nähe zwischen dem Herrn und seinen Christen der Nähe, welche sich ohne alttestamentlich-priesterliche Vermittelung vollzieht, da der Angebete ebenso sehr Mittler als Sich-selbstvermittelnder ist.

Wie nun die Rede sich durch ihre Einheit mit dem Herrenworte als Christenrede bekundet, so bekundet sich auch das Gebet als christliches oder priesterliches Gebet durch seine Einheit mit dem Gebet des Herrn, des Hohenpriesters. Das V. U. mit seinen sieben Bitten ist gleichsam der Text für alle Gebete und hat beim sogenannten Kirchengebet mehr Anspruch darauf, an den Anfang, als an das Ende gesetzt zu werden.

So wenig in den Lectionen das allgemeine Priesterthum und die Vollkraft des Gottesworts zur Ausübung kommt, ebensowenig die Vollkraft des Herrengebetes und des allgemeinen Priesterthums in dem rosenkranzmäßigen Repetiren des V. U. Gewiß hat nur dasjenige Gebet Verheißung, welches Verständniß des V. U. ausdrückt — und ist nur das Gebet Gebet im Namen Jesu und Gebet im Geist und in der Wahrheit, das keine andere Bitte thut, als die sieben Bitten, richtig verstanden, enthalten.

Wie sich im Herrenworte selbst neben der Einheit eine reiche Mannigfaltigkeit hinstellt, ebenso auch neben dem V. U. mannigfaltige hohepriesterliche Gebete unseres Herrn. Ich erinnere nicht nur an das exclusiv sogenannte hohepriesterliche Gebet, sondern auch an die Bitten aus den sieben Worten am Kreuz und die andern in den Evangelien verzeichneten Herrengebete Joh. 12, 27. 28. 11, 41. 42. Mark. 7, 34. Matth. 11, 25. Luk. 10, 21,

3.

Lineamente der Liturgik und Homiletik, auf ethisch-dogmatischer Basis,

von

Hugo Braunschweig, Mag. theol., Diaconus zu Wolmar.

(Fortsetzung.)

---

2. Abschnitt: Ethisch-psychologische Basis.

Erstes Capitel.

Wesen.

Nachdem wir im ersten Abschnitt von dem Versammler, welcher die Gemeindeversammlung schafft, ausgingen, haben wir jetzt den Ausgang zu nehmen von den Versammelten, um das zu betrachten, was man füglich die ethisch-psychologische Basis der Gemeindeversammlung nennen kann. Während der überspannte Amtsbegriff in andern Confessionen sich begnügt mit der Beschreibung des liturgischen Personals und Thuns, wie es nun einmal ist, muß das evangelische Bewußtsein sich den Zusammenhang seines liturgischen Vornehmens mit dem evangelischen Glauben vergegenwärtigen. Denn ist der „Cultus" uns nicht schlechthin Glaubensdarstellung und zwar Darstellung des irgendwie und irgendwo fixirten Gemeindeglaubens, sondern Lebensthat und Erscheinung des Herrn inmitten seiner versammelten Gemeinde, so kann es unmöglich genügen aus der Gemeinde Liturgen auszuscheiden und auszusondern, denen es obliegt, die bereits fixirten Formulare für Spruch, Gebet, Rede u. s. w. herzusagen oder abzulesen. Es kommt dabei im besten Fall vorzugsweise ja nur zum Vorschein, was für die Geschlechter und Gemeinden vergangener Zeiten bedeutend und nöthig war und wird so das Bedürfniß der Gegenwart und des betreffenden Ortes nicht zu-

mel vorschreibt, so hat es in dem buchstäblichen Wesen des Staates überhaupt seine Begründung.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, muß die Bemerkung hiehergesetzt werden, daß es sich hier noch nicht um ein sogenanntes Symbolum oder Glaubensformular handelt, welches jedenfalls auch an seinem Orte seine Stelle hat.

§ 4. Segenswunsch.

Endlich kommt das allgemeine Priesterthum der Christen zur Erscheinung in dem Segenswunsch. Diese Form des Priesterthums gewahren wir in den Aussprüchen „Friede mit euch" und den andern (Luk. 24, 50. Mark. 10, 16.) des Herrn.

Wollte man von dem Christensegen noch einen separaten Amtssegen unterscheiden, so würde eine alttestamentliche Mittlerschaft zwischen Christus und den Christen gesetzt, das allgemeine Priesterthum verletzt. Das Amt ist nicht im Besitz einer Special-Macht oder Special-Vollmacht für einen oder für viele Fälle. Es ist nur die Ausübung der allgemein-christlichen Macht oder Vollmacht, Kraft oder Vollkraft, Gewalt oder Vollgewalt. Es tritt uns in diesem Punkte einige Unklarheit entgegen, veranlaßt durch den Spruch von den Himmelreichsschlüsseln. Wie in unsern früheren lutherischen Bekenntnißschriften der Begriff des Sacramentes stellweis noch schwankt, und z. B. auch auf die Absolution angewandt wird, so ist auch von vier Mitteln des Herrn die Rede, durch welche er mit uns verkehre, und wird neben den drei Gnadenmitteln die Schlüsselgewalt als ein Viertes genannt. Es möchte nun aber Klarheit in diesem Punkte erst dann eintreten, wenn man sich der Identität der Schlüssel mit den Gnadenmitteln deutlich bewußt wird. Die Gnadenmittel sind offenbar die Schlüssel, die Mittel, mit welchen das

Himmelreich er- und verschlossen wird. Identificiren wir aber die Schlüssel mit dem Amte, so tritt das Amt als viertes Gnadenmittel neben Wort und Sakramenten. Die Gnadenmittel als Mittel des Herrn selbst verletzen das allgemeine Priesterthum so wenig, daß sie es vielmehr gerade setzen. Ist aber das Amt im Stande Priesterthum zu setzen, eben wie der Herr oder die Gnadenmittel, so ist es selbst Gnadenmittel oder gar Stellvertreter und Mittler. So würde der Widerspruch entstehen, daß, während bei dreien Gnadenmitteln das allgemeine Priesterthum zu Recht käme, es von dem vierten Gnadenmittel verletzt würde.

Ob nun der Segen in optativer oder referirender oder declarativer Form exhibirt oder gespendet wird, ändert sachlich nichts, da alle jene Formen eben exhibitiv sind. Wie nicht nur die didactischen und indicativen Elemente des Gotteswortes ausschließlich Gotteswort sind, sondern auch die paränetischen und imperativen und optativen Elemente des Gotteswortes Gotteswort sind, ebenso sind nicht nur die indicativen Segensformen segen-enthaltend, während die optativen segenlos wären. Gotteswort, ob im Imperativ oder Indicativ oder Optativ oder Conjunctiv, bleibt Gotteswort, welches den Segen enthält und ertheilt. Es kann daher nur darüber eine Meinungsverschiedenheit obwalten, an welcher Stelle im Gottesdienst ein Segenswunsch oder Optativ, an welcher ferner ein Indicativ und ein Imperativ seine passendere Stelle habe.

Der Christenwunsch beruht nun aber nicht auf irgend einer Weltbürgerschaft oder Höflichkeit, sondern auf der Gewißheit von seinem Erfolge. Er ist eine Glaubensthat, ein prophetischer Act, ein priesterlicher, aaronitischer Segen. Zugleich ist er eine Liebesthat — eine That der

Liebe und des Dienstes am Andern und am Selbst. Wer Segen wünscht, der glaubt und liebt im Namen des Herrn.

Drittes Capitel.

Zweck.

Der ethisch-psychologische Zweck ist einerseits auf die Erlösten, andererseits auf den Erlöser gerichtet. In seiner Beziehung auf die Erlösten ist er Bewegung und Erhebung des Herzens, in seiner Beziehung auf den Heiland ist er Erhörung.

§ 1. Bewegung und Erhebung des Herzens.

Der ethisch-psychologische Zweck in Bezug auf die Christen ist im Allgemeinen, Gemüthsbewegung hervorzubringen. Im Besondern läßt sich diese nicht genauer beschreiben als in ihrer Richtung wovonweg und wohin. Die Abendmahlsliturgie berechtigt uns hier den Ausdruck Herzenserhebung zn gebrauchen, nach dem: erhebet eure Herzen. Auch ist das Wort so volksthümlich, daß es hier gar nicht mißverstanden werden kann. Wenn die ethisch-psychologischen Mittel diesen Zweck unmöglich machen, so kann unmöglich der Haupt- oder End-Zweck des „Cultus": Erbauung, Heiligung, Rechtfertigung, Verklärung u. s. w. erreicht werden und damit ist die Zusammengehörigkeit des sog. ethisch-psychologischen Zweckes mit dem ethisch-dogmatischen Zwecke ausgesprochen. Ist dies ein Nahen des Herrn zu uns, so ist jenes ein Nahen unser zu ihm. So wird's auch hier wahr, daß, wenn wir uns ihm nahen, er sich uns naht.

Darin unterscheidet sich die evangelische Gemeindeversammlung von allen andern Culten, welche der Gnade segensreiche Wirksamkeit zuschreiben, sobald nur überhaupt die Gnadenmittel gespendet werden und gerade kein Hin-

derniß ethisch-psychologischer Art entgegengestellt wird. Es ist die Voraussetzung vorhanden, daß das Heil dem Verstande ebensosehr angedacht, als es dem Willen angemacht werden könne. Einen ethisch-psychologischen Zweck können sich die andern Culte eigentlich nicht setzen. So gewiß es ist, daß die Gnade die Initiative hat, so gewiß ist's auch, daß sie eben nur das Initium oder den Anfang also die erste Bewegung und Erhebung des Herzens und Gemüthes vollzieht, damit dann der einmal Bewegte und Erhobene sich selbst bewegen und erheben könne, um alle himmlischen Güter zu empfangen. Aber daß der Mensch nichts weiter zu thun habe, als Mund und Ohren und Augen nicht zu verschließen, um gesegnet zu werden, ist einerseits eine Verwechselung geistlicher Dynamik mit Mechanik, eine Ueberspannung der göttlichen Initiative, und andererseits — und das ist der Selbstwiderspruch dabei — eine pelagianische Anschauung, insofern das Aufthun von Mund und Ohr und Auge für's Evangelium absolut dem Menschen vindicirt wird.

§ 2. Erhörung.

Auffallend mag es im ersten Augenblick erscheinen, auch von der Erhörung in der Liturgik zu sprechen. Doch wird die Bedeutung davon sofort klar, wenn wir an die Unsitte denken, welche an verschiedenen Orten mit dem Gebete getrieben worden ist und getrieben wird. Um zu schweigen von den Verfluchungs- und Bannungs-Gebeten u. dgl., leuchtet es wohl jedem Christenmenschen als verwerflich ein, wenn dem Gebete der Zweck der Belehrung, Erklärung, Bekehrung, Erbauung u. s. w. gegeben wird. Wie die betenden Predigten ein Unding sind, so auch die predigenden Gebete. Der Satz muß feststehen, daß der

Urzweck alles Gebetes Erhörung vor allen Dingen zu berücksichtigen ist.

Daher darf auch mit dem Satze nicht Spiel getrieben werden, daß das Gemeinde-Gebet ein Gemeinde-Opfer an Gott, ein Gemeinde-Bekenntniß bezwecke. Soll damit nur die Wahrheit ausgesprochen werden, daß das Gebet allzeit so geartet sein müsse, daß die Gemeinde es als ihr Gebet mitbeten könne und daß der Herr es als ihm wohlgefällig d. h. erhörlich aufnehmen könne, so hat es damit seine selbstverständliche Richtigkeit. Nur darf die Sache nicht so schief hingestellt werden, daß damit der Urzweck des Gebetes mehr oder weniger beseitigt erscheint.

Wenn man von einem selbstständigen Gebets-Act neben den andern gottesdienstlichen Acten gesprochen hat, so hat man sich gleichfalls einer Uebertreibung schuldig gemacht. So wenig die Rede, der Eid, der Segenswunsch als sogenannte selbstständige Acte auftreten dürfen, ebensowenig das Gebet. In der Gemeindeversammlung umgeben und versammeln sich gleichsam diese Acte um die Gnadenmittel, wie die Gemeinde sich um den Herrn versammelt. In der Versammlung separirt sich weder der Herr noch die Gemeinde, darum dürfen sich auch die Gemeinde-Acte von den Herren-Acten nicht separiren.

Viertes Capitel.

Eigenschaften.

Aus dem Gesagten ergeben sich mannigfaltige ethisch-psychologische Eigenschaften für die Gemeindeversammlung, wenn wir die Verhältnisse zur Einheit des Herrn und seiner Gemeinde und zur Vielheit der Glieder und ihrer Casus, ferner zu den verschiedenen Mitteln, ferner zur physischen und psychischen Bestimmtheit der christlichen Persönlichkeit in Betracht ziehen.

§ 1. Einheit und Mehrheit.

Die Einheit des Hauptes und der Gemeinde setzt die Einheit der Gemeindeversammlung, so daß alle Verschiedenheit ausgeschlossen ist. Was nicht als Versammlung der Gemeinde zu ihrem und um ihr Haupt sich herausstellt, kann unmöglich innerhalb des Bereichs des „Cultus" liegen. Familienfeste z. B., etwa Geburtstage, Silberhochzeiten, Hausweihen, Schiffsweihen u. dgl. sind als Gemeindeversammlungen unmöglich.

Wenn demnach die Mehrheit der Gemeindeversammlungen besteht, so hat sie in derjenigen Mehrheit ihren Ursprung, welche durch die von allen Gemeindegliedern durchlebten Hauptlebensmomente, als Geburt und Tod, Confirmation und Heirath u. s. w. oder durch gleiche Beziehung aller Gemeindeglieder auf den Herrn (Festhälfte) oder die Kirche (Kirchhälfte und Kirchenfeste) oder die Gemeinde (Gemeindefeste, Ordination und Introduction, Kirchweih u. s. w.) oder den Staat (Kronsfeste) entstehen.

§ 2. Einfachheit und Mannigfachheit.

Nicht nur Herr und Gemeinde, sondern auch die Mittel des Herrn und der Gemeinde in der Versammlung kommen in Betracht. Wie aus jenen sich Einheit und Mehrheit ergiebt, so aus diesen Einfachheit und Mannigfachheit. Denn es ist die Zahl der Mittel des Herrn eine so geringe — die Zahl ist drei —, daß wir die Eigenschaft der Einfachheit auszusprechen vermögen. Hier eine Mannigfaltigkeit schaffen hieße nicht nur künsteln, sondern auch sich auf den Thron dessen setzen, der allein befugt ist, Mittel für sich zu stiften. Bußübungen, letzte Oelungen, Wallfahrten, Processionen u. dgl. sind Empörungen gegen die Majestät des Herrn, wenn ihnen sacramentale Bedeutung zugeschrieben wird. Nicht minder als willkürliche

ermehrung ist das auch willkürliche Verminderung, wie
e sich in der Beschränkung des Wortes, in der der Taufe
urch die Confirmation u. a. kundgiebt.

Dennoch besteht die Mannigfachheit neben der Ein-
heit, nicht weil die Gemeinde ihr allgemeines Priester-
um in vier, also einer mehr als drei, Thätigkeiten aus-
übt, sondern weil sich neben den drei Mitteln des Herrn
ch die vier Mittel der Gemeinde hinstellen und eine
elfache Zusammensetzung namentlich noch durch die so-
nannten casuellen Beziehungen gefordert wird.

§ 3. Innigkeit.

Um uns diese Eigenschaft des „Cultus" zu vergegen-
irtigen, brauchen wir nur der Extreme zu gedenken,
lche sich hierin geltend machen konnten und können.
nmal ist die Gemüthlichkeit und Naivität, die bis an
Lächerlichkeit grenzt, wohlbekannt, der man oft in Land-
meinden begegnet, wobei denn der Landpfarrer natürlich
ben Organist und Cantor der allergemüthlichste ist. Es
bet, wenn auch eine vielleicht kindliche, doch jedenfalls
solutistische Herrschaft über den Herrn und sein Wort
d Sacrament statt. Andererseits finden wir nicht selten
Grenze für die Persönlichkeit so eng gesteckt, daß uns
Wohlanständigkeit und Kirchenmäßigkeit mit eiskaltem
rmellem und Formel-Wesen überläuft. Schon diese An-
utung wird genügen, um die Freiheit und Gebunden-
it, und zwar beide harmonisch verbunden, als wahrhafte
nigkeit nur im ächt evangelischen Cultus zu finden.
ie entsetzlich, wenn jedes Wort, jede Hand-, Kopf-,
iee-Bewegung, jedes Kreuzeszeichen, jede Bewegung
r Altar und Kanzel, jedes laute und leise Gebet für
Versammelten, Pastor und Gemeinde, kirchlich ge-

maßregelt — oder auch jedes Schnarchen, Schneuzen, Nießen, Detoniren, Salbadern unauffällig ist.

§ 4. Lebendigkeit.

Innerhalb des Protestantismus haben sich im „Cultus" die verschiedenen Fractionen vielleicht noch schärfer ausgestaltet, als sonst irgendwo. Es hat den Anschein, als sei nur das Lutherthum im Stande, die Lebendigkeit zu ihrem vollen Rechte kommen zu lassen. Denn fassen wir die Lebendigkeit als die edle Verschmelzung der Aeußerlichkeit mit der Innerlichkeit auf, so wird vielleicht die Abneigung gegen die Aeußerlichkeit — es sei denn die der Sprache — als reformirter Typus im Allgemeinen zugegeben werden. Die katholischen Confessionen befinden sich wiederum in einer Aeußerlichkeit und Innerlichkeit, welche gleichsam nestorianisch ohne communicatio idiomatum unvermählt neben einander stehen. Nur das Lutherthum scheint glücklicher zu sein, indem es zu einer wahren Lebendigkeit gelangt ist, die Innerlichkeit streng festhaltend, aber doch auch der Aeußerlichkeit so weite Grenzen setzend, als sie durch die nicht nur geistige, sondern auch leibliche Organisation der Persönlichkeit gegeben sind. Wer hat einfache und doch festliche Gotteshäuser, wer Kirchenlied und Kirchenmusik, wer gewähltere Symbole und freiere Sitten, wenn nicht die lutherische Confession? Und warum sie mehr, als ihre Schwestern? Daraus könnte man eine Preisaufgabe machen, deren Beantwortung freilich durch die in der besprochenen Eigenschaft factisch stattfindende Annäherung zwischen Reformirten und Lutheranern vielleicht bald nur ein Vergangenheits-Interesse haben wird.

3. Abschnitt. Die rituelle Basis.

Erstes Capitel.

Wesen.

Von welch grundlegender Bedeutung das Hohepriesterthum und die Hauptschaft Christi einerseits und das allgemeine Priesterthum und die Persönlichkeit der Christen andererseits für die Gemeinde-Versammlung sind, haben wir uns in kurzen Zügen vorgeführt. Dennoch sind damit noch nicht alle Grundvoraussetzungen ausgesprochen. Denn sowohl findet das Christenthum bei seinem Eintritt in die Welt überall ein in festen Formen ausgeprägtes Leben der Völker und Stämme und Gaue vor, als es auch selbst theils stetige, theils bewegliche Formen des Lebens schafft. Es hat sich selbst gleichsam in das vorgefundene Leben einzuleben, theils es zu sich hinaufzuziehen. Wenn man daher auch an dem christlichen Cultus und an der Liturgie den volkspädagogischen Charakter erkannt hat, so ist's gewiß mit Recht geschehen. Nichts destoweniger darf verkannt werden, daß die Sünde keine neue Welt geschaffen, sondern nur die geschaffene verderbt hat. Wenn daher Sitten und Gebräuche unter der Macht der Sünde gelitten haben, so ist's doch auch wahr, daß sich die christliche Kirche mancherlei Sitten und Gebräuche der alten Welt angeeignet hat und hat aneignen müssen, um überhaupt verständlich werden zu können. Sehen wir doch schon in der alten Welt trotz aller Gegensätze zwischen Judenthum und Heidenthum eine nicht unbedeutende Gleichartigkeit der heiligen Personen (Priesterschaft), der heiligen Handlungen (Opferwesen), der Heiligthümer (Orte, Gegenstände), der heiligen Zeiten.

Indem nun das Christenthum in das jüdische und heidnische Leben eintrat, konnte es nicht ausbleiben, daß

es sich vielfach an die bestehenden Ordnungen und Formen anschloß. Wenn die Kirche hierin zu weit gegangen ist, so hat sich das durch die allmähliche Verweltlichung der Kirche gerächt. Gott aber sei Dank, der in Christo wiederum reformatorischen Sieg gegeben hat. Auf Gefahr hin wird allemal, wo das Christenthum seinen ersten Einzug hält, den bestehenden religiösen und sittlichen Lebensformen Rechnung getragen werden müssen. Der Cultus wird stets auch einen assimilatorischen Charakter an sich haben.

Zweites Capitel.

Zweck.

§ 1. Abwechselung.

Daß den Gnadenmitteln nicht beliebig verschiedene Formationen angethan werden können, ist offenbar, da sie Stiftungen des Herrn sind. Spendung sub una oder sub utraque und ähnliches steht nicht beliebig frei. Daß aber die vier Ausdrücke des allgemeinen Priesterthums mannigfaltigen Formationen unterliegen können, liegt in der Natur der Sache und hat sich in der Geschichte der Kirche gezeigt. Doch haben wir hier nicht nur eine Möglichkeit. Sie beweist allemal zu wenig. Es ist auch nothwendig, daß die Ausdrücke des allgemeinen Priesterthums sich in verschiedene Formen hinein begeben, damit das ewige Einerlei in dem, was menschlich ist, nicht Leib und Seele ermüde und langweile. Wie entsetzlich, wenn nur der Liturg und nicht auch die Gemeinde liturgisirt, wenn nur der Liturg singt und die Gemeinde spricht, wenn die Rede entweder nur Bibelsprüche oder logische Schlußfolgerungen und scholastische Distinctionen oder nur Paränesen enthält, wenn nur halbe Noten ohne Rhythmus gesungen und gespielt werden, bis die Sänger unwillkürlich einen Gähn-

Krampf bekommen u. s. w. Das genügt, um die Abwechselung auch in die Teleologie der Liturgik aufzunehmen.

§ 2. Stimmung.

Das Gegengewicht gegen die Abwechselung — die gleichsam centrifugale Kraft — hält als Centripetalkraft die Stimmung und Harmonie. Denn wie das Einerlei ohne Abwechselung langweilt, so zerstreut die Abwechselung, wenn diese für sich allein als ritueller Zweck dasteht. Es muß daher stets beachtet werden, daß alles Einzelne im Cultus eine gewisse Färbung, einen gewissen Ton — oder wie wir's auch nennen können — Stimmung haben solle.

Hiebei liegt die Versuchung zum Erzielen von General- oder auch Specialstimmungen nahe. Der Methodismus neigt dahin, aus der Specialstimmung der Reue eine Generalstimmung zu machen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn sich die Liturgik manchmal, um solchem Methodismus zu entgehen, andere Specialstimmungen zum Totalziele setzt. Doch entsteht dann Methodismus nur anderer Art. Am unschuldigsten erscheint's noch unter Berücksichtigung des Kirchenjahres Kirchenjahrsstimmungen erzielen zu wollen, etwa Adventsstimmung, Passionsstimmung, Osterstimmung u. s. w. Aber daß es sich unmöglich in der Liturgik darum handeln kann, leuchtet schon daraus ein, daß die sogenannte festlose Kirchenjahreshälfte in diesem Falle die stimmungslose wäre. Nun wäre aber doch in der That wiederum ein stimmungsloser Gottesdienst ein Monstrum. Daß das Fest auch dazu beitragen wird, die Stimmung, um die sich's hier handelt, zu modificiren und zu gestalten, ist gewiß. Aber das Fest tritt dann nur als Moment auf.

Ein Anderes ist's mit der Stimmung, welche hier überhaupt als Zweck auftritt. Es ist das eine Stimmung, welche durch das ganze Kirchenjahr hindurch und durch alle sogenannte Casual-Gottesdienste hindurch zur Geltung kommen soll. Diese Stimmung ist von der Persönlichkeit des Seelsorgers oder Liturgen oder vielmehr von seiner seelsorgerischen Thätigkeit abhängig. Wol kann er seiner Persönlichkeit egoistisch das Uebergewicht über seine seelsorgerische Verpflichtung geben — aber auch hier findet der Satz Anwendung: Mißbrauch widerlegt den Gebrauch nicht. Soll die Liturgik nicht überhaupt darauf verzichten, den Cultus als harmonisches Ganze hinzustellen — soll sie überhaupt nicht darauf verzichten, evangelische Liturgik zu sein, so darf sie nicht davor zurückschrecken, den Seelsorger als Seelsorger auch in den Gottesdiensten, und zwar nicht nur in den sogenannten Casual-Gottesdiensten, sondern auch in den sogenannten Haupt-Gottesdiensten hervortreten zu lassen.

Drittes Capitel.

Mittel.

§ 1. Gebräuche.

Die große Zahl der hier in Betracht kommenden Gebräuche, welche als rituelle Mittel erscheinen, werden am Einfachsten in wörtliche und thätliche classificirt.

A. **Wörtliche Gebräuche.** Hier sind drei Arten zu unterscheiden: Lection, Spruch, Lied.

a) Lection. Es liegt im Begriffe der Lection, daß sie sich von aller freien Reproduction fern hält. Die Lection hört auf Lection zu sein, wenn sie nicht buchstäblich abgelesen wird, wenn sie entweder aus dem Gedächtniß hergesagt oder durch Weglassungen, Zusätze und Abkürzungen modificirt wird. Damit ist schon ausgesprochen, daß

nicht alles Beliebige in der Form der Lection auftreten dürfe, sondern nur ein Einziges, nämlich das Wort Gottes, welches uns als heilige nach Inhalt und Form von Gott eingegebene und geoffenbarte Schrift bekannt ist. — Gestattet man Lectionen aus Apokryphen, so ist kein Grund vorhanden, sie auch aus irgend welchem kirchlichen Schriftsteller etwa Luther, Calvin, Zwingli u. s. w. zu gestatten, womit den Legenden Thor und Thür auf's Neue geöffnet ist. — Ob nun aber neben Text-Lectionen noch Lectionen, welche nicht erklärt und ausgelegt werden, zulässig seien, liegt ganz im Bereiche des Geschmackes und läßt sich darüber kein Kanon aufstellen. Ob aber Texte, Text-Lectionen u. a. Lectionen als vorgeschriebene Systeme oder nicht so auftreten sollen, kann nach dem früher Gesagten nicht zweifelhaft erscheinen. Soll dem evangelischen Cultus der seelsorgerische Charakter eigenthümlich sein, und darf mit dem Texte nicht beliebiges homiletische Spiel getrieben werden, so darf auch unmöglich der Seelsorger oder Liturg in seiner Wahl beschränkt werden. Soll die Vorschrift oder das System nur den Zweck haben, dem Liturgen die Wahl des Textes in denjenigen Fällen zu erleichtern, wo er schlechterdings keinen passenden Text zu suchen oder zu finden weiß, so mag's bleiben, hört aber dann eigentlich auf Vorschrift und System zu sein. — Warum aber Lection mehr oder höher sein sollte als Text, ist nicht einzusehen. Der allseitige Gebrauch ehrt das Gotteswort mehr, als der einseitige.

b) Spruch. Das Gebiet der Sprüche ist ein sehr großes. Doch lassen sich im Allgemeinen zweierlei kirchliche Sprüche unterscheiden: etwa einfache Sprüche und eigentliche Wechselsprüche. Doch ist hier die Grenze nicht leicht abzustecken, da sich mancherlei Uebergänge finden.

α) Einfache Sprüche. Wie sich das Priesterthum in den vier Thätigkeiten des Redens, Schwörens, Betens und Segnens ausdrückt, so haben sich auch vier Arten von Sprüchen ausgebildet.

Daß sich die Rede-Sprüche nur bei den drei Stiftungen des Herrn: Wort, Taufe und Abendmahl finden, liegt in der Natur der Sache, um die Stiftung als Stiftung des Herrn zu kennzeichnen (consecriren). — Der Wort-Spruch ist die sogenannte Absolutionsformel. Sie stellt den Inhalt des Worts von der Gnade und dem Troste Gottes in Christo in einem kurzen Spruche, einem Trostspruche hin. Wenn bei diesem Spruche hervorgehoben wird, daß er in Folge des Prediger-Amtes geschehe, so ist's entweder ein Rest amts-priesterlicher Befangenheit oder so etwas Selbstverständliches, daß es füglich unterlassen werden kann. — Ob dem Liturgen der Gebrauch eines oder mehrerer Sprüche freistehen soll, ist fast eine unnütze Frage, wenn sie nicht Bedeutung erhielte durch die Behauptung, daß es liturgisch unrichtig sei, mehre Absolutionsformeln frei zu geben. Das wird vom Herrn selbst widerlegt, der sich, wenn auch wie selbstverständlich im Allgemeinen gleichartiger doch im Besondern verschiedener Absolutions- und Trostsprüche bedient hat. Matth. 9, 2. 16, 19. Luk. 7, 48. 19, 9. 10. Joh. 5, 14. 8, 11. 15, 3. 20, 23. Aber liturgisch am Richtigsten ist es, vorzugsweise solche Sprüche zu gebrauchen, welche vom Herrn selbst gebraucht sind.

Der Tauf-Spruch ist vom Herrn selbst gegeben und muß daher so repetirt werden. Eine besondere Tauf-Consecrations-Formel kennen wir nicht, da uns die Anschauung fremd ist, daß wir den h. Geist vermögen könnten, irgendwo hinein zu gehen, wo er nicht von sich selbst wäre.

Der Abendmahls-Spruch ist gleichfalls vom Herrn selbst gegeben. Wenn beim Abendmahl die Doppelheit eines Consecrations-Spruches und eines Distributions-Spruches vorkommt, so beruht es auf einer Unklarheit, die dadurch entstanden ist, daß man sich noch nicht hat entschließen können, Ueberreste verworfener Anschauungen vollends abzuthun. Schon der Mangel eines Consecrations-Spruchs bei der Taufe hätte darauf aufmerksam machen sollen. Im katholischen Ritual ist der Consecrations-Spruch wesentlich, da der Priester durch ihn die Verwandlung vollzieht und die Spendung nicht eher geschehen darf, als bis die Verwandlung eingetreten ist. Dem Protestantismus ist aber das Abendmahl nur für die Genießenden und für den Genuß da; ihm ist's Abendmahl weder vorher noch nachher, sondern nur während des Genusses. Sollte nun auch aus localen und temporalen Gründen eine vorhergehende Repetition der Einsetzungsworte beliebt werden, so darf doch nie übersehen werden, daß der eigentliche Abendmahls-Act erst mit der sogenannten Distribution beginnt, daher die Kirche nun und nimmermehr berechtigt ist als sog. Distributionsformel einen beliebigen Spruch zu setzen. Als sog. Consecrations-Spruch kann irgend ein kirchlicher Spruch allerdings zugelassen werden, nicht als sog. Distributions-Spruch. Des Herrn soll gedacht werden und seiner Leidens-Geschichte, nicht der Kirche und ihrer Leidens-Geschichte. Welch unerquicklicher Kirchen-Egoismus, wollte die Kirche gerade beim Abendmahl mehr an die kleinen Leiden und Siege ihrer selbst, als an die große Passion und den großen Sieg des Herrn gedenken!

Die Eid-Sprüche, Bekenntniß- und Gelübde-Sprüche haben eine formulirte Gestalt entweder durch die Verbindung der Kirche mit dem Staate oder durch Gewohn-

heit. — Von Eidesformeln sind die Ehe-Gelübde-, die Unterthans-, Huldigungs-, Dienst- und Amts-Eids-Formeln die gewöhnlichsten. Wenn man der Amts-Eids-Formel der Geistlichen eine andere Bedeutung gegeben hat, namentlich den Nachdruck auf die Verpflichtung durch die kirchlichen Symbole gelegt hat, so hat man dabei übersehen, daß die reformatorische Zeit keine solche Verpflichtung kannte, vielmehr in der Gewißheit von der Identität ihres Glaubens mit der Lehre der Schrift und von der Nothwendigkeit, allzeit den menschlichen Glauben zu informiren und zu reformiren aus der Schrift — nur eine Verpflichtung auf die h. S. ohne quia und quatenus kannte. Giebt man den Symbolen bindende Autorität, so muß man sie ihnen auch innerhalb der Gemeinde und der Gemeinde-Versammlung für alle Gemeinde-Glieder in demselben Sinne geben, was doch unmöglich ist.

Von Gebets-Sprüchen sind Doxologie und Litanei die bekanntesten und verbreitetsten. Doch möchte es an der Zeit sein, die vielfachen Wiederholungen darin zu beseitigen, wie ja schon das neunmalige Kyrie u. s. w. abgeschafft ist. — Neben ihnen stehen die Beichtformeln. So sehr die Vorliebe einer Gemeinde für eine oder einige Beichtformeln erklärlich ist, darf doch niemals dem zur Gewohnheit neigenden Gemeindegeschmack, namentlich roherer Gemeinden, soweit nachgegeben werden, daß freie Beichtsprüche des Seelsorgers verboten wären.

Bei den Segens-Sprüchen sind die allgemeinen und die besondern zu unterscheiden. Unter den allgemeinen verstehe ich die in der Gemeindeversammlung als Schluß gebräuchlichen. Die altprotestantische Kirche hatte bekanntlich neben dem aaronitischen Spruche noch andere und es ist nur ein Beweis für die liturgische Unwissenheit

der Gegenwart, wenn diese unter dem Segen schlechtweg den aaronitischen versteht. Unter besondern Segenssprüchen verstehe ich die als Taufformel, Confirmationsformel, Beerdigungsformel, Ordinationsformel in den Agenden vorgeschriebenen Segenswünsche oder Weihsprüche. Es geschieht mit Unrecht, wenn man den genannten Sprüchen eine exhibitive Bedeutung in dem Sinne beilegt, daß der Segen erst den betreffenden Stand constituirt. Wenn der Staat die Sache so ansieht, so mag er's thun um seinetwillen. Nimmermehr aber dürfte an sich z. B. der Anfang einer Ehe heidnischer Ehegatten oder zwischen Civil-Ehe-Gatten erst von dem Datum ihrer (christlichen) Trauung an beginnen. — Ebenso wenig datirt sich die christliche Mündigkeit von dem Augenblick des Confirmations-Votums her oder gar die eigentliche Christlichkeit, wie z. B. fast unsere Agende lautet. — Wie wenig die Beerdigungsformel die Todten einfriedigt, erkennen wir sehr leicht aus der Doppelheit der Augenblicke des Todes und der Beerdigung, welche Tage lang auseinander liegen. Die Verstorbenen müßten sonst in der Unterwelt warten, bis die Kirche oder das Consistorium ihnen gestattet in Frieden zu ruhen, was allerdings sonstwo die Meinung gewesen ist, wo stricte Excommunication ausgeübt und christliche Bestattung nicht jedes Christen erlaubt wurde. — Selbst die Ordinationsformel hat, so lange neben Ordination noch Introduction in unserer Kirche üblich ist, keine schöpferische oder schaffende Kraft. Letztere könnte man höchstens von einer sogenannten Introductionsformel aussagen, wenn wir eine solche hätten. Denn eine Ueberantwortung von Consistorial-Vollmachten, wie sich unsere Agende ausspricht, kann nur den Sinn haben, entweder daß nun der feierliche Augenblick gekommen ist, wo der Introducent Con-

sistorial-Beamter geworden ist, oder wo er die Nutznießung der Widme und Intraden anzutreten habe.

β) Wechselsprüche. Es leuchtet ein, daß diese Sprüche allzeit als Formeln in der Gemeinde bekannt oder im Gesangbuche verzeichnet sein müssen, um von der gesammten Gemeinde gebraucht werden zu können. Der naturgemäßeste Wechsel findet zwischen Liturg und Gemeinde statt. Ein Wechsel innerhalb der Gemeinde mit Ausschluß des Liturgen würde etwas Triviales, ein Wechsel zwischen Liturg und Chor oder Gemeinde und Chor würde wiederum keinen Sinn haben, da der Chor im protestantischen Cultus keine selbstständige Bedeutung hat. Dem Chor eine symbolische Bedeutung etwa als himmlische Heerschaaren zuschreiben, hieße im besten Falle der Thätigkeit der himmlischen Heerschaaren eine Gestalt geben, von der wir nicht wissen, ob sie adäquat sei. Wir geriethen damit entweder in papistische oder poetisch-sentimentale Repristinationen.

c) Lied. Auch hier ist das Wechsellied und das einfache Lied zu unterscheiden.

Den Gesang bloß dadurch zu begründen, daß er die geeignetste Form des gemeinsamen Sprechens sei, ist ungenügend. Das musikalische Bedürfniß liegt tiefer begründet als in dem der Gemeinsamkeit. Erst in der Musik kommt das Ergriffensein auch der leiblichen Sphäre zum Ausdruck. Es ist daher auch natürlich, daß der Wechselspruch meist zum Wechselliede wird.

Wenn es bisher Brauch gewesen ist, die Gemeinde so häufig das Amen singen zu lassen, so hat die Erfahrung gelehrt, daß die Gemeinde sich nicht dafür begeistert. Eine lebhaftere Theilnahme der Gemeinde an den Wechselliedern kann vernünftigerweise nicht eher erwartet werden,

s bis das Wechsellied im evangelischen Cultus eine Besung erlebt haben wird. Die größere Theilnahme der Gemeinde am Kyrie und Gloria ist ein belehrender Fingerzeig. Anstatt der Collecten (d. h. der Bitt- und Dank-Collecten, denn das Gloria ist ja schon eine Lob-Collecte) könnten auch sehr wohl wenigstens manchmal ausgeführtere Wechsellieder gesetzt werden.

B. Thätliche Gebräuche. Mit Unrecht würde man alle thätlichen Gebräuche symbolisch nennen. Es findet hier ein Unterschied der symbolischen und der — ich weiß keinen bessern Namen — emphatischen Thatgebräuche statt. Zu den letztern zähle ich: Kniebeugung, Händefalten, Augen-Erheben und Niederschlagen, Aufstehen, Kopfbedeckung der Frauen. Doch findet hier kein allgemein angenommener Gebrauch statt. In unsren Landgemeinden kommt die Kniebeugung beim Eintritt in die Kirche, beim Beichtgebet, Kirchen-Gebet und Communion vor; in Stadtgemeinden kommt sie nur bei Communion und dem Beichtgebet vor der Communion vor. — Die Kopfbedeckung der Frauen hat sehr häufige Ausnahmen. — Die Augenerhebung geschieht bei uns nur von Seiten des Liturgen auch weder überall, noch bei jedem Gebete. — Das Aufstehen geschieht meist nur bei Lection und Segen, mancherorten auch beim Credo. Was die Umwendung des Liturgen vor dem Altar betrifft, so hat schon Luther richtig gefühlt, wenn er sagt, daß in der rechten christlichen Messe es etwas wegfallen müßte. Es ist in der That weder etwas Emphatisches, noch auch etwas richtig Symbolisches. Denn es widerspricht der Sache und der Lehre zu sehr. Es involvirt eine Läugnung des in der Versammlung gegenwärtigen Heilandes und würde erst sachegemäß sein, wenn's auch auf der Kanzel und nach allen vier Weltgegenden geschähe. Die Richtung der Altäre nach Osten zur Erinnerung an den historischen Ausgang des Heils von Osten hat etwas Wahres und Schönes an sich, ebenso die Erinnerung an das Kreuz auf Golgatha in dem Kreuzeszeichen.

Von symbolischen Thatgebräuchen sind überhaupt nur solche statthaft, welche Ausfluß einer Lehre sind, ohne einen Widerspruch gegen eine Lehre zu enthalten. Daher kennen wir von symbolischen Thatgebräuchen nur: Armerhebung beim Segnen, Handauflegung beim Segnen, das Kreuzeszeichen mit der Hand. Was das Brodbrechen be-

trifft, so liegt darin noch keine Abweichung von der Stiftung des Herrn, wenn wir Lutheraner, anstatt das Brod beim Mahle zu brechen, das schon von vorbereitender Hand gebrochene oder geschnittene gebrauchen. Eine Abweichung würde erst da sein, wenn wir ungebrochenes oder ungeschnittenes Brod äßen.

§ 2. Räume.

Da es der Idee der Gemeinde-Versammlung widerspricht, daß einzelne Acte derselben zu Hausfeierlichkeiten und Conventikeln zusammenschrumpfen, so bedarf der evangelische Gottesdienst ebensosehr eines Raumes, der groß genug ist, die ganze Gemeinde zu fassen, als auch einer innern Einrichtung dieses Raumes, die für die Vollziehung aller einzelnen Acte in demselben geeignet ist. Nur das sanitätische Erforderniß begründet das Recht besonderer Kirchhofs-Kapellen oder Beerdigungs-Kapellen.

Maßgebend für die innere Construction des kirchlichen Raumes ist zunächst die Spendung der Gnadenmittel. Damit ist eine Mannigfaltigkeit von optischen und akustischen Erfordernissen gesetzt, welche ihre Befriedigung vielleichst erst in einem zukünftigen Baustyle finden können, da die gegenwärtigen Kirchhäuser, namentlich die großen, für die Spendung der Gnadenmittel unzureichend sind. Schon der Umstand, daß der Liturg genöthigt ist, verschiedene Standorte einzunehmen, um den zunächst betheiligten Gemeindegliedern sichtbar und hörbar zu sein, weiset auf den Uebelstand hin. Denn wenn auch selbst im evangelischen Cultus eine Unterscheidung nächstbetheiligter Gemeindeglieder von den minder betheiligten Gemeindegliedern bei den einzelnen Acten und Bestandtheilen zulässig ist, so dürfte es doch nie dahin kommen, daß der Liturg einzig und allein nur den Nächstbetheiligten sichtbar und hörbar ist. Am allerentschiedensten macht aber einen modificirten Baustyl der Umstand erforderlich, daß in größern Kirchen ein Theil der Gemeinde absolut nichts sieht und stets sehr wenig hört. Jedenfalls scheint die Idee der evangelischen Gemeindeversammlung zu fordern, daß ihr die großen Pracht- und Riesen-Dome zum Opfer fallen. Im Allgemeinen läßt sich vielleicht behaupten, daß die Kirchhäuser nie so groß sein dürfen, daß die Mehrschiffigkeit nothwendig wird. Denn diese besonders ist es, welche den akustischen und optischen Erfordernissen der evangeli-

schen Gemeindeversammlung nicht genügt. Sie auch ist es vornehmlich, welche den Liturgen zwingt, verschiedene Standorte einzunehmen bald auf Kanzel (und Lesepult), bald auf Altar. In wie weit Schmuck und Zierde durch die bildenden Künste zulässig ist, darüber lassen sich keine anderen Grundsätze aussprechen, als die, welche sich aus den Eigenschaften des evangel. Cultus von selbst ergeben. Wenn Schmuck und Zierde nie für sich selbst, sondern nur für den evangelischen Zweck da sein dürfen, so wird im Allgemeinen Nüchternheit stets der Wahlspruch sein müssen, womit ebensosehr schweizerische Aengstlichkeit als römische Sorglosigkeit ausgeschlossen ist.

§ 3. Personen und Aemter.

Es findet hier der Unterschied des directen und des indirecten Dienstes statt, der äußerlich dadurch eingehalten wird, daß für den ersten die Weihe, für den andern aber nicht gefordert wird.

Da im evangelischen Cultus Liturg und Pastor Ein und Dasselbe ist, so ist eine Trennung des liturgischen vom seelsorgerischen Amte unmöglich, — jede Mehrheit von Personen hier ein Widerspruch gegen die Idee. Dagegen sind die indirecten Dienste zu verschiedenartig und zu gleichzeitig, um von einem Individuum geleistet werden zu können. Daher Vorsänger, Chor, Organist, Küster, Glöckner, Thürsteher u. s. w. Ob es nicht wünschenswerth wäre, für den Kelchdienst einen der kirchlichen Beamten zu verwenden, soll hier zunächst nur als Frage aufgeworfen werden.

Vom liturgischen Anstande besonders hier zu handeln, ist unnöthig, da das Hauptsächliche davon schon in den Eigenschaften des Cultus enthalten ist. Aber ein Wort über den Anzug ist wol am Orte. Denn keineswegs ist er ein Moment des bloßen Anstandes, ebensowenig wie ein Symbol der Weihe, da bekanntlich in manchen größern Städten auch die Leichenträger und Pferde vor dem Leichenwagen einen besondern Anzug zu haben pflegen. Die besondere Kleidung des Liturgen muß dem Zwecke entsprechen. Ist damit einerseits jede Uniform d. h. stetige Amtstracht ausgeschlossen, weil Kaffee- und Thee-Trinken nicht zum evangelischen Amtszwecke gehört — so ist doch andererseits etwa Frack nebst obligatem Zubehör ein ebensogroßes Hinderniß für den Liturgen, wie etwa für den

Schiffs-Kapitän im Sturme. Nur in der einfachsten Kleidung ist der Liturg im Stande mit der für seinen Zweck nöthigen Ruhe aufzutreten. Je künstlicher und vielfältiger die Kleidungsstücke, desto beengter und gebundener ist er durch die Kleinigkeiten. Daher und aus keinem andern Grunde ist der Talar vortrefflich, die kleinen weißen Lappen am Halse aber haben schon oft Veranlassung zu großen Wirren gegeben und möchten daher besser wegbleiben.

§. 4. Zeiten.

Wie oft und wann die Gemeinde sich zu versammeln habe, darüber hat der Herr ebensowenig eine Satzung gegeben, wie darüber, wie oft und wann die Hausandacht gehalten werden soll. Das Uebermaaß kirchlicher Versammlungen in den katholischen Confessionen hebt die Hausandacht auf und wäre es nur das andere Extrem, wenn die Gemeindeversammlung von Hausandachten und Conventikeln beengt würde. So viel ist gewiß, daß das rechte Maaß sich aus localen und temporalen und klimatischen Verhältnissen ergeben werde. So oft allen Gemeindegliedern die Versammlung möglich ist, so oft ist es ihre Pflicht sich zu versammeln. Dies ist der allgemeine Grundsatz. Die Geschichte der Kirche lehrt, daß zunächst die wöchentlichen Versammlungen für die Gemeinde möglich sind. Die Wahl des Wochentages ist sehr begreiflich auf den Sonntag gefallen, weil der christliche Glaube auf dem aus Leid und Tod erstandenen Heilande beruht, die Gemeindeversammlung überhaupt den Glauben an den lebendigen gegenwärtigen Heiland zur Grundvoraussetzung hat. Wenn sich neben den wöchentlichen Versammlungen noch besondere Tage hinstellten, so war das ein sehr natürlicher Schritt weiter. Aber eitel Spielwerk ist es in den local und temporal entstandenen besondern Versammlungstagen oder Festtagen ein geschlossenes System entdecken zu wollen.

Ist nun einmal durch die Wahl des Sonntages das Prinzip der Erinnerung und des Gedächtnisses an die Thaten des Herrn aufgestellt, so ergiebt sich die Scheidung des Jahres in eine sog. Festhälfte und in eine sog. festlose Hälfte von selbst. Doch ist der Unterscheidungsname keineswegs glücklich gewählt, da die sog. festlose Hälfte keineswegs festlos ist und vermuthlich allmählich noch festerfüllter werden wird. Doch mag der Unterschied

derjenigen Feste, welche sich auf die heilstiftenden Thaten, und derjenigen, welche sich auf die heilspendenden Thaten des Herrn beziehen, innegehalten werden. So wenig aber die heilspendenden Thaten abgeschlossen sind, sondern wenn auch zum Theil wiederkehrend sind, doch stets auch neu und unerwartet erscheinen und noch erscheinen werden, ebensowenig ist die Zahl der sich auf die heilstiftenden Thaten des Herrn beziehenden Feste abgeschlossen. Wenn sich allmählich neben Osterfest Weihnacht und Pfingsten u. s. w. hingestellt haben, so bleibt immer noch Raum zu mancherlei Festideen und werden sich im Laufe der Zeiten gewiß noch solche Feste erzeugen. Ist doch in neuerer Zeit durch das Erwachen des Missionseifers dem Epiphaniasfeste ein besonderes Leben eingehaucht. Es möchte vielleicht an der Zeit sein, auch der Verklärung des Herrn eine festliche Bedeutung zu geben. Daß der Zeitgeist der Kirche zum Theil dahin neigt, das Leben des Herrn zu vermenschlichen — wenn ich mich so ausdrücken soll — ist nicht zu läugnen. Woher kommt's, wenn nicht aus jener Wunderscheu, daß man mit der Verklärung, dieser Widerlegung aller Verendlichungs- und Vermenschungs- und blassen Verkörperungs-Theoreme des Logos nichts Rechtes anzufangen weiß. Wenn die evangelische Kirche ein Verklärungsfest allgemein festlich feiern wird, wird sie auch über jene Theoreme den Sieg gewonnen haben. — Sehr richtig hat man dem Gründonnerstage die Bedeutung eines Abendmahlsfestes und dem Trinitatisfeste die Bedeutung eines Tauffestes gegeben. Es möchte nun aber die Idee des Epiphaniasfestes als Missionsfest vielleicht zu einem Feste der Verkündigung des Gotteswortes auch unter den Christen, oder der Erscheinung des Herrn im Worte erweitert d. h. zu einem Feste des Gottesworts gemacht werden müssen.

Was die heilspendenden Thaten des Herrn betrifft, so ist der genannte Unterschied von stetig wiederkehrenden und einmal erwiesenen statthaft. Unter den stetig wiederkehrenden möchten die gewöhnlichen Kronsfeiertage als Dankfeste für bürgerliche Ruhe und Ordnung, Erndtefest als Dankfest für die Leitung der irdischen Kräfte, Todtenfest als Dankfest für die den Todten erwiesenen Wohlthaten zu begreifen sein, u. s. w.; den einmaligen Thaten aber Bibelfest, Reformationsfest, Kirchweihfest u. s. w. zugewendet sein. Was die sog. Bußtage betrifft, so haben

sie nur Sinn als Erinnerungen an besondere Bußrufe und vollzogene Züchtigungen des Herrn über Stadt und Land, Volk und Gemeinde. So kann denn auch der Bußtag als ein Bußtagsfest und Dankfest für wiedergegebene Gnade erscheinen. Wird er aber als ein besonderer Tag zur Buße aufgefaßt, so hat er im evangelischen Glauben keinen Boden und könnte nur dahin führen, den Aberglauben zu befördern. Daß der Zeitgeist noch vielfach zu solcher abergläubischen Vorstellung vom Bußtage neigt, die Kirchen ortsweise am Bußtage am Allergefülltesten sind, zeigt, daß wir über Mangel an Aberglauben innerhalb der protestantischen Kirche noch nicht allerorten Ursache haben stolz zu sein.

Viertes Capitel.

Eigenschaften.

§. 1. Heimathlichkeit.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte des Gottesdienstes innerhalb des Protestantismus, so finden wir eine reiche Mannigfaltigkeit von Liturgien, namentlich lutherischen. Gedenken wir allein Deutschlands, so ist es bekanntlich unsern Vorältern nie eingefallen, eine deutsche evangelische Reichsliturgie zu Stande bringen zu wollen. Nur Preussen hat neulich zum Zwecke der Union die ersten Versuche angestellt. Das reformatorische Jahrhundert hat mindestens ein halbes Hundert deutscher Liturgien aufzuweisen, die nichts weniger als nach Einem Schnitt gearbeitet sind. Fast jede größere Heimath hatte ihre Liturgie. Dennoch ist nicht zu läugnen, daß die Ortsthümlichkeit, so sehr sie auch ein Moment in der Heimathlichkeit ist, dennoch meist nur kleinere Unterschiede hervorbringt, im Gegensatze zur Volksthümlichkeit, diesem andern Momente der Heimathlichkeit auch für den Cultus. Wie verschieden doch die deutsche, die englische u. s. w. Liturgie!

§. 2. Zeitlichkeit.

Bekanntlich macht die kirchenthümliche Richtung nicht unbedeutende Anstrengung, wie die alte Kirche so auch die altkirchliche Liturgie zu repristiniren. Wie auf den andern Gebieten der Theologie, so auch auf liturgischem Gebiete darf der Einfluß und Segen dieser — im kirchenthümlichen Prinzipe wenigstens schon mit Schleiermacher beginnenden — Richtung nicht verkannt werden. Ihr gebührt zunächst das Verdienst, auf die Schätze der Vergangenheit

mit besonderem Ernste aufmerksam gemacht zu haben. Wenn sie sich dabei in Repristinationen verrennt, so ist das zu entschuldigen. Dergleichen ist nun einmal das Theil aller Zeitrichtungen. Auch ist ja das gewiß wahr, daß nicht alle Sonntage der Gemeinde auf einem neugedruckten Blatt Papier eine ephemere Liturgie aufoctroyirt werden darf. Die Altheit oder Geschichtlichkeit soll stets ein Moment an der evangelischen Liturgie bleiben, wenn sie nicht statt zu erbauen, amüsiren oder statt zu sammeln zerstreuen will. — Trotz dem ist aber auch das gewiß, daß jede Zeitperiode ihr Recht, ihr Gefühl, ihren Geschmack, ihre Gedanken hat. Für besondere Schreib- oder Lesarten ꝛc., Alterthümeleien mag der Bücherwurm zwischen seinen vier Wänden vermöge seines Hämorrhoidalismus und Hypochondrismus sich begeistern, die Gemeinde wird's nie. Sie wird hoffentlich stets verlangen — und wehe, wenn nicht — die Liturgie sammt Liedern mitverstehen, mitbeten, mitsingen, mitsprechen, mitfühlen zu können. Nur Neuheit oder Zeitgemäßheit kann gegen die Geschichtlichkeit das rechte Gegengewicht halten.

II.

Zur Literatur.

Der Redacteur dieser Zeitschrift ist noch immer auf sich allein angewiesen, um diese Rubrik der „Literatur" auszufüllen. Das hat, abgesehen von der oft recht drükkenden Last, die dem „Recensenten" und „Beurtheiler" oder auch einfachen „Anzeiger" bezüglicher Bücher und Schriften mit dieser Arbeit auferlegt ist, für den Leser auch sein Angenehmes, indem dieser nun in die beruhigende Lage sich versetzt sieht, alles Gedruckte, was ihm hier vorgeführt wird, nur durch Eine Brille zu betrachten. Weiß er das einmal, und kennt er den Farbenton der besagten Brille, so kann er diese für sein Auge zurechtstellen, Lob und Tadel addiren und subtrahiren nach eigenem Takt, und ist vor Täuschungen viel gesicherter, als dort, wo „ohne Solidarität der verschiedenen Recensenten" in einem ziemlich bunten Repertorium die einzelnen Schriften unter

mannigfaltig geschliffenen Gläsern zur Anschauung kommen, die nicht sofort zu erkennen geben, von welchem „Standpunkte" aus man gefälligst sehen soll. Auch dürfte für den Leser die Hinweisung auf einen Umstand, der in dieser „einseitigen" Recensiranstalt liegt, nicht minder etwas Beruhigendes haben. Wer nämlich zeigt hier an, recensirt, lobt, tadelt? Keine so zu sagen Sorbonne, die von hoher Staffel Lorbeeren spendet oder versagt; keine Phalanx, die in geschlossener Gliederung das Terrain zu occupiren geneigt ist; kein normatives Tribunal, dem zu widersprechen es an Lust fehlt; sondern Einer, der einzig und allein von der Nothwendigkeit getrieben, die Rubrik „Zur Literatur" herzustellen, ganz einfach und harmlos die Feder ergreift, aber nun auch ohne Zagen seine Meinung, nicht mehr und nicht weniger, sagt, zufrieden, wenn sie sich als richtig bewährt, und auch zufrieden, wenn sie berichtiget wird. Der Leser wird demnach ersucht, bei allen diesen Bücheranzeigen, mit denen, wenn es Gottes Wille ist, auch noch ferner hier in dieser Art fortgefahren werden soll, sich zu denken: hier erfahre ich, was der bewußte Anzeiger beim Lesen der besagten Bücher gedacht und empfunden hat und welche Eindrücke ihm aus ihnen zu Theil geworden sind; ein absolut entscheidendes Urtheil darf ich hier nicht suchen, weil ein solches hier gar nicht dargeboten werden soll.

1) Ein Leben im Wort und Worte für's Leben. Lebens- und Charakterbild von Christian Luther, weil. Prediger und Diac. an der St. Nikolai-Kirche in Reval, nebst einer Sammlung von ihm gehaltener amtlicher Gelegenheitsreden. Reval. 1859. 182 S. 8. „O welch ein Schatz ist es doch um einen treuen Haushalter! Welch ein Segen für eine Gemeinde: ein Lehrer, der ein lauteres Gefäß der Gnade und Wahrheit ist, der rechtschaffen dem HErrn und den Seelen dient, der mit Gebet und Flehen vor dem Riß stehet, — in dem Christus wahrhaft eine Gestalt gewonnen! Welcher Segen für eine Stadt, einen solchen Arbeiter und Fürbitter zu ihren Kindern zählen zu können! Ist dieser Segen und Schutz von Stadt und Gemeinde erkannt worden? Wird er erkannt werden? Gott der HErr walte es in Gnaden!" Mit diesen ein schönes Zeugniß über Christ. Luther (geb. in Reval 1804, gest. daselbst 1853, nachdem er im 19. Jahre als Prediger und Seelsorger in seiner Vaterstadt

gewirkt hatte) ablegenden Worten, die freilich zuletzt in einen fast wehmüthig klingenden Wunsch übergehen, als wenn die rechte „Anerkennung" doch noch gefehlt habe, schließt der Verf. das Lebens- und Charakterbild eines unsrer Zeit- und Amtsgenossen, der in feinen und sinnigen Zügen (auf 43 Seiten) uns dargestellt wird. Schon um dieses Nekrologes willen, deren wir nicht genug haben können, verdient diese Schrift Beachtung und Verbreitung, da der Verf. nicht ermangelt hat, aus dem reichen Schatze seiner inneren und äußeren Erfahrung viele treffende Winke und Erläuterungen in die Schilderung seines Freundes einzuflechten. Der treue Diener am Wort, der in „Bekenntnißtreue" (S. 23) und „Ueberzeugungstreue" (S. 17) fest stand, wird uns in seiner Entwickelungsgeschichte wahr und anschaulich dargestellt, überaus verständlich denen, die dieselben Epochen der jüngst verflossenen Decennien durchlebt haben. Wer Sartorius (nun auch heimgegangen!), Schleiermacher, Hegel, Daub ꝛc. in sich auch durchgemacht hat, begreift ihn vollkommen. Viele eingestreute Worte und Aeußerungen Luther's, theils mündliche, theils aus Briefen, können nicht genug beherziget werden. So z. B. (S. 17): „Er konnte und wollte im Augenblick nicht mehr geben als er selbst hatte und mit voller Ueberzeugung seines Herzens umfaßte. In diesem Sinne konnte er einen Andern wohl fragen: sage, hast du Das auch, was du aussprichst, und sprichst du nicht mehr aus, als du innerlich erfahren hast und als wirklich dein Eigenthum geworden ist?" — oder, wenn er nach dem Tode seiner Mutter (1836) von ihr schreibt (S. 4): „Obgleich sie wenig von Christo zu reden wußte, so hatte sie Ihn. Ja wirklich, es giebt Menschen, von denen man sagen kann, sie haben das ewige Leben, ohne daß sie es selbst wissen!" Wenn der Ref. von derselben sagt, „sie habe bis an ihren Tod eine demüthige, fromme, gläubige Gesinnung offenbart," so möchte eben die Bezeichnung „gläubig," nach den Aeußerungen des Sohnes selbst, etwas zu stark aufgetragen sein, da das Wort „gläubig," (abgesehen davon, daß man „gläubig" und „kirchlich" vor 20—30 Jahren noch nicht so schied wie heute) auch damals eine bestimmtere Färbung, durch „Erkenntniß" bedingt, an sich trug, und man in „christlichen" Kreisen nicht leicht die Eigenschaft „gläubig" Jemandem beilegte, der Christum „hatte, ohne daß er davon selbst wußte." —

Sehr belehrend ist (S. 20) die Hinweisung, daß „er durch Schleiermachers Abscheu vor dem Beklebtsein mit fremdem Zusatz, durch dessen Ansicht von Urbild und Zerrbild an jedem Menschen und dessen Dringen auf selbstständige Entwickelung der Eigenthümlichkeit bewahrt blieb von Nachahmungstrieb, oder Sucht, es Andern gleich zu thun, oder Mangel an selbstständiger Eigenthümlichkeit." Das scheint übrigens immer das Schwierigste aber auch Lohnendste bei der Abfassnng solcher „Lebens- und Charakterbilder" zu sein, daß der Verf. möglichst nichts von dem Seinen hinzuthut, sondern sich begnügt, den Zuschildernden eben so zu geben, wie er gewesen ist. Das ist hier gelungen. Möchten recht Viele sich an diesem Bilde unseres L. erbauen, der bei aller erbeteten und gewonnenen Glaubensfestigkeit gewiß auch mit dem Apostel gesagt haben wird: „Nicht daß ich's schon ergriffen habe." Interessant war die Notiz (S. 43): „Oft und gern schaute er in die Zukunft des Reiches Christi hinaus. Das prophetische Wort und namentlich die Apokalypse wurden ihm von Jahr zu Jahr lieber. Und er gewann für diese Parthien der Schrift immer mehr Verständniß, je mehr er den geistleiblichen Sinn der Schrift und das Massive ihrer Begriffe, die Sachen in den Worten fassen lernte. Es war, als wollte der HErr ihn nicht von hinnen ziehen lassen, bis Er ihm auch in diesen Schatz Seines Wortes einen rechten Blick vergönnt. Der Gedanke war L. schwer, sterben zu müssen, ohne im lieben Gottesworte so ganz zu Hause gewesen zu sein. Was er daher an Zeit erübrigen konnte, widmete er hauptsächlich dem Studium der Bibel." Hiebei sei verstattet, ein Bedauern auszudrücken, daß es dem Verf. nicht gefallen hat oder gegeben war, etwas näher darauf einzugehen, wie sich L. das „Verständniß" der Apokalypse zurechtgelegt hatte. Auch ist der Ausdruck: „das Massive der Begriffe der Schrift" jedenfalls für Laien, die den Nekrolog doch auch lesen sollen, unklar.

Die „Gelegenheitsreden" bilden den größten Theil des Inhaltes (S. 46—182). Zuerst sind es 3 Taufreden, 3 Confirmationsreden, 3 Beichtreden, 3 Traureden und 5 Beerdigungsreden; alle, was mit großer Zustimmung bemerkt werden muß, über bestimmte Bibeltextworte, und zwar 8 aus dem N. T., und 9 aus dem A. T. Nun ist es gewiß ganz gut, daß das A. T. auch zu Worte

t, indeß wäre das vielleicht ein voreiliger Schluß, als
L. durchweg die A. T.lichen Texte vorherrschen lassen.
sonst will es doch scheinen, als wäre dem N. T. der
ig zu geben, wo es gilt, das Gotteswort vor der
inde auszubeuten. Je seltener solche Gelegenheitsreden
seren Tagen im Druck, auch bei uns, zur Veröffent-
g kommen, um so schätzbarer ist eine solche Mitthei-
wie sie hier gegeben ist. Je mehr es noch immer,
in unsern Tagen, Personen aus unsern Gemeinden
die Gotteswort in der Regel nur bei Casualien wie
„Unvermeidliches" an sich herankommen sehen und
, indem sie nur ausnahmsweise zum Anhören einer
gt Veranlassung finden, je mehr die Gebildeten, auch
en Kreisen, wo eine ἐπίγνωσις τῆς πίστεως nicht eben
warten steht, grade ein „passendes" und „ansprechen-
Wort erwarten, um desto schwieriger wird die Lage
redigers, wenn er nicht ein bloßer Orator sein will,
n wirklich darauf ausgeht, ein Saamenkörnlein aus
Schatze der τιμία ἐπαγγέλματα auszustreuen, das
Wort zu finden, desto dringender für ihn die Pflicht,
vorzugsweise meditatio und elaboratio vorangehn
ssen. L.'s Reden gehen alle auf den Hauptpunkt los,
um zu ergreifen im Glauben. Und das ist gewiß
: das Eine, was Noth thut. Die Sprache ist ernst,
h, eindringlich, biblisch-symbolisch. Auf sogenannte
ittelungsversuche, den „Ungläubigen" gegenüber, sich
assen, d. h. von einem Punkt auszugehen, wo eine
einstimmung vorauszusetzen ist, um von da aus per
quentem conclusionem in die rechte Bahn einzu-
l, so daß allmälig die falsche bei Seite gelassen wird,
cht seine Sache. Nun, die Gaben sind verschieden.
t belehrend, zu sehen, wie ein fleißiger Bruder, der
it der Sache ernst nimmt, sein Werk treibt. — Auch
iden folgenden „Reden, gehalten am Stiftungstage
um Andenken Dr. Martin Luthers gegründeten Wai-
uses" sind fromme Ergüsse desselben ernsten Geistes,
us allen diesen Mahnungen, den alten Glauben der
(wieder) zu gewinnen, weht. — Zum Schluß sind
zwei Synodalvorträge aus „früherer Zeit" ge-
r Beantwortungen von Fragen, die als Synodalthe-
aufgegeben schienen: 1) Wie weit geht der Gebrauch
Vernunft in göttlichen Dingen? 2) Was ist besser:
zum Glauben, oder öfter zur Tugend zu ermuntern?

Ref. muß aufrichtig gestehen, daß, wenn er die obigen „Reden" in ihrer Berechtigung vollkommen zu würdigen weiß, ihm dasselbe mit diesen mehr oder weniger doch „wissenschaftlich" gehaltenen Abhandlungen nicht gelungen ist. Es scheint nicht, als sei L. gehörig gerüstet gewesen, trotz dem, daß er einmal dem alten Hegel ein Loblied singt (S. 10.), und auch von Schleiermacher etwas gewonnen hat (s. S. 9.), über dergleichen Gegenstände sich auch nur einigermaßen eingehend zu verbreiten. Den Theologen können dieses specimina eruditionis nicht befriedigen, und den Laien verwirren sie, so gefaßt. Besser vielleicht, sie wären einem unsrer beiden theol. Zeitschriften zum Abdruck zugewiesen, als ein Beweis, wie ein frommer und treuer praktischer Theologe sich in populärem Style die Sachen zurechtgelegt hat. Es fehlt hier der Raum, den Nachweis der eben ausgesprochenen Behauptung zu geben; dazu müßte man zwei besondere Abhandlungen schreiben. Nur soviel: die Themata waren, so formulirt, „aufgestellt," aus „früherer Zeit," also nicht von L. erfunden. Gegen die so „aufgestellten" Themata könnte man nun gleich von vornherein viel einwenden. Nun ist das Mittel, wie man sich aus solchen unbequemen Lagen herauswickelt, nicht unbekannt. Wer sich dran macht, eine „aufgestellte Frage" zu beantworten, und weiß sich mit der so gestellten Frage nicht recht einig, der entlockt vor allen Dingen der Frage erst ihren Sinn, in welchem er sie faßt, und alsdann, etwa nach einer neuen präciseren Fragformulirung, läßt er die Frage „sich bewegen," bis sie in ihrer „Selbstbewegung" zur Lösung kommt. Offenbar gehört die Frage Nr. 1 zu der Sippe, „daß es mit der sogenannten Vernunftreligion nichts ist." Aber die Frage so gestellt: Wie weit x., spielt die Frage sofort auf die Kategorie der Quantität; es wird hier gezählt, gemessen: drei, vier Längenmaße Vernunftgebrauch, gut; doch nun im fünften, sechsten Längenstadium, da höre der Vernunftgebrauch auf. Als wenn es ein ultima Thule, eine umnebelte äußerste Grenzstation gibt, wo die Vernunft aufhört. So scheint's aber doch nicht zu gehen. Die „Vernunft," nach dem hoffentlich einmal zu fixirenden „aristocratisch-wissenschaftlichen Sprachgebrauch" ist nichts mehr und nichts weniger als das dem Menschen anerschaffene Organ, das Gebiet des Uebersinnlichen, des Geistigen, Ethischen ꝛc. zu erfassen. Es müßte nothwendig erst der Begriff der „Vernunft" zur

vorläufigen Erörterung kommen; da würde man gleich sehen, daß Vernunft erst dort wird, wo die „göttlichen Dinge" anfangen. Doch hier gerathen wir gleich in die Logik und Psychologie hinein! Sich den Bart putzen, Stiefel anziehn, Haus bauen, Feld bearbeiten, dazu gehört was anderes, als was man Vernunft nennen sollte. Der Begriff Vernunft ist nicht von Gummi elasticum, daß man ihn „auch im weiteren Sinne gleichbedeutend mit Intelligenz überhaupt" nehmen könnte. Zum Sehen brauchen wir Augen, und zum „Glauben" auch ein Organ, nämlich „Vernunft. Ferner muß man sich klar machen: was heißt „brauchen," und was sind die „göttlichen Dinge?" Erst wenn man das sich zurechtgelegt hat, kann man weiter gehn, oder vielmehr möchte die These aufgestellt werden; mit der Zerlegung dieser Sachen fiele das Resultat wie ein reifer Apfel von selbst in den Schooß. Daß es viele herzlich schlechte und einfältige „Philosophen" und „Philosopheme" gegeben hat, ist kein Beweis, daß die Vernunft nichts taugt, sondern nur, daß die lieben Leute die Vernunft nicht recht gebraucht haben. „Greuel der Revolution" können nimmer das Recht geben, auch „der Vernunft des Vernünftigsten nicht viel zuzutrauen," vielmehr zeigen sie, wohin die Unvernunft der Unvernünftigsten führt. Allerdings sollen wir nichts, als den Sinn der heil. Schrift herausfinden, aber wir sind noch immer dabei. Ob die Lehre vom Teufel, von der Erbsünde, von der stellvertretenden Genugthuung u. s. w. so in der Schrift dasteht, wie gewisse treffliche Männer sie meinen gefunden zu haben, das ist noch die große Frage, und das auszumachen, dazu gehört denn Vernunft und immer Vernunft und wer da meint, was habe die Vernunft eines guten und edlen Menschen vor so und so viel Jahren schon gethan, den habe der liebe Gott dazu besonders instruirt, und daher sei es thöricht und gottlos, seine Vernunft bei dieser Operation, die uns die „göttlichen Dinge" zurechtlegt, in Thätigkeit zu setzen, und das Facit, das die alten Theologen vor Jahrhunderten einmal ausgerechnet haben, noch einmal überrechnen, ob es sich auch wirklich so verhalte, das sei eine Empörung gegen Gott und Kirche, — ich sage, wer das meint, ist eben dahin gekommen, wovon Martin Luther und seine Gesinnungsgenossen uns befreien wollten. — Die andere „aufgestellte" Frage: „Was ist besser: öfter zum Glauben, oder öfter zur Tugend zu ermuntern?" ist auch nicht viel

besser. Die hier gegebene Antwort ist in einem ganz artigen Styl geschrieben, L. hat hier ganz richtig herausgefühlt, es handle sich vor allen Dingen das „Verhältniß" zwischen Glauben und Tugend zu bestimmen, wobei die beiden Begriffe Glaube und Tugend allerdings recht scharf zu präcisiren wären. Die Erfindung des in Gleichnissen angegebenen „Verhältnisses" ist gar nicht übel. Man könne das Verhältniß, meint L., auf dreierlei Art bezeichnen: 1) soll man Linsen oder Bohnen bauen? zur Abwechselung wäre beides gut, einmal Glaube, das andere Mal Tugend. Das meint er, mit Recht, wäre schlecht. 2) soll man den anzubauenden Klee begipsen (mit Glauben zur Tugend instigiren)? wird auch als schlecht abgewiesen. 3) Glaube = Begründung, Tugend = Bewährung. „In diesem Sinne seien immer Glaubenspredigten zu halten." — Da diese Argumentation noch immer ziemlich vulgär ist, so sei es erlaubt, ein Paar Worte gleichsam als Material zur Vorlage, nicht für eine einstige General-Synode, sondern für eine die Sache tiefer schöpfende Arbeit zu sagen. „Glauben" predigen, und dadurch inclusive und effectiv „zum Glauben ermuntern," kann man dreifach: 1) so, daß man die Thatsachen des Glaubens auseinandersetzt; 2) sodann, daß man die Lehre von diesen Heilsthaten gibt, auch sehr wichtig, und 3) das durch Christum mitgetheilte innere Glaubensleben, d. h. den Glauben in den Christenherzen nach seiner innern Zuständlichkeit (Seligkeit) darstellt. Das sind gewiß große reichhaltige Themata, die hier nur formell angedeutet sind, die immer wieder und nie genug in den Predigten, Ansprachen, Vorträgen den Inhalt geben. Die Tugend dagegen, die andere Seite der ζωὴ αἰώνιος, die werden und wachsen soll, nicht das Sein des Glaubens, sondern dessen Thätigkeit und Wirksamkeit, strenuus animae tonus ac vigor (Bengel), „die sittliche Tüchtigkeit" (De Wette), das Verhalten derer, die nur in Darreichung der Tugenden zu immer völligerer Erkenntniß Christi gelangen (das „Gesetz" immer nur zu treiben nach dem usus elenchticus ist einseitig), die Erkenntniß zu festigen in dem, was das berufene Volk Gottes zu thun hat, wie und warum sich die einzelnen christlichen Tugenden zu entfalten haben, was es mit den praktischen Erweisungen des Christensinnes auf sich habe, wie in den einzelnen Fällen und Lebenslagen das Gesetz seine Anwendung erleide, und alle Stimulationen auch der Achtung, Dank-

[illegible]keit 2c. in Bewegung setzen, — die Tugend predigen, ist [illegible] ein Thema von unerschöpflichem Inhalt, — kein Lebens-[illegible]fahrener wird die Arbeit, die sich beschäftigt, „zur Tugend [illegible] ermuntern" irgend wie gering anschlagen. — Uebrigens [illegible]ist die Frage: „Was ist besser: öfter zum Glauben, oder [illegible] zur Tugend zu ermuntern" ziemlich ungewiß, wie der [illegible]ragsteller das gemeint hat, ob er mehr für Glaubens-Er-[illegible]unterung oder für Tugend-Ermunterung ist, ob er der [illegible] einer gewissen Zeit aufgekommenen Sitte, nachdem ein [illegible]aar Decennien vorzugsweise Moralpredigten gehört wur-[illegible], den Glauben zu betonen, Recht giebt, oder sie mit [illegible]heimem Widerwillen begrüßt, oder ob er selbst zweifel-[illegible] eine hübsche Lösung und Auseinandersetzung wünscht. [illegible] will es indeß scheinen, als wenn Psalm 50 noch immer [illegible] genug den Menschenkindern, d. h. hier den Christen-[illegible]meinden vorgehalten werden kann. Ueber die Thieropfer [illegible] Herzensopfer sind wir freilich glücklich hinaus, aber [illegible] Bekenntniß zu Gottes Wort nicht ohne Leben nach [illegible] Worte ist nicht genug zu urgiren. „Gott will Lei-[illegible] des in Betreff des sittlichen Verhältnisses zu ihm [illegible] den Menschen Angelobten, — Gott erklärt, daß er [illegible] todte Gesetzeswerke und todtes Gesetzeswissen mag, [illegible]dern geistliches Leben," (s. Delitzsch schönen und sehr [illegible] empfehlenden Commentar über den Psalter. 1. Th. [illegible]bersetzung und Auslegung von Ps. 1—89. Leipz. 1859). [illegible] diese Materie in Predigten recht zu tractiren, mit [illegible]gehender Anwendung auf bezügliche Lebensverhältnisse [illegible]. w. ist unendlich schwerer aber auch lohnender und [illegible] „besser," als regelrecht aufgestellte Glaubensschemata. [illegible] jeder, der zum Glauben ermuntern will, ermuntert [illegible]. Mit dem guten Willen allein ist die Sache noch [illegible] nicht gemacht. Einem fällt dabei das Sprüchwort [illegible]: ein guter Mensch, aber ein schlechter Musikant.

---

2) Der geistige Kosmos. Eine Weltanschauung [illegible] Versöhnung. Von Dr. Karl Sederholm, evang. [illegible]rediger Leipzig, 1859. 675 S. 8. (3 R. 38 K.). — [illegible] Verf. schreibt in der Vorrede: „Es war ein schöner [illegible]eistesfrühling, welchen Schelling, der Jüngling, einst, [illegible]weit die deutsche Sprache gesprochen und verstanden wird, [illegible]rvorrief. Auch meinem Vaterlande Finnland leuchtete [illegible]se Frühlingssonne, auch über meine Jugend verbreitete [illegible] ihre Wärme. Da stieg ich von meinen vaterländischen

Bergen herab, da zog es mich zum Volke Gottes der neueren Geschichte hin, und seitdem blieb mein Gemüth immer dem deutschen Geistesleben zugewandt." Der Verf. hat, soviel bekannt, lange als evangel. Prediger in Moskau und den umliegenden Gegenden gewirkt, und durch Schriften vielfach seinen Gedanken Eingang zu verschaffen gesucht. In wie weit dieses Buch von 675 S. bei uns Theilnahme finden wird, weiß ich nicht. Auf dasselbe soll aber doch hier hingewiesen werden. Es ist, um es kurz zu sagen, das, was man sonst auch eine „Philosophie des Christenthums" genannt hat. Ueber den Titel, der offenbar beziehungsvoll ist, wollen wir nicht rechten; ob er nicht entweder zu viel oder zu wenig gibt, bleibe dahingestellt. Jedenfalls sind alle mehr oder weniger mysteriöse Titel zu vermeiden. Die Schrift ist eine „durchgängige, um das Dreifache vermehrte Umarbeitung" des 1845 erschienenen Buches: „Die ewigen Thatsachen. Grundzüge einer durchgeführten Einigung des Christenthums und der Philosophie." Dieser Titel schien dem Verf. weniger verständlich, daher jetzt der andere. Aber auch dieser schwebt zu hoch. Der Inhalt besteht aus drei Theilen: 1) Metaphysik, 2) Religionsphilosophie, 3) zur christlichen Politik (Anhang). In einem Programm, der aber etwas schief integrirender Theil der „Metaphysik", wenn auch Anfang derselben, ist, bestimmt sich der „Begriff der Philosophie," wo es zum Schluß heißt: „Die Philosophie muß von der Theologie das Material empfangen, aus dessen spekulativer Aneignung sie erst die ewige Wahrheit vollständig gewinnen kann, und die Theologie von der Philosophie die Form lernen rc." Also kurz und gut, dort wird die Form, hier der Stoff gegeben. Ob nun aber Form von Material sich von einander so ablösen kann, ist noch die Frage. Indeß, es mag sein, wir haben nichts dagegen, da das schon so häufig gesagt ist. Wir wollen weiter sehn. Ohne alles „Material" geht es aber in dem ersten Buch, das von der Metaphysik, also dem specifisch Philosophischen, dem „Formalen," handelt, nicht ab. Hier wird in drei Theilen a) von der Dialektik, Methodologie des spekulativen Denkens, besonders von den drei „Kategorien des Werdens, des Seins und des Wesens" ein Weiteres vorgetragen; sodann b) Ontologie, die Lehre von Gott, wo nicht blos vom „Herausgehen Gottes aus sich," sondern auch von dem, daß „sich Gott in sich selbst dirimirt" (wovon wir eigentlich wenig

wissen), und von der „Heraussetzung der materiellen Welt aus Gott," wobei es zur „Kosmogonie," kommt (auch ein kleiner „Excurs über das Od" spitzt sich zu), gesprochen wird, und c) Anthropologie, da „der Wesensring im Menschen geschlossen" ist, wo es zu Erörterungen kommt über 1) die „Natur der Menschen," 2) den „Menschen seiner Idee nach," 3) den „Menschen und die Vorsehung." Bis dahin war eigentlich alles das behandelt, was man sonst auch die „Religion der bloßen Vernunft," die aber keineswegs ohne „Material" war, nannte. Nun das 2. Buch: Religionsphilosophie. Wenn aber im ersten Buch gewiß schon sehr viel Religionsphilosophisches zur Sprache kam, so scheint der Titel dieses zweiten Buches zu allgemein; eigentlich wird hier das „Christenthum" gegeben, während man sich früher in den Vorhallen desselben befand. Wenn man genau hinsieht, ist das, was man „die Lehre von Gott im Allgemeinen" nennt, wobei denn häufig unvermerkt die Verwechselung „Gottes" mit der „ersten Person in der Gottheit" mitunterläuft, in der Metaphysik abgehandelt, und es erscheint nun hier I) die Sünde, oder „Abkehr," wie es hier heißt, wobei es ohne sonderbare Ausdrücke nicht abgeht, so wird z. B. § 121—130 die „Geschichte in ihrem Aphelium" und § 131 „in ihrem Perihelium" (Anspielungen auf den Humboldtschen Kosmos, wie es scheint, nicht ganz passend) gegeben; alle solche Gleichnisse von Sonne, Mond und Sternen hergenommen, um die Sache der „göttlichen Dinge" zu beleuchten, müssen nicht zu gesucht sein: wir haben in unsrer philosophischen und theologischen Sprache schon genug Wendungen und Redensarten, brauchen wir sie nur richtig; da kann man sich, wenn nicht grade ein noch nie dagewesener Begriff an's Licht geboren werden soll, füglich mit dem alten Sprachmaterial begnügen. II) die „Umkehr," das soll heißen, was man sonst auch nennt das objective und subjective Heil; a) Soterologie, 1) Christologie, 2) Aneignung der Erlösung, nicht in dem sonst gewöhnlichen Sinne, nach welchem bei der Aneignung „des heil. Geistes Werk" zum Vortrage kommt, sondern vielmehr das „Gelangen der Erlösung an die Menschheit, wo die „Satisfactionstheorie" besprochen wird; hier kommt es auch zur b) „Apokalypsologie." Die Häufung von allerdings auch verständlichen Fremdwörterbildungen ist jedenfalls nicht angenehm. Endlich III) „die neue Weltordnung oder das Reich Got-

tes." Hier die Behandlung der Lehrstücke vom heil. Geist, der christl. Kirche. Wenn aber „Princip der sich verwirklichenden Umkehr" der heil. Geist genannt wird, so ist man begierig nachzulesen, wie „Christus selbst der Pareklet" heißen soll. -- Als „Anhang" kommt noch ein drittes Buch: Zur christlichen Politik. Hier werden alle die Fragen über Kirche und Staat, Staat und evangelische Kirche 2c. behandelt, auch kommen die „socialen Fragen", so z. B. „der dunkle Feind der Gesellschaft und das Christenthum" (die Satanologie hat keinen besondern Ehrenplatz in dem Systeme) zur Beantwortung.

In einem „Offnes Schreiben an die evangel. Prediger 2c." erklärt sich der Verf. über die Tendenz dieses Buches und die Leser, die er sich wünscht. Er will das Verständniß des zu Glaubenden bei dem „Riß zwischen Glauben und Vernunft" vermitteln. Dem, der zweifelt, gewähre die christliche Wahrheit noch keine Versöhnung. Diese sei nur möglich durch eine Gesammt-Weltanschauung, in welcher die große Thatsache des Christenthums als ein nothwendiges Hauptmoment des göttlichen Gedankens, der der Welt zu Grunde liegen müsse (was eben auch nachzuweisen und nachweisbar ist, B.), seine berechtigte Stelle finde. Das dürfte gelingen, wenn es gelänge, dem göttlichen Weltgedanken recht nachzudenken, ihn zu reconstruiren. Das war dem Verf. des Buches die Hauptaufgabe seines Lebens; er hat das Resultat seines Nachdenkens hier niedergelegt. Er hofft, daß der Leser „einige Beiträge (aber ein sehr dickes Buch, 675 S., und da soll man nur „einige Beiträge" bekommen!) zur Lösung der Probleme" darin finden werde. Er wünsche Leser aus den „Rationalisten", zu denen er nicht gehöre, aus den „Stabilen", zu denen er auch nicht gehöre, und aus den „Pietisten", zu denen er gleichfalls nicht gehöre, — auch wünsche er zu Lesern die „Männer der theologischen Wissenschaft, evangel. Universitäts-Theologen", — dem Buch, das „dem Ausdruck nach kein aristokratisch-wissenschaftliches, sondern ein absichtlich populär gehaltenes sei", „denn auch als Schriftsteller möchte er Volkslehrer sein." —

Sollte Einer der Leser in dem Buche wirklich etwas Neues gefunden haben, so würde ich ihn ersuchen, dieses hier in unsrer Zeitschrift mitzutheilen.

Uebrigens verkennen wir nicht den edlen Sinn des Verf., der noch bis in den späten Abend seines Lebens

sich eingehend mit diesen erhabensten „Problemen" des menschlichen Geistes beschäftigt.

---

3) Ueber die Ueberreste der altbabylonischen Literatur in arabischen Uebersetzungen, von D. Chwolson. (Aus den Mémoires des Savants étrangers, T. VIII. besonders abgedruckt.) St. Petersburg. Buchdruckerei der Kaiserl. Akad. der Wissensch. 1859. 195 S. 4.

Insofern der Prophet Daniel auch an der „babylonischen" Weisheit (Dan. 1, 4. 17.) participirt hat, und das Problem des Verhältnisses der „hebräischen alttestamentlichen Literatur" zur altsemitisch-babylonischen noch lange nicht gelöst ist, dürfte eine kurze Hinweisung auf die Existenz dieser interessanten Schrift, die auf eine sehr allgemeine Verbreitung nicht rechnen kann noch will, in unsern Kreisen gerechtfertigt sein. Wie sollte nicht ein Liebhaber des göttlichen Wortes A. T., der sich gern in die heiligen Schätze dieser Vorstufen des N. T. vertieft, und ihnen gründlich nachforscht, sich freuen, Belehrung zu finden, wo die großen uralten Bildungskreise des semiten Vorderasien sich ihm erschließen, und er eine Ahnung empfängt von Culturperioden, die denen des hebräischen Nationallebens vorangingen? Einen solchen überraschenden Blick läßt uns der gelehrte Verf. dieser Schrift, das die höchste Beachtung verdient, Hr. Chwolson in St. Petersburg, thun, dem wir dafür zum größten Dank verpflichtet sind, daß er die Ausbeute seiner orientalischen Studien zur Mittheilung bringt. Wie überaus wichtig und einflußreich für die ganze Auffassung und Behandlung der Geschichte der Menschheit überhaupt solche gediegene Forschungen sein müssen und werden, ist unbezweifelt. Daß sie auch im Zusammenhange mit den biblischen Wissenschaften, wenn auch nicht unmittelbar, stehen, ist einleuchtend. Thut sich doch hier ein nicht geahnter Hintergrund geistigen Lebens und Strebens in vielseitigster Bewegung auf, der uns Zustände und Zeiten zur Anschauung bringt, die schon zu Abrahams Zeiten zu uralten, längst vorübergegangenen Epochen der vorderasiatischen Völkerentwickelungen gehören, aber von den nachhaltigsten Einwirkungen auf die nächstfolgenden Jahrtausende waren, aus denen unsre historisch-gesicherten Zeitläufte entwuchsen, die wir von unserm Standpunkt aus die antiken nennen. Wir glauben unsern Lesern einen angenehmen Dienst zu

erweisen, wenn wir kurz Einiges aus dem reichen Inhalt der Schrift berichten, soweit es hierher gehört.

Um das Jahr 930 n. Chr. lebte ein gewisser Ibn-Wa'hschijjah, chaldäisch-babylonischer Abkunft, der sich auch zu dem damals bereits 300 Jahr alten arabischen Islam bekannte. Kundig der alt-chaldäischen Sprache übersetzte dieser die noch erhaltenen Ueberreste der altbabylonischen Literatur ins Arabische. Die Zahl dieser altbabylonischen, von ihm übersetzten Schriften ist ziemlich groß gewesen. Diese bestanden aus religiösen Büchern, welche zum Theil der ältesten Zeit Chaldäa's angehörten, ferner aus naturhistorischen, medicinischen, astrologischen und vielleicht auch astronomischen und historischen Werken. Von diesen Uebersetzungen lagen Hrn. Chwolson drei vollständige Werke, und Fragmente einer, wie es scheint, verloren gegangenen Schrift vor: 1) das Buch von der chaldäischen (nabathäischen) Landwirthschaft, 2) das Buch von den Giften, 3) das Buch des Babyloniers Teukeluscha, und 4) das Buch von den Geheimnissen der Sonne und des Mondes. (Die arabischen Manuscripte hauptsächlich von der Bibliothek zu Leyden.) Die Sprache dieser Schriften war eine semitische, und zwar eine dem Syrischen nah verwandte. Das erste Buch (von der Landwirthschaft), wir geben nur das Facit der gelehrten Untersuchungen, ist das Werk eines gewissen Qussami, der im 13. Jahrh. vor Chr. in Babylon lebte, zu einer Zeit, als Babylon von den Kananitern erobert und beherrscht war. Dieser Qussami citirt und benutzt uralte chaldäische Quellen. „Qussami empfiehlt (z. B.) die moralischen Stellen aus den Schriften des Ischita, der wenigstens 1000 Jahre (also 2300 vor Chr.) vor ihm gelebt hat, den Bauern an den Feiertagen vorzulesen, ohne etwa zu befürchten, daß die ungebildeten Landleute das ihnen vorgelesene nicht verstehen würden." Er war ein babylonischer Patriot, der die damaligen Beherrscher seines Vaterlandes, die Kananäer, die heidnischen Bewohner Palästinas, in seinen Schriften rücksichtsvoll zu behandeln Ursache hatte. Die damals in Babylon herrschende Kananäische Dynastie hatte zu ihrem Stifter den biblischen Nimrod[1])." (Der Nachweis ist a. a. O.

[1]) Genesis 10, 10 soll nicht heißen, Nimrod habe Babel erbaut, sondern erobert.

weitläuftig nachzulesen.) Der Chaldäer Qussami verläugnete nie sein stolzes Bewußtsein, daß seine Stammgenossen in geistiger Beziehung höher standen als ihre mächtigen Sieger, obgleich dieselben die materielle Macht besaßen. Es ist interessant, diesen alten Qussami kennen zu lernen, der 1300 Jahre vor Christus mitten im dicksten Heidenthum „freisinnig" nicht ohne skeptisch-aufgeklärte Anwandlungen, „klug, mild und politisch vorsichtig" sich benimmt, „der sich wohl zuweilen vergißt und seinen Unwillen gegen die Zauberer und die abergläubischen Anhänger des Ischita nicht ganz unterdrücken kann, sich aber im Ganzen doch mild und vorsichtig über diejenigen ausspricht, welche er zwar im Innersten seiner Seele haßt, die aber die Macht besitzen, ihm zu schaden." — „Die babylonische Culturepoche verhält sich chronologisch zur griechischen ungefähr so wie diese zur unsrigen; es ist daher nicht auffallend, wenn die religiösen Zweifel in Babylonien um viele Jahrhunderte früher begonnen haben als in Griechenland, wie die Reaction gegen den alten Cultus in diesem Lande und fast zwei Jahrtausende früher begonnen hat, als die religiösen Zweifel und der Unglaube unsrer Culturepoche." So führt Qussami eine „weitläuftige und heftige Polemik gegen eine Art von heidnischen Einsiedlern, die schwarzgekleidet mit langen Nägeln an den Fingern langhaarig und halb verwildert, in den Wüsten und Haiden lebten, ein ascetisches Leben führten und vorgaben, mit den Göttern in Verkehr zu stehen und durch Vermittelung der Götzenbilder die Zukunft zu kennen." — Das Buch des Tenkeluscha über die Bilder der 360 Grade der 12 Zeichen des Thierkreises, und über das, was sie auf die Umstände der in denselben Geborenen hinzeigen, vergönnt einen Blick in das alltägliche Leben, in die Lebensweise und Culturzustände der Babylonier und legt ein Zeugniß ab von der hohen Cultur in Kunst und Wissenschaft und von einem vielseitig ausgebildeten religiösen und antireligiösen Leben in Babylonien. Wir sehen da Männer, die verschiedenen Geschäfte des alltäglichen Lebens verrichten; Künstler, wie z. B. Goldarbeiter, Maler, Bildhauer rc.; ferner Kunstproducte, reiche Kaufleute, die ihre Geschäfte in verschiedenen Ländern treiben und ein reiches und luxuriöses Leben wie die Fürsten führen; dann Briefträger, Musikanten, Sclaven und Sclavinnen, Schiffe aus China, beladen mit Ballen von chinesischem Papier und an-

dern chinesischen Waaren ꝛc. Jene Bilder führen ferner vor: edle und wohlthätige Männer, Räuber und Banditen, Fromme und Einsiedler, die durch vieles Beten, durch Fasten, durch ih ascetisches Leben und andere religiöse Uebungen sich auszeichnen, und zugleich solche, welche ihr Lebelang verbotene Speisen genießen und die Religionen verachten; ferner Botaniker, Zoologen, Mediciner, Thierärzte, Philosophen, Astronomen, Arithmetiker, Historiker, Redner, Prediger, Dichter, Büchersammler, Schullehrer, Jurisconsulten, Religionslehrer, Gesetzgeber, Reisende, die wissenschaftliche Reisen, Gelehrte, die dem Studium der alten Literatur oblagen, dann solche, welche die Religionen der verschiedenen Völker studiren ꝛc.

„Was hat aber, wird jeder ächte Historiker fragen, die historische Wissenschaft von der Veröffentlichung jener altbabylonischen Schriften zu erwarten? Ich gestehe, daß ich, obgleich ich mich schon jetzt ziemlich lange mit denselben beschäftige, diese Frage noch nicht vollständig beantworten kann. Das Material ist so massenhaft, so mannichfaltig und so ganz und gar neu, daß ich die aus demselben zu ziehenden Folgerungen noch gar nicht übersehen kann. Was wußten wir bis jetzt von Babylonien oder von babylonischer Cultur? Nichts oder fast nichts. Ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, Nemrod, den die Einen zu einer nebelhaften menschlichen Gestalt, die Andern zum Orion gemacht haben, herrschte einst über Babylon; dann tummelte sich die fabelhafte Figur der Semiramis herum, darauf kam man in einen gewaltigen Sprung zu Nabonassar, einige corrumpirte und entstellte Namen von Königen oder Statthaltern — man weiß dies nicht näher — folgten, mit Nabopolassar und Nebukadnezar wird es ein wenig heller und mit Nabonit ist die Geschichte zu Ende. In einigen Zeilen ist somit die 4000jährige Geschichte Babyloniens erzählt. Ja, um es nicht zu vergessen, auch von babylonischer Religion wußte man Manches und es wurden sogar Bücher, voll der schönsten Phantasieen, darüber geschrieben. Die Babylonier, wußte man, haben Sonne, Mond und Planeten verehrt; die Chaldäer waren Stern- und Traumdeuter, und somit war man mit der Cultur- und Religionsgeschichte Babyloniens fertig. Einzelne wichtige Data über die hohe Bildung der alten Babylonier wurden wenig beachtet und die Frage: ob die Babylonier eine Lite-

natur hatten, wurde größtentheils verneinend beantwortet, obgleich im Buche Daniel ausdrücklich von chaldäischen Büchern die Rede ist. Im Ganzen genommen wußten wir von der uns so fern liegenden Geschichte Chinas bei Weitem mehr als von der Babyloniens, die auf unsere Cultur jedenfalls einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat.

Was bieten uns aber dagegen die neuentdeckten Quellen für die babylonische Geschichte? Jene Schriften eröffnen uns eine neue völlig unbekannte Culturwelt, die so mannigfach, so großartig, so herrlich und so schön war, wie die der Griechen und die, wie schon oben bemerkt wurde, sich chronologisch zu der griechischen Culturepoche so verhält, wie diese zu der unserigen. Allerdings findet man in diesen babylonischen Schriften nichts von dem, was man Weltgeschichte zu nennen pflegt; es finden sich nämlich in ihnen keine Beschreibungen von Schlachten, keine Nachrichten über die Art und Weise wie der rechte Flügel den linken des Feindes umgangen und, in der Verfolgung desselben zu weit vorgedrungen, selbst vom feindlichen Centrum in der Flanke angegriffen wurde, und auch sonst nichts von dergleichen andern sogenannten welthistorischen Thaten. Desgleichen findet man in jenen Büchern keine Kunde darüber, wie die Völker wie wilde Bestien gegenseitig auf der Lauer lagen, und jede günstige Gelegenheit abpaßten, um in die Nachbarländer einzufallen, daselbst legitime Raub- und Mordthaten grausam auszuüben und sich fremden Eigenthums gewaltsam zu bemächtigen. Von solcher Geschichte findet man nichts in unsern babylonischen Quellen. Wir bedauern dies auch nicht; denn dieses ist eben so wenig wahre Geschichte, als die von irgend einem Menschen in der Raserei ausgeübten Handlungen die wichtigsten Momente der Biographie desselben bilden. Für die wahre Geschichte dagegen, d. h. für die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geistes, wie derselbe in der Religion, in der Philosophie, in der Erforschung der Gesetze der Natur, in seiner allmäligen Veredlung und in seinem beständigen Streben zur Sittlichkeit und Vollkommenheit sich manifestirt, ich sage, für diese wahre Geschichte sind unsere neu aufgefundenen babylonischen Quellen eine unerschöpfliche Fundgrube, und zwar verbreiten sie großes Licht über Zeiten und Epochen, in denen bisher die tiefste Dunkelheit herrschte. Unsere historische Zeiten rücken plötz-

lich gegen 3000 Jahre hinauf. Und wie werden diese Tausende von Jahren mit Geschichte ausgefüllt! Es sind nicht etwa ein Paar verstümmelte Königsnamen, die uns aus jenen bis jetzt so dunkeln Zeiten herüberschimmern, nein, es ist eine großartige, Herz und Seele erfreuende, unbekannte und ungeahnte Culturwelt, die sich uns aufthut. Eine großartige, herrliche und vielseitig ausgebildete Literatur, tief denkende Männer und ernste Forscher, denen wir die Anfänge unseres Wissens zu verdanken, heilige Propheten, Gesetzgeber und große Religionsstifter, die Vieles zur Veredlung der Menschheit beigetragen haben und durch deren Worte Milliarden von Menschen geleitet wurden, Männer, welche durch ihre civilisatorischen Thaten die Menschen veredelt und gesittet, die durch ihre Erfindungen den Menschen auf Jahrtausende reichliche Nahrung und ein behagliches Leben verschafft, blühende Staaten, die durch Kunst, Wissenschaft und Religion sich hervorgethan haben, — dieses Alles, sage ich, was die Geschichte längst vergessen hat, tritt uns im herrlichsten Glanze entgegen. Wer waren die Männer, die in den Urzeiten der altsemitischen Welt die ersten Keime zur Bildung, Gesittung und Civilisation gelegt, welche die jüngern Griechen zum Theil geerbt und uns mitgetheilt haben? Wer waren jene Männer, welche dort weitverbreitete Jahrtausende lang herrschende Religionen gestiftet haben? Wer waren jene Männer, wie hießen sie? Die Geschichte hat ihre hochgefeierte Namen vergessen und uns von ihren herrlichen Thaten keine Kunde überliefert; wir lernen sie jetzt kennen, und zwar treten sie uns nicht als Nebelgestalten der Vorzeit, als dunkele Erinnerungen der Menschheit entgegen, sondern als Männer mit Fleisch und Blut, als rein historische Persönlichkeiten, von deren großen Thaten und Werken wir zum Theil die klarste und hellste Kunde erhalten."

---

4) Offner Brief an diejenige Fraction der protestantischen Geistlichkeit, welche so eifrig bemüht ist, unsere Kirche auf das Princip der katholischen, die ausschließliche Autorität, zurückzuführen. Von einem achtzigjährigen Laien, dem die Religion Herzensanliegen ist. Leipz. 1857. 44 S.

Habent sua fata libelli! So könnte man von dieser Piece sagen. Schon seit Jahr und Tag war Ref. von verschiedenen Seiten aufgefordert, diesen „offnen Brief" hier

kurz zu besprechen. Es kam immer nicht dazu, denn noch warten eine Menge Bücher, die wahrhaftig eine eingehende Berücksichtigung verdienen, sei es nun, daß man positiv oder negativ aus ihnen was lernen kann. Indeß soll doch mit ein Paar Worten der Pflicht genügt werden, hier das Nöthige beizubringen, damit es nicht blos ewig heißt: „Todtschweigen, todtschweigen!“ Der Himmel weiß, welcher Schalk den glücklichen Einfall hatte: „dieser „achtzigjährige Laie“ sei kein anderer, als der berühmte Alexander v. Humboldt! Also staune, liebes Publicum und beuge dich, kauf und lies!“ — Haben Sie schon des unsterblichen Humboldt's letztes vortreffliches classisches Wort gelesen? — Ich wollte schon an den neunzigjährigen Hochgestellten direct schreiben, da seine Leutseligkeit bekannt ist, und ihn ersuchen, nur mit einer Zeile irgendwie öffentlich auf seine Nichtautorschaft hinzuweisen, aber sein flehendliches Bitten, ihn den Mühseligen und Beladenen mit Zuschriften möglichst zu verschonen, war mir zwingendes Gesetz, von meinem Vorhaben abzustehen. Uebrigens: wer auch nur eine Seite von Humboldt's charaktervollem Styl gelesen hat, und zu unterscheiden weiß, für den ist die Entscheidung leicht. Zudem hätte der Verleger Christian Ernst Kollmann in Leipzig, es ist Hundert gegen Eins zu setzen, nicht ermangelt, in's Horn zu stoßen, und man weiß, wie? wenn ihm einen solchen „Hauptrecht“ auf dem literarischen Markt glücklichst in sein Netz zu ziehen gelungen wäre. Alex. v. Humboldt sich mit den „hochwürdigen, hochehrwürdigen und hochwohlehrwürdigen Herren,“ wie die „Verdummungshirten“ dort salva venia genannt werden, also auf's Breiteste auseinandersetzen, sich also mit diesen sozusagen partie égale stellen, — H. seine kostbare Zeit vergeuden sehen, der „sich häufig mit theologischen Studien will beschäftigt haben,“ wie es dort heißt, „weil es ihm eine Herzensangelegenheit war, mit seinem Christenglauben in's Reine zu kommen,“ — das soll man alles glauben? Aber man hat's geglaubt, und es ist, wie mir der Buchhändler sagt, manches Exemplar in Riga und Umgegend abgesetzt, um H's unsterbliches Wort in dieser Sache zu lesen.

Nun muß ich aufrichtig gestehen, habe ich gar keine Lust, gegen einen Anonymus „im heiligen Eifer meinen geistlichen Schäferstock aufzuheben.“ Der Standpunkt des alten gewiß „überzeugungstreuen“ Achtzigjährigen ist ein solcher, der in diesen Blättern keiner Widerlegung bedarf.

Wenn bei uns mehr Aufmunterung zu literärischer Bewegung wäre — was ich in dieser Hinsicht thue, geschieht, bei genauer Selbstbeobachtung, hauptsächlich aus einem inneren Bedürfniß der Selbstbewegung — würde ich wol eine aparte Brochüre auch von 44 S. schreiben und zwar für dasselbe Publicum, für welches dieser „offene Brief" war. Die wenigen „Laien," die dieses lesen werden, sind mit mir in Beziehung auf den „Standpunkt des Achtzigjährigen" so ziemlich einer Meinung. Also wäre es wahre Zeitverschwendung, mich hier weitläuftig darüber auszulassen. Aber Eins will ich doch hier gesagt haben; was „wir" nämlich daraus lernen können.

Hier hat nämlich ein „Rationalist von allem Schrot und Korn" frisch von der Leber gesprochen, und das hat bei uns hier und da sehr gefallen, das war Musik für manche Ohren; das ist Thatsache. Daraus ist abermals zu lernen, daß man das Wort, das neulich Jemand auf der Synode zu Wolmar von Herrnhut fallen ließ, hier anwendend sagen kann: der „Rationalismus ist nur in effigie gehängt, er selbst lebt noch in strotzender Blüthe." Das Andere ist dies: wie schwach steht's doch noch immer mit dem Erfolg der Wirksamkeit derer, die für die Sache dessen, der da sprach: Eins ist Noth! mit vereinten Kräften arbeiten sollten, aber nur zu häufig in Kälte und Haderhaftigkeit es fehlen lassen an dem gemeinsamen Geist der Einigkeit, um allerlei Schnörkel willen in äußerlicher Kirchendarstellung, die noch lange nicht das Reich Gottes ausmachen, als z. B. über die Porrectionsformel, das Sichrechts- und Linksdrehen des Geistlichen vor dem Altar, ob man das Evangelium einmal oder zweimal beim Gottesdienst vorlesen soll, ob es besser, vor dem Altar oder von der Kanzel das Kirchengebet zu halten ꝛc., sich von einander abwenden. Es ist weit mit uns gekommen! duobus litigantibus tertius gaudet.

---

5) Ein Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwickelung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien von Heinrich Lang. Berlin 1859. 287 S. 8. Der Verf., Pfarrer in Kanton St. Gallen, bespricht hier in 12 Briefen das Wesen des Christenthums, das erste Stadium des christlichen Geistes, den Katholicismus, sodann den Protestantismus, die kirchl. Orthodoxie des 17. Jahrh., die Auflehnung des religiösen

Gemüthes gegen die Orthodoxie im Pietismus, das Zeitalter der Aufklärung, den kirchl. Rationalismus, das Ende des 18. Jahrh. und die Dichter, die neuere Philosophie, die Kritik der Bibel, Schleiermacher, die kirchl. Reaction der letzten 25 Jahre ꝛc., endlich unsere Aussichten. Jenes Schriftchen war von einem Laien, dessen Widerlegung von einer gewiegteren Feder, als die meinige ist, ich gern sähe, — dieses Buch ist für Laien bestimmt. Ob aber der Ton für Laien getroffen ist, steht dahin. Wir Theologen von Fach, daß ich es wage, mich so auszudrücken, verstehen es selten, dergleichen für Laien mundrecht zu machen. So z. B. ist bei uns Theologen, hier in Livland, die Sache Herrnhuts soziemlich spruchreif; die Acten scheinen geschlossen, aber den „Laien" scheint das noch lange nicht klar. Man hat es ausgesprochen, wie wünschenswerth es wäre, diese Angelegenheit den Laien in einem geeigneten Schriftchen vorzutragen, wer wird's thun? Auch ist unter den „Laien" sehr zu unterscheiden. Wir empfehlen dieses Buch (kostet 70 Kop.) Allen, die ihre Weisheit nicht einzig und allein aus Hengstenberg's „Ev. Kirchenzeitung" und dem „Volksblatt" von Nathusius schöpfen.

---

6) Kritisch exegetisches Handbuch über die Offenbarung Johannis bearbeitet von Dr. Fr. Düsterdieck, Conventual-Studiendirector zu Loccum. Göttingen 1859. 578 S. Die sechszehnte und letzte Abtheilung des kritisch exegetischen Kommentars über das Neue Testament von Dr. Heinr. Aug. Wilh. Meyer. (2 Rbl. 25 Kop.)

Mit diesem Bande schließt dieses verdienstvolle Werk, das bereits eine dritte Auflage erlebt, und in keiner Handbibliothek eines rechtschaffenen evangel. Theologen fehlen darf, dem es Gewissenssache ist, täglich ein Stück aus dem Neuen Test. zu lesen. In dem Vorwort schreibt der treffliche Meyer, daß vom zehnten Theile an Prof. Lünemann und Pastor Huther den Kommentar fortgesetzt haben, wobei die Einheit seines Charakters im Wesentlichen fest bewahrt wurde, und fügt hinzu: Eine andere theologische Wissenschaft als die in aller Aufrichtigkeit, Unbefangenheit und Freiheit lebendig der heiligen Kirche dienen will, kenne ich für mich nicht. Das göttliche Wort aber ist es, was die Kirche hält und trägt, was sie immer völliger machen und durch allen Zwiespalt hindurch zum Frieden, durch alle Feindesgewalt hindurch zum Siege führen wird, —

dessen wissenschaftliche Erforschung also auch vor Allem ein Dienst der Kirche sein soll. Die Stellung, welche in dieser Beziehung der nunmehr beendigte Kommentar aller dogmatischen Bestochenheit, aller falschen Kritik, allen exegetischen Geistereien, Schwindeleien und Phantastereien unserer Zeit gegenüber eingenommen und klar festgehalten hat, ist nicht ohne vielfache Anfechtung, aber auch nicht ohne nachsichtige Beachtung geblieben." Wenn Meyer selbst sich so bescheiden äußert, so bleibt uns unbenommen, mit Dank gegen Gott des gediegenen Werkes, das ein ernstes Product des protestantischen Geistes ist, uns zu erfreuen und fleißig darin zu studiren. — Wenn aber Düsterdieck in seinem Vorwort sagt: „— — Ich kann die Apokalypse weder für eine Schrift des Apostels Johannes, noch für ein in jeder Hinsicht vollkommenes Product des christlich-prophetischen Geistes halten, auch halte ich die ganze Art der allegorisirenden Exegese, durch welche man aus der Apokalypse eine große Reihe bestimmter Weissagungen herausbringt, um deren angebliche Erfüllung in der Welt- und Kirchengeschichte nachzuweisen, für durchaus verwerflich," — so kann ich, bei allem Respect vor der Gelehrsamkeit des Verf. in das weder und noch nicht einstimmen, während ich dem dritten hier ausgesprochenen Satz beipflichte.

---

7) Die christliche Philosophie nach ihrem Begriff, ihren äußern Verhältnissen und in ihrer Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. Von Dr. Heinrich Ritter. Erster Band. Göttingen 1858. 766 S. — Der anerkannte philosophische Forscher gibt uns hier den ersten Band eines Werkes, das wie es scheint, hoffentlich aus nicht mehr als zwei Bänden bestehen wird, in welchem Untersuchungen dem exoterischen Verständniß so nahe als möglich gerückt werden, die man sonst als esoterische Werke der Wissenschaft zu behandeln pflegt. Also auch für Laien. Man sieht, das Bedürfniß über Philosophie, Theologie und ihr Verhältniß zu einander in populärer Weise sich zu verständigen, ist in unserer Zeit sehr allgemein verbreitet. Geschichtlich lassen sich Streitigkeiten mit verbreiteten Meinungen am besten erklären. Hier ist nur die Geschichte der Philosophie seit der Verbreitung des Christenthums behandelt, weil die Lehren der alten Philosophie in der Form, in der sie vorgetragen wurden, schwerlich noch ge-

genwärtig die unter uns streitigen Meinungen bestimmen. Sodann soll das vorliegende Werk ein Beitrag zur Culturgeschichte sein, indem es den Zusammenhang unserer philosophischen Gedanken mit den Elementen unserer Bildung, soweit er sich verfolgen läßt, zur Ueberlegung bringt. Die fortlaufende Erzählung entschlägt sich aller gelehrten Zurüstungen und tritt ohne alle urkundliche Beweise auf.

Der Inhalt dieses ersten Bandes besteht aus drei Büchern. Im ersten wird im Allgemeinen gehandelt vom Verhältniß der Philosophie zum religiösen Glauben, von ihrer Abhängigkeit von andern Culturelementen, der allgemeinen Meinung 2c., — sodann von dem Unterschied der alten (griech. u. röm.) und der neuen (romanisch und germanischen) Völker 2c. — die Stellung der Philosophie zum Christenthum, dessen gegensätzliche orientalische und occidentalische Denkweise im Alterthum 2c. — endlich die allgemeine Charakteristik der Perioden der christlichen Philosophie: patristische, scholastische und neuere Philosophie 2c. — Das Zweite und Dritte Buch, die in diesem Bande noch enthalten sind, behandeln die Geschichte der christlichen Religion in vorherrschend theologischer Richtung, und zwar (erster Abschnitt) unter den alten Völkern, und (zweiter Abschnitt) im Mittelalter 2c.

Wozu empfehle ich dieses schöne, lesbare Buch? Ich habe dabei meine besondere „Absicht", und will sie auch gleich aussprechen, daß man sie „merken" soll, ohne Furcht, dadurch „Verstimmung" hervorzurufen. Nicht jeder Prediger kann sich dergleichen Bücher kaufen, denn dieser erste Band kostet schon 3 Rbl. 75 K. Haben wir aber nicht bei uns in der Nähe einen und den andern „Studirten", jetzt in Amt und Würden, Landedelmann und dergl., der Interesse für geistige Dinge hat, die auch nicht unmittelbar seine Arbeitskreise berühren? Haben wir nicht Einen, der an uns die Frage richtet: lieber Herr Pastor, wissen Sie nicht mir ein Buch aus der neueren Literatur zu nennen, das etwas vom Alltäglichen abzieht, den Geist nährt, und neue Frische fürs Leben durch eine solche heterogene Beschäftigung in einzelnen Mußestunden gibt? — oder giebt's dergleichen gar nicht? dann „armer" Mann bei allen deinen Kapitalien! — Wenn ich auch nur drei Leser durch diese Anzeige in unsern Gegenden gewinne, so bin ich zufrieden.

8) Sieben Vorträge über die Worte Jesu Christi vom Kreuze. Wilhelm Löhe, luth. Pfarrer. Stuttgart, 1859. 132 S. Wir haben schon manche schöne und erbauliche Betrachtungen und Predigten über die „Sieben Worte", z. B. von Fr. Arndt, aber auch diese reihen sich, wie das auch nicht anders zu erwarten steht, denn der Name bürgt dafür, den älteren Bearbeitungen an. Besonders zu Geschenken eignet sich dieses auch äußerlich würdig ausgestattete Büchlein sehr.

9) Protestantische Freunde und freie Gemeinden in der Provinz Sachsen. Leipz. 1859. 228 S. Wer eine ziemlich unbefangene und fließend geschriebene geschichtliche Darstellung der Bewegungen Uhlich's und seiner Gesinnungsgenossen lesen will, der findet hier das Nöthige. Man sieht's der Auffassung an, daß sich wirklich so die Ereignisse abgewickelt haben.

10) Gewünschtes und Geschmähtes in funfzehn Predigten von Prälat Dr. Kapff, Stiftsprediger in Stuttgart. Stuttg. 1859. 200 S. (45 Kop.) — Wer nimmt nicht gern ein Lebenszeichen des würdigen Kapff, eines der gesalbtesten Männer der Evang. Kirche unserer Tage, in die Hand, und liest wohl je ein gedrucktes Wort von ihm, ohne wieder der erhebenden und Geiststärkenden Persönlichkeit aufs Neue lebhaft sich bewußt zu werden mit Dank gegen Gott, der es an solchen Repräsentanten seines Reiches auf Erden nicht fehlen läßt! „Gewünscht" nennt er diese Predigten, weil der Druck der meisten vielfach und beharrlich gewünscht wurde, — wobei er für Kritiker bemerkt, daß seine Geschäftsüberladung (wir nennen das auch einen besonderen Jammer unsrer schnellläufigen gesetzten Zeit) ihm zum Schreiben einer Predigt (wann, fragen wir, zum Memoriren?) blos den Sonnabend, und auch ihn oft vielgestört, übrig läßt — „Geschmähtes" aber, weil über mehrere Predigten Schmähungen (z. B. die 9., als habe K. die Kanzel profanirt und „Tagesgeschichten" in Betracht der „Abgeordneten Kammer" auf die Kanzel gebracht; die 8., eine Reform. Pr., über welche ein kathol. Volksblatt mit Ingrimm herfiel), in verschiedenen Blättern ergangen sind. Solche Predigten, wie diese von Kapff, sind dringend zum Studium und zur Erbauung zu empfehlen.

11) Papstthum und Jesuitismus. Briefe aus Rom von L. de Sanctis. Aus dem Französ. übersetzt. Duisburg 1859. 222 S., kostet 63 Kop. Der Verf., der-

zeit Prediger der evang. Gemeinde in Turin, hat hier seine reichen und vielseitigen Erfahrungen, die er während seines langen Aufenthaltes in Rom und als geachteter und verdienter Würdenträger im Schooße der kathol. Kirche gesammelt hat, niedergelegt. In unsrer Zeit, wo die aggressive Thätigkeit des Ultramontanism am wenigsten ruht, und die leidige Passivität übel angebracht wäre, möchte es überaus belehrend sein, von einem solchen Kenner der Zustände sich das richtige Bild der Operationspläne entwerfen zu lassen.

12) Gedanken über die Restauration der Kirche in Deutschland. Regensburg 1859. 320 S. Das Buch, nach der Vorrede in Köln geschrieben, wünscht für diese Briefe (im Interesse des Katholicismus) „recht viele freundliche Leser" und für die „schlichten Gedanken recht viele Nachdenker." Man sieht, die Seite ist auch rührig. Hier werden einem „hochgebornen Herrn Grafen" die „alte Herrlichkeit des Reiches und der Kirche" vorgeführt, und dagegen die zerstörten Schlösser, die zertrümmerten oder in Kasernen, Fabriken, Scheunen, Irren- und Zuchthäuser verwandelten Klöster und Kirchen, die ihres Schmuckes, ihres Vermögens, ihres Klerus beraubten Dome, die verarmenden um ihren vorigen Wohlstand gebrachten Städte, das seiner früheren heiteren und ehrbaren Lebenslust vielfach entbehrende Volk," und, nachdem der Herr Graf so recht schwer mit wehmüthigen Schmerzgefühlen belastet ist, folgt nun eine Darlegung der günstigen (!) und Hoffnung weckenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirche in der Neuzeit für den Katholicismus; wie nothwendig die Rückkehr der Protestanten zur kathol. Kirche sei, u. s. w. Unser Eins, der schon die Schule des Lebens tüchtig durchgemacht hat, läßt sich durch solche Sachen, die sich übrigens ganz angenehm lesen lassen, nicht beirren, im Gegentheil, er lernt auch aus solchen Darstellungen.

13) Die einundzwanzigste Auflage von Spitta's Psalter und Harfe. Leipz. 1858.!

14) Das evang. Kirchenjahr. Erklärungen und Entwürfe zu den neuen im Großherz. Hessen rc. in Gebrauch genommenen evangel. und epistol. Predigttexten. Ein homiletisches Hülfs- und Handbuch, von R. Kromm. Elberfeld 1859. 388 S. Was man auch gegen solche — Brücken sagen mag, sollte es nicht belehrend und anregend sein, zu sehn, wie tüchtige und bewährte Homileten ihre Erfindungs-

gabe im Aufstellen von Thematen und kurz skizzirten Dispositionen dargelegt haben? Fromm ist eigentlich Sammler, nicht Verfertiger dieser „Entwürfe;" wir begegnen hier Namen, wie Thomasius, Dräseke, Gerock, Klemm, Palmer, Zimmermann, Couard, Kapff u. s. w.

15) Der Glaube, sein Wesen, Grund und Gegenstand, seine Bedeutung für Erkennen, Leben und Kirche. Von Julius Köstlin, Dr. u. o. Prof. der Theol. und zweiter Univ. Prediger in Göttingen. Gotha, 1859 522. S. Ein so gediegenes Buch unsrer Gegenwart verlangt mit Recht eine viel eingehendere Beachtung. Wir wollten nur vorläufig darauf hinweisen, und wünschten wol, es gefiele Jemandem, etwas Ausführlicheres darüber in unsern Mittheilungen zu geben. Pia desideria!

16) Die lutherische Kirche und die Union. Eine wissenschaftliche Erörterung der Zeitfrage von Fr. Jul. Stahl. Berlin 1859. 562 S. Da haben wir endlich das von gewissen Seiten lang ersehnte und voraus verkündigte und nun in der Hengstenberger Ev. K.-Z. als Alles erschöpfendes Finalwort betrompetete Opus, nach welchem wir keines andern Propheten weiter warten dürfen, in beregter Sache, und können dies uns gut einüben, und nachdenken, nachdem Hr. Stahl gütigst uns alles vorgedacht hat. Nur Schade, daß selbst aus dem Heereslager seiner eigenen ihm sonst so treuen Partisanen, — ich will discret sein, da mündliche Aeußerungen meine Quellen sind, — doch nicht eine überglückliche Zustimmung erblüht. So wirft man ihm von dort aus „übertriebenen Amts-, Kirchen- und Sacraments-Begriff" vor, wodurch er der „lutherischen Kirche keinen Dienst thue!" Wir machen übrigens auf zwei Recensionen dieses blendenden Plaidoyers, dem gewiß Mancher auf Tausend nicht Eins zu antworten wissen wird, aufmerksam, die in der Allg. K.-Z. von Schenckel und in der deutschen Jahresschr. f. christl. Leben rc. im Juliheft c. stehen. Der glänzende Rhetor des Berliner Herrenhauses, der eminente Dr. Eck des 19. Jahrh., dem in einer Disputation kaum Einer der Jetztlebenden gewachsen sein dürfte beim regelrechten Wortgefecht, macht in allen seinen Diatriben auf mich immer den Eindruck, dem Prof. Kurtz in der Schilderung der Wirksamkeit Hengstenbergs einen Ausdruck zu geben bekanntlich keinen Anstand nahm: „nicht Apologet, sondern Advocat."

C. A. Berkholz.

III.

Nachrichten.

Se. Kaiserl. Majestät haben geruht, am 8. Septem-
-, dem Tage der Volljährigkeit Sr. Kaiserl. Hoheit des
ronfolgers Großfürsten, dem Vice-Präsidenten des Ev.-
h. General-Consistoriums, Bischof Dr. Ulmann das
oßkreuz des St. Stanislaus-Ordens mit dem Stern,
d dem Gen.-Superintendenten von Livland Dr. Wal-
r den Titel eines Ev.-Luth. Bischofs für ihren ausge-
hneten und treuen Dienst Allergnädigst zu verleihen.

Die Livl. Synode in Wolmar 12—18. Aug. 1859.
ief an den Redacteur.

Geehrtester Freund! Sie beklagen sich, daß Sie für
„Nachrichten" sowohl aus dem „Inlande" als „Aus-
ide" in Ihren Heften gar keinen Raum finden, indem
i eingelaufenen „Abhandlungen" der Vorrang einzu-
umen sei. Dies Letztere finde ich nun freilich ganz in
Ordnung, indeß wollte ich Ihnen doch freundlichst ra-
en, die Symmetrie Ihres Materials — ich wünsche,
ß dieses Ihnen von Seiten Ihrer verehrten Mitarbeiter
ausginge! — möglichst beizubehalten. Im vorigen
ierten) Heft fiel ohnehin die „Literatur" ganz aus, um,
e es schien, Ihre „Reise durch Kurland" anzubringen.
gen solche Reiseskizzen kann man nun nichts haben,
er lassen Sie Ihre Leser nicht ohne literärische Anzei-
i! Es würde gar nichts schaden, wenn Sie in Zukunft
ser Rubrik mehr Mannigfaltigkeit zuwendeten und sich
ht zu weitläuftig bei einzelnen Anlässen aufhielten. Ihre
achrichten sind vollends in letzter Zeit sehr spärlich ein-
lossen. Diesen Fehler müssen Sie verbessern. Man
ascht mehr Umschau auf dem Gebiet kirchlicher Ereig-
se, und daß nichts geschieht, kann eben nicht behauptet
rden. Ich fürchte, auch dieses Heft wird nicht reich an
lachrichten" ausfallen, zumal da Sie wünschen, ich soll
nen einen kurzen Bericht über die letzte Livl. Synode
en. Sie thun die, entschuldigen Sie, Theuerster, naive
ußerung, die gedruckten Protocolle seien zu mager und
blos, getrocknete Blumen eines Herbariums. Sie be-
ben zu meinen, wenn einige Dutzend Theologen zusam-

men kämen, um über kirchliche Dinge zu discutiren, und wenn auch alle Morgen brünstig gebetet würde, „der heilige Geist möge sie in keine Thorheit gerathen lassen", so ginge es doch unmöglich, bei „Verschiedenheit der Ansichten", ohne Gemüthserregung der Freude, der Acclamation, des Eifers, des Unwillens, des Widerspruchs &c. und ohne Menschliches ab. Da trage z. B. Einer eine Abhandlung über eine „brennende" Frage vor, und ihm folge ein Anderer, der seinen Vorgänger sofort „berücksichtigt", und „Bezug darauf nimmt," es werde darauf ein Antrag formulirt, und dieser durch — endlich eine „Bewegung" — durch „Aufstehen" bejaht oder durch „Sitzenbleiben" verneint. Sie glauben nicht, daß die Menschenkinder rothes kaltes Blut haben. Ich glaube es auch nicht, aber bedenken Sie doch: was verlangen Sie denn eigentlich von einem Protocoll? Weder ist die Natur des Bodens, noch der Species der Art, daß Sie in zubruckenden Berichten etwas anders erwarten dürfen, als ein sauber präparirtes Pflanzenskelet, wobei Sie sich vermöge Ihrer Erfahrung und Imagination das Uebrige alles hinzudenken können. Ich würde es für sehr indiscret halten, Versammlungen, die einmal durchaus nicht den Charakter des Oeffentlichen haben, in „farbigen" Bildern dem Publicum zu präsentiren, das sonst von keiner Seite mit ähnlichen Erscheinungen beglückt wird. Auf die Art, wie ausländische Zeitungen und Journale solche Dinge behandeln, können Sie sich gar nicht berufen. Wenn auf den Südseeinseln die Menschen sich anders präsentiren, so mag das dort seine Berechtigung haben. Es wäre die sonderbarste Zumuthung von der Welt, wenn wir Prediger die Einzigen sein sollten, fremdländische Gewohnheiten zu imitiren. Da wollen wir noch erst manches Gras wachsen lassen, bis die oft ziemlich unliebenswürdige Unbefangenheit solcher Darstellungen sich acclimatisirt.

Unsre hiesigen Predigersynoden sind nicht Organe der „Kirche," durch deren Vermittelung die Kirche in ihrem Leben selbst sich baut, das wäre nur in dem Falle richtig, wenn in den „Trägern des geistlichen Amtes" die Kirche sich vollständig repräsentirte, was nach Evangelischem Grundsatz in Abrede zu stellen ist, da hier nicht die Sache so steht, daß „Kleriker" die Handelnden und „Laien" die Behandelten ausschließlich sind, — sondern unsre Predigersynoden sind nach bestehenden Localeinrichtungen regelmäßig

wiederkehrende Versammlungen der Prediger eines bestimmten Consistorialbezirks unter der Leitung ihres obersten geistlichen Chefs (Gen.-Sup. rc.), die den doppelten Zweck haben, einmal subjectiv die innere Amtstüchtigkeit der Synodalen selbst neu zu beleben und zu steigern durch alle geistigen Mittel, die in den Versammlungen die Amtsbrüder einander darreichen in näherem persönlichen Zusammentreten, in Vorträgen über theol. und kirchl. Dinge, in Discussion und Besprechung, in gemeinsamem Gebet, im Austausch gewonnener Erfahrungen rc., andrerseits objectiv nach reiflicher Erwägung, sei es in gewordener Veranlassung von „Oben", oder aus eigener Erkenntniß der zu wünschenden Förderung, in motivirten Desiderien, soweit die Competenz reicht, ein Besseres in Betracht der Kirche anzubahnen. Daß ein solches Institut, richtig gehandhabt, nur segensreich wirken muß, liegt auf der Hand. Gewiß wollen wir Gott danken, daß wir es haben. Jetzt kommt Alles darauf an, daß wir es treu nützen, indem ein Jeder mit der Gabe fördernd eingreife, die ihm gegeben ist. Denn grade in der Mannigfaltigkeit, getragen von Einem Geist, entwickelt sich die Fülle geistigen Lebens.

Unsre diesjährige Synode in Livland ward auch dieses Mal in Wolmar abgehalten, dauerte vom 12—18. August, und erwartete, von einer ganz besondern Weihe getragen zu werden. Waren doch seit der Einführung solcher Synoden, in Folge des im December 1832 promulgirten neuen Allerhöchst bestätigten Kirchengesetzes für die Ev. Luth. Kirche in ganz Rußland, 25 Jahre verflossen. Seit einem Vierteljahrhundert hatten, von der ersten im August des J. 1834 abgehaltenen „Provinzialsynode" an, regelmäßig jährlich einmal, mit einziger Ausnahme im J. 1848, wo die Cholera als Hinderniß eintrat, diese Versammlungen stattgefunden. Es war demnach diese gegenwärtige die 25ste Synode, die begangen werden sollte. Ursache genug, daß es für diese Synode manches besondere zu bedenken und darzubringen gab, was sich auch thatsächlich bewährte. Zuvörderst hatten sich Theilnehmer in besonders reicher Zahl eingefunden: 86 Livl. Geistliche, 10 Gäste und 18 Candidaten, in allen also 114 Anwesende. Ganz besonders wurde die Synode beehrt und erfreut durch die Anwesenheit unsres theuren Vice-Präsidenten des Gen.-Consist. Bischof Dr. Ulmann und des Superint. von Reval Dr. Girgensohn. Beide Ehrenmänner, viele

Jahre hochgeachtete Glieder der Livl. Geistlichkeit, nun unserm nächsten Kreise entrückt durch Berufung zu höheren Stellungen, waren auf der ersten Synode 1834 rege betheiligt gewesen; beide hatten damals als die ersten Protocollführer die neue Sache einleiten müssen, der Erstere, als von der Ritterschaft zweitgewählter Candidat der General.-Superint.-Würde in Livland, hatte die erste, nachher zum Druck beförderte, Synodal-Predigt gehalten: vielfacher Grund, daß die Synode nach 25 Jahren nicht wenig sich glücklich schätzte, diese beiden Männer als ihre Ehrenmitglieder in ihrer Mitte zu sehen. Die Synode ward am 12. Aug., grade am Jahrestage, an welchem die erste Synode begann, durch Gottesdienst eröffnet. Oberpastor H. Girgensohn aus Pernau entwickelte in der Altarrede, nach 1 Cor. 15, 28, „wie der Herr uns durch die Entwicklung der Synoden dahin hat führen wollen, daß wir fest und unbeweglich stehen auf dem Grunde des Bekenntnisses unsrer Lutherischen Kirche, um zuzunehmen in dem Werke des Herrn. Solches könne aber auch ferner nur geschehen, wenn wir uns in aufrichtiger Buße demüthigen und anhalten am Gebet: dann werde auch unsre Arbeit nicht vergeblich sein in dem Herrn.“ Die Predigt vom Gen.-Sup. Dr. Walter gehalten, über Joh. 21, 15—19, knüpfte an die Altarrede und die verlesene Epistel, 1 Cor. 13., an, und hob einleitend hervor, wie die Liebe aus Buße und Glaube als der rechte Grund der freudigen Hoffnung für die nun beginnenden zweiten 25 Synodaljahre anzusehen sei; diese Liebe, mit Buße und Glaube, sei auch das rechte Band, das die Zukunft der Synoden mit ihrer Vergangenheit, und die jüngeren Synodalen mit den alten vom J. 1834 verbinde, von welchen nur noch 19 am Leben und 13 heute gegenwärtig seien. (Auch der älteste Livl. Geistliche, der emeritirte Propst und Pastor zu Klein St. Johannis, Rücker, konnte nicht gegenwärtig sein; er ist 1791 ordinirt, also bereits vor 68 Jahren, und war im Amt bis zum J. 1851.) Die Liebe, das war der weitere Inhalt der Predigt, das erste Erforderniß des, der die Heerde zu weiden hat; 2) diese Liebe habe die gebildeten Gemeindegenossen und die armen Nationalen gleichmäßig zu umfassen; 3) diese Liebe erweise sich in der Darangabe des eigenen Willens an das Kreuz Christi. Diese Predigt, als schöner Anfang der Synode, erweckte und erwärmte alle Zuhörer aufs

ste. Es war überaus dankenswerth, daß der verehrte
›f Dr. Ulmann der Bitte des Synodal=Präses ge=
ßrt hatte, die erste Sitzung mit einer Ansprache zu
ıen, und muß der Wunsch hier ausgesprochen werden,
ndringlich mahnenden aus der Tiefe des erfahrenen
:rprobten Glaubens gesprochenen Worte in extenso
it zu lesen. Der verehrte Redner ging von einem
lick auf die erste Synode aus, die er selbst mit der
zt eröffnet hatte, wollte aber weder bei der Erinne=
an die Männer, die er damals als Väter angeredet
ıan nicht mehr in diesem Kreise wiedersah, noch bei
Darstellung der in die Augen fallenden Verschieden=
er jetzigen Synoden von jener frühesten oder der
chtung der historischen Entwickelung und des anerken=
erthen Fortschrittes der Livl. Prediger=Synode ver=
ı, sondern wünschte eben das nur hervorzuheben,
die jetzige Synode mit jener frühesten und hoffentlich
mit einer nach 25 Jahren stattfindenden übereinstim=
Es war ihm beim Wiederansehn seiner vor 25
n gehaltenen Predigt der Gedanke lebendig entgegen=
:n„ daß doch Ein Lebenspuls in jener ersten Synode
ıgen, der auch jetzt in der Synode sich rege und
ıig in ihr lebendig bleiben müsse. Dieses Eini=
e fand er ausgesprochen in dem Worte Pauli Phil.
: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon
mmen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch
fen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen
und wies nach, 1) daß auch damals die große Mehr=
ja selbst Rationalisten, deren viele unter ihnen wa=
vahrhaft von Christo ergriffen gewesen, wie denn
„Ergriffensein von Christo" das über Alles
vendige wie für's Christenthum überhaupt, so auch
e rechte Amtsführung sei und bleibe (Ja! ja! tönte
den Herzen Vieler bei dieser Stelle wieder, wenn
der Augenblick ein Schweigen gebot). Er mahnte
ferner 2) daran, auch jetzt sich dessen bewußt zu
ı, was man damals gewesen, daß man noch nicht
t habe, wozu man berufen sei. Er fand in un=
Kirche (wir fügen bescheiden hinzu, „Trägern des
hen Amtes") eine zu große Sicherheit in der
ıung des schon Erreichthabens herrschend
wahr), und wies darauf hin, daß, wenn wir mit
all den Brüdern vor 25 Jahren Manches zu tadeln

fänden, und behaupteten, daß sie auf dem Grunde Christi zum Theil Holz, Heu und Stoppeln gebaut hätten, auch wir nicht blos Gold, Silber und Edelstein darauf errichteten, und dem (fügen wir hinzu: gerechten) Tadel der Brüder nach 25 Jahren unterliegen würden. (Sehr gut.) Er mahnte endlich 3) auch in dieser wie in den künftigen Synoden, dem vorgesteckten Ziele, welches die himmlische Berufung in Christo Jesu vorhält, getreulich nachzujagen, und dabei das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ, das er nach dem schönen Texte seiner Predigt Eph. 4, 11—16 schon vor 25 Jahren den versammelten Brüdern ans Herz gelegt habe, sich immerdar angelegen sein zu lassen. Darauf schloß der theure Bischof mit einem herzlichen Gebete, in welchem er den Beistand des Herrn für die Synode erflehte. Wir halten dieses überaus zeitgemäße Wort für eins der Glanzpunkte der ganzen Synode, und können nur wünschen, daß diese „Richtung" in unsrer lutherischen Kirche allezeit „herrschend" sei und bleibe, und auch auf den Synoden nie eingeschüchtert zurücktrete. Präses Synodi sprach „im Namen der Synode" dem verehrten Bischof seinen Dank für dessen beherzigenswerthes Zeugniß aus, dem gewiß Viele aus voller Ueberzeugung beistimmten.

Was nun die Verhandlungen und Vorträge der Synode betrifft, so werden Sie das Nähere aus dem gedruckten Protocolle genauer entnehmen, und ich erlaube mir nur daraus Einiges anzudeuten.

Zuerst kam Alles das an die Reihe, wodurch der Festcharakter dieser Synode sich darlegte. Professor Christiani überreichte ein Beglückwünschungsschreiben der theol. Facultät in Dorpat, worauf Ihr „Gruß" und Döbner's „Erinnerung" als eine kleine gedruckte Festschrift vertheilt ward. Darauf hörten wir zwei Vorträge, von Willigerode und Döbner, — die sich mit Beiträgen zur Geschichte der innern Entwickelung unsrer Synoden beschäftigten. An diese knüpfte Gen.-Sup. Walter seinen Vortrag über denselben Gegenstand, gab aus seinem 130 Seiten starken Material „Einiges über die Synoden der verflossenen 25 Jahre" und sprach 2¼ Stunden. Man hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und hatte abermals Gelegenheit, den Scharfblick und die Unparteilichkeit unsres trefflichen Synodalpräses anzuerkennen, indem er in schlagend treffender Weise einseitige und schiefe Darstellung des Geschehenen zurechtzustellen weiß. Auch

in dem Döbnerschen Aufsatz war vieles sehr treffend und zeitgemäß, und müssen wir wünschen, der theure Bruder wolle in diesen Mittheilungen recht bald seine schöne Arbeit zum Druck befördern! [1]).

Eine längere Discussion, die sehr viel Zeit in Anspruch nahm, erlassen Sie mir zu erörtern. Das Resultat war, „die Synode richtete an den Präses die Bitte, er wolle das Consistorium veranlassen, die geeigneten Schritte dafür zu thun, daß 1) jede Einverleibung die Ev. Luth. Kirche betreffender Anordnungen in den Codex des Ev. Luth. Kirchengesetzes künftighin auf Grundlage von § 446 desselben und dem die 2. Ordnung von 1832 verleihenden Ukase d. d. 28. Decbr., nur nach vorgängiger Berathung einer General-Synode vorgenommen würde, und daß 2) in der Zwischenzeit, d. h. von einer Generalsynode zur andern, etwa nothwendig werdende Zusätze zum Kirchengesetze nicht ohne Berathung des Gen.-Consist. auf dem gesetzlichen Wege der Allerhöchsten Bestätigung unterlegt werden möchten." — Nach dem K. G. steht ab und zu eine General-Synode in Aussicht. Da nun 25 Jahre verflossen ohne eine solche General-Synode, so motivirte Pastor Braunschweig durch einen kurzen Vortrag den Vorschlag: die Synode möge die Frage: „ob nicht die Verhältnisse der Gegenwart die Bitte um eine solche General-Synode rathsam erscheinen ließen," an die Sprengels-Synoden zur Berathung weisen. Dieser Vorschlag wurde aber von der Mehrzahl der Synodalen nicht angenommen: d. h. man fand es wünschenswerth, nicht um eine General-Synode zu bitten.

Ein Hauptgegenstand zehnjähriger Verhandlungen sollte diesmal zu einem vorläufigen Abschluß kommen. Er betraf die Arbeiten des „Liturgischen Comités." Dieser „Liturgische Comité" ist ein Lebensereigniß in der Entwickelung der Livl. Synoden, man kann bereits ordentlich eine „Geschichte" derselben schreiben. Die Sache ist einfach die. Im J. 1849 wurde von der Synode ein Comité gewählt, der unsre Agende, hauptsächlich was die Ordnung des Gottesdienstes betrifft, gründlich revidiren, emendiren sollte, als Material und „Vorlage für

---

[1]) Das nächste Heft wird Einiges daraus, namentlich was die Synodalverhandlungen über Herrnhut betrifft, geben. A. d. R.

eine künftige General-Synode." Da bekanntlich in neuerer Zeit das Liturgische im hohen Grade die Aufmerksamkeit aller kirchlich-Gesinnten in Anspruch nimmt, und auf dem Gebiete der Literatur viele schöne Vorarbeiten von dem Sinn Zeugniß geben, mit welchem dieser so vernachlässigte und der echt evangelischen Entwickelung fähige Theil unseres Gemeindelebens auf's neue in Pflege genommen wird, indem der Glaube im Cultus sowol zur Darstellung als auch zur Neubelebung kommt, so war das sicher keine geringe Arbeit, zumal wenn man weiß, daß weder die hiehergehörigen principiellen Fragen in wissenschaftlicher Beziehung zum Abschluß gekommen sind, noch auch die historischen Vorstudien allendlich sich erschöpft haben. Man kann nun freilich von ganz verschiedenen principiellen Grundanschauungen ausgehen, und in seinen historischen Quellenstudien zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt sein, und das wird natürlich auf die Arbeit influiren. Es kann nun nicht geleugnet werden, daß in den ersten Jahren die Ergebnisse der Thätigkeit des Comité's, die allmälig zum Vorschein kamen, ziemlich unbesehen acceptirt wurden. Erst später erhoben sich kritische Beleuchtungen, durch die eine Ahnung sich zu verbreiten schien, es sei Pflicht, etwas genauer nachzuschauen. Daß das nicht ohne getrübte Stimmungen hinging, war augenfällig. Es mußte, meinte man, da nach zehnjähriger Arbeit die Sache vorlag, endlich zur Entscheidung kommen: die Kritik habe einmal ihr letztes Wort gesprochen, sonst gehe es in Ewigkeit fort. So stand's jetzt, und der Ausgang drängte zu einer „Abstimmung." Indeß kamen auf dieser Synode noch drei Kritiken, von Kauzmann, Frantzen und Braunschweig zum Vortrag, die sämmtlich negirend ausfielen. Kupffer gab eine förmliche „Geschichte" des Comité's, seiner Freuden und Leiden. Er äußerte sich unter Andern dahin: In der ersten Zeit dankte die Synode für jeden Fortschritt der Arbeiten, mit fast allgemeiner Zustimmung. Nach Ablauf einiger Zeit bekannte sich die Synode zu den Principien des Comité's. Allein die drei fetten Jahre des liturg. Comité's waren zu Ende, und nun kamen die magern! So eben noch hatte die Synode wieder gedankt. Aber als die Propheten schwiegen, fingen die Apokryphen an. Es ward nämlich in diesem Stadium der Sache ein Vortrag über Wort und Sacrament gehalten, worin reformirte Anschauungen sich kund gaben, und —

ward von der Synode freudig begrüßt! Allein gut Ding will Weile. Der Comité ergänzte sich durch neue Ersatzwahlen, und wartete neu gestärkt in stolzer Haltung auf die Angriffe der Gegner. Es kamen Kritiken! Die Majorität machte nun der Gegnerin in großer Geduld alle mögliche Zugeständnisse. Es kamen von zwei Sprengeln ganz unmotivirte Bedenken. Die Geduld des Comité's ward nicht erschöpft; 1858 suchte man unhaltbaren Einreden zu begegnen immer in großer Geduld. Nun 1859 läßt sich der C. nicht weiter auf Concessionen und Discussionen ein. Was soll geschehen? Jetzt muß man endlich einmal Schluß machen. Kommt's heute nicht zum Abstimmen, Ja oder Nein, dann Comité fara da se! — Präses Synodi gab darauf auch eine eingehende Geschichte des C.'s, welche die Sache, wie es mir erschien, auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung stellte. Was Professor Christiani, als Referent des C.'s, vorbrachte, der darauf das Wort in einem längeren Vortrage nahm, sollte Mißverständnisse beseitigen, u. s. w. Wenn nämlich in dem Circulär des Comité's, das ein Paar Monate vor dem Beginn der Synode sämmtlichen Predigern lithographirt zugeschickt war, um vorläufig dieselben über die Sachlage zu orientiren, mißverständliche Ausdrücke gebraucht seien, so hätte man sich allerdings besser ausdrücken können, aber „drohen," wie gesagt ward, habe man gar nicht wollen, und das „Austreten" der Comitéglieder sei auch nicht so schlimm gemeint gewesen; es verstehe sich, nur die Einzelnen, jeder für sich, treten aus. Der C. habe gar nicht gesagt, daß das Abendmahl höhere Dignität als das Wort habe; auf das „Umkehren" bei gewissen Stellen der Liturgie vor dem Altar solle gar kein großes Gewicht gelegt werden u. s. w. Es kam nun endlich doch zum Abschluß, und die Arbeit des Comités ward mit Stimmenmehrheit en bloc angenommen als „Vorlage für eine dermaleinstige Generalsynode." — Bis dahin kann aber noch viel Wasser die Aa bei Wolmar hinunter fließen, und neue Zeiten, neue Menschen. Ich muß aufrichtig gestehn, es ist gewiß sehr edel, für die Zukunft zu arbeiten.

Was sonst noch vorkam, erlauben Sie mir in gedrängter Kürze nur zu berühren, da ohnehin das gedruckte Protocoll den nähern Ausweis gibt. Mehrere Commissa des Gen.-Consist. wurden erledigt, namentlich sollte die Ausarbeitung von drei Landeskatechismen, einem deutschen,

lettischen und ehstnischen (welcher letztere aber doch nach zwei Dialecten besondere Arbeiten verlangt), vorbereitet werden. Dabei wäre aber noch, möchte ich bescheidentlich hinzufügen, die Frage zu erörtern, ob man von einem deutschen Reichskatechismus absieht, was eben kein Unglück wäre; und was den lettischen und ehstnischen betrifft, ob man von hieraus sich mit resp. Kurland, Ehstland und Oesel nicht in Relation setzen wird? Der lutherische kleine Katechismus steht als Grundlage jedes Confirmandenunterrichts fest, aber die „Erklärung," so scheint es mir, überlasse man dem einzelnen Prediger zu wählen oder anzufertigen, wobei ja dem Kirchenregiment die zu ertheilende Concession unbenommen bleibt. Der Gen.-Sup. theilte mit, daß beim livl. Consistorium Candidaten examinirt wurden 1858 d. 15. Sept. pro venia und den 19. ej. m. et a. pro ministerio: 1) Wilhelm Bergwitz, 2) Theodor Döbner, 3) Robert Groß, 4) Friedrich Hollmann, 5) Carl Schilling; 1859 d. 20. Februar pro venia und den 20. ej m. a. pro ministerio: 6) Hermann Krause, 7) Ernst Sokolowsky, 8) Emil Kählbrandt, 9) Richard Wichert. Ordinirt und translocirt waren im verflossenen Jahre: 1) Candidat Christian Osirne, als Pastor Diaconus an der Stadtgemeinde zu St. Johannis in Dorpat, ordin. und zugleich introduc. in Dorpat den 7. Septbr. 1858; 2) Pastor Adj. Schneider, als Pastor ordinarius introducirt zu Hallist d. 12. Oktbr. 1858; Cand. Oscar Carlblom als Vicar für Wenden-Walk ordinirt in Marienburg d. 19. Okt. 1858, und 1859 translocirt als Pastor zu Peude auf Oesel; 4) Cand. Ferd. Hörschelmann als Pastor Adj. für Fellin und Köppo, und ordinirt in Fellin den 26. October 1858; 5) Cand. Friedrich Hollmann, ordinirt und introduc. als Pastor zu Rauge, daselbst den 5. April 1859; 6) Cand. Herm. Krause, als Pastor Adj. für Randen, ordinirt den 14. Juni 1859; 7) Cand. Rudolph Guleke als Pastor Adj. für Ronneburg ordinirt den 28. Juni 1859; 8) Cand. Nicolai v. Stackelberg, als Pastor Adj. für die Stadtgemeinde zu Fellin, ordin. den 16. Aug. 1859 in Wolmar. (Sämmtliche Ordinationen und Introductionen waren vom Gen.-Superintendenten persönlich vollzogen worden.) Emeritirt war Pastor Körber zu Fennern den 29. April 1859. Entlassen auf sein Ansuchen Pastor Woldemar Thörner zu Rüggen den 13. Juli 1859. Verstorben waren: Pastor emer. A. Kornrumpff den 14.

Aug. 1858 und Propst des Rig. Sprengels und Pastor zu Jürgensburg Eduard Fehre den 28. Jan. 1859.

An sonstigen Vorträgen kam vor unter andern Ihre Betrachtung über die Apokalypse und Ankündigung eines Versuchs einer neuen Bearbeitung derselben. Wahrscheinlich werden Sie nicht ermangeln, dieses Vorläufige hier in den Mitth. gedruckt zu geben[1]). Uebrigens scheinen Sie mir in gewisser Hinsicht den unsterblichen Göthe sich zum Muster genommen zu haben, der während der Schlacht bei Jena sich mit Chinesischen Reichsgeschichten und prismatischen Gläsern beschäftigte, und als der Kanonendonner nach Leipzig kam, sich ein Paar alte Jahrgänge Augsb. Allgem. Zeitg. von a. 1805 u. 6 in den Wagen legen ließ, und nach Karlsbad ging. Bei den epineusen Fragen über die Porrectionsformel, über das Umkehren des Liturgen beim Gloria und Confiteor, ob die Absolutionsformel im Indicativ oder Conjunctiv, Optativ oder Imperativ zu sprechen sei rc., machen Sie rechtsum und vertiefen sich einmal in die Leiden des herrlichen Dulders Hiob und dann in die „Zukunft der Reichsgeschichte." Auch gut. — Sodann war aus Oesel eine Arbeit eingegangen, die verlesen ward, und sich vertheidigend abermals die Frage bejahte, ob den „Sacramentsverächtern das kirchliche Begräbniß zu verweigern sei", wobei indeß die Synodalen nicht umhin konnten, bei ihrer schon früher (s. a. s. O.) abgegebenen Meinung zu verharren. Maurach sprach in einem Vortrage über die schon ventilirte Gründung einer Emeritencasse, und wurde ein Comité gewählt, die entworfenen Statuten zu prüfen. — Sokolowsky suchte in einem Aufsatz die Bedenken Braunschweigs gegen „confessionelle Mission" (s. Mitth. 1. H. 1859) zu widerlegen, und gab einen Bericht über die im verflossenen Jahre aus Livland (Riga ungerechnet) zu Missionszwecken gesammelten Beiträge: Summa: 3026 Rbl. 73 Kop., wovon 2749 Rbl. 63 Kop. nach Leipzig, 143 Rbl. 55 Kop. nach Barmen, 110 Rbl. 50 Kop. nach Hermannsburg, und 23 Rbl., ein Tröpflein, nach Basel flossen (Es ist indeß, wie ich genau weiß, außer den angegebenen 143 Rbl. 55 Kop. noch eine nicht unbedeu-

[1]) Richtig combinirt. Ist bereits in diesem Heft geschehen.
A. d. R.

tende Gabe aus Livland nach Barmen gegangen.) u. s. w. — Schwartz von Pölwe berichtete über das nun aus 7 Lehrfächern bestehende nun vollendete ehstnische Schulbuch (nach dem Dörpt-Werroschen Dialekt): Schreiblehre, Rechenbuch, Naturgeschichte, Gesundheitslehre, Geographie, Naturlehre und Weltgeschichte. Man kann sich nur freuen, wie fleißig und beharrlich die Bildung unsrer Nationalen in der Gegenwart von allen Seiten in Angriff genommen wird. Sie sehen daraus, mein lieber Herr Redacteur, daß man nicht blos in der Gegend von Candau und Talsen mit der Cultur der Nationalen sich beschäftigt, wie Sie neulich zu behaupten schienen! — Schilling von Schwaneburg hielt einen Vortrag über die Einsegnung gemischter Ehen von Seiten der luth. Kirche, und vertheidigte dieselbe, wie es mir scheint, sehr gut gegen die aufgekommenen Einreden eines gut gemeinten, aber überspannten Confessionsbegriffs. — Auch Knieriem von Ubbenorm behandelte in einem Aufsatz denselben Gegenstand und zwar aus demselben gesunden Gesichtspunkte. Uebrigens wären auch die Prätensionen von überspannender Seite praktisch gar nicht durchzuführen und würden sich nur isoliren und localisiren. — Damit aber auch die gegnerische Ansicht nicht ohne Vertretung bliebe, kam Moltrecht in einem Aufsatz über diese nämliche Eheeinsegnungsfrage zum entgegengesetzten Resultat, und „mißbilligte entschieden vom rein praktischen Gesichtspunkte die Betheiligung der luth. Kirche (wir werden bekanntlich „Kirche" und „Prediger" nie identificiren) an solchen Einsegnungen." Die Synode ließ übrigens diesen Gegenstand als eine „offene" Frage noch stehen. Und so haben wir noch mehre Bearbeitungen dieser Frage zu erwarten, die aber, rein praktisch die Sache angesehn, die „Einsegnungen" nicht dem Bereich der Wirklichkeit entheben werden, es müßte denn sein, daß eine „künftige General-Synode" sich auf den überspannenden Fuß setzt, was kaum zu befürchten steht. Uebrigens werden solche Einsegnungen meist nur von höheren und höchsten Kreisen gewünscht. Den armen Bauer, falls einmal ein solcher Wunsch aufkäme, könnte man freilich ohne großen Heldenmuth abfertigen. Ob aber dadurch grade die Schließung solcher Ehen vermindert werde, steht mir stark zu bezweifeln frei. — Knieriem zu Peterskapelle zeigte in einem Vortrage, der vielseitigen Beifall fand, wie es hohe Zeit sei, eine allgemeine Prediger-Wittwen-

und Waisenkasse zu begründen, und wies nach, wie das Statut einer solchen Kasse nicht blos auf philanthropischen, sondern christlichen Grundlagen zu stehen habe. Die Synode beschloß, diese Sache näher zu beachten und auf den Sprengels-Synoden in Berathung zu ziehen. — Carlblom zu Koddafer gab einen Aufsatz über das Synodalthema: „Was heißt Kirchlichkeit?" Solche Arbeiten, wie diese, zeugen von selbstständigem Denken. Möchte dieser Aufsatz einem der beiden Archive livländischer theol. Studien zum Abdruck zugewiesen werden! — Braunschweig stellte folgenden durch eine Arbeit über Gemeindegröße und Kirchenvisitation motivirten Antrag: — — „daß die Kirchenvisitationen die Nothwendigkeit der Theilung der übergroßen Gemeinden aussprechen und sich sämmtliche betreffende Pastoren bereit erklären mögen, ihre Gemeinden theils vergrößern, theils verkleinern zu lassen." Es ward beschlossen, die Sache auf den Sprengels-Synoden zu berathen.

Schon aus Obigem können Sie entnehmen, wie reich abermals auch die diesjährige Synode an Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit ihres Inhaltes gewesen ist. Wie viel noch außerdem zur Sprache kam, davon giebt das gedruckte Protocoll Ausweis, das Sie mir ab- oder auszuschreiben erlassen. Gott wolle auch ferner unsre Livländischen Synoden in seinen Gnadenschutz nehmen, daß die Berathungen der Geistlichkeit, ihre Arbeiten und Gebete der Kirche nur Heilsames und Förderndes bringen! Möchten auch die übrigen Nachbar-Synoden — wie ich höre, ist in Goldingen im Juli auch eine gehalten — nur Erfreuliches und Ersprießliches bringen, und die Correspondenznachrichten für unsre lieben Mittheilungen, die nun im nächsten Jahre ihren sechzehnten Band anfangen, nie ausgehen! In gewohnter Theilnahme für den Standpunkt, den Sie, mein lieber Herr Redacteur, mit einer gewissen zähen Energie einhalten, Ihr stets wohlaffectionirter Freund, der kein Freund ist weder vom überspannten Kirchen- noch Sacraments- noch Amtsbegriff.

Zur geneigten Beachtung.

Die „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit in Rußland", die ein und zwanzig Jahre (seit 1838) lang die einzige hiesige Zeitschrift waren, welche die theologischen und kirchlichen Interessen protestantischen Lebens zur Darstellung brachte, und nun in ihrem zwei und zwanzigsten Lebensjahre neben der jungen Schwester, die so eben begonnen hat, steht, soll auch mit dem Anfange des nächsten Jahres 1860 fortbestehen und fortgesetzt werden.

Einen Monat um den andern werden, wie früher, im Laufe des Jahres sechs Hefte regelmäßig erscheinen von 6—7 Bogen jedes, so daß der Jahrgang, der einen Band bildet, 38—40 Bogen faßt. Die Eintheilung und Gliederung des Inhaltes wird keine Veränderung erfahren, jedoch soll der Literatur und den kirchlichen Nachrichten aus dem In- und Auslande neben den Aufsätzen und Abhandlungen in Zukunft eine größere Entfaltung gewidmet werden, als es früher der Fall war.

Der Preis bleibt 2 Rubel für den Jahrgang, der aus 6 Heften besteht, gut broschirt. Wer die Hefte sechsmal im Jahr gleich beim Erscheinen couvertirt durch die Post zu erhalten wünscht, zahlt für alle 6 Hefte 2 Rbl. 25 Kop. Die Verlagshandlung glaubt behaupten zu dürfen, daß für eine Zeitschrift, die ihrer Natur nach auf keinen massenhaften Vertrieb rechnen kann, dieser Preis ein noch nicht dagewesen billiger ist.

Um den Herren Subscribenten — am besten allerdings Pränumeranten — und Abnehmern, die vom Verlagsorte weit entfernt leben, die Einzahlung des Betrages zu erleichtern, werden namentlich die Herren Prediger, die diese Zeitschrift zu halten wünschen, ergebenst

icht, die Bestellung entweder durch ihren resp. Buchhändler, mit dem sie in Verbindung stehen, in Abrechnung machen, oder die Einzahlung etwa auf den jährlichen Sprengels-Synoden durch den Herrn Propst oder st einen der Herren, der die Mühe freundlichst würde rnehmen wollen, zu bewerkstelligen, indem die directe sendung der 2 Rbl. 25 Kop. pr. Post den Kostenrag, abgesehen von der Umständlichkeit, unverhältnißßig erhöht.

Riga, im September 1859.

Edmund Götschel's Buchhandlung.

Gegen den Druck dieser Mittheilungen und Nachrichten ist, nach vorgängiger Durchsicht, von Seiten des Livl. Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 25. September 1859.

Gen.-Sup. Bischof Dr. F. Walter, Vice-Präses.

H. Busch, Notär.

Ist zu drucken erlaubt.

Namen des General-Gouvernements von Liv-, Ehst- und Kurland.

Coll.-Rath Burchard Poorten.

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1859.

I.

Abhandlungen und Aufsätze.

1.

Kurzer Abriß der Verhandlungen über Herrnhut auf den livländischen Provinzial-Synoden von 1834 bis 1858.

Von

Propst Döbner.

Aus einem Briefe an den Herausgeber.

Sie äußern den Wunsch, ich möge als einer der ältesten Prediger des Landes Ihnen eine kurze Uebersicht dessen geben, was unsere livländischen Provinzial-Synoden seit 25 Jahren, also seit dem Jahre 1834, verhandelt haben. Gern erfülle ich Ihren Wunsch, bitte aber, meine Relation nur als eine subjektive Meinung anzusehen; denn nicht jeder schaut gleiche Sachen mit gleichem Auge an.

Was auf der ersten Synode 1834 zu Walk vorgenommen, übergehe ich, weil darüber Gedrucktes aus meiner eigenen Feder vorliegt. Nur den ersten Synodal-Gottesdienst und die erste Predigt darf ich nicht unberücksichtigt lassen.

Der Tag der Zusammenkunft war der Sonnabend. Der Sonntagsgottesdienst in der Stadtkirche zu Walk bezeichnete die Eröffnung der Synode. Eine besondere Altarrede, soweit das Protokoll darüber berichtet, fand nicht

Statt [1]). Das ganze Gewicht lag also auf der Predigt. Diese hatte der Gen.-Sup. sich selbst vorbehalten. Als er sich aber durch Krankheit behindert sah, wurde unserm jetzigen Hochw. Bischof Dr. Ulmann, damals Pastor zu Cremon und zum Assessor des Consistoriums designirt, nur wenige Tage vor dem Termin der Auftrag, das gewichtige Wort zu sprechen. In dem stillen, reizendgelegenen Gartenhäuschen, seiner Pfarrwohnung gegenüber, von der er bald nach Dorpat übersiedeln sollte, wurde es ihm gegeben, unter viel Gebet das rechte Wort zu finden. „Was die Kirche Christi von unsern Versammlungen erwartet", war nach Ephes. 4, 11—16 das Thema seiner Predigt [2]). Er dankte es dem Landesherrn, daß er uns diese Versammlungen gewährt, deren Maaß und Ziel wohl durch den Buchstaben des Gesetzes bestimmt sei, deren Geist und Gehalt aber nur heilsam aus dem lebendigen Worte Gottes hervorgehen könne. „Wir werden nichts Neues beginnen", sagte er, „das den alten Grund einrisse oder verachtete, sondern wohl zusehen, wie wir sicher auf ihm fortbauen bis zu dem Tage, da eines jeglichen Werk durchs Feuer wird bewährt werden", — „vor Allem das im Auge habend, wie wir mit Gottes Hilfe die frohe Botschaft von Christo vom Reiche Gottes mit ihrem vollen Segen Armen und Reichen, Hohen und Niederen, Gelehrten und Ungelehrten nahe bringen mögen." — „Darum denn hin-

[1]) Die Eröffnungsrede des Assessors Kolbe später handelte über den Segen der Synoden, wie er bei gegenseitigem Vertrauen und wahrer Liebe nicht fehlen könne, trotz verschiedener Ansichten.

[2]) Besonders gedruckt zum Besten der Predigerwittwen-Kasse des Rigischen Sprengels. Dorpat 1834 bei J. C. Schünmann. (32 S in 8.)

ig mit dem Standesgeist, dem schlimmsten Feinde solcher ersammlungen! Hinweg mit dem eigennützigen Beachten iserer besonderen Verhältnisse, mit dem ehrgeizigen Trachn nach Auszeichnung unter den Brüdern! Hinweg mit lem Schmucke der Rede und Prunke der Gelehrsamkeit, e unfruchtbar sind; hinweg mit allem, was wohl äußeren chein vor Menschenaugen hat, aber nicht den wahren Jerth innerer Erbauung! Hinweg mit allem dem, was ur Bedeutung hat im Gegensatze zu Anderem, nicht aber t sich dem Leibe Christi frommt! — Es diene alles zur lesserung; was aber nicht zu ihr führt, werde von uns erschmähet!" —

Mit solchem Worte war in öffentlichem Gottesdienste ie Synode eingeleitet. Sie schloß nach 4 Tagen mit einer nrede und einem Gebete des Präses, woran sich der edervers knüpfte:

Auch ferner, Herr, sei unser Licht,
Auf dich steht uns're Zuversicht.
Was auch die Zukunft mit sich führt,
Von dir, von dir wird sie regiert.

So war denn die erste Synode in's Leben getreten. ier und sechszig Geistliche hatten sich daran betheiligt, arunter auch Prof. Dr. Julius Walter aus Dorpat, nd bewegten bei ihrem Auseinandergehen eine Fülle von edanken, Plänen und Entschließungen in sich, wie sie üher kaum ein Menschenalter erzeugt hatte. Daß die and nun mit neuer Kraft an den Pflug gesetzt wurde, : selbstverständlich. Während jeder Einzelne zunächst in iner Gemeinde arbeitete, trug er das Verlangen zu gensseitigem Austausche von Gedanken und Amtserfahrunen in sich. Es entstanden Prediger-Conferenzen eben den gesetzlich bestimmten Sprengels-Synoden,

33*

worin das geistig rege Leben sich fortsetzte. Man suchte an das Ganze anzuknüpfen, wäre es auch nur in einem Synodal-Thema. Man fühlte das Verlangen, zu erfahren, was in andern Synodal-Bezirken geschehen sei. Die geschriebenen Protokolle reichten nicht aus; seit 1842 traten an ihre Stelle gedruckte [1]), nachdem schon im Jahr 1838 das erste Heft der „Mittheilungen und Nachrichten für die evangelische Geistlichkeit Rußlands" erschienen war, „als eines Organes, in welchem sich ausspräche, was unsere Geistlichen und Theologen wissenschaftlich beschäftiget."

Vom Jahre 1835 bis zum Jahre 1854 war die Leitung der Synoden mit nur zweimaliger Unterbrechung in der Hand eines Mannes, der in ruhiger, umsichtiger Fassung und geschäftskundig, ihnen in einer festen Synodal-Ordnung ihre äußere Norm und Form gab, — des Gen.-Sup. R. v. Klot. Seiner Umsicht haben wir es zu verdanken, daß nicht, wie die Synoden von 1834 und 1836 es aussprachen, die in Esthland geltende und damals schon seit mehr denn 100 Jahren bestehende Synodal-Ordnung, Eingang fand. Wir erfreuen uns einer ungleich freieren Bewegung. Zugleich wußte er den Lauf dieser Bewegung in's Praktische hinüberzuleiten. An seiner Hand in 17maliger Leitung erwuchsen die Synoden zu dem, was sie gegenwärtig sind. Sie haben laut obrigkeitlichen Bestimmungen mehr eine berathende Stimme, dennoch ist durch sie Vieles in's Werk gesetzt, das für alle Folgezeit, so lange die evangelisch-lutherische Kirche in den Ostseelanden bestehen wird, fortwirken muß.

---

[1]) Zur Erwägung wäre es wünschenswerth, wie schon 1854 proponirt wurde, die früheren, wenigstens im Auszuge, gedruckt erscheinen zu lassen.

Wir können nur andeutungsweise Einiges darüber anführen.

Den ersten Platz nehmen die Verhandlungen über Herrnhut ein — nicht mit Herrnhut, denn des Presbyters der Brüdergemeinde, Furkel, Gesuch, ihm Zutritt zu den Synoden zu gewähren, wurde 1838 abschlägig beschieden. So auch alle späteren aus der Synode selbst hervorgegangenen Anträge, sich mit der Brüder-Unität in unmittelbare Verbindung zu setzen.

Es hat lange gedauert, ehe die Ansichten über Herrnhut sich einigermaßen geklärt haben. Im Schooße der Synoden hatte Herrnhut viele Jahre hindurch seine Fürsprecher, theils aus Unkenntniß und Verwechselung der wirklichen Glieder der Brüdergemeinde mit den hiesigen in der Diaspora lebenden; theils aus einer gewissen Pietät gegen ein Institut, das hundert Jahre lang sich an die lutherische Kirche angelehnt hatte, theils wohl auch hervorgerufen durch zu leidenschaftliche Angriffe. Es ist aber wohl faktisch nirgends so deutlich zu Tage gekommen, daß die Kirche ein lebendiger Organismus sei, als durch die fortgehenden Verhandlungen über Herrnhut in unseren livländischen Provinzial-Synoden von der ersten bis zur letzten. —

Ein lebendiger Organismus trägt wohl schwache, ersterbende und verachtete Glieder an sich, aber duldet keinen fremden Organismus in sich. Wo ein solcher sich findet, muß er um jeden Preis ausgeschieden werden. Ein solch fremder Organismus ist aber Herrnhut mit seiner völlig ausgebildeten Gliederung in unserer evangelisch-lutherischen Kirche, und der Bischof Spangenberg handelte weise, wenn er den nach Livland wandernden Brüdern ausdrück-

lich untersagte, „in die Kirche, in der sie wirken würden, ihre Ordnungen einzuführen, und ihnen gebot, sich ganz in die Ordnung der Kirche zu fügen und Gehilfen der Prediger abzugeben, und daher weiter zu gehen, wenn diese sie nicht möchten." So lange ein Organismus unthätig ist, kann er wohl einen fremden für sich wirken lassen, erwacht er aber zu eigenem vollen Leben, so gehört es eben zu seinem Dasein und Leben, daß er selbstthätig wird, und zwei verschieden gegliederte, im Principe sich widersprechende Organismen können unmöglich auf einem und demselben Felde geistiger Thätigkeit und zu einem Zwecke zusammen wirken. Die Kirche Livlands hatte das schon um das Jahr 1740 erfahren. Schon damals waren krankhafte Fieberschauer über sie gegangen. Sie war inzwischen in Schlaf gesunken, und „da die Leute schliefen, kam der Feind und säete Unkraut zwischen den Waizen" (Matth. 13, 25.). Wir wollen nun nicht behaupten, daß das Jahr 1834 gerade das Jahr des Erwachens gewesen sei. Die Kirche war schon früher gekräftigt, aber eben darum fühlte sie bei jeder Berührung mit Herrnhut um desto mehr die kalten Schauer des fremden Organismus. Sie wurden nur nicht immer als Symptome eines wirklich vorhandenen und weit verbreiteten Uebels erkannt. Die erste Synode 1834 führte zur Diagnose dieser Symptome. Karl Schilling's Aufsatz, wie er in den Dorpater Jahrbüchern gedruckt ist, enthält eine ganz unpartheiische mit Wärme geschriebene Darstellung des factischen Bestandes, so weit Schilling ihn sah und kannte. Er ist keineswegs die causa movens, sondern nur der gelegentliche Anknüpfungspunkt für diese.

Verfolgen wir den Gang der Verhandlungen, so finden wir bis zum Jahr 1844 ein Prüfen der Daseinsfor-

men und Abwägen der Symptome an dem fremden Organismus, dann erst ein Uebergehen auf die Principien. Wir werden die Verhandlungen nach diesen beiden Zeitpunkten unterscheiden können.

1837 hielt Oberpastor Dr. Berkholz, damals Pastor zu Oppekaln, einen Vortrag über die Stellung zu Herrnhut, worin er unter anderem sagt, daß der Herrnhutismus recht gut wisse, „daß er nur als eine Pflanze auf einer andern Pflanze im Schooße unserer Kirche Anerkennung und Achtung hat; daß er aus der evangelisch-protestantischen Kirche alle Lebenskraft zieht, bis, etwa nach seinem eigenen bekannten Ausdrucke, „unsere arme Kirche so ausgesogen, entsalzet und entwürzet sein wird, daß nichts als ein bloßes Skelet übrig bleibt." — In der Heidenwelt gönne er ihm gern und freudig seinen Platz, bei uns aber sei sein Dasein ein unnützes und schädliches. — Im Jahr 1841 trat Professor Dr. Christiani, damals Pastor zu Ringen, auf und fragte, ob die Wirksamkeit der Brüdergemeinde unter Letten und Esthen bisher eine heilsame oder schädliche gewesen? — Er mußte zunächst anerkennen, daß im Leben der Letten und Esthen des Segensreichen dieser Wirksamkeit recht viel sei; z. B. größere Erkenntniß der Heilswahrheiten, strengere Zucht und Sitte, mehr bürgerliche Gerechtigkeit, Ordnung und Wohlstand, Zerstörung der Finsterniß und des Aberglaubens; — dennoch kommt er bei weiterer Entwickelung dahin, daß die ganze Stellung der Brüdergemeinde zu der evangelischen Kirche in Livland schief und verkehrt sei, und führt das in seinem Vortrage evident durch. Zwei Jahre später fragt sich derselbe entschiedene Kämpfer für das Leben und die Rechte unserer Kirche, ob denn wirklich unsere Kirche berechtigt sei zum Kampfe gegen Herrnhut? Ob

nicht ein Fehler von ihrer Seite Veranlassung dazu gegeben habe? und prüft die Meinung derer, die unserer Kirche einen Vorwurf daraus machen; — eine Selbstprüfung, die mit dem Bewußtsein schließt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott stehe mir bei."

Von einer andern Seite faßte Gen.-Sup. Dr. Walter, damals Pastor zu Wolmar, im Jahr 1844 die Sache auf. Er prüfte das rechtliche Verhältniß und zeigte, daß der Gnadenbrief Kaiser Alexander's I. von 1817 keineswegs das Recht gebe, eine Brüder-Societät zu errichten, und in sie, als in eine geschlossene Gesellschaft, lutherische Gemeindeglieder aufzunehmen, herrnhutische Ordnungen einzuführen, und geistig eine durchgängige Trennung ihrer Anhänger von der lutherischen Kirche zu Stande zu bringen. Damit sei Herrnhut in Hagar's Ueberhebung gegen Sarah verfallen.

Dasselbe Verhältniß von einer andern Seite hatte schon einige Jahre früher Pastor A. Hollmann von Kawelecht geprüft, und namentlich untersucht, ob die Verfassung Herrnhuts und dessen Aeltesten-Ordnung auf die lutherische Kirche anzuwenden seien? Sein Resultat fand er ausgedrückt in einem Ausspruche Bischof Spangenberg's, der mit klaren Worten sagt, „daß die Verfassung der Brüder-Gemeinden und der Brüder-Unität auf Nationalkirchen und Religionen schlechterdings nicht passe. Man würde nicht nur thöricht, sondern auch unverantwortlich handeln, wenn man dazu rathen wollte, daß die Brüder-Verfassung in einer Nationalkirche oder Religion eingeführt und allgemein gemacht würde. Das Reich Christi würde dabei nicht allein nichts gewinnen, sondern gewiß viel verlieren."

So kam es denn, daß nach Verlauf von 10 Jahren

nach sorgfältiger Prüfung aller Symptome, die auf Störungen hinwiesen, und nach bittern Erfahrungen im Jahr 1844 auf einer der bewegtesten Synoden vom Pastor Kaehlbrandt zu Neu-Pebalg der Antrag auf völlige Ausscheidung der Anhänger der Brüdergemeinden aus unserer Kirche gemacht werden konnte. Der Proponent erkannte, daß alle bisher getroffenen Maaßregeln und Einigungsversuche erfolglos gewesen seien und nur neue Mißverhältnisse und Uebelstände herbeigeführt hätten. Es sei daher ein anderer Weg einzuschlagen; entweder müsse das herrnhutische Institut ein rein kirchliches werden, oder die Kirche müsse die ihr fremd gewordenen Glieder freigeben und es nicht nur gestatten, sondern vielmehr dazu mitwirken, daß Herrnhut unabhängig von der Landeskirche sich zu einer eignen Brüderkirche constituire, wobei sie allen den Folgen, die möglicherweise ein kirchlicher Zwang nach sich ziehen könnte, durch diesen Akt der Toleranz am sichersten vorbeuge.

Hiemit sind wir bei Erwägung des äußern Bestandes der Brüdergemeinde zu einem Culminationspunkte gekommen. Es lag in der Natur der Sache, daß die Synode darauf nicht eingehen konnte; denn die innere Seite, die geistige, principielle, über Herrnhuts Stand und Wesen war noch keineswegs durchgebildet und zum Spruche reif geworden. Um an unser früheres Gleichniß anzuknüpfen. Es duldet und trägt ein lebendiger Organismus die heterogensten, vielleicht gar absterbenden Glieder, so lange er den innern Zug empfindet, als könne er ihre Sprödigkeit, Abgestorbenheit und sonstige Divergenz überwinden, und sie zu sich herüberführen, mit sich verschmelzen und in sein Leben und Wesen hineinnehmen. Es ist das im Grunde

dasselbe, was ihm die Zuversicht giebt, alle seine Glieder zu dulden und als sein eigen anzusehen, zu hegen und zu pflegen. Nicht aber so, wenn es sich herausstellt, daß das Gegenüberstehende auch ein Organismus, also in sich geschlossen und auf sein eigenes Centrum gewiesen ist. Dann entsteht Apathie und es muß eines das Andere ausscheiden. So weit war die Sache aber damals keineswegs reif. Es gab noch viele Prediger, die es mit ihrer Kirche wohlmeinten, ein warmes Herz im Busen trugen, und doch auch Herrnhut lieb und werth gewonnen hatten, weil in Zeiten der Noth, da im Lande das Brod theuer war, Herrnhut mit seiner, unserer Kirche entnommenen Speise die Seelen gesättigt hatte. Diese wollten nun um jeden Preis eine Vereinigung anbahnen, sie sahen nicht die principielle Verschiedenheit für so bedeutend an, daß Hagar mit Sarah nicht Hand in Hand gehen könne. Man knüpfte privatim Verbindungen mit dem Presbyter an, ja man conferirte mit der Brüder=Unität in Herrnhut selbst. Es wurde der Vorschlag gemacht, einen früher in Rußland gewesenen herrnhutischen Bischof zum Mittelsmann zu erwählen, oder auch sich mit der Bitte an die Brüder=Unität zu wenden, sie möge Männer, die ihr Vertrauen besäßen, nach Livland entsenden, sich von dem Stande der Dinge hier überzeugen und dann ihre Arbeiter, weil sie in Livland überflüssig seien, ganz zurückziehen. Besonders ließ sich damals der verstorbene Pastor zu Arrasch, Kyber, ein Mann', dessen Herz für seine Kirche erwärmt war, die Sache angelegen sein. Er machte auf der Synode von 1845 zwölf Vorschläge zu einer gütlichen Vereinbarung. Es wurde eine Comität niedergesetzt, die diese Punkte prüfen sollte. Sie that es mit vieler Umsicht, und stellte die Grundsätze fest, die im Gegensatze mit jenen 12 Punkten

nur allein eine Verschmelzung Herrnhuts mit unserer Kirche herbeiführen konnten. Es war natürlich, daß Herrnhut darauf nicht einging, weil es damit hier in Livland sein eigenes Todesurtheil aussprach. Es hörte dann auf ein eigener Organismus zu sein und ging in einen andern über.

Hier bahnte sich ein zweiter Knotenpunkt in den Verhandlungen an. Man fand sich bewogen, den Begriff der Kirche näher zu beleuchten und so die innere Seite der Divergenz festzustellen. Zuerst trat in böser Zeit, da die eigenen Kinder sich von der Mutter abwendeten (1846), Pastor Lossius zu Werro, damals in Torma, mit einem anregenden Aufsatze hervor, der um so mehr an der Zeit war, und zur Kräftigung der müden Hände und Erquickung der strauchelnden Kniee beitrug, als ein Schreiben der esthnischen Arbeiter der Brüdergemeinde des Dörptschen und Werroschen Kreises an Propst Asmuth von Torma und an Propst Heller von Rappin angelangt war, in welchem sie verlangte: „Zugeständniß des Looses und Häufleinhaltens und Emanzipation des herrnhutischen Institutes vom Gesetz, und daß man sie ihren Gnadenweg ohne Beschränkung fortwandeln lasse, und ihre Besorgung durch die deutschen herrnhutischen Brüder nicht beeinträchtige, widrigenfalls das Aufhören aller Liebesgemeinschaft zwischen den herrnhutischen Gemeindegliedern und ihren Seelsorgern zu befürchten stehe." — Ein solches Schreiben in jener Zeit schloß mehr als ein Verlangen in sich, es war eine Drohung. War nun eine solche Drohung keineswegs geeignet, die Synode in ihrem Gange zu beirren, so brachten doch die Zeitverhältnisse im Aeußern vielfältige Störungen hervor. Die kirchlichen Wirren in ganz Livland und dazu eine gefährliche Seuche hemmten den Fortgang. 1848 fiel die Synode ganz aus. Um so freier

brauchte Herrnhut seinen Arm. Daher auf der Synode von 1849 die Klage über die fortwährenden Uebergriffe der Brüdergemeinde in den beiden letztverflossenen Jahren. In einem gemeinsamen Durchsprechen ergab sich's, daß ein gemeinschaftliches Arbeiten und Wirken der lutherischen Kirche mit der Brüdergemeinde durch letztere unmöglich gemacht werde, indem diese die den Pastoren durch göttliches und menschliches Recht zustehende Beaufsichtigung der Bethäuser erschwere, oft durch Lüge und Trug hintertreibe oder gar wehre, und ihre Vorleser eigenmächtig ohne Wissen des Pastors ein- und absetze. Solche Erfahrungen hatten nicht allein die Pastoren gemacht, welche in offener Opposition gegen Herrnhut standen, sondern auch solche, welche eine entschieden freundliche Stellung zu Herrnhut einnehmen. Da nahm man die Verhandlungen um so eifriger wieder auf. Im Jahr 1850 legte Pastor Mickwitz von Pillistfer die Frage vor, ob unter gegenwärtigen Umständen eine Union der Brüdergemeinde mit der Landeskirche möglich und wünschenswerth sei. Das Jahr darauf stellte Prof Dr. Christiani seine bekannten 4 Thesen, die in den Sprengeln vielfach discutirt wurden und endlich zu der Einsicht führten, daß Herrnhut und die lutherische Kirche „toto coelo“ verschieden seien. An eine Vereinigung war nicht zu denken, obgleich Consistorialrath Dr. v. Jannau von Lais noch einmal nachzuweisen suchte, „daß eine Vereinbarung mit Herrnhut wünschenswerth und ausführbar sei, und Kyber noch einmal 1853 eine Vermittelung versuchte, und endlich eine ehrenwerthe Stimme sich im wahren Jeremiasschmerze noch einmal entschuldigend für Herrnhut erhob. Man erkannte, daß nur auf Grundlage des Lebensprincips der Kirche sola fide Dei gratia und nicht nach herrnhutischem Dogma gekämpft werden

könne, um die in Fleisch und Blut übergegangenen Irrthümer Herrnhuts zu überwinden. Man sprach den Dank gegen die Oberbehörde aus über die Billigung des Kampfes gegen Herrnhut auf dem Boden des Bekenntnisses. Man sah sich genöthigt, jede Conferenz mit Herrnhut zurückzuweisen, weil sie erfolglos, gefahrbringend und unzulässig sei. Die Mittheilungen von 1854 konnten ihre Freude ausdrücken, „daß wenigstens grundsätzlich die Herrnhutersache bei uns ihre Erledigung gefunden habe."

Es ist das eine Frucht der Synoden und sind wir der Zuversicht, daß der ehrliche Kampf, der unserer Kirche auf diesem Felde noch bevorsteht, unter Arbeiten und Beten, unter Wachen und Ringen endlich zu einem heilsamen Siege hinausführen wird. Müssen wir es uns ja doch schon jetzt gestehen, daß unsere Kirche während dieses nunmehr 25jährigen Kampfes in ihrem geistigen Organismus gar sehr erstarkt ist, und halten wir sie um deswillen gewürdigt, Psalm 84, 6—8 auch auf sich anwenden zu dürfen.

Den zweiten Platz in unserm Referat nimmt billigerweise die Schule ein, doch lassen wir hier diesen Gegenstand bei Seite liegen, weil wir ihn später in einem besondern Abschnitte behandeln wollen.

Wichtig aber ist die Erwähnung der kirchlichen Liedersammlungen, die durch Vermittelung der Synode entstanden sind. Zuerst das lettische Gesangbuch, worin den lettischen Gemeinden ihre alten kirchlichen Gesänge wiedergegeben wurden, vermehrt durch eine reiche Sammlung neuerer Gaben. In ihnen tönt die Glaubensfreudigkeit unserer schönen Gottesdienste von Jahr zu Jahr fort. Sie wurden zusammengestellt und gesichtet von Männern, die es vermochten, aus dem eigenen Glaubensschatze Treffliches dazuzugeben, wenigstens im Lettischen. Im

Esthnischen wird eine solche Liedersammlung vorbereitet. Vollkommnes Eigenthum unserer Kirche ist die deutsche bereits in vielen Auflagen erschienene Sammlung geistlicher Lieder für Gemeindegenossen der evangelisch-lutherischen Kirche seit dem Jahre 1843 geworden, deren Grund bereits Prof. Dr. Julius Walter gelegt hatte und deren Vollendung Bischof Dr. Ulmann aufbehalten war.

An diese Gesangbücher reihete sich das Choralbuch eines verstorbenen Amtsbruders, das möglichste Gleichmäßigkeit im Gebrauche der kirchlichen Melodien hervorbrachte. Die liturgischen Arbeiten sind bis jetzt noch nicht geschlossen. Es ist selbstverständlich, daß Veränderungen der Art nicht alsbald ins Leben treten können.

Neben diesen internis ist gar viel geschehen für externa. Hat auch nicht Alles gleich zu Stand und Wesen gebracht werden können, so ist es doch in ein helleres Licht gestellt und für die Zukunft vorbereitet. Wir rechnen dazu die dankenswerthen Auskünfte über die Armenpflege, über eine Aeltesten- und Gebethaus-Ordnung, über Kirchenzucht, über Wittwen- und Waisen-Kassen, über die Unterstützung emeritirter Prediger und über das Probejahr der Candidaten. Einzelnes liegt noch der allgemeinen Berathung vor, namentlich eine allgemeine Kirchenvisitations-Ordnung. Geregelt ist das Institut der Vicare. Wir haben vier Vicare in Livland, — auf je zwei Kreise einen, und erfreuen uns so einer Vermehrung geistlicher Kräfte im Falle der Noth.

In einen dankenswerthen festen Gang gebracht ist auch die Sache der Heidenmission. Wir stehen in unmittelbarer Verbindung mit dem Leipziger Missionshause, wir reichen unsre Gaben auch nach anderen Gegenden hin, wie z. B. dem Missionär Hahn in Afrika; wir haben

nsre Berichterstatter und Geschäftsführer; wir haben aber ich, und das will mehr sagen, in unsern Gemeinden ein armes Herz für die Heidenmission, wir haben unsre Missionsgottesdienste und Gedenkstunden und unsre gedruckten Missionsblätter für das lettische Volk. Vielleicht führt der err der Kirche auch noch eine fast vergessene Lebensäußerung wieder herauf — die Mäßigkeitssache. Der äbelgesellschaften nicht zu gedenken, die nie ihren ortbestand verloren haben.

Es will uns auch als ein besonderes Lebenszeichen ir die Aeußerungen unserer Kirche in Rußland nach dieser Richtung hin erscheinen, daß sie sich als ein Ganzes kennen und ansehen lernt, in dem Vorschlage der Delegation und noch mehr in der Gründung der Unterstützungs-Vereine zum Besten unserer Glaubensgenossen im Reiche, wie sie schon auf der Synode von 1844 ei Gelegenheit der Gustav-Adolph-Stiftung zur Sprache amen. Also schon vor 15 Jahren tauchte diese Idee auf; ber der Herr, der das Schifflein der Kirche lenkt, hat es ut gefunden, es vorerst durch gewaltige Stürme hindurchzuführen, ehe die an's Steuer gestellten Menschenhände as Werk der Unterstützung der eigenen Glaubensbrüder m eigenen Reiche der Hilfe vorziehen lernten, die sie über das Meer hinaus fremder Arbeit reichten. Der Schrei er Noth aus der Brust unserer Glaubensbrüder im Reiche ft oft an uns gedrungen; wir haben ihnen auch, wie dem vorüberziehenden Bettler gern einen Groschen in die Hand gedrückt, aber an's Herz gezogen und im kirchlichen Bewußtsein sie genährt und gepflegt — das haben wir nicht.

Wenden wir uns nun von den in's Praktische gehenden Verhandlungen unser Synoden zu ihren wissen-

schaftlichen Diatriben, so ist klar, daß diese nur gelegentliche sein können, und niemals ganz den Zusammenhang mit dem Praktischen verleugnen werden; denn Synoden sind keine Akademien. Die Hände, die hier arbeiten, müssen zu gleicher Zeit Hacke und Spaten ergreifen, um das Werk in dem ihnen anvertrauten Weinberge zu fördern. Bloße meletemata academica werden ihnen also fern liegen. Was die Zeit fordert, wird auch hierin zur Geltung kommen. Zunächst waren es die Sakramente (Taufe und Abendmahl), die Vorträge hervorriefen. Die Taufe in Verbindung mit der Bedeutung der Confirmation und dem Begriffe der Kirche, welcher letztere auf Lutherthum hinausführte, und keineswegs schon durchgearbeitet ist. Das Abendmahl theils in's Liturgische auf den Gebrauch der Distributionsformel übergehend, theils die Kirchenzucht bis zur Berathung über die Ausschließung der Abendmahlsverächter vom Begräbnisse fortgehend. Diese Art von Kirchensühne fand keine Anerkennung, dagegen suchte man die Kirchensühne an den Lebenden auf einen anderen modus zurückzuführen, als eben das Kirchengesetz angiebt.

Dem zunächst rief Ehe, Ehescheidung und Wiederverehelichung Geschiedener dankenswerthe auf die heilige Schrift, auf das Kirchenrecht und auf die Praxis unserer Kirche zurückgehende Beleuchtungen hervor, deren Ausbeutung jedoch noch ganz der Zukunft überlassen bleibt da nur durch eine General-Synode darin wesentliche Aenderungen vorgenommen werden können.

Einen andern Gegenstand der Erörterung bildete die Beichte und das Beichtgeheimniß. Vielleicht haben wir es nur dem Eifer eines redlichen Kämpfers zu danken,

daß die Kirche auch bei uns noch im Besitze des Beichtgeheimnisses ist.

Nur im Vorübergehen können wir der Vorträge über den alttestamentlichen Begriff der Verstockung und die neutestamentliche Bedeutung der Trinität, des Todes Jesu, sowie des Verhältnisses der Vernunft zur Offenbarung erwähnen. Diese Arbeiten liegen größtentheils gedruckt vor.

In letzter Zeit haben sich, nachdem früher die Höllenfahrt Christi, und dann die Apokatastasis mehrfach Raum gefunden hatten, besonders auch Vorträge über die Apokalypse und über die letzten Dinge geltend gemacht, und sehen wir noch mit Verlangen wissenschaftlichen Erörterungen aus der Feder dazu Berufener entgegen.

Auch die Auslegung einzelner Schriftstellen und die Betrachtung ganzer biblischer Bücher im Zusammenhange haben ihre Bearbeiter gefunden, namentlich das Buch Hiob und die Apokalypse.

So viel über die wissenschaftlichen Vorträge auf unserer Synode. Sie mögen, da sie das Ergebniß anhaltenden fleißigen Studiums sind, immer ihren eigenthümlichen Werth behaupten, mehr noch wollen sie bedeuten als Zeugnisse für das wissenschaftliche Leben in unserer evangelischen Kirche Livlands, und als solche dürfen wir sie nicht gering anschlagen. Wenngleich alle Theorie grau und grün nur ist des Lebens gold'ner Baum, so zieht doch das Leben seine Säfte aus der Wurzel, und diese will zuvor gepflegt sein, ehe sie lebensgrüne Blätter treibt. Es sind die vorerwähnten Vorträge darum als lebensfrische Triebe fortgehender wissenschaftlicher Studien anzusehen, und nur dann hinübergetragen in unsere Versammlungen,

einzeln und außer dem Zusammenhange mit diesen Studien, wenn der Tag es forderte.

Wir übergehen eine Menge rein praktischer Fragen und Erörterungen, so wie auch Besprechungen, die auf die kirchlichen Wirren der letzten 13 Jahre und ihre Leiden Bezug haben. Es sind Schätzen der Kirche, die zu sehr in unserm Herzen und Gedächtnisse leben, als daß sie einer Erwähnung bedürften. Es sind zum Theil darin Vermächtnisse der Gegenwart, niedergelegt an die Synoden der Zukunft, mit dem Wunsche, daß sie einst ihre glückliche Lösung finden mögen, wie wir — die Synodalen der Gegenwart — mit des Herrn Hilfe Vieles einer gedeihlichen Lösung entgegengeführt haben, das unsre Vorgänger uns hinterließen.

Ehe ich meinen Brief schließe, kann ich nicht umhin einen Wunsch in Betreff der auf unseren Synoden üblichen Nekrologe auszusprechen. Ihr Zweck ist offenbar: die hingeschiedenen Amtsbrüder eines Synodalbezirkes den lebenden nahe und in Erinnerung zu bringen. Ein kaltes Nennen der Namen widerstrebt; Lobreden sind ungehörig, — daher denn nur in seltenen Fällen das Rechte getroffen werden mag zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Wäre es nicht geeigneter, der hingeschiedenen Amtsbrüder nach der Synodalpredigt in der Kirche zu gedenken? Die Erwähnung der, manchem Amtsbruder so sehr theuren Namen würde dann in ein Gebet übergehen, — und so weder durch Kürze verletzen, noch durch Länge ermüden. Da wäre der Ort, wo die Synodalen ihrer hingeschiedenen Brüder, und die Gemeinde ihrer von ihr genommenen Hirten recht in Andacht gedenken könnten. Forderte die Thätigkeit oder besondere Wirksamkeit eines vielleicht besonders von Gott begnadigten Amtsbruders eine aus-

führliche Erwähnung, so könnte sie ihm ja immerhin werden im Laufe der Synode. Jedenfalls giebt es hier zarte Saiten, die leicht verstummen mögen oder mißtönen, wenn sie vor Menschen angeschlagen werden, — während sie von kirchlicher Andacht berührt voll und laut klingen im Aufschwunge des Gebetes.

2.

Liturgische Studien.

Synodal-Vortrag

von

Gotthard Vierhuff, Pastor zu Schlock.

(Schluß.)

---

§ 2. Versuch einer Definition und Begriffsfeststellung des Kultus.

Gleich allen Theorien über den Kultus geht auch meine von dem Glaubensleben des Einzelnen aus, um dann zum Glaubensleben der Gemeinde hinaufzusteigen, denn Individuum, Familie, Gemeinde sind ja concentrische Kreise, die eben dasselbe Centrum, nur an Umfang verschiedene Peripherien haben. — Vom Glaubensleben des Einzelnen gehe ich aus und zwar, als ein rechtes Kind meines Jahrhunderts, von meinem eigenen, lieben Ich, oder von dem Glaubensleben meines eigenen, Gott, dem HErrn gegenüber so armen und bedürftigen Ich. — Aus Gnaden bin ich gerecht worden vor Gott und stehe mit Ihm durch Christum Jesum in realer Gemeinschaft, d. h. ich habe die allein wahre Religion. — In dieser, allein wahren Religion, in dieser Gemeinschaft mit meinem Herrn habe ich den allbarmherzigen, reichen Gott zunächst ganz, Er hat

mich aber noch nicht ganz, denn der alte Adam muß noch täglich ersäuft werden und des Satans Engel schlägt auch mich mit Fäusten. Brüder, ist Einer unter Euch, den Gott ganz hat? Ihr sagt mit mir: Nein! — Dadurch wird aber auch jener erste Satz beschränkt, daß ich den HErrn ganz habe; in thesi bleibt der Satz wahr, in der Wirklichkeit aber habe ich mich selbst Gotte, meinem HErrn in den Weg gestellt, so daß Gott sich mir nicht so hingeben kann, wie er will; das ist ja das traurige Vorrecht der menschlichen Freiheit in ihrer nachparadiesischen Form. — Es ist nun nichts Neues, wenn ich sage, das Erdenleben sei mir dazu gegeben, daß ich immer mehr Gottes werde und Er immer mehr mein — und dieses immer intensivere Identischwerden (d. h. nicht Einerlei= sondern Einswerden) sei die Heiligung. Das Heiligungsmittel kann aber doch nur sein ein auf die Gemeinschaft mit Gott in Christo sich gründender Verkehr oder Umgang mit Gott; denn nur durch Umgang, sei er persönlich, oder sei er vermittelt durch schriftlichen Verkehr, — kann eine Gemeinschaft zweier Personen immer intensiver werden. — Jeder Umgang hat aber zwei Seiten, weil zwei Theile mit einander verkehren; hier also geht Gott, der Heilige mit mir, und ich der Unheilige mit Ihm um, wodurch ich eben geheiligt werde. — Daß dieser Verkehr zwischen dem heil. Gotte und dem unheiligen Menschen auch stattfinden kann, sagt die heil. Schrift, wenn sie bezeugt, daß wir in Christo Zugang und zwar einen freudigen Zugang zum Vater haben (Röm. 5, 2; — Ephes. 2, 18; — 3, 12); dieser Verkehr vermittelt sich nun von Seiten Gottes durch die objektiven Umgangsmittel (Gnadenmittel), Wort und Sakrament, in denen derselbe dreieinige Gott auf verschiedene Weise zum Menschen

kömmt, von Seiten des Menschen durch das subjective Umgangsmittel, das Gebet [1]), das ja nichts Anderes ist, als ein Reden des Menschen mit seinem Gotte. — Dieser mein Herzensumgang mit Gott, mein verborgener Wandel mit und vor Ihm ist mein Einzelkultus, wenn Ihr mir den Ausdruck gestattet, denn mein Gebet und Gebrauch der objektiven Umgangsmittel resp. Gnadenmittel sind mir nicht veranschaulichendes Darstellen meines Glaubens, sondern Umgang mit Gotte, dadurch mein Glaube geweckt, genährt und erhalten und gekräftigt werden soll. — Allerdings setzt mein Umgang mit Gotte auch wieder Glauben voraus, oder richtiger das Gezogenwerden, oder Gewecktsein zum Glauben voraus und gewiß stellt sich solches in meinem Umgange mit Gott dar, aber in nicht größerem Maaße, als in meinem Umgange mit Menschen, der ja als christlicher Umgang, als Frucht meines Glaubens eben auch ein Erwecktsein zum Glauben voraussetzt. — Mein Einzelkultus hat teleologischen Charakter, er soll mir einziges Mittel der Heiligung sein, denn weil alle Gnadenmittel in sich enthaltend, ist er das Gnadenmittel κατ᾽ ἐξοχην.

Steigen wir denn nun von dem einzelnen Christen zur christlichen Gemeinschaft oder Gemeinde empor. Insofern ich die Gnadenmittel nur in der evangelischen Gemeinde finde, die nach ihrer objectiven Seite Heilsanstalt ist, weist mich mein Einzelkultus schon auf einen Gemein-

---

[1]) Hier ist das Credo eingeschlossen, denn mit Luther „bete" ich den Kinder- oder Christenglauben; der evangel. Christ spricht überhaupt im Gottesdienste nichts für Menschen, sondern alles für Gott. — Nur unter dieser Bedingung wird auch sein Sprechen durch Gottes gnadenreiche Verheißung zum Gnadenmittel für andere Menschen, indem sich Gott des Christen Sprechen zu Ihm aneignet und dann selbst dadurch zu andern Menschen spricht.

dekultus. Es gilt nun hier von der Gemeinde genau dasselbe, was vom Einzelnen. — Auch die Gemeindeverhältnisse tragen das Zeichen des alten Adam an sich und müssen geheiliget werden. Giebt's etwa eine Gemeinde, eine Kirche, die der Herr schon ganz hat? Nein! Gemeinde ist nach der subjektiven Seite Vereinigung zu gleichem Zwecke. Der christlich-evangelischen Gemeinde Zweck und Aufgabe ist Heiligung (die werdende Heiligkeit, das Hineingehen in die Heiligkeit) des Ganzen und der einzelnen Glieder. Aber auch sie hat nur ein Mittel dazu: persönlichen Verkehr, Umgang mit Gott, und das ist — der Kultus, der wahre, der christlich-evangelische Kultus mit seiner objektiven und subjektiven Seite, den objektiven Umgangsmitteln und dem subjektiven Umgangsmittel. Diese einzig und allein sind auch wesentliche Bestandtheile des evangel. Kultus. — Der Einzel- und der Gemeindekultus, sagten wir schon vorher, unterscheiden sich nur nach ihrer Peripherie, sie drehen sich um dasselbe Centrum und der kleinere Kreis befindet sich und lebt in dem größeren.

Diese also ist meine Definition von Kultus: Kultus ist persönlicher Umgang einer Gemeinde mit Gott oder gemeinsamer Umgang mit Gott[1]). Der Zweck desselben ist Heiligung. Diese Definition erscheint mir deßhalb richtig, weil sie zunächst ganz genau auf den einzig und allein wahren Kultus, den christlich-evangelischen Kultus, paßt; denn nur hier sind objektive und subjektive Umgangsmittel unverkürzt, so daß Gott und Mensch wirklich zusammenkommen; diese Definition er-

[1]) Ich bitte, hier ja jedes einzelne Wort ein nacheinander zu betonen und in seiner vollen, ohne Absichtlichkeit nicht zu mißverstehenden Bedeutung zu nehmen.

scheint mir aber auch deßhalb richtig, weil sie auf alle übrigen Kulte nur insofern paßt, als diese einmal einzelne Elemente des evangel. Kultus in sich aufnahmen oder behielten und dann hauptsächlich insofern, als sie selbst von sich aussagten, wahre Kulte zu sein; denn man wird mir schwerlich einen Kultus der vor- oder nachchristlichen Zeit nennen können, der nicht von sich prädicirt: Umgang, Verkehr mit Gott zu sein und der nicht, — bleiben wir bei dem Ausdruck —, jeder seine Gnaden- oder Heiligungsmittel aufweisen könnte. Die nichtchristlichen Kulte behaupten wahr zu sein, sind es aber nur subjektiv, nicht objektiv.

Wenn Hoefling sagt: „Ist der Kultus nur dazu da, eine noch nicht daseiende Frömmigkeit zu erzeugen, oder eine noch unvollkommen daseiende durch äußere Mittel in ihrer Lebensentwickelung zu fördern, ist er nichts als Erzeugungs-, Erweckungs-, Belebungs- und Förderungsmittel der Frömmigkeit, so liegt es am Tage, daß er an seiner Selbstaufhebung arbeiten muß und daß seine Bestimmung keine andere, als die sein kann, sich immer mehr überflüssig und entbehrlich zu machen. — Je frömmer ein Mensch schon ist, desto weniger wäre für ihn nach dieser Ansicht das Bedürfniß des Kultus noch vorhanden. Einem vollendeten Frommen könnte man höchstens aus dem schlechten Grunde, Andern ein gutes Beispiel zu geben, noch zumuthen, sich von der Theilnahme an demselben nicht ganz auszuschließen;" — wenn der selige Hoefling solches spricht, so ist darauf von meinem Standpunkte aus zu antworten, daß, so lange der Mensch hier auf Erden eben noch sündiger Mensch und nicht selbst Gott ist, er gerade des erzeugenden, erweckenden, belebenden, fördernden Einflusses im Umgange mit dem heiligen

und heiligenden HErrn bedürftig sein und gerade, je frömmer er ist, desto mehr die Nothwendigkeit des Kultus in diesem Sinne an sich selbst erfahren werde, denn eine desto lebendigere Erfahrung wird er dann von seiner Sünde und Gottes Heiligkeit haben. — Ich appellire wieder an Eure eigene Herzensersfahrung. — Aber im Himmel? — Hört dort nicht im Anschauen und Preisen Gottes der Kultus in unserm Sinne auf? Nein. — Führt uns der Umgang mit dem, uns jetzt noch unsichtbaren HErrn schon hier heiligend von Gnade zu Gnade, von Stufe zu Stufe und liegt immerwährendes Fortschreiten im Wesen des Menschen und Unerforschlichkeit und Unerfaßlichkeit im Wesen unseres dreieinigen Gottes: so wird der Kultus im Himmel, d. h. der ewige Umgang mit Gott von Angesicht zu Angesicht uns auch immer tiefer in die Tiefe des Reichthums und der Weisheit und der Erkenntniß unseres HErrn hineinführen; wir werden zwar nicht mehr blos stückweise, hier ein Stück, da ein Stück erkennen, sondern den ganzen, lebendigen Gott, — aber so lange ein persönlicher Uuterschied zwischen uns und dem HErrn bleibt, muß doch auch das Schauen von Angesicht zu Angesicht immer intensiver und extensiver zugleich werden können. — Siehe den Baum, wie der wächset; ob er gleich immer größer, kräftiger und fruchtreicher wird, ist er doch von Hause aus, ja schon als Saatkörnlein, nicht Stück eines Baumes, sondern ein Ganzes. — Die Engel feiern den ewigen, himmlischen Kultus, — und doch scheinen sie noch in ihrer Erkenntniß Gottes gefördert werden zu können; denn warum decken die Cherubim ihr Antlitz mit zwei Flügeln? Warum gelüstet die Engel Gottes erst, hineinzuschauen in das Geheimniß der Erlösung der Menschen? Ja, wir wiederholen's: Gewiß setzt sich der Kultus im Himmel fort, —

oder ist vielmehr vom Himmel auf die Erde gekommen und zwar als gemeinsamer Umgang mit dem HErrn mit dem Zwecke des Heiligens, d. h. des immer tieferen Hineinführens der Geschöpfe in den Schöpfer. — So lange aber noch der ewige Unterschied, besser Gegensatz zwischen geschaffenen Wesen und dem unerschaffenen, absoluten Schöpfer überhaupt noch festgehalten und zugestanden wird, kann auch kein begrenztes Geschöpf den absoluten Schöpfer so erfassen, daß keine Förderuug, kein Fortschritt mehr denkbar wäre, denn dann hörte ja der Unterschied resp. Gegensatz auf.

Vorher begründeten wir unsere Auffassung des evangel. Kultus und aller Kulte der Erde aus dem Gegensatze zwischen der Sünde des Menschen und der Heiligkeit Gottes. Den Kultus des Himmels deducirten wir aber eben aus der nothwendigen Begrenztheit alles Geschaffenen gegenüber dem absoluten Schöpfer. Wäre die Sünde nicht als ein Mißklang in die Schöpfung getreten, so hätten wir auch die Kulte der Erde aus der allgemeinen, normalen Begrenztheit des Geschaffenen zu construiren versucht, die da durch den Umgang mit Gott sich immer mehr erweitern sollte, ohne doch das Absolute zu erreichen, das eben gar keine Grenzen hat; nun aber durften wir nur, statt von der allgemeinen, normalen Begrenztheit, von einer besondern und zwar abnormen Art der Begrenztheit, d. h. der Sünde, ausgehen.

Nachdem ich eben ein gegen meine Auffassung sprechendes Argument des seligen Hoefling habe anführen und zurückweisen müssen, kann ich mir nicht die Genugthuung versagen, aus Hoefling's liturgischem Urkundenbuche eine Stelle anzuführen, die offenbar gerades Weges auf meine Anschauung lossteuert. Leider springt aber

Hoefling plötzlich von dem betretenen Wege ab und lenkt wieder zu der formal-symbolischen Auffassung des Kultus hin [1]). Die Stelle ist folgende: „Der Mensch kann das, wodurch Gott sich ihm mittheilt, nicht wahrhaft ergreifen und sich aneignen, ohne daß er sich eben damit selbst an Gott hingiebt und wiederum kann er sich nicht hingeben an Gott, ohne daß er die Mittheilung göttlicher Kräfte und göttlichen Lebens erfährt. Auf diese Weise ist; wie in jedem Momente des religiösen Bewußtseins und Lebens, so auch in jedem Akte des Kultus immer das Eine zugleich mit dem Andern da". Das aber, was in jedem Momente des Kultus da ist, scheint doch sein Wesen auszumachen, und diese gegenseitige, lebendige Beziehung Gottes und des Menschen auf einander im Kultus scheint nichts Anderes zu sein, als Verkehr oder Umgang zwischen dem HErrn und dem Menschen.

Es wird mir nunmehr vielleicht gelungen sein zu zeigen, wie die modernen, archäologischen Kultusbestrebungen den Kultus rein von der formalen Seite betrachten, gleichsam wie eine Schlüssel, in die man reines und schmutziges Wasser nach Belieben hineingießen kann, während ich mir zum Ziele gesetzt hatte, eine Definition zu finden, die von Hause aus den Inhalt, die res, die Materie betont, die aus sich heraus dann die Formen setzen mag [2]).

---

[1]) Hierher wäre auch die von Engelhardt gegen mich angeführte Stelle aus dem Referate des Livl. liturgischen Comité's zu rechnen. — Uebrigens hätte Engelhardt aus Hoefling's Schriften und nicht aus jenem, mit Absicht von mir noch nicht genannten Referate gegen mich argumentiren sollen.

[2]) Ein Freund machte mich jüngst auf das, für meine teleologisch-pädagogische, die Form freilassende Auffassung sprechende Wort Luther's aus dem Jahre 1526 aufmerksam, da er sagt: „Er wolle

Nur diese, meine Definition rettet den Kultus aus dem gefährlichen Verhältnisse zur Kunst, ohne doch die Kunst als Schmückerin der Gottesdienste principiell, (reformirt), auszuschließen; nur diese Definition rettet, ohne je das Bekennen gegen den Herrn auszuschließen, aus dem immerwährenden, sogenannten „bekennenden" Gegensatze gegen andere Gemeinden, einem Gegensatze, der nothwendig die Andacht von dem Gedanken an Gott auf nicht in den Gottesdienst gehörende Gedanken des Urtheilens über andere Gemeinden führt; nur nach dieser Definition bleibt der evangel. Kultus auch gegenwärtig in unsern Gemeinden eine Wahrheit, ohne daß er sich dem Unglauben accommodirt.

Ich bitte Euch nun, liebe Brüder, habt Geduld mit mir und weiset mir in Liebe meinen Irrthum nach, falls ich irre. Irre ich aber nicht, sondern hat mein Kultusbegriff die evangel. Wahrheit getroffen, so dürfte nicht schwer zu zeigen sein, wie die modernen Liturgien, die man ausgearbeitet hat, auch in ihren Formen nicht evangelisch sind und wie sie ihr erstes, schönes Prinzip, die Wahrheit, wieder umstoßen, indem sie demselben abgeleitete, anderswoher, als aus der Religion selbst genommene Principien an die Seite setzen.

Ich aber sagte vorher, mein Herz habe Ruhe gefun-

---

gar freundlich gebeten haben auch um Gotteswillen, daß doch ja niemand aus seiner Ordnung des Gottesdienstes (Luther's deutsche Messe) ein nöthiges Gesetz machen möge, — überhaupt sei eine solche Ordnung nicht für solche, die bereits Christen seien, denn diese bedürften der Dinge keins, sie hätten ihren Gottesdienst im Geist, — sondern nur für solche, die erst Christen werden wollten." — So Luther! Quod bene notandum!

den und ich gehe jetzt freudig an den Altar, weil mir der evangel. Gottesdienst etwas Anderes, Wahreres sei, als plastische Darstellung des Gemeindeglaubens; er ist mir ja gemeinsamer Umgang mit Gott; den suche ich für mich und meine Gemeinde und deren verkommenste Glieder fleißig und möchte alle hineinziehen, denn dieser Umgang heiligt uns, erneuert, läutert, befestigt und vertieft unser Christenthum! O daß ich bleiben könnte in dem Hause des HErrn ewiglich! Dies Haus ist aber die Gemeinde, da Christus Jesus der Eckstein ist, das Fundament der Apostel Lehre und der ganze Bau wächset zu einem Tempel Gottes bis in den Himmel! Das ist der gothische Thurm, an welchem wir, berufene und verordnete Diener am Evangelio, arbeiten — und unsere Gemeindeglieder sind die Bausteine — und kein Mensch, keine Comité, auch nicht mein lieber Professor von Oettingen wird mir einreden, daß ein auf Papier geschriebener Plan zu einer Liturgie schon ein solcher Thurm sei, den niemand tadeln dürfe, es sei denn, er habe selbst auch eine Liturgie verfaßt und drucken lassen. — Mein Amt macht mich zum Baumeister und ich habe ein Recht, mich zu wehren gegen alles, was man mir ohne Gründe und ohne meine, wenn auch thörichte Gegenrede zu hören, nur durch Auctorität octroyren will. Meine Meinung ist so lange stark, so lange sie noch nicht widerlegt ist, sage ich mit Vinet; wollt Ihr meine Meinung, sie sei albern, oder vernünftig, falsch, oder wahr, wollt Ihr sie aus dem Wege räumen, so widerlegt sie, sonst bleibt sie in Kraft und wirkt gegen Euch. Ja, ist sie falsch, so seid Ihr zum Widerlegen verpflichtet, denn ich bin Euer Bruder, für dessen Seele Jesus gestorben ist und dem ein Baumeisteramt an der Gemeinde vertraut ist. Verzeiht mir meinen Ton der

werſicht, aber ich meine, ich ehre Euch am meiſten, wenn nur das vor Euch bringe, wovon ich mit Zuverſicht den kann. Eben ſo entſchieden werde ich erklären, geirrt haben, ſobald Ihr mich überzeugt.

3.

in Wort zur Begründung einer Allgemeinen Prediger-Wittwen- und Waiſenkaſſe in Livland,

von

Paſtor W. Knieriem zu St. Peterskapelle.

In einer Zeit, welche vor Allem und mit Recht als te praktiſche bezeichnet wird um der vielen Zielpunkte llen, die mit Conſequenz verfolgt werden, darf auch un-: Livland nicht zurückbleiben. Zumal bei uns, die wir ander betroffen werden vom kirchlichen Parteigeiſt als utſche Nachbarſtaaten, würde man etwas vermiſſen, wenn cht Zeugniß dafür abgelegt würde, daß das Evangelium s Kraft erkannt wird, der geſunde kirchliche Gemeingeiſt ltet und ein chriſtliches Leben erwacht iſt, das ſich zur aftentwicklung ſtärkt durch fromme Stiftungen, wie ſie e ſociale Miſſion der Kirche allüberall beanſprucht. Dazu hnen wir nun die Errichtung einer Allgemeinen rediger-Wittwen- und Waiſenkaſſe dieſer unſerer terländiſchen Provinz. Trotz beliebiger Zähigkeit für alte ſtitutionen, trotz leidiger Schwerfälligkeit, ein gewohntes eleiſe zu verlaſſen und der Zaghaftigkeit eine neue Richtung nzuſchlagen, meinen wir doch Sie, meine Herren und rüder, davon zu überzeugen, daß es hohe Zeit ſei, einer ereinsthätigkeit unter uns Weg zu bahnen, unſere Kräfte concentriren und nicht bis zum Ablauf neuer 25 Jahre

die Freude zu vertagen, uns zu einer christlichen Liebes- und Gebetsgemeinschaft zu verbinden, d. h. zu dem Gottesdienst, den nach seinem adäquatesten Ausdruck der Apostel Jacobus einen reinen und unbefleckten Gottesdienst heißt.

Lassen Sie uns die Sache endlich in ernste Erwägung und Berathung ziehen und mögen Sie in meinem Versuch, dieselbe auf's Neue anzuregen, schließlich die Anlage zu solcher Allgemeinen Kasse, welche Modificationen nicht ausschließen soll, überblicken.

Wir haben Sprengelskassen und zwar für jeden Kreis eine. Verschieden nach der Zeit, da sie in's Leben traten oder nach der Art, wie solche organisirt, dotirt und verwaltet wurden, haben diese seit Jahren fließenden Quellen bald mehr, bald minder, meist aber, wie verlautet, doch nur ungenügend der Aufgabe entsprochen, den nachgebliebenen Pastoren-Familien Unterstützung zu gewähren. Wo solche genügend ausreichten, haben dazu Legate geholfen, wenn nicht auch auf solche verzichtet werden konnte, weil Ausnahmsweise einmal ein Pastor mehr als Bücher und Kinder hinterließ. Und fragen wir, woran liegt es, daß unsere Kassen meist doch nur einen kargen Zehrpfennig den Wittwen und Waisen zu bieten im Stande sind? Sie entbehren des Grundes, auf dem Wohlthätigkeitsinstitute basirt sein müssen, soll sich an ihnen der verheißene Segen erfüllen. Wir wollen es uns nicht verbergen, daß unsere Wittwenkassen mehr auf Philanthropie als auf christlichen Grundlagen ruhen. Das muß sich rächen.

Wenn in ohnedies eng gesteckten Grenzen einer Präpositur, wo der Kassabestand nur durch die Geldopfer Weniger aufgebracht wird, welche die Pflicht, ihre Nächsten nach ihrem Hinscheiden versorgt zu sehen, erkannten, das

Statut selbst annimmt, daß sich Pastores auch solcher Pflicht, also der Mitgliedschaft entziehen können, so konnte dies nur im mißverstandenen Begriff von Freiheit geschehen und ist so nur der Selbstsucht Vorschub gethan, da es weder für Coelibes noch Zahlungsfähige einen Grund geben kann, sich vom Apostolischen „Wohlthun und Mitzutheilen" auszuschließen.

Ferner erachten wir es für einen Fehlgriff in dem leitenden Princip, wenn die Jahresbeiträge der Mitglieder ohne Unterschied größerer und kleinerer Pfarrstellen gleichmäßig festgestellt und erhoben werden [1]). Die Jahresbeiträge fallen natürlich nur gering aus, aus Furcht, die minder einträglichen, oft karg dotirten Pfarren leicht zu hoch zu besteuern. Wer anders hatte davon die Einbuße zu tragen, als die armen verwaisten Mütter und Kinder? Darum fände hier erst recht das verheißungsvolle Wort seine Anwendung: „Wer da hat, dem wird gegeben."

Auch dürfen wir es nicht unbemerkt lassen, daß es ein Fehler ist, wenn Kassen, ohne zuvor ein namhaftes zinstragendes Kapital angesammelt oder andere Dispositionsmittel zu haben, flugs zur Ausreichung von Quoten schreiten. So haben sich unsere Wittwenkassen bei ihrer Arbeit ganz eigentlich überstürzt und darum jede Garantie für eine einmal ausreichende Versorgung verscherzt, ja, sich um alle Zukunft gebracht. Zeitweilige Nothstände haben dazu getrieben und den Lebenskeim der jungen Pflanze im ersten Wachsthum unterbrochen, wo auf andere Weise hätte Rath geschafft sein sollen. Wo aber verhältnißmäßig große

---

[1]) Das ist die himmelschreiendste Ungerechtigkeit, die der Mißverstand ersinnen mag und seltsam, daß in sothaner Maßnahme alle unsere Statuten uni sono lauten. — (Sehr richtig. A. d. R.)

Quoten verabreicht und sämmtliche Zinsen verbraucht werden, können wir es eben so wenig billigen, da eventuell eine größere Mortalität unter den Pastoren nicht sowol einen Rückschritt der Quoten, als eine Erschöpfung, um nicht zu sagen Banquerottirung der Kasse befürchten läßt. Daher Wittwenkassen, sollen sie dauernde und dankbare Resultate erzielen, bedürfen der Zeit, wie der Baum, der gepflanzt ist, Zeit nöthig hat, um sich festzusetzen, Wurzeln zu schlagen und in allmähliger Entwicklung Frucht zu treiben.

Wohlthätigkeits-Institute sind nicht auf augenblicklichen Ertrag oder Genuß angelegt, sondern sie sind auf Hoffnung gegründet, deren Erfüllung sie oft langsam, aber immer sicher entgegenreifen. Hier auch ist der Spruch wahr: „Dieser säet, der Andere schneidet.“ Die ersten Begründer einer solchen auf christlichen Grundlagen errichteten Kasse erleben zwar das nothwendig progressive Wachsthum der den Ihrigen einst zu gut kommenden Unterstützung, aber die volle Frucht bleibt erst für kommende Geschlechter aufgespart. Kann aber das entmuthigen oder zur Ungeduld, wol gar zur Scheelsucht reizen, so wir doch wissen, daß alles christliche Thun die eine Signatur an der Stirn trägt: „Die Liebe suchet nicht das Ihre.“

Diesem Grundsatz liefe jeder § eines Statuts zuwider, der feststellt, daß Prediger, die eine Reihe von Jahren zur Kasse steuerten und keine Erben hinterlassen, ihre geleisteten Zahlungen zurückerhalten. Sothaner Egoismus verursacht nicht allein einen für die armen Wittwen empfindlichen Ausfall, sondern auch ein Schwanken in der das Prosperiren und die Garantie der Kasse durchaus bedingenden Operation.

Je mehr diese, wie wir unten sehen werden, auf Sicherstellung und Hebung der Finanzen zum guten Zweck

berechnet ist, desto weniger wird sich die Kasse als Mittel des pecuniären Interesses und der reinen Geldspeculation angesehen wissen wollen. Darum dürfte jede Unterbringung von Ersparnissen der Pastoren und anderer Literaten, wozu auch Wittwenkassen benutzt wurden, auszuschließen sein, und das um so mehr, da staatliche Kreditkassen, Lebensversicherungen und Aktiengesellschaften weit reichlicher austragen.

Haben diese und ähnliche Verfehlungen das Gedeihen und die Wirksamkeit bestehender Sonderkassen deprimirt, so ist es doch insbesondere der Umstand, daß die Betheiligung Weniger in beschränkter Grenze in keinem Verhältniß mit der großen Aufgabe zu stehen scheint, die in einer Association vieler, in weiterem Kreise Betheiligter erst erreicht werden kann. Hätten wir nicht die Erfahrung für uns, so müßten wir doch annehmen, daß eine von der Masse getragene Idee größere Ressourcen aufzuweisen im Stande ist und rascher ihrer Verwirklichung entgegenschreitet, als das in einem eng- und abgeschlossenen Kreise möglich ist. Es wäre eitel Uebertreibung, unseren Sonderkassen all die Nachtheile aufzubürden, die das Cliquenwesen und der Krähwinkler-ésprit in politischen und socialen Zuständen zu verantworten hat, aber man soll uns die Ueberzeugung lassen, daß eine Vereinsthätigkeit in geschlossenen Reihen, in lebensvoller Gliederung selbst bei geringeren Opfern der Einzelnen ungleich glücklichere Resultate erzielt haben würde, als die eben vorliegenden. Die schlagendsten Beweise dafür liefern die bereits bestehenden Allgem. Prediger-Wittwen- und Waisenkassen der Schwesterprovinzen, insbesondere der Petersburgischen [1]), welche sämmtlich floriren.

---

[1]) Ref. auf seiner Urlaubsreise nach seiner lieben amtlichen Heimath, wie er gern Petersburg nennt, im Februar d. J. (58),

Wenn etwa gegen erwähnte Ausstellungen geltend gemacht würde, daß auch Sonderkassen auf gesunden Grundlagen ruhen können und einige derselben wirklich billigen Anforderungen entsprochen haben, andere durch Reform dahin gelangen könnten, so wäre doch unseres Bedünkens durch gemeinsames und alliirtes Wirken noch mehr geleistet schon darum, weil die Erfahrungen der Einen den Anderen zu gut kämen. Ist dies aber ein durch die Separation verschuldeter Verlust, so dürfte auch das dafür angesehen werden, daß die Familienzustände der in einem Consistorialbezirk lebenden Pastoren, wäre es auch mehr in statistischer als culturgeschichtlicher Hinsicht, dem größeren Theil fremd bleiben und es fast nach sündhafter Gleichgültigkeit aussieht, wenn Mancher, mit dem man wol auf der Synode tagte, seit Jahren abgerufen ward, ohne daß man seinen Tod unter den Amtsbrüdern vermerkte. Eine Allg. Pred.-Wittwen- und -Waisenkasse weiß vermöge ih-

---

hielt, vom Directorio beauftragt, den Jahresbericht der St. Petersb. Pred.-Wittwen- und Waisenkasse vor den versammelten Synodalen an Stelle des vor Allen um diese Kasse hochverdienten, erst im Oct. (an. 57 praet.) verstorbenen Dr. Moritz. Er konnte über das rasche Aufblühen dieses jungen Senfkorns berichten. Noch sind kaum 15 Jahre seit Gründung der Kasse verstrichen und siehe, schon ist sie im Besitz eines Kapitals von mehr denn 52,000 Rbl. S. Wenn aber Einer es verstand, dergleichen einzurichten, so war es Moritz. Er vereinigte mit einem seltenen organisatorischen Talent das eines umsichtigen Finanzmannes. Er war, wie nicht leicht ein Anderer, dazu befähigt, dem Ganzen eine Seele einzuhauchen. Nicht Vorliebe für die Kasse, sondern das leitende Princip und das nach allen Seiten hin überzeugende Statut empfiehlt diese Kasse als eine Norm-gebende.

rer Aufgabe ein natürliches Interesse für das Familienleben zu wecken und zu beleben.

Schließlich müssen wir eines Punktes erwähnen, vor dessen Kritik die Absonderung in diverse Kassen nicht leicht bestehen dürfte. Es erscheint nämlich wie ein Unrecht, daß in einem und demselben Consistorial-Bezirke, wo Männer an einer Kirche des Vaterlandes, ein Jeglicher nach dem Maß der ihm verliehenen Gaben, gearbeitet — eine Wittwe vor der anderen bevorzugt wird und an einer reicheren Unterstützung participirt. Warum soll die Eine darauf verzichten, worauf die Andere ein Recht hat? Etwa darum, weil die Wittwen- und Vakanzkasse eines Sprengels sich unter mancherlei Zufälligkeiten günstiger gestalten konnte, als die eines anderen Sprengels? In einer Welt voll Ungerechtigkeit mögen wir es gern aufgeben, solche Unterschiede auszugleichen, aber nicht in einer Genossenschaft von Dienern am Worte Gottes — denen der Weg zu einer Alliance im besten Sinne offen steht, d. h. einer Vereinigung und Verschwisterung der einzelnen Sprengelskassen zu einer Allg. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse Livlands.

Die Almosenpflege, wir wissen es l. H. u. Br., die Versorgung der Armen, insbesondere der verlassenen Wittwen und Waisen, ist von Anfang an eine Hauptfunction in der christl. Gemeinschaft gewesen. Seltsam, daß unser Livland, die umfangreichste der Baltischen Provinzen, die eben nicht gewohnt ist, in kirchlicher Praxis zurückzubleiben, daß unser Livland allein das Bedürfniß der rückhaltslosern Sorge um die Wittwen und Waisen ihrer Pastore nicht erkennt und darin den Schwesterprovinzen den Vorrang hat lassen müssen.

Das Kirchengesetz § 301 Pkt. 25 schärft die Errich-

tung und Erweiterung der Kassen zur Unterstützung der Prediger-Wittwen- und Waisen den Consistorien ein; das Erl. Generalconsistorium erließ auf Verlangen des Ministers des Innern im J. 1834 21. März eine deßfallsige Mahnung und bringt die Errichtung einer Allg. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse im J. 43 wiederum zur Sprache; auch ein Livl. Consist.-Bef. v. Juli 1836 geht von der Nützlichkeit einer Allg. Wittwen- und Waisenkasse seines Ressorts aus, indem es das Zusammentreten zweier Präposituren empfiehlt und somit eine Allg. Pred.-Wittwen- und Waisenkasse vorzubereiten und anzubahnen im Sinne zu haben scheint. Und was ist bisher geschehen? Und was wird geschehen, wenn wir auch mehr Erlasse erleben? Stimmen, wie sie bereits auf Synoden gehört wurden, sind bald verhallt und das dürfte auch das Loos unserer Proposition sein, falls wir ein Jeglicher nicht das Selbstgebot statuiren: „Die Liebe dringet also."

Die Liebe dringet also mächtig, daß wir uns einander die Hände reichen zum Gotteswerk einer Allg. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse. Und wie schweigen wir unser Gewissen, die Sache so lange vertagt zu haben, zu Ruhe, wie machen wir's, daß die versäumte Zeit ausgekauft werde? Wie anders, als durch einen Akt der Selbstverleugnung, wenn wir die Sprengelskassen nach dem ominösen Klang sprengen und den in diesen gesammelten Fond als ersten Geldstock anlegen für die Allg. Kasse unseres Vaterlandes und von nun an anfangen, in Einem Interesse, in Einer lebensvollen Gemeinschaft und in ungetheilter Kraft zu arbeiten.

„Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Hecken", so spricht der Herr zu denen in Juda und Jerusalem, so rufe auch ich euch zu, l. H. u. Br., daß wir uns ehestens

aufmachen an das gemeinsame Arbeitsfeld und ein Jeglicher rüstig die Hand an den Pflug lege. Jer. 4, 3. Wer sich noch durch Particulairgedanken den Blick umdüstern ließe, den wollten wir lieber beklagen, als anklagen um seiner Engherzigkeit willen. Wer aber vollends befürchtet, es könne die proponirte Neuerung nicht ohne Einbuße für eine mit Liebe gepflegte und billigerer Anforderung entsprechende Kasse geschehen, der hätte uns ganz und gar nicht verstanden. Denn da unser Vereinsinstitut auf christlicher Liebe basirt ist, so spricht sie selbstverständlich Gerechtigkeit an und es kann daher nicht unsere Meinung sein, den Verwaisten eines Sprengels, dessen Kasse mehr auswarf, die Versorgung zu kleinern; sondern es ist vielmehr darauf Bedacht zu nehmen, daß die Pflegbefohlenen minder günstig gestellter Sprengelskassen, die nur karge Quoten auswarfen, nunmehr an reicheren Quoten participiren sollen. Damit es aber nicht den Anschein habe, als würde der Vortheil zunächst denen zufallen, die bisher am wenigsten an Einzahlungen leisteten und diesen schriftwidrig sollte zugemuthet werden „zu ernten, wo sie nicht gesäet haben", so sprechen wir gleich die Bedingung aus, daß diese pro rata werden nachzuzahlen haben, damit in billiger Reciprocität die Sache gefördert werde.

Von Grund aus, wie Einige gemeint haben, neben den bestehenden Sprengelskassen eine Allg. Kasse herzurichten, würde die von uns principiell gerügte Separation nicht beseitigen, würde doppelte Geldopfer erheischen, das Werk nur länger hinausschieben und Israel würde zum großen Theil wegsterben, ehe noch die junge Stiftung in das Land der Verheißung eingeführt wäre.

Darum bleiben wir bei unserem Protest. Und wie die Sprengels-Synoden darin je und je ihre Aufgabe er-

kannt haben, durch Ansammlung, Sichtung und Verarbeitung des entsprechenden Materials unsere Provinzialsynode vorzubereiten, sie lebendig und fruchtbar zu machen, so mögen unsere Sprengelskassen dazu dienen, mit ihrem Kapital, mit ihrer Erfahrung und Weisheit das grundlegende Fundament zu liefern, darauf sich der Eine Gotteskasten unserer vaterländischen Provinz als Vermächtniß der Liebe an die Hinterbliebenen erbauen soll.

Denn unser Vorschlag hat kein anderes Ziel im Auge, als das, allmählig aber in steigender Progression, auf festen Grundlagen und unter sicherer Garantie den verwaisten Familien Livl. Pastoren eine möglichst ausreichende Versorgung und Unterstützung zu ermitteln. Denn die trostlose Aussicht, die Seinigen nach dem einstigen Hintritt in Hilfslosigkeit und darbender Noth zurückzulassen, abgesehen davon, daß es ein schwerer Vorwurf für uns ist und der Dignität unsres Amtes und unsrer Stellung schadet, kann selbst für Pastores eine Versuchung werden, es mit dem ungerechten Mammon mehr, als zu dem apostolischen „Sichgenügenlassen" stimmen will, zu halten. Und wer wüßte nicht, daß mit dem bloßen Anschein von Geiz, dieser Armuth aus Liebhaberei, — wo wir uns reich fühlen sollten in Gott, die Wirksamkeit im Amt wie nicht leicht auf andere Weise paralysirt wird. Solcher Versuchung nun aus Furcht und Aengstlichkeit tritt gewappnet die Ueberzeugung entgegen, die Unsrigen nach unserem Abscheiden dem Kreis der Brüder und ihrer gemeinsamen Stiftung vertraut zu wissen, eine Bürgschaft, die da gleichkommt dem Oelkrug der armen Wittwe zu Sarepta.

Erlauben Sie mir, meine Herren und Brüder, daß ich Ihnen in einigen Hauptpunkten die Grundlinien einer von uns proponirten Wittwenkasse, nach welcher sich ein Statut

anfertigen ließ, vorlege, dann aber versuche, einige Vorschläge zu machen, um die bestehenden Sprengelskassen durch allmählige Ablösung in Eine Allgemeine Kasse aufgehen zu lassen.

A. Allgemeine Grundlage eines Statuts.

1) Die livl. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse soll den reinen und soliden Charakter selbstverläugnender Liebe und ungetheilter Hingabe an den wohlthätigen Zweck beweisen und will weder selbstsüchtigen Ansprüchen, noch eigennütziger Speculation dienen.

2) Das Stammkapital, d. h. die Gesammtsumme aller bisherigen Sprengels- und Vacanzkassen, ist Eigenthum der Wittwen und Waisen der Prediger Evang.-luth. Bekenntnisses im livl. Consistorialbezirk.

3) Das Kapital ist auf 4 Proc. livl. Creditpapiere, Inscriptionen rc. anzulegen. Kein noch so lockendes Aktienspiel oder Privat-Speculation ist gestattet.

4) Ein jeder livl. Pastor, mit Ausnahme der Pfarrvicare oder Adj.-Pastores, ist eo ipso Mitglied der Kasse.

5) In die Diöcese eintretende Prediger zahlen für jedes Lebensjahr mehr als 35 J. 5 Rbl. S. nach. Wer die Diöcese verläßt, kann, sobald er fortfährt, den Jahresbetrag von 10 Rbl. S. einzuzahlen, Mitglied bleiben. Solchem bleibt der Austritt unverwehrlich, doch werden die einmal geleisteten Zahlungen nicht zurückerstattet.

6) Jedes Mitglied hat zu zahlen:

a. Einsatz oder Diplomsgebühr 15 Rbl. S.

Anm. Wer bereits 20 Jahre zu einer Sprengelskasse steuerte, kann sich als davon dispensirt betrachten.

b. den Jahresbeitrag, der sich nach der Größe

der Pfarre oder nach der Möglichkeit, ihn zu erschwingen, richtet.

Größere Pfarren	zahlen	jährlich	15	Rbl. S.
Mittelpfarren	"	"	10	"
Kleinere Pfarren	"	"	5	"

Es bleibt dem Gewissen eines Jeden überlassen, sich selbst abzuschätzen und in eine dieser Klassen zu rubriciren; indessen kann auch in Folge eines Mißwachses, Feuerschadens ꝛc. ein höherer Betrag herabgesetzt werden, jedoch mit ausdrücklicher Angabe der Ursache.

7) Alle Einzahlungen müssen auf der Sprengelssynode bis ultimo Juni gemacht werden. Wer zum Termin nicht zahlt, entrichtet 2 Rbl. Pön an die Kasse.

Gleichzeitig mit den Geldsendungen (Jahresbeiträge, Collekten) an den betreffenden Propst hat jedes Mitglied eine Personalnotiz über Zuwachs und Abgang in seiner Familie einzusenden, damit das Direktorium eine genaue Uebersicht über jede Familie im Hauptbuch verzeichnet habe.

8) Damit die Zahlungen nicht drücken, können sie allmählig und in Intervallen geleistet werden zu 5 und 10 Rbl. S., nur muß für den Rückstand 5 Proc. pünktlich entrichtet werden; z. B. wer alle 15 Rbl. schuldet, zahlt 75 Kop., wer 10 Rbl. schuldet, 50 Kop., wer 5 Rbl. schuldet, 25 Kop.

9) Jede Gattin eines Pastors, der auch nur Ein Mal zur Kasse steuerte, tritt nach dessen Ableben in die Rechte der Kasse, jedoch reicht diese die erste Quote erst nach Ablauf des annus luctus aus. — Alle Wittwen sollen eine gleich große Quote genießen; doch kann die Generalversammlung unter dringenden Umständen eine doppelte Quote zuerkennen.

Jede Wittwe hat sich aus der Mitte der Kassenmitglieder einen Curator zu erwählen, der ihre Gerechtsame bei der Kasse vertritt.

10) Die oberste Verwaltung bildet die gesammte Mitgliedschaft in der Generalversammlung, d. h. auf der Provinzialsynode und beginnt daher das Kassajahr Mitte August eines jeden Jahres. Hier wird der Jahresbericht in extenso vom Agenten der Kasse erstattet, werden die Bücher, das Hauptbuch, Kassabuch, Protokollbuch zur genauen Einsicht in die Thätigkeit und Verwaltung der Kasse vorgelegt. Der Wortführende spricht etwanige Desideria für das Gedeihen der Kasse aus &c.

Das Directorium besteht 1) aus dem Generalsuperintendenten, als dem Dirigirenden, der jederzeit Rechenschaft fordern darf, die Vertretung der Kasse beim Hochwürdigen Consistorio und den Oberkirchenvorsteher-Aemtern hat; 2) aus 8 Predigern je aus einem Sprengel, deren Jeder das Interesse der Kasse wahrnehmen, die Jahresbeiträge einfordern, die Regulirung der vacanten unbeerbten Pfarren bewerkstelligen, die nöthige Auskunft über die in seinem Sprengel Verwaisten geben und namentlich auf der Synode, d. h. in der Generalversammlung die genaueste Controlle über den Kassabestand, die Buchführung führen soll. Außerdem hat die Generalversammlung durch Abstimmung zu erwählen 10) den Agenten, dem die Leitung und Regelung des Ganzen obliegt. Seine Pflicht ist, das gesammte Eigenthum zu überwachen, die Fonds unterzubringen, die Correspondenz mit dem Generalsuperintendenten, den Sprengelsbrüdern und der Behörde zu besorgen, überhaupt die genaueste Einsicht in die ganze Thätigkeit der Kasse zu haben, um darüber Rechenschaft abzugeben. Ihm steht die Berufung des Directoriums zu

und in demselben das Präsidium; 11) ein Schatzmeister (Kassirer), der mit dem Empfange der einfließenden Gelder, Auszahlung der Unterstützungsquoten, Ausstellung von Quittungen zu thun hat; 12) ein Buchführer, der die 4 genannten Bücher der Kasse führt und in Ordnung hält. Die letzten 3 Directoren haben stets gemeinschaftlich zu verhandeln.

11) Die Verwaltung hat vor Allem 2 Punkte in's Auge zu fassen, daß

a. allen Wittwen und Waisen möglichst große Unterstützungsquoten ausgereicht werden;
b. diese Quoten nicht geringer werden, sondern von Jahr zu Jahr wachsen.

12) Die Quellen, aus denen der Kasse Mittel zufließen, sind:

a. Einsatz ein für alle Mal;
b. Jahresbeitrag;
c. Revenüen der vacanten und unbeerbten Pfarren;
d. Jahrescollecten;
e. Pathengelder;
f. Schenkungen, Vermächtnisse, Gaben von Menschenfreunden;
g. Succumbenz- und Strafgelder;
h. Zinsen des bereits gesammelten, unantastbaren Kapitals;
i. Ueberschuß der Unterstützungsquoten.

13) Von den jährlichen Einnahmen kommen in Anschlag für die Ausrechnung der Unterstützungsquoten:

1. sämmtliche Zinsen des angesammelten Kapitals;
2. von allen sonstigen gelegentlichen und feststehenden Einnahmen die Summe von 1000 Rbl. S.

Alles Uebrige wird zum unantastbaren Kapital geschlagen und jede Summe von 100 Rbl. S. sogleich zinstragend gemacht.

14) Da zum Prosperiren der Kasse wesentlich ein richtiges Operationssystem bei Ausrechnung der Unterstützungsquoten gemäß P. 11. b. gehört, so ist dieses basirt auf das Maximum der Zahlenden sowol, als auf das Maximum der auf Unterstützung Berechtigten.

Wir nehmen für unseren Consistorialbezirk die Zahl der Mitglieder von 100—110 an. Nach einem alten Erfahrungssatz stellt sich das Verhältniß der zahlenden Mitglieder zu den verwaisten Familien im ungünstigsten Falle heraus = 5:3, d. h. das Maximum der von uns zu Unterstützenden ist = 60 anzunehmen.

Die Verwaltung soll also bei der Berechnung der Unterstützungsquoten immer mit dem Maximum, d. h. mit der Zahl 60 rechnen, unbekümmert darum, wie viel Quoten gerade im laufenden Jahr wirklich zu verabreichen wären; die ersparten Quoten fallen an das zinstragende Kapital der Kasse und bewirken, somit das jährliche Steigen der Quoten.

Ein Beispiel dieser Operation weiter unten wird die Richtigkeit unseres Calcüls in's Licht setzen.

B. Vorschläge zur allmähligen Ablösung der Sprengelskassen und Beginn der Thätigkeit einer Allgemeinen Prediger-Wittwen- und Waisenkasse in Livland.

1) Mit dem Jahr 1861 beginnen die Zahlungen in die Allgemeine Prediger-Wittwen- und Waisenkasse, 10 Jahr später tritt die Allgemeine Livl. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse in Kraft und Wirksamkeit.

Anm. Da der Kassenbestand der bestehenden Sprengelskassen ein sehr verschiedener ist, so ist, ohne dem Princip nahe zu treten, doch auf ein Aequivalent Seitens der im Rückstande gebliebenen Sprengelskassen und also auf die Opferwilligkeit der Gründer der proponirten Kasse zu rechnen.

2) Es zahlt ein jeder Gründer als Mitglied der Allg. Livl. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse:

a. als Einsatz oder Diplomsgebühr ein für alle Mal:
falls 50 J. und darüber 50 Rbl. S.
„ 35 J. „ 35 „
unter 35 J. . . . . . 15 „

Anm. Von diesem ersten Einsatz sind die gegenwärtigen Mitglieder des Dorpat-Werroschen Sprengels wegen des eingebrachten verhältnißmäßig größeren Kapitals dispensirt.

b. Jedes Mitglied der Kasse quaest. zahlt den Jahresbeitrag gemäß Pct. 6. b.

c. Damit der neugeschaffene Fonds nicht angegriffen werde, sondern zur Kapitalisiruug (Zins auf Zins) Zeit gewinne, so fahren die Pastores der resp. Sprengelskassen noch 10 Jahre hindurch mit ihren Zahlungen für dieselben wie bisher fort.

Anm. In Betracht, daß nach 10 Jahren eine jede Wittwe eines Pastors, der Stifter dieser Livl. Allg. Kasse, an einer Jahresquote von mindestens 75 Rbl. S., die mit jedem Jahre steigt, participirt, ist das Angeld, so hoch es auch erscheint, keinesweges dafür anzusehen, da diese Rente à 4 Proc. ein Kapital von 2000 Rbl. S. repräsentirt. Welche Lebensversicherung bietet gleiche Vortheile?

3) Die bestehenden Sprengelskassen fahren unbehindert, wie bisher, ihrem Statut gemäß in ihrer Thätigkeit fort, haben jedoch mit einem von der Synode zu erwählenden, — aus 3 Männern (cf. Pkt. 10 Grundlage) bestehenden Directorio zu verhandeln.

4) Selbst nach Ablauf von 10 Jahren, während welcher die Sprengelskassen abgelöst sind und die neue Stiftung ihr Kapital geschaffen hat, bleiben gleichwol die früher gesammelten Kapitalien in den Händen der bisherigen Verwaltung und diese hat dem engern Ausschluß des Direktorii zur Berichterstattung über den Stand und Fortgang der Kasse Auskunft zu ertheilen.

4) Nur die Wittwen und Waisen der Gründer und Mitglieder der allgemeinen Livl. Prediger-Wittwen- und Waisen-Kasse participiren und zwar Alle zu gleichen Theilen an dem Genuß dieser Kasse, die erst nach Ablauf von 10 Jahren, d. i. a 1871 volle Quoten zahlt.

6) Bis dahin participiren diese auf gleiche Weise mit den Wittwen und Waisen an der von den Sprengelskassen ausgereichten Quoten.

7) Die an den resp. Sprengelskassen vor Stiftung quaest. Allg. Livl. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse, besorgten Wittwen und Waisen haben keinerlei Anspruch auf die durch Aufgehen der Sprengelskassen in Eine Allg. Kasse gebotenen Vortheile; sondern behalten die ihnen schon bisher verabreichten Quoten bis an ihr Lebensende. Eine Ausnahme hiervon machen die von der Dorpat-Werroschen Sprengelskasse unterstützten Wittwen und Waisen, weil diesen das verhältnißmäßig größere eingelegte Kapital, das mittlerweile gearbeitet hat, zu gut kommt.

Anm. Sind die bisher von den Sprengeln besorgten

Wittwen und Waisen ausgestorben, so giebt es selbstverständlich für alle Prediger-Familien nur eine Quote.

8) Weil die Anzahl der Wittwen, die an der Allg. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse participiren, nach Ablauf von 10 Jahren nur gering sein kann, (cf. Pkt. 5 der Grundlagen, so bleibt der Ueberschuß:

a. zur Kapitalisirung,

b. zur Ausreichung der den Sprengelswittwen und Waisen zukommenden Unterstützungsquoten.

9) Legate, wie sie einzelnen Sprengeln annexiren, bleiben natürlich vom Gesammtcapital ausgeschieden als unbestreitbare Emolumente der Sprengeln, für welche sie ausgesetzt wurden.

10) Zweckmäßige Modificationen und Rathschläge können nur höchst willkommen sein.

Anm. Da der Kassabestand einzelner Sprengelskassen nicht genau zu ermitteln war, so hat deren Inhalt zuweilen nur approximativ angenommen werden können.

Wir lassen zur Veranschaulichung gemäß der Pkt. 13 und 14 der Grundlage proponirten Operation nachstehende Berechnung, bei der die in den Sprengelskassen etwa vorhandenen Gelder nur mäßig veranschlagt wurden, folgen.

Angenommen, es stellte sich a. 1861 das Gesammtkapital nach Ausscheidung der Legate auf nur 70000 Rbl. Silb. heraus; Einsatz von c. 85 Pastoren à 50 u. 35 u. 15 Rbl. = 2800 Rbl.; Jahresbeiträge von 100—110 Pastoren = 1000 Rbl.; 3800 Rbl. nebst jährliche 1000 Rbl. Zuschlag geben Zins auf Zins in 10 Jahren

c. S. Rbl. 18000,

nehmen wir an daß „ 70000 nach Abzug der Sprengelsquoten in 10

Jahren nur . . . „ 5000 Zinsen getragen

hätten, so würde sich a. 1871 das Gesammtkapital auf . S. Rbl. 93000 herausstellen.

Laut Pkt. 13 der Grundlage des anzufertigenden Statuts fände folgende Operation statt:

Zinsen des Kapitals 4 % = ... S. R. 3720.

Jahresbeiträge c. 110 Mitgl.

NB. angenommen 25 große Pfarren
à 15 Rbl. = 375 Rbl.
50 Mittelpfarren
à 10 Rbl. = 500 „
35 kleine Pfarren
à 5 Rbl. = 175 „
S. R. 1050.

Einsatz von c. 6 Mitgliedern . . . „ 90.

Collekten, Schenkungen . . . . . „ 500.

S. R. 5360.

Es kämen demnach statutenmäßig in die Quotenberechnung:

Zinsen des Kapitals . . . 3720 Rbl.
Von den laufenden Einnahmen 1000 „
4720 Rbl.

Die 640 Rbl. Ueberschuß fielen dem Kapitale zu.

Die Größe der Quote würde also 1871 betragen

4720 : 60 = $78^2/_3$ Rbl.

Gesetzt es wären nur 40 Wittwen vorhanden, so würden von jenen 4720 nur 40 × $78^2/_3$ = $3146^2/_3$ Rbl. veraus-

gabt und $1573^1/_3$ fielen ebenfalls noch an die Kasse zurück und das Kapital wäre 1872

$$93000 + 640 + 1573\tfrac{1}{3} = 95213\tfrac{1}{3} \text{ Rbl.}$$

Die Quotenberechnung fiele demnach a. 1872 folgendermaßen aus:

Zinsen für $95213^1/_3$	=	3808 Rbl.
von den laufenden Einnahmen		1000 „
		4808 Rbl,

$4808 : 60 = 80^2/_{15}$ Rbl.

Also würde a. 1872 jede Quote um 2 Rbl. steigen und so in nothwendiger Progression das Steigen von Jahr zu Jahr zunehmen und ein Rückschritt ist unmöglich. Auf solcher Basis ist die Versorgung der verwaisten Pastoren-Familien gesichert. Nach 20 Jahren beliefe sich die Quote auf c. 180 Rbl.; nach 50 Jahren auf 360 Rbl. S.

Die Ablösung bestehender Sprengelskassen und ihr Aufgehen in eine Allg. Prediger-Wittwen- und Waisenkasse hat unbestritten ihre Schwierigkeit, wenn es auf eine arithmetische Ausgleichung ankäme und dem von uns aufgestellten Princip keine Rechnung getragen würde. Denn das kann doch kein Bedenken erregen, daß, da nunmehr in die Allg. Kasse gesteuert wird, wenigstens diese Beiträge den Sprengelswittwen entzogen würde — da doch sothanes Opfer weniger Wittwen keinen Vergleich aushält gegen die große Hilfe, die für alle Wittwen unseres Consistorialbezirks in fester Aussicht steht. Und dennoch sind wir auf den Widerspruch Vieler, welche das alte gute Recht der Sprengelskassen wahren, die Frucht ihrer Arbeit monopolisiren und nicht ablassen möchten von ihren Schooßkindern, gefaßt; aber wir halten uns darum nicht für überzeugt und selbst abgewiesen wüßten wir uns dessen zu getrösten, einer guten Sache das Wort geredet zu haben.

Andere würden vielleicht eher dafür stimmen, daß von allen Sprengelskassen zu gleichen Theilen in eine Allg. Kassé eingeschossen würde, oder, daß das Gesammtkapital vorhandener Vacanzkassen als erster Geldstock für die proponirte Stiftung angelegt werde, zumal dieses als Ertrag des Landesbodens auch Rechtens dem ganzen Vaterlande in ungetheilter Weise zu gut komme. Zwar wäre in beiden Fällen, wie sich herausstellt, in einem Decennium ein namhafter Fond zu weiterem Aufbau der neuen Stiftung gewonnen, allein lange nicht erreicht, was eine Gemeinschaft auf dem Grunde gemeinsamer Liebe und Opferwilligkeit verheißt.

Lassen Sie uns, meine Herren und Brüder, zur Sache rathen und freudig thaten und manche Bedenken, so hoffen wir, werden als Ballast selbstsüchtiger Art über Bord fallen und das neue Stadium, in das unsere livl. Synode getreten ist, wird durch einen Markstein bezeichnet sein, um daran auch den Fortschritt liebgewonnener Synoden zu erkennen. Lassen Sie uns ungesäumt und getrost den ersten Spatenstich in den schon gelockerten Boden thun und den Baum pflanzen, unter dessen Schatten, so Gott will, unsere Wittwen und Waisen und unsere Kindes Kinder sollen umfriedet leben und segnen werden ein Werk, zu dem Der uns Herzen und Hände aufthun wolle, der Beides, das Wollen und Vollbringen des Guten, schafft, und die Willigkeit unsererseits wird das Festgeläute sein für unsere Festsynode.

4.

Auch ein Wort über Schiller.

Ein Vortrag, bei Gelegenheit der Schiller-Feier gehalten, im Museum der vier literärischen Gesellschaften in Riga, den 27. October 1859,

von

C. A. Berkholz.

Meine HH.! Es war vor 84 Jahren, da schrieb ein junger 16jähriger Mensch an seinen Freund: „O Karl, wir haben eine ganz andere Welt in unsern Herzen, als die wirkliche Welt ist!" — Und wenige Jahre später: „Wir wollen ein Buch machen, das von dem Henker verbrannt werden muß!" — Und dieser junge Mensch, in seinem tiefsten innern Widerspruch mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, in seinem aufflammenden Zornmuth gegen Alles, wogegen seine drei ersten Tragödien Protest einlegten, — dieser, der zeitlebens vom Zwange der Noth die Entfaltung seines Geistes behindert sah, ward der hochgefeierte Lieblingsdichter seines Volkes, der mit bezaubernder Gewalt Sympathien weckte, die hundert Jahre nach seiner Geburt, „soweit die deutsche Zunge klingt", einen ungeschwächten Ausdruck suchen. Woher diese merkwürdige Erscheinung? Was ist der Grund dieses wunderbaren Einflusses? Wie erklären wir uns diese Thatsache? Welch' eine Berechtigung hat dieser Dichter in der Entwickelungsgeschichte geistigen Lebens? Mit einem kurzen Wort auf diese Fragen hinzudeuten, sei auch mir erlaubt. Haben wir eine mächtig wirkende Potenz des höheren Culturlebens *verstanden* und begriffen in ihrem Sein, so sind wir zu einem befriedigenden Ruhepunkte gelangt. Möchte auch mein Wort ein richtiges und ein klares sein,

ein kleiner Beitrag zum Verständniß jenes Geistes, der fortlebt in seinen Werken, und die fortleben werden, so lange deutschem Geist und deutscher Sprache Anerkennung unter den Menschen bleibt.

Man kann seine Werke in drei Abtheilungen zerlegen: Gedichte, Tragödien und prosaische, historische und philosophische, Schriftstücke: alle bewegen sich um Ein Gedanken-Centrum, Ideen des Erhabenen und Anmuthigen, des Wahren, des Guten in die Wirklichkeit zu pflanzen, und alles von dem wunderbarsten Glanz und der vollsten Pracht sprachformlicher Schönheit umflossen. Accorde sind angeschlagen, aus dem tiefsten Urborn deutscher Diktionsfähigkeit entquollen, des Wohllautes und der Harmonie, die noch heute maßgebend sind, und Ohr und Gemüth entzücken. Jede Linie, die dieser Geist der Sprache überliefert, ist der Reflex einer innern That: denn er wandelte nicht auf den Aetherpfaden sonnigen Behagens, er wartete nicht im glücklichen Maßhalten auf die gute Stunde; dem grollenden Vulkan enttobte die Lava, und aus dem harten Gestein schlug er mühvoll die zarteste Form. Das Gemeine und Platte ist ihm im Innersten zuwider: edel und ernst, rein und keusch im Ausdruck geht sein Vers in den Tagen der Höhenpunkte seines Glanzes, nachdem die ersten Jugendausbrüche des Zorns sich abgelagert, stolz daher. Wenn „ein kröpfiges Geschlecht den gesunden Bau eines Halses leicht für eine Strafe Gottes hält" (Göthe), so war der Sinn des deutschen Volksgeistes noch nicht so verkommen, daß er nicht aufgelauscht hätte, als der Sänger, aus dem sangreichen Schwabenlande gebürtig, den Ton der Erbitterung über eine entartete Wirklichkeit, und den der Wehmuth über ein vergeblich gesuchtes Ideal anschlug: er dachte und

dichtete, fast immer seufzend unter der hemmenden Fessel wechselnden Geschickes, wozu in der Vollkraft blühenden Alters der nagende Keim hinzehrender Krankheit kam, die ihn frühzeitig dem Kreis irdischer Arbeit entrückte; er suchte und rang nach Versöhnung, nach Einklang des Wissens und der Erscheinung. Mit allen den Geistern, welche die Culturgeschichte Europa's unvergänglich feiern wird, einem Leibnitz, Klopstock, Lessing, Herder, Göthe, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher, den Humboldt's ꝛc., kam er nicht dazu, den Kern des christlichen Glaubens, der im kleinen Lutherschen Katechismus zu lesen steht, gefunden zu haben. Er hat sich selbst das nicht angemuthet, und wir würden ihm Gewalt anthun, solchen Fund ihm beizulegen. Wir gehören nicht zu denen, die deshalb ihn glücklich preisen, aber uns den Epigonen kommt's am Wenigsten zu, Gericht zu halten über Geister, die auf weiten Gebieten der Wahrheit und Schönheit Gedanken in Fluß gebracht haben, die auch unser Leben zieren und schmücken.

Tiefer sittlicher Ernst, edelste Begeisterung für Menschenwohlfahrt, Sinn für die engeren Formen häuslicher Tugend, — die christliche Religion, soweit sie Moral ist, ohne daß wir ein Zeugniß seiner Anerkennung hätten über den Ursprung dieser von ihm gefeierten menschenwürdigen Sittlichkeit, — das lebte in seiner Brust, das auszusprechen zur Anregung und zur Nacheiferung, war ihm angebornes Bedürfniß. Die Form dazu fand er im Gedicht, in der Tragödie und in der prosaischen Historienmalerei so wie in der abstract philosophischen Abhandlung.

Seine Gedichte, sie sind ein Gemeingut geworden des gebildeten Theiles deutscher Nation. Ewig Schade, daß „wir uns angewöhnt haben, uns an diesen Gedich-

ten in der Jugend zu übersättigen, in einer Zeit, wo der eigentliche Kern dieser Dichtungen uns gänzlich unverständlich ist, wo uns nur der harmonische Wohlklang und allenfalls das Sentimentale anlockte. Wir kehren im Alter selten zurück zu einer ernsten Lectüre derselben, die wir inwendig zu kennen meinen, weil wir sie auswendig wissen, und schämen uns vielleicht unsrer einstigen Liebe, weil uns kein Eindruck so lebhaft übrig blieb, als der des weichlichen (Gervinus), des hochschwunghaften. Es ist daher ganz gewöhnlich, daß man auf ihn als auf einen Dichter weicher weiblicher Gemüthsart zurücksieht, und eben jene Sachen, die der Jugend und Frauenwelt so zusagen, als das Charakteristische betrachtet. Es verlohnte sich wohl einer genaueren Untersuchung, woher es kommt, daß dieser Dichter, der ausdrücklich für Männer schreiben wollte, vorzugsweise von der Jugend und den Frauen gefeiert wird, während dem ewig jugendlichen olympischen Dichterfürsten mehr die Männerwelt sich zuwendet. Sei es in den Balladen oder Epigrammen, in den lyrischen Ergüssen oder längern poetischen Schöpfungen, in denen er einen abstracten Gedanken in Poesie umsetzt, immer ist's der Haß gegen das Sittlich-Abnorme, gegen das Lasterhafte und Unmoralische, und die Liebe zur Wahrheit, zum Sittlich-Guten und Edlen, das ihn begeistert, und wozu anzufeuern er ausgeht. Das Bedauern, in seinen Gedichten keines zu finden, das würdig wäre, in einem kirchlichen Gesangbuch zu stehen, erscheint mir ziemlich überflüssig. Es ist das Seufzen der Impotenz gegenüber den Unterlassungen der Titanen. Als wenn die Kirche ohne Schillersche Verse in Gefahr käme, zu sterben. An Raphael aussetzen wollen, daß er kein Pergolese gewesen, ist gedankenlos. Die Mission unsers Dichters war eine bestimmte,

und wir können verstehen, worin sie bestand. Schlechte Moralisten hat es immer gegeben, die auch als Dichter und Schriftsteller aufgetreten sind. Auch das 18. Jahrhundert hatte solche. „Das hätte man verbieten müssen", höre ich sagen. In der That, es wäre ebenso ungerecht, die mangelhafte Ausführung solcher Verbote sämmtlichen Staatenregierungen vorzuwerfen, als sie dafür verantwortlich zu machen, daß, da der Erdball möglicher Weise einmal platzen könnte, sie sich nicht bei Zeiten zu Verhaltungsmaßregeln anschickten, und zwar durch einen präventiven tüchtigen eisengeschmiedeten Reif um den Aequator. Unser Dichter kam mit seinen Gedichten in Lebenssphären, wohin kein Gesangbuch kommt. Das ist auch etwas, m. H. Jene nachsichtige Grazienphilosophie eines Wieland und der Anakreontiker, jene sensuale Lebensweisheit, jene laxe Empfindsamkeit und Ueberschwenglichkeit fand in dem Ernst seiner Moral einen Damm zur Selbstbesinnung. Dabei ertrug seine freiere Natur nicht die Härte und den ascetischen Anstrich der „Pflicht um ihrer selbst willen", er wollte vielmehr eine Tugend und Pflichterfüllung aus Neigung, einen Gehorsam gegen die Vernunft und das Gewissen mit Freuden.

Es möchte eine Selbsttäuschung unseres moralischen Dichters zu nennen sein, die er mit Vielen seiner Zeitgenossen theilte, das lag in der geistigen Luft, die wir jetzt nicht chemisch analysiren wollen, daß er im Unklaren blieb über die Urquelle seiner „Moral", als wenn ohne das geoffenbarte mosaische Gesetz und dessen Erfüllung im HErrn die späteren philosophischen Moraldeductionen jemals zu Stande gekommen wären. Alle Entfaltungen nachfolgender Moralprincipe haben ihre tiefste Wurzel in der Offenbarungsöconomie des sich mittheilenden und mani-

festirenden Gottes. Die besten und höchsten Ideen in diesem Bereiche sind nicht von den Einzelnen erdacht und erfunden, sondern gefunden, weil sie bereits gegeben waren. Ich will hier nur an drei Gedichte erinnern, die gewiß nicht bloß nach meinem Gefühl zu den schönsten Erzeugnissen dichterischer Phantasie gehören, die jemals von deutscher Feder geschrieben sind: die Glocke, der Spaziergang und das Ideal und das Leben. Die Glocke, meine Herren, ich frage: ob dieses unsterbliche Gedicht je möglich gewesen wäre ohne die Basis und den Hintergrund der Lebensmacht des Christenthums? der Spaziergang, ich möchte mir erlauben, dies Gedicht einen wahren Naturpsalm zu nennen im modernen Styl, soweit überhaupt unser Dichter für die Natur zugänglich war. Und in dem Ideal lauten zwei Zeilen:

„Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.“

Ein gewaltiges Wort, das an das Tiefsinnigste des Christenthums anstreift. Der Dichter bezeichnet nämlich hier als das Höchste, da wollend zu sein, wo die Pflanze, in Folge natürlicher Anlage, willenlos ist, und nur der Gottheit gegenüber giebt er den Rath, willenlos zu sein, damit sie herabsteige zu uns von ihrem Thron! Die edelsten Mystiker, welche das Sichversenken des heiligen Geistes in den Menschengeist fühlen und aussprechen, haben kaum anders gesagt. Es ist bekannt, wie die Götter Griechenlands angeführt worden sind als Zeugniß aus dem modernen Heidenthum. „Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick!“ Ja, es war weit gekommen mit den gebildeten höheren Kreisen des deutschen Lebens, die ihre Inspirationen von Versailles erhielten. Lesen wir nur Schlosser's Geschichte des 18. Jahrhunderts, so wird uns vieles

erklärlich. Da zeigte sich wirklich keine Gottheit ihrem Blick! Auch den höchsten geistigen Capacitäten war dieser Blick geschwunden. Wir erinnern an Napoleon's Gespräch mit den Deputirten der Pariser Akademie, wo auf die Frage: „Haben Sie, meine Herren, in den Berechnungen der Sternenbahnen Gott gefunden?" der große La Place die Antwort gab: „Sire, ich bin in meinem mathematischen Calcül ohne diese Hypothese ausgekommen." Ja, keine Gottheit zeigt sich meinem Blick! Arme Menschheit, auf den Höhen der Jahrhunderte, seufzt auch unser Dichter. Lieber ein Heide sein, und die gottbedürftige Menschenbrust an einem Götzenbilde erwärmen, als in dem seelenlosen Mechanismus einer fatalistischen Zufälligkeit geistig zu Tode frieren! Der Aberglaube ist des Menschen unwürdig, aber der Unglaube ihm unnatürlich, weil ein absoluter Widerspruch gegen seine Existenz. Die vollendete Trostlosigkeit, die in der vermeintlichen abgeklärten Philosophie des Diesseits liegt, wird hier in den hinreißendsten Jammertönen ausgeseufzt. Ob der Dichter den vorübergehenden Augenblick eines solchen schwankenden Skepticismus, in welchem seine Zeit, die eine Uebergangsperiode war, gefangen lag, selbst hat innerlich durchleben müssen, und in solchen Klagen den Ausdruck seines tiefen innern Schmerzes, als wie über ein Mißverhältniß zwischen Soll und Haben, fand?

Die andere Seite, die zum Verständniß des Dichters und seiner Werke führt, ist die Tragödie. — Jedes Volk, auf der naiven Stufe der Unbefangenheit, wird seine Freuden und Sorgen, seine Kämpfe und Leiden, die ruhige Situation seiner Zustände, sowie die bewegteren Momente seiner Geschicke, die ihm mehr von Außen her angethan werden, poetisch zur Darstellung bringen zunächst

im Liede und dann im Epos: dort das umrahmte Gebiet des kleinern Stilllebens der Naturkinder im einzelnen Bilde, hier der breite, ruhig fließende Strom der Handlung, rhapsodisch gemessen sich bewegend. Aber die höchste Stufe aller Dichtung, abgesehen von der geistlichen religiösen Hymne, die wir hier nicht zu untersuchen haben, ist die eigentliche Culturpoesie, das dramatische Gedicht, die Tragödie, wo der Mensch im freien Kampf mit dem Geschick und dem feindlichen Willen zu Conflicten und Katastrophen kommt, welche die ganze Empfindung durch die Energie ihrer Eindrücke in Schreck und Rührung, in Furcht und Mitleid in Anspruch nehmen. Die Tragödie behauptet einer verderbten Gegenwart gegenüber sittenreformatorische Tendenz. So hat „Shakespeare seine größten Meisterwerke wie eine moralische Gallerie geordnet, in der er der Menschen Leidenschaften und Laster an die äußersten Punkte rückt und warnend die erschütternden Bilder des Stolzes und Ehrgeizes, des Jähzorns und der Unentschlossenheit, der Liebe und Eifersucht, der Verleumdung, der Falschheit und Treue, des Geizes und der Verschwendung aufstellt." Unser Dichter äußert sich selbst darüber, wenn er sagt: „die Tragödie hat mit der Ohnmacht, Schlaffheit, Charakteristik des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." So er. — Für ein Volk auf dem naiven Standpunkt bewußtloser Naturzustände, wo die Gegenständlichkeit der Reflexion noch nicht in großen, erschütternden Ereignissen vielseitig gestalteter Verhältnisse in Staatsform, Kunst und Wissenschaft sich herausge-

bildet hat, gibt es wohl ein Volkslied, ein episch sich abrollendes Sagenbild, aber keine Tragödie. Für die Nationalen z. B. in unsern Ostseeprovinzen ein Drama, wie den Hamlet, in's Lettische übersetzen, und ihnen vorführen, um wo möglich auch das Bewußtsein zu wecken, was das heißt: something is rotten in the state of Dannmarc, wäre geradezu hirnlos, ebenso, als wenn man versuchen wollte, Hegel's Phänomenologie des Geistes lettisch zu geben. Für viele Menschen gibt's keine Tragödie, und dieser Mangel stört sie auch gar nicht in ihrem Wohlsein. Wie spät bekamen die Griechen ihr Drama! Der Irokese, wenn er 40 Pfund Fleisch in einem Ruck verzehrt, fühlt sich stofflich wohl, und so hinauf. Doch davon abgesehen, wird jedes Volk, neben der Sorge materieller Befriedigung, und neben dem höchsten Triebe religiöser Ahnungen, auch ein Gebiet sich frei erhalten, auf dem es sich im zwecklos beschaulichen Spiel des Vergnügens ergeht. Der Mensch, der um seine Verdauung zu befördern, einen Spaziergang in der freien Natur macht, ist darum noch kein Naturfreund, er müßte denn den Mittelpunkt der ganzen Natur in seinem Magen entdeckt haben. Das Vergnügen und Spiel ist kein unzubeachtendes Moment in den Bestrebungen für Völkerwohlfahrt. Sich gegen das Vergnügen im Volksleben als etwas unberechtigtes für den Christen nur ablehnend verhalten wollen, hieße die natürlich sinnliche Basis des Menschen verkennen, auf der das Geistige, Moralische, Religiöse sich baut. Wer dazu beiträgt, die Vergnügungen, die im Volksleben in der Wirklichkeit einmal ihre Stelle haben, zu veredeln, ist auch ein Wohlthäter der Menschheit. Dazu kann auch die dramatische Kunst beitragen. Wir wissen, wie die Aeschylos' und Sophokles' eingewirkt haben auf den National-

geist ihres Volkes; wir wissen, daß auch die Kirche in früheren Jahrhunderten ähnliche Hilfe nicht verschmähte. Ich habe vor einigen Jahren bei einer Gelegenheit in einer Schrift hingewiesen auf die Reformation Riga's, wie diese durch scenische Aufführungen, namentlich des „verlornen Sohnes" vom Rigaschen Zinngießer Burkard Waldis, der auch ein Dichter war, dem Volke verständlich gemacht ward, übrigens dramatische Schaustücke, die ziemlich burlesker Natur, vom erhabenen Pathos himmelweit entfernt waren. Existirt nun einmal in der dramatischen Scenerie ein Institut, das sich unsre Culturvölker nicht werden nehmen lassen, so ist es gewiß viel verdienstlicher, es veredeln, und es dem Gebiete der damit etwa verbundenen sittlichen Gefahr entziehen durch eine würdige Existenzbereitung desselben, daß wahre, treffliche Gedanken, Gesinnungen und Gefühle dadurch genähret und gefördert werden, als blos Zeterschreien, das doch unbeachtet bleibt und mit den Bedürfnissen einer gesteigerten Culturwelt bricht, statt auch sie in den Dienst des Geistes hinüberzulenken.

Die Tragödien unseres Dichters stehen da als Produkte des edelsten Genies, denen wir in der deutschen Poesie nur die des zweiten des Dioskurenpaares als ebenbürtig zur Seite stellen werden, wenn auch hier der Unterschied zwischen beiden auf's Schärfste hervortritt. Sehen wir auf die Behandlung des historischen Stoffs, auf die vollendete Meisterschaft der Sprache, auf die Reinheit und Zucht des Ausdrucks, auf den ernsten Schwung erhabener Gefühle und Gedanken, die, weil oft sententiös, dem Gedächtniß sich so einprägen, daß sie beinahe der Gefahr ausgesetzt werden, durch den schnellen Umlauf, den sie genommen haben, wie eine Münze abgegriffen, trivial zu werden, — wir müssen ihm die Lorbeerkrone reichen! Was

man auch an diesen classisch gewordenen Dichtungen zu bemerken gehabt hat, — die Schmachtepisoden im Wallenstein, einen solchen Kürassieroffizier, wie den Max, habe es im ganzen 30jährigen Kriege nicht gegeben, Posa's Kabinetspredigt sei eine historische Unmöglichkeit, Tell eine rein logische Figur, die Gedanken producirt, die im 14. Jahrhundert nimmer auf den Alpen wachsen konnten, die Jungfrau von Orleans eine Somnambule, und die Braut von Messina eine seltsame Mischung von Heidenthum und Christenthum, für die kein Raum und keine Zeit zu finden, — man läßt sich durch alle solche Kritiken im Genuß dieser Tragödien doch nicht beirren; der Dichter wirkt als ein ästhetischer Tyrann, der den Ton überall anschlägt, der trifft. Der deutschen Gemüthlichkeit sagt diese abstracte Reflexion im Dufte poetischen Hauches ganz besonders zu; jeder Einzelne hat ein geheimes Verlangen, den idealen Menschen, den er besitzt, in sich aufzufinden; da erkennt man die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, die das Bessere sucht, und dem Entgegengesetzten zu folgen gezwungen ist, aber der hochgehende und oft tiefsinnige Dichter will auch die Pfade zeigen, auf denen der Mensch, der sich des Mangelhaften seiner Existenz bewußt ist, das zu sein strebt, was er nicht ist, und hoffen darf zu werden, was er eigentlich sein sollte!

Wir wissen, daß der Dichter lange mit dem Plan sich getragen, den Knecht Gottes in Israel, Moses, den Gesetzgeber, poetisch zur Darstellung zu bringen. Wenn wir einen Klopstock vergeblich ringen sehen, das Höchste menschlichen Denkens und Erkennens, die Gestalt des HErrn, im Messias zu feiern, und wir uns sagen müssen, daß diese Gesänge von jeher mehr bewundert als gelesen worden sind, so können wir es nur ewig bedauern, daß es

unserm Schiller nicht gegeben ward, seinen Moses aufzuführen. Das war grade ein Süjet, wozu der Geist des Dichters wie geschaffen war. Das Göttliche des ewigen Moralgesetzes empfand er tief in seiner Brust, wenn er auch fortwährend in der Sehnsucht begriffen blieb, die Erfüllung des Moralgesetzes, die im Evangelium liegt, zu suchen. Welch eine erhabene Gestalt hätte er uns vorgeführt, auf Grundlage umsichtiger Studien, die er bei solchen Arbeiten nie zu verabsäumen pflegte, wie wäre das vom Glanz der Offenbarung umstrahlte Alterthum lebensvoll aus dem Dunkel der Vergangenheit in die unmittelbarste Nähe gerückt; und wenn Jemand vom Wallenstein sagt, es rieche da ganz nach Pulver, wie würden die Donner vom Sinai dort ihren lauten Widerhall gefunden haben in den Herzen der Menschenkinder, die geboren sind, Gottes Geist aufzunehmen in ihren Willen! Es ist aber nicht geschehen! Auch hier des Endlichen Loos!

Was die prosaischen Sachen betrifft, so weise ich nur ganz kurz auf die historischen Schilderungen hin. Die fast poetisch schwunghafte Sprache in denselben, die ihre Nachklänge noch in Rotteck finden, die Zeitbewegungen der nordamerikanischen Freiheitskriege und der französischen Revolution, sowie das einseitig gefaßte formale Princip des Protestantismus, das damals grade besonders hoch getragen ward, — das Alles sicherte diesen Schriften einen ungeheuren Erfolg, während die rein subjective Auffassung des Geschehenen vor der Kritik neuerer Geschichtsforschung nicht bestehen mag. Die philosophischen Abhandlungen dagegen, von denen die meisten Schillerverehrer am Wenigsten etwas wissen, gewähren uns einen tiefen Blick in die innere Werkstatt seines poetisch schaffenden Genies. In und bei Königsberg in Preußen lebten,

freilich durch Jahrhunderte getrennt, zwei der eminentesten Geister, Copernicus und Im. Kant. Jener, der Gründer der neueren Betrachtung der sichtbaren Himmelswelten, lehrte den festen Standpunkt der Erde aufgeben; dieser dagegen, der Schöpfer der nach ihm benannten kritischen Philosophie, kehrte auf seinem rein speculativen Gebiet, den Satz seines großen Landsmannes um, indem er das Axiom aufstellte, daß die Dinge außer uns sich nach dem in uns feststehenden Gesetz des Erkennens richten. Kant's Philosophie, von umwälzender Natur, traf mit unserm Dichter gleichzeitig zusammen. Dieser, eine echt deutsche Ader in sich tragend, vor den Bewegungen der handelnden Welt sich ein ideelles Refugium zu suchen, mit dem stärksten Hang zur Abstraction ausgerüstet, warf sich mit ganzer Energie auf diese Untersuchungen der intellectuellen Welt. Wie Kant in Folge seines kritischen Verfahrens dahin kam, die theoretische und praktische Urtheilskraft im Menschen gleichsam anatomisch zu zerlegen, das, was in uns denkt und will, mit dem Secirmesser aufzudecken, und daraus die Gesetze des richtigen Denkens zu deduciren („Wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?"), so fand Schiller darin eine Veranlassung und ein Regulativ, um sich von den Operationen seiner dichtenden Kräfte Rechenschaft zu geben. Wir sehen in Schiller das merkwürdige Beispiel, das nicht oft in der Geschichte wiederkehrt, daß Einer der ersten Dichter bei seiner productiven Thätigkeit sich selbst in seiner poetischen Praxis zum Gegenstande theoretischer Beurtheilung und Begründung nimmt. Die Dichter, sie singen und sagen, sie folgen gleichsam willenlos dem innern angeborenen Triebe, der Inspiration, die sie, wenn sie geborene Dichter sind, auch das Richtige treffen läßt, und erst hinterher kommt gewöhnlich die Ab-

lere Kritik, und zeigt, warum und wie die Wissenschaft das Alles vernünftig finde, was wirklich sich zugetragen hat. Schiller dagegen geht den härtesten Abstractionen auf dem Gebiete des Ethischen und Aesthetischen nach, um die Gesetze seines dichterischen Thuns zu entdecken.

Doch genug. Ich habe nur flüchtig Gedanken in's Bewußtsein rufen wollen, die bei solchen Gelegenheiten gern einen Ausdruck suchen. Unser Dichter lebt fort, in der stetig sich bewegenden Culturentwickelung deutschen Geistes, weil er sie mächtig mit hat tragen und fördern helfen, — weil er Anschauungen und Ideen in Umlauf gebracht hat, die wir in der Entwickelung unseres eigenen Geistes, auch heute noch, nicht missen möchten, — und weil auch er, — trotz dem, daß das höchste Problem ihm ein ungelöstes geblieben sein mag, — demüthig willenlos vor der „Gottheit" stand, um sie „aufzunehmen in seinen Willen." Ob sie dem aufrichtig Suchenden ewig verborgen bleibt? —

II.

Zur Literatur.

Schon vor einigen Jahren hatte ich auf einer Reise durch Deutschland bei einem Besuche des „Rauhen Hauses" aus der dortigen Agentur zur Erinnerung an den belehrenden und erbaulichen Tag, den ich dort zugebracht hatte, unter mehren anderen Schriften ein treffliches Büchlein erstanden: „Kritische Musterung der Traktate deutsch-evangelischer Gesellschaften. Nebst einem unmaßgeblichen Worte über das deutsche Traktatenwesen und eine Reform

desselben. Auf Veranlassung des Central-Ausschusses für die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche verfaßt von F. A. Löwe, Theol. Lic. Hamburg 1852. Agentur des Rauhen Hauses. 115 S." Es sollte mir, so hoffte ich, eine Veranlassung sein, diese Sache auch hier etwas eingehender zu besprechen. Darüber sind nun Jahre hingegangen. Ich will mich über das Versäumniß nicht entschuldigen. Denn der Gegenstand ist in der That sehr wichtig. Zum Theil lag aber der Grund solcher Verzögerung in der Ueberhäufung von Arbeiten, die sich auf einander drängten, so daß diese Sache immer bis auf Weiteres sich verschob. Auch jetzt wäre ich kaum darauf gekommen, denn jedes Neue macht sich nur geltend auf Kosten von manchem noch Unerledigten. Inzwischen schickte mir unlängst die Agentur des Rauhen Hauses zur Besprechung in diesen Mittheilungen 5 daselbst gedruckte Schriften, über die ich sogleich berichten werde. Diese freundliche Zusendung erinnert mich auf's Neue an mein altes Vorhaben, und so will ich denn Versäumtes, so gut es geht, nachholen.

Die wahrhaft großartigen Unternehmungen auf dem Gebiete des christlichen Traktatenwesens in England und Nordamerika konnten von der deutschen evangelischen Kirche nicht unbeachtet bleiben. Diesen mächtigen und erfolgreich unterstützenden Hebel zum Aufbau des Reiches Gottes und der evangelischen Kirche, wie ihn das Volksschriftenwesen darbot, erhielt auch hier seine Anwendung. Gelesen wird einmal in unsern Tagen in allen Schichten der Gesellschaft; das Lesen ist jetzt nicht mehr ein mittelalterliches Prärogativ weniger Einzelnen, und der Omnibuskutscher in London und der Eckensteher in Berlin liest. Wenn der alte Lord Brougham schon vor Jahren bei einem Meeting auseinandersetzte, daß mit diesem immer allge-

meiner werdenden Bedürfniß nach Lesestoff noch nicht das Paradies im Anzuge sei; was man auch gegen die immer weiter sich ausbreitende Lesewuth sagen mag, gegen das Verderbliche einer schlechten Literatur, gegen diese bücherlesende, stubenhockende Manie, die nur Scropheln und Hämorrhoiden erzeuge 2c.: es ist nun einmal Thatsache, bedrucktes Papier ist zum Leben unsrer „Culturvölker" ebenso nöthig, wie das liebe Brod. Und da es auch Thatsache ist, daß Menschen durch Irregularität gastrisch zu leiden kommen, deshalb aber niemand sich das Essen überhaupt abgewöhnen wird, so ist es Weisheit, das Literaturwesen in den Dienst des göttlichen Reiches zu bringen. Die falschen Propheten unsrer Tage schreiben Bücher, und präpariren den Arsenik so fein, daß es eine reine Versündigung wäre, wenn man die Presse nicht zu Heilmitteln benutzen wollte. Lebendige Christen, die ihrem Gott Seelen gewinnen wollen, haben das auch längst erkannt: es hat sich eine Thätigkeit entwickelt, die Zeugniß ablegt, daß immer Tausende sind, die freudig ihre leiblichen und geistigen Güter und Gaben dem Dienste ihres himmlischen Königs weihen. Seelen gewinnen dem Erlöser, daß er sie ergreife und sie von ihm ergriffen werden, das bleibt doch, Alles in Eins gerechnet, immer die Hauptaufgabe und das Hauptziel derer, die den Jesusfrieden angefangen haben in sich zu verspüren. „Der Glaube kommt aus der Predigt und dem Worte Gottes." Das Wort also in mannigfacher Form, je nach Bedürfniß, „den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche", nach Pauli Regel. Da gibt es also Traktate 1) für rohe Heiden, die neben der mündlichen Predigt auch das Wort Gottes in gekürzter (nicht verkürzter) und gedrängter Form mit dem gleichzeitigen Lesenlernen, sobald sie nur erst soweit zum geduldigen Stillhalten gebracht sind, erhalten; 2) für die civilisirten Heiden an den Gränzen der Christenheit, die, wie abergläubisch auch, eine traditionell festgeformte Religion haben und achten; 3) für die Unwissenden und geistlich Verkommenen innerhalb der Christenheit, die zugleich auch mit der leiblichen Noth kämpfen, und für welche die „Nationalökonomen" noch immer ein „menschenwürdiges" Dasein suchen; 4) für die Gleichgiltigen und Kalten unsrer Tage, die auf der Durchschnittslinie eines überlieferten Christenthums beständig auf 0° ihrer religiösen Temperatur verharren, die weder zum Schmelzen noch zum Ge-

frieren kommen, denen „Glaube, Bibel, Erlösung" rc. schon bedenkliche Dinge sind; 5) die Rohen der lackirten und überfirnißten Civilisation, von denen ein gutes Contingent jährlich zu den „deutschen" (!) Spielhöllen „wallfahrt"! 6) die „moralischen" Menschen, die „nicht fern sind vom Reiche Gottes"; 7) die groben Sünder, die in schreckliches Elend gerathen sind; 8) die Gläubigen, die da bitten: „Herr, stärke uns den Glauben", in allen Abstufungen u. s. w. Es könnte sich hier noch manche Nummer hinzufügen lassen, z. B. für die Gelehrten, die auf den „Höhen" der Wissenschaft wandeln, auch die „Schöngeister," denen Kunst und Poesie das *A* und *Ω* ist, u. s. w. Wie verschieden nach Inhalt und Form, nach Schreibart, Ton und Auffassungsweise werden sich für diese so verschieden construirten Herzenszustände die Traktate bereiten müssen, damit sie vorläufig auch nur — gelesen werden! Der Apostel spricht von „Milch" und „starker Speise," je nach der Constitution, darzureichen; das „Wort" (die „reine" Lehre) bleibt gewiß das Brod, das Noth thut; aber hier können und sollen wir von den Leibesärzten lernen, das Wort „recht theilen," wenn auch „zur Zeit oder Unzeit," denn dem alten Menschen kommt's immer zur Unzeit. Da wird es also Traktate geben 1) allgemein christlichen Inhaltes, erweckliche, die zur lebendigen Buße auffordern, oder evangelisch belehrende, die zum lebendigen Glauben anleiten, um alle die verschiedenartigen Menschenkinder richtig zu fassen: die Armen und Kranken und Leidenden, — die bekümmerten Gewissen und die suchenden Gemüther, — die Weltmenschen und Zweifler, — Handwerker und Dienstboten, — Eheleute, — Seeleute und Soldaten, — die Gefangenen, — die jungen Leute und die Kinder!

Gehen wir nun ferner über auf die speciell belehrenden Traktate über einzelne Punkte des christlichen Glaubens und Lebens, wie wichtig und nothwendig werden uns erscheinen solche Belehrungen über die heil. Schrift im Allgemeinen, Belehrungen über Einzelnes in der heil. Schrift, historisch-exegetisch, — über die Person Christi, das Erlösungswerk und die Gnadenordnung, — über christliches Leben und christliche Sittlichkeit im Allgemeinen, — über christliches Sterben und christliche Hoffnung, — über das Gebet, die Sacramente und die Kirche, — über Sonntagsheiligung, häuslichen Gottesdienst und christlichen Haus-

stand, — Belehrungen für einzelne Stände und Alter und über einzelne Laster, — Zeittraktate, für besondere locale und temporelle Zustände bestimmt, — welch' ein Reichthum von Stoff thut sich uns da auf, wie segensreich, da das rechte Wort zu treffen! Endlich auch Erzählungen aus der Kirchen- und Missionsgeschichte, Bekehrungsgeschichten, Erzählungen und Anekdoten von allgemein christlichem und besonderem Interesse, — woran wir noch als sehr zweckdienlich anschließen können Sammlungen von Bibelsprüchen, Gebeten und Liedern. — Wir haben nun in allen diesen Branchen mit der Zeit eine wahre Ueberfluthung von solchen Traktaten erhalten; wenn die Gediegenheit und Brauchbarkeit auch nur in etwas der massenhaften Entfaltung dieser Evangelischen Erbauungs- und Bekehrungsliteratur entspräche! Es ist ein Dilettantiren auf diesem Gebiete himmelschreiend. Es wäre viel besser hunderte von Traktaten ungedruckt zu lassen, und dagegen Einen, aber einen guten, in tausenden von Exemplaren zu verbreiten. Wozu denn immer was Neues geben wollen? Ich will hier nicht weitläuftig wiederholen, was man so oft mit Recht gegen so viele Traktate bemerkt hat, z. B. daß sie die Fülle, Mannigfaltigkeit und Allseitigkeit der in der heil. Schrift niedergelegten Offenbarungen übersehen, und in großer Einförmigkeit zuviel auf die augenblickliche Empfindung und Gefühlsstimmung losarbeiten, daß sie zuviel unverarbeitete Dogmatik geben, daß sie nicht verstehen, die biblischen und kirchlichen Begriffe und Ausdrücke in die heutige Denk- und Sprachweise zu übertragen, 2c., — ich will nur Eines, was mir besonders wichtig scheint, hier näher bezeichnen als das, worauf wir, wenn wir Traktate schreiben, vor Allem unser Augenmerk richten müssen, das ist: Traktate, sollen sie populär, wirksam, energisch, schlagend sein, müssen bestimmten, zeitlichen und localen, gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechen; sie müssen hervorgehen aus ganz bestimmten localen und zeitlichen Verhältnissen. Das menschliche Herz ist freilich bekanntermaßen seit Adams Sündenfall überall und immer dasselbe, aber Nationalität, Sprache, Gewohnheit und Sitte, Lebensart, Klima, locale Stellung der Stände 2c., alles das gibt dem Herzen so verschiedenartige Anschauungen und Bedürfnisse, daß, sollen Traktate wirksam sein, sie genau diesen localen Beziehungen Rechnung tragen müssen. Die englischen und amerikanischen Traktate, wenn

sie Bekehrungsgeschichten u. dergl. bringen, sind aus dem Volksleben genommen, die Personen, die da agiren, sind concrete Figuren, deren Abbilder man nicht erst in der Form mühsam durch Hilfe geographischer Studien zu suchen nöthig hat, die Lebensgewohnheiten, Ausdrucksformen, die Verhältnisse, in denen sich alles bewegt, ist local, daher faßlich und verständlich. Der heruntergekommene, liederliche Säufer, er sieht sich da porträtirt, die Frau mit ihrem Kinde, die Beschäftigungen, Arbeiten und Genüsse, die üblichen Redeformen, es ist alles aus der Wirklichkeit gegriffen. Wir müssen die Traktate localisiren, wenn wir sie wollen wirksam machen! Sapienti sat! das meine ich vorzüglich von den für unsere Nationalen bestimmten Traktate. Und da müssen sie einfach sein. Keine aus dem Deutschen übersetzte, mit Sätzen und Perioden, ein Dutzend Zeilen lang! Kurz und gedrungen der Satzbau; einfach und natürlich; wo möglich jede Zeile ein Satz. Ich habe in diesem Augenblick keine Zeit, sonst würde ich versuchen, ein Paar zu schreiben, um zu zeigen, wie ich es ungefähr meine. Wir haben aber gute Traktate dringend nöthig. Und sie müssen großen Druck haben und dickes Papier.

Die 5 im Rauhen Hause bei Hamburg gedruckten und nur zu empfehlenden höchst beachtenswerthen Schriften sind folgende:

1) Das Pfarrhaus zu Beckenham unter den Arbeitern mit Schaufeln und Hacke, nebst Erinnerungen an Capitain Hedley Vicars. Aus dem Engl. übers. von einer Freundin des Rauhen Hauses, mit Vorwort von Dr. Wichern. Hamburg 1859. Agentur d. R. H. 244 S. Preis 20 Sgr.

2) Die Zwillinge. Eine Erzählung von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Prof. in München. Fünfte Aufl. Hamb. 1859. Agentur d. R. H. 52 S. Preis 4½ Sgr.

3) Das Leben, das Verbrechen und die Bekehrung des Mörders Carsten Hinz, von ihm selber aufrichtig erzählt und mit einigen Zusätzen herausgegeben von G. Schumacher, Pastor in Tönning. Vierte Aufl. Hamb. 1859. Preis 6 Sgr.

4) Adolph Monod's letzte Worte an seine Freunde und an die Kirche. October 1855 bis März 1856. Zweite Aufl. Hamb. 1859. 189 S. Preis 12 Sgr.

5) Das Weib. Zwei Vorträge von Adolph Monod, 2. Aufl. Hamb. 1859.

Nr. 1. Dieses Büchlein, das im Original den Titel führt: English hearts and english hands, or the railway and the trenches, „Englische Herzen und Hände, oder die Eisenbahn und die Laufgräben", ist, wie die Verf. sagt, „nicht für die sog. arbeitenden Klassen geschrieben. Sein Zweck ist, Männern und Frauen aus den mittleren und höheren Ständen zu zeigen, wie viel Zartgefühl und Edelmuth in der großen Masse derjenigen anzutreffen ist, die ihr Brot buchstäblich im Schweiße ihres Angesichts essen müssen. Es soll Winke geben, wie sehr die saure Arbeit dieser ihrer Landsleute versüßt, ihre Last erleichtert werden kann, durch freundliche Theilnahme, durch Anerkennung ihrer besseren Gefühle und durch liebevolles Eingehen in ihre irdischen Leiden, so wie in ihre himmlischen Freuden und Hoffnungen." Und das ist der Verfasserin, Miß Marsh, der Schwägerin des Pfarrers zu Beckenham, Chalmers, die ihre hier dargestellte Wirksamkeit aus den Jahren 1853—56 ursprünglich in Form eines Tagebuchs niederschrieb, vollkommen gelungen. Ich weiß nicht, was mehr meine Bewunderung auf sich gezogen hat, ob die Weisheit und Ausdauer der reich begabten und geförderten und dabei so anspruchlosen Christin, die ihre Thätigkeit vor uns entfaltet, oder die ursprüngliche Gesundheit und Empfänglichkeit der unteren Schichten des englischen Volkes auch bei sittlicher Verkommenheit, die nur auf die Gelegenheit zu warten scheint, um die Kraft des göttlichen Wortes mächtig zu erweisen. Im Anfange des Jahres 1853 kam eine große Anzahl Eisenbahnarbeiter, gegen 3000, aus verschiedenen Theilen Englands in Sydenham, 4 Meilen von London entfernt, zusammen, um an dem großen Ausstellungsgebäude, dem sogenannten Krystallpalast, zu arbeiten. Ungefähr 200 dieser Arbeiter mietheten sich in dem nahe bei Sydenham gelegenen Dorfe Beckenham ein, und so geschah es, daß unsere Miß sich veranlaßt sah, sich dieser Leute anzunehmen, und sie nach des Tages Last und Hitze auf die höheren religiösen Bedürfnisse hinzuweisen. Die Unterredungen und Gespräche, die sie mit den Leuten führt, die Situationen, in denen sie dieselben findet, die Bibelstunden und christlichen Erbauungen, die in Folge dessen zu Stande kommen, die Hilfleistungen, die sie ihnen gewährt, der Erfolg, mit dem ihre Wirksamkeit

in vielen Fällen gekrönt wird, sind überaus erwecklich, belehrend und — beschämend: „Gehe hin, und thue, oder versuche, desgleichen", könnte man sagen. Von der anderen Seite darf man aber nicht vergessen, daß hier Alles so recht eigenthümlich Englisch ist; ob in Bosnien oder Kroatien dergleichen ganz in dieser Weise möglich sei, weiß ich nicht. Aber jedenfalls haben wir hier ein Bild edelster Wirksamkeit, das veranlassen dürfte, sich von Gott die Gabe zu erflehen, so herzlich zu beten, so geschickt Gottes Wort an rechter Stelle anzubringen, und so ausdauernd solche Zwecke zu verfolgen, wie unsere Miß es thut. — Die zweite Hälfte des Büchleins versetzt uns in die trenches von — Sewastopol und Balaklava! In jenen Jahren kam es zum Krimmkrieg, zu welchem die Englische Regierung Soldaten auch unter den Eisenbahnarbeitern „warb" für theures Geld, da bekanntlich dort keine Conscriptionen stattfinden. Viele von den Leuten, die in der Nähe von Beckenham arbeiteten, ließen sich anwerben. Das gibt eine neue Thätigkeit, in der unsere Miß ganz in Anspruch genommen wird. Sie besorgt die letzten häuslichen Einrichtungen der Abziehenden, schreibt Briefe an die Verwandten derselben, richtet Aufträge aus, versorgt die Wegschiffenden mit Bibeln 2c., nimmt ihre Ersparnisse in Verwahrung, und läßt sich von den entfernten Landsleuten Briefe schreiben, die sie hier mittheilt, und die ein schönes Zeugniß von der Wirksamkeit des göttlichen Wortes auch auf verwilderte Herzen sind, die zur Besinnung kommen. Dabei ist der edlen Miß besonders ein christlich gesinnter Capitain, der auch in den Krieg zieht, und in den trenches bleibt, behilflich. Auch dieser Charakter verdient Erwägung und Nachdenken. — Dieses Büchlein verdient eine weite Verbreitung und sollte von Allen, die für das Reich Gottes ein Herz haben, gelesen werden.

Nr. 2. Die kleine Erzählung ist wie Alles, was der ehrwürdige Verf. geschrieben hat, über unser Lob erhaben. Der Name verbürgt schon, daß wir hier etwas Treffliches haben. — Es wäre hier weiter nichts hinzuzufügen, da ich aber nicht für das große Publikum in Deutschland schreibe, das auch ohne diese Worte „die Zwillinge von Schubert" lesen wird, sondern vorzugsweise im Kreise unserer „Baltischen Provinzen", so erlaube ich mir einen unmaßgeblichen Vorschlag. Diese Erzählung ist nicht empfehlenswerth zu einer Uebersetzung in die Sprache un-

serer Ehsten und Letten, — was sollen diese mit dem „Wendnitzer Thal", und mit den für Deutschland ganz ansprechenden und verständlichen Schilderungen aus den dort bezeichneten Localitäten? — aber als ein Motiv zu einer Erzählung, wie man sie mutatis mutandis aus unseren Localverhältnissen geben könnte, erscheint sie mir sehr brauchbar. Ein junger Mensch aus einem Landkirchspiele, das wäre ungefähr kurz die Fabel, 18 Jahre alt, verläßt als Rekrut seine Heimath, mit allen christlichen Erinnerungen aus Katechismus, Gesangbuch, Kirche und Häuslichkeit, und kehrt nach 15 Dienstjahren plötzlich zurück, u. s. w. u. s. w. Da könnte man etwas überaus Praktisches und Lesbares machen. Davon steht freilich in der Schubertschen Erzählung nichts, der Erfindungsgabe bleibt großer Spielraum, aber — man lese die „Zwillinge." Vielleicht findet sich Einer, der etwas aus dem Leben Gegriffenes gibt! Ich glaube, Viele würden ihm danken.

Nr. 3. Diese Schrift sollte von Keinem, der mit Gefängnißpraxis zu thun hat, ungelesen bleiben. Man kann daraus sehr viel lernen. Nur Eins will ich hier berühren: unsere Gefängnisse bedürfen einer totalen Reform. Das ist's, was ich aus dieser Geschichte gelernt habe. Man muß einem Pastor, der eine große Gemeinde hat, ohnehin überladen ist von Arbeiten, nicht noch obendrein auch ein Gefängniß zuweisen. Der arme Pastor quält sich sein Lebenlang mit dem peinigenden Gefühl, daß er nichts zu Stande bringt, eben weil auch — Zeit dazu gehört, die er nicht hat, und die armen Seelen schmachten und werden nicht bekehrt. So einen Verbrecher ein Paar Mal haranguiren, und dann Gott befohlen, das ist ja gar nichts. An dem Carsten Hinz ist anhaltend sieben Vierteljahr gearbeitet, und es ist fast kein Tag vergangen, ohne dringenden geistlichen Zuspruch, und Vorlesen und Beten und christlichen Religionsunterricht, — bis das Herz brach, und der Sünder in Bußfertigkeit und Reue seine Schuld vor Gott erkannte. Des Herausgebers Bericht über diese Bekehrungsgeschichte erklärt sich freilich dahin, daß es seine eigene, des Predigers, Schuld gewesen sei, daß zur Bekehrung so lange Zeit erforderlich war, aber ich preise den Prediger glücklich, daß er die Zeit dazu hatte.

Nr. 4. In allen Zeiten leben Kinder Gottes, welche die Wahrheit lieben und bezeugen auch im Leiden und Sterben! Der treue Zeuge des Evangeliums in der Welt-

stadt Paris, Adolph Monod, hat uns hier seine „letzten Worte" hinterlassen, die in einer Uebersetzung nunmehr schon in zweiter Auflage vorliegen. Mögen sie auch in unsern Kreisen Verbreitung finden und viele Seelen gründen und stärken im Glauben und in der Hoffnung! Mögen Leidende sich an ihnen aufrichten und Gottes wunderbare Gnade rühmen auch unter Schmerzen! Mögen wir uns freuen, daß hier ein Evangelium gepredigt wird, in welchem sich der „Geist christlicher Weitherzigkeit" bewährt, der Geist, der unsern Monod nicht nur zu dem Manne seiner Kirche, sondern zu dem Manne der ganzen gläubigen Kirche machte. „Alle, die seinen Glauben theilten, zu welcher kirchlichen Partei sie auch gehören mochten, waren für ihn Brüder. Für ihn kam zu der Freude, für das Evangelium zu arbeiten, die andere Freude des Wirkens für „diese Kirche der Zukunft, welche, wie er sagte, Alle vorausahnen", und der er entgegeneilte."

Aus dem Vorwort sei erlaubt Einiges mitzutheilen. A. Monod ward der Kirche am 6. April 1856 nach einer zweijährigen Krankheit durch den Tod entrissen. Sechs Monate der Ruhe und einer gezwungenen Unthätigkeit, dann sechs Monate einer trotz den Fortschritten der Krankheit fortgesetzten Amtsthätigkeit; endlich fast ein Jahr voll Leiden, die immer stärker wurden. Diese „Reden" sind von ihm gehalten von der Zeit an, da er erfuhr, daß sein Uebel unheilbar sei, bis zu seinem Tode. Als er die ganze Schwere seiner Krankheit erkannte, beschloß er, das heil. Abendmahl jeden Sonntag zu genießen, und der Reihe nach die Freunde, welche das Verlangen darnach ausdrücken würden, an dieser Feier Theil nehmen zu lassen, und hielt bei dieser Gelegenheit eine Ansprache. Das der Ursprung dieser Reden. Der Gottesdienst wurde im Krankenzimmer gehalten. Ein Tisch neben seinem Bette trug das Brod und den Kelch; vor dem Tische stand der Geistliche, der den Gottesdienst leitete. (Es leiteten der Reihe nach Geistliche der reformirten, lutherischen, freien und wesleyanischen Kirche diese Vereinigung brüderlicher Liebe am Schmerzenslager des kranken, sterbenden Bruders.) Die Familie M.'s mit einer kleinen Anzahl Freunde, im Ganzen 30—40 Personen, nahmen um den Geistlichen herum in dem Krankenzimmer Platz, das immer, so sehr man auch die Zahl der Zugelassenen beschränken mochte, nicht groß genug war. Bei den Einladungen, oder besser gesagt, Zulassungen, ging

man immer von dem Grundsatz aus, den kleinen Kreis möglichst wechseln zu lassen, um so der Reihe nach alle die, welche darum gebeten hatten, Theil nehmen zu lassen. Eine Anrufung Gottes, ein Gesang, ein Gebet, das Verlesen eines Bibelabschnittes und dann die Austheilung des heil. Abendmahls: das war die Ordnung. Darauf nahm M. das Wort, und welch innerer Frieden, welche tiefe und christliche Liebe zu denen, welche er vermahnte, oft auch welche Kraft und durchdringende Beredsamkeit seine Rede erfüllte, davon können sich die, welche ihn früher gehört haben, wohl einen Begriff machen; aber sagen und fühlen können es die allein, welche ihn in den letzten Tagen gehört haben. — Die Reden bilden zwei Reihen: „Schmerzliche Rückblicke eines Sterbenden", Rathschläge aus dem Reichthum seiner Erfahrungen; und „Resultate", zu denen diese Erfahrung seinen Glauben geführt hatte. — Keine einzige dieser Reden ist von dem Verf. im Voraus ausgearbeitet. Von Anfang an beschäftigten sich die Kinder M.'s damit, sie zu sammeln. Mit Hilfe des Gedächtnisses und sehr ausführlicher Notizen, in denen oft fast gar nichts ausgelassen war, konnte man sie mit großer Treue wiedergeben. Diese Arbeit geschah im Anfang selbst ohne M.'s Wissen, und immer ohne daß er daran irgendwie Theil nahm. Die einzige dieser Reden, die von ihm selbst durchgesehen worden, ist die zwanzigste, mit dem Titel: „die heil. Schrift." Er selbst ließ sie sich zwei Mal vorlesen, verbesserte sie selbst sorgfältig, und nahm ziemlich beträchtliche Veränderungen damit vor; wir müssen hinzufügen, daß er dabei sehr erstaunt war, seine Worte so genau wiedergegeben zu finden. Bei den letzten Reden wurde fast vollständige Treue erreicht; auch die ersten wurden mit einer ziemlich großen Genauigkeit wiedergegeben; die erste allein ist aus dem Gedächtniß geschrieben. Bei dieser ganzen Sammlung kann man dafür bürgen, wenn nicht alle Worte M.'s, so doch wenigstens nur seine Worte wiedergegeben zu haben. — Es sind in allem 25 Reden. Wir machen auf einige Ueberschriften aufmerksam: „Alles in der Schrift ist ideal", — „Glücklich im Leben und im Tode", — „der häufige Genuß des heil. Abendmahls", — „Einige Worte über das Lesen der Bibel", — „die Anwendung der Zeit," — „die Dreieinigkeit" ꝛc.

Nr. 5. Dieses schöne Büchlein, gleichfalls „aus dem Französischen", das gewiß bereits auch in unsern Gegen-

den von manchen Seelen, die ernste Lectüre suchen, zu großer Erbauung gelesen worden ist, darf aber auch von uns, aus oben bezeichnetem Grunde, nicht ohne Erwähnung bleiben. Auch wir folgen nur dem Triebe unsrer innersten Ueberzeugung, wenn wir diese treffliche Schrift auf's Wärmste empfehlen. Selten ist wol die „Bestimmung" und „das Leben des Weibes" feiner, sinniger und treffender in wenigen Strichen gezeichnet, als hier! Die Kürze und Präcision des Ausdrucks, wo mit Wenigem Viel gesagt wird, die tiefe christliche Basis des göttlichen Wortes, aus der die reinsten und edelsten Gedanken erwecklich und rührend, fern von allem Sentimalen und Gefühlsschwelgen, sich entwickeln, geben diesem Buch einen bleibenden Werth. Heil der Frau, „die diese Gesinnungen zu bewähren trachtet"! Möchte es Eingang finden überall, wo die Herzen heiligem Geiste Raum gestatten. Es kann nur beitragen, das Leben des Hauses zu weihen und zu verklären.

Es sei erlaubt, zwei Stellen anzuführen, die einerseits auf des Weibes „geistlichen Beruf" hinweisen, und andrerseits auf die Vernichtung desselben durch eigene Schuld:

„Wer wüßte nicht, daß das lebendigere Gefühl des Weibes, sein offenes Herz, sein zarteres Gewissen, sein minder klügelnder Geist, seine feinere uud zartere Gemüthsanlage ihm den Weg zur Frömmigkeit leichter machen, als dem Manne, während zugleich die weniger zerstreuenden, weniger ununterbrochenen Beschäftigungen des Weibes, die sein ganzes Wesen nicht so sehr in Anspruch nehmen, ihm mehr Musse zum Gebete und zum Dienste des Herrn vergönnen? Und wer wüßte nicht, daß die ersten Bedingungen des Erfolges in dem geistlichen Berufe, welcher nach allen Anzeichen dem Weibe bei uns angewiesen ist, weit weniger in dem unmittelbaren Anstoß durch Wort und That sich finden, worüber der Mann fast allein gebietet, als in dem durchgreifenden Einflusse des Beispiels, des Schweigens, der Selbstvergessenheit, welche dem Weibe eigenthümlich sind, das wirklich ein Weib ist." —

Aber es „entartet auch die ganze Natur des Weibes: seine Zurückhaltung wird Weichlichkeit, seine Thätigkeit Unruhe; seine Wachsamkeit wird zur Neugier, seine Feinheit zur Verschmitztheit, seine Behendigkeit zum Leichtsinn; aus seiner Gesprächigkeit wird loses Geschwätz, aus seiner Anmuth Eitelkeit, aus seinem Geschmack Künstelei, aus seiner Beweglichkeit Launenhaftigkeit, aus seiner Geschicklichkeit

Eigendünkel; sein Einfluß artet aus in Ränkesucht, seine Zärtlichkeit in Liebelei, die Gewalt seiner Liebe in Eifersucht, sein Bedürfniß, nützlich zu sein, in Gefallsucht, — und das Alles, weil die beiden vornehmsten Richtungen, welche wir an dem Weibe erkannt haben, die Demuth und die Liebe, verkehrt worden sind."

6) Dritter Bericht der kirchlichen Armenpflege der St. Jacobi-Gemeinde in Riga. Im October 1859. 20 S. 8.

Es sei hier erlaubt, aus dieser nur locale Interessen berührenden kleinen Schrift eine Stelle herzusetzen, die einen Gegenstand bespricht, der auf allgemeinere Theilnahme rechnen darf. Es heißt daselbst: Am 1. April 1856, gerade in einer Zeit, wo mit dem ganzen großen gemeinsamen Vaterlande auch unser Riga auf einen dauernden äußeren Frieden hoffen durfte, trat unsre kirchliche Armenpflege, ein Werk zum Aufbau des innern Friedens, in's Leben. Die Anregung dazu kam von verschiedenen Seiten. Männer und Frauen ernsten Sinnes und warmen Herzens für alles Gute hatten schon zum Oefteren auf das Heilbringende eines solchen Unternehmens hingewiesen. Daß dem Pastor der Gemeinde die Sache in die Hand gelegt werden sollte, war naheliegend. Er jedoch konnte sich die großen Schwierigkeiten nicht verhehlen, die dabei obwalten würden. Nicht als wenn er erschrocken gewesen wäre über Vermehrung der Arbeit, die Zeit und Kraft in Anspruch nahm. Arbeit an und für sich, wenn sie klar vorliegt nach Inhalt und Form, hat gar nichts Schreckhaftes, erhebt vielmehr und stärkt Geist und Gemüth, auch schon durch das Gefühl, einer gegebenen Pflicht nach Kräften Genüge zu leisten. In diesem Falle konnte aber nur mit großem Zagen an's Werk gegangen werden. Weder war man sich nämlich von Vornherein klar bewußt, was denn eigentlich geschehen sollte, noch auch wußte man deutlich, wie und in welcher Art die Idee, die vorläufig nur in ganz allgemeinen Umrissen vorschwebte, am besten auszuführen wäre. Es war mit einem Worte etwas Neues: eine neue Thätigkeit innerhalb des Verbandes der kirchlichen Gemeinde. Damit fingen aber sogleich die Schwierigkeiten an. Eine kirchliche Gemeinde: — was ist überhaupt eine kirchliche Gemeinde? wo und wie existirt sie? wie stellt sie sich als eine solche dar? Woran erkennt sich Jemand als Glied einer kirchlichen Gemeinde? Was hat er davon, daß er

einer kirchlichen Gemeinde angehört? Gibt's für ihn in dieser Beziehung Rechte und Pflichten? Wir werden es kaum bezweifeln, daß darüber sehr dunkle Vorstellungen obwalten. Wir wurden geboren von Lutherischen Eltern: Die Ordnung verlangte, daß wir getauft wurden. Abermals war es nothwendig, confirmirt zu werden und das heilige Abendmahl zu empfangen. Es geschah. Die Ehe verlangt kirchliche Einsegnung; diese wird also gesucht. Es gibt mehrere Kirchen an einem größeren Orte, wie z. B. Riga. Sei es die Anregung Erbauungsuchender Eltern, die auch ihre Kinder zur Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst anhalten, sei es die Mahnung der Sonn- und Festtage, die von der Existenz der Religion und der Verkündigung in der Predigt zeugen, sei es irgend eine besondere kirchliche Feier, eine Beerdigung u. s. w., die eine Betheiligung beansprucht, sei es die Persönlichkeit des Predigers, die bei erforderlichen Fällen eine Veranlassung wird, an sie sich zu wenden, um den kirchlichen Act zu vollziehen, seien es Familien-Verbindungen und andere äußere Umstände, welche eine Wahl ausschließen oder erleichtern, — kurz, was es auch sei, der Einzelne sieht sich im Laufe der Zeit „betrachtet als Glied einer kirchlichen Gemeinde." Ist aber dadurch schon eine kirchliche Gemeinde constituirt, daß eine gewisse Anzahl Personen diejenigen religiösen Acte, die in Folge äußerer Ordnung unvermeidlich sind, in einer bestimmten Kirche und von einem bestimmten Prediger vollziehen läßt und sich nun dargestellt „betrachtet" sieht als zugehörig einem Gemeinde-Verbande? Das muß verneint werden. Daß durch den Entschluß und die fortgesetzte Ausführung desselben, das Kirchliche in vorkommenden Fällen von Seiten einer bestimmten Kirche zu nehmen, auch zugleich eine gewisse Stellung zu Anderen mit hervorgerufen wird, die in derselben Lage sich befinden; daß durch die gleiche Betheiligung an den gottesdienstlichen Handlungen in einer und derselben Kirche mit Andern ein näheres Band der Gemeinschaft entsteht; daß Alle, die zu Einer Kirche und zu Einem Prediger sich halten, dadurch unter einander gleichsam in eine geistige Verbindung treten, die den Charakter einer Gesellschaft, eines Vereins hat, davon haben bis jetzt nur die Wenigsten eine Ahnung. Wie die Patienten eines Arztes, oder die Clienten eines Advocaten von einander nichts wissen, sondern ein Jeder für sich einsteht, und die Zu-

muthung abweisen würden, nach dem Tode ihres Vertrauensmannes sich, gemeinsam zusammenhaltend, einen Andern zu wählen, als bildeten sie eine Art geschlossene Gemeinschaft, ganz in ähnlicher Weise hat sich unter uns das Bewußtsein von der Stellung zur Kirche und ihrem Prediger gebildet. Mit dem Tode des Pastors stirbt auch die Gemeinde, und verjüngt sich neu aus allen vorhandenen Elementen mit dessen Nachfolger. Das ist eine Erfahrung, die wir in Riga unaufhörlich gemacht haben. Daß eine solche Sitte nur lähmend auf das ganze kirchliche Gemeindeleben einwirken muß, liegt auf der Hand. Das Bewußtsein, einer kirchlichen Gemeinde anzugehören, die local in ihrer Einzelgestalt die Kirche repräsentirt, sich ergänzt und baut und die Mittel ihrer religiösen Gemeinschaft pflegt, kann bei einem solchen zufälligen Zusammen- und Auseinanderfließen weder freudig entstehen, noch sich gedeihlich entwickeln. Schon von gewichtigen Seiten [1]) ist auf dieses Mangelhafte eines derartigen kirchlichen Gemeindelebens, wie solches sich in den größeren Städten zeigt, namentlich bei uns in Riga, wo eben keine „geschlossenen" Gemeinden sind, hingewiesen worden, und in unsern Tagen wird auch von kirchlichgesinnten Gemeindegliedern dieser Mangel gefühlt. Dieser tritt aber sogleich deutlich hervor, sobald die Bitte ausgesprochen wird, die kirchliche Gemeinde möchte als solche sich irgendwie bethätigen. Die Unsicherheit in der praktischen Ausführung solcher kirchlichen Lebensäußerungen ist eben der Beweis, daß es an dem gemeinsamen Gefühl des Verbandes solcher kirchlichen Hingehörigkeit fehlt. Nur in der Thätigkeit kann sich aber Leben einer kirchlichen Gemeinde darstellen. Wo ein jeder Einzelne sich als lebendiges Glied einer kirchlichen Gemeinschaft fühlt, und sich dessen bewußt bleibt, daß er auch das Ganze tragen hilft, wie er vom Ganzen getragen wird, daß nicht die Person des derzeitigen Pastors, der ein sterbliches Wesen ist, die Gemeinde macht, sondern die Kirche Christi, die in der Einzel-Gemeinde zur Erscheinung kommt, Unsterblichkeit hat, daß es nicht blos vernünftig und zweckmäßig, sondern im Worte des Heilandes und der Apostel begründet ist, daß die Christenheit in solchen geordneten und gegliederten Einzel-Gemeinden sich darstelle,

---

[1]) S. Geschlossene Parochien oder freie Beichtkreise? von Bischof Dr. Ulmann. Mittheil. 1859. 3. S. 356 ff.

in denen die Prediger Haushalter der Geheimnisse Gottes und Diener der Gemeindeglieder in ihren religiösen und moralischen Angelegenheiten sind, wo solche Ueberzeugungen durchgedrungen sind, und sich allgemein geltend gemacht haben in ihrer Wahrheit, da werden die segensreichen Früchte eines gedeihlichen kirchlichen Gemeindelebens nicht fehlen.

Es dürfte wohl an der Zeit sein, daß wir einmal uns recht ernst darauf besönnen, was zu thun sei, damit wir uns wahrhaft und wirklich als eine geschlossene Gemeinde mit Entschiedenheit zusammen thäten. Das ist nicht in der Art zu verstehen, als wollten wir, — wenn wir es auch könnten, was nicht der Fall ist — den Ein- und Austritt dem Einzelnen versagen, wohl aber, daß wir, die wir Willens sind, der Jacobi-Gemeinde anzugehören, uns einander immer mehr als solche ansähen und betrachteten, die Gott der HErr zusammengeführt hat, die als Hausgenossen Eines Glaubens und Einer Hoffnung in herzlicher Bruderliebe einander gegenseitig zu heilen und zu stärken, zu fördern und zu helfen berufen sind, auf daß Wahrheit und Gerechtigkeit, Tugend und fromme Zucht der Schmuck der Herzen und der Familien werden. Dazu sei uns als ein gottgeordnetes Mittel gesegnet auch „die kirchliche Armenpflege" in der Gemeinde! Nur so verstanden hat sie einen Sinn.

Es liegen hier drei interessante Gelegenheitsschriften aus Moskau vor, die von dem regen Leben unsrer Evangelischen Glaubensgenossen daselbst Zeugniß geben. Bevor wir Einiges daraus hier mittheilen, da diese Schriften gewiß nicht Allen zugänglich sind, mögen erst die Titel angegeben werden:

7) Zwölfter Jahresbericht über die Wirksamkeit des Allerhöchst bestätigten evangelischen Hülfsvereins in Moskau vom 1. März 1857 bis zum 1. März 1858. 30 S. 8.

8) Neunzehnter Jahresbericht über die Evangelische Armen- und Waisen-Schule zu Moskau, vom 1. Januar 1857 bis 1. Jan. 1858. 27 S. 8.

9) Namentliches Verzeichniß der im Jahre 1858 Getauften, Confirmirten, Getrauten und Gestorbenen bei der Evangel.-Luth. St. Petri-Pauli-Kirche in Moskau nebst Rechnungs-Auszügen über Einnahme und Ausgabe

der Kirchen-, Schul- und Armen-Kasse und der des Allerschen Hauses und einem kurzen Schulberichte. 38 S. 8.

Nr. 7. Der Zwölfte Jahresbericht über den Hilfsverein zeigt erfreuliche Resultate von den wohlthätigen Bestrebungen der Evangelischen Gemeinden in Moskau. Es existiren dort drei: die Ev.-Luth. zu Petri-Pauli, die größte; gegenwärtig ist Oberpastor an derselben der General-Superintendent des Moskauer Consist.-Bezirks rc. Dieckhoff, dessen Güte wir auch die Uebersendung dieser Schriften verdanken, — die Ev.-Luth. zu St. Michaelis, — und die der Reformirten Kirche. In dieser christlichen Liebesthätigkeit haben sich die Lutherische und Reformirte Kirche in Moskau in echt evangelischem Geiste brüderlich die Hand gereicht, und sehen dieses ganze Werk als ein gemeinsames an.

Die Thätigkeit dieses Vereins ist eine doppelte: einmal werden Hausarme besorgt durch monatliche regelmäßige Unterstützungen (im letzten Jahre mit 1447 Rbl.), oder durch einzelne Gaben (über 1900 Rbl.), und durch die Erhaltung eines Armenhauses (kostete im J. 4164 Rbl.), in welchem 46 Männer, Frauen und Kinder verpflegt wurden. Die ganze Einnahme betrug im letzten Jahre 13427 Rbl. 59 Kop., worunter die Hauscollecte mit 3832 Rbl. 20 Kop. und der Ertrag von vier Concerten über 7500 Rbl. begriffen ist. Die Ausgabe betrug gegen 8000 Rbl. Es ist erfreulich, aus dem namentlichen Verzeichniß der Geber bei der Hauscollecte zu sehen, wie es nicht an Gaben fehlt von 150, 100, 50 u. s. w. Rbl. bis auf 25 Kopeken. Eins hat mich besonders gefreut: der Verwaltungscomité dieses evangelischen Vereins der Armenpflege in Moskau besteht aus einem Präsidenten, drei Vorstehern, einem Kassirer, und einem Secretär, und unter den Namen derselben findet sich kein Pastor! Endlich einmal eine evangelische Gemeinde-Armenpflege, wo der Pastor nicht nöthig hat, sogleich als Hauptagent aufzutreten! Wahrlich, wir Pastoren haben mit der Bedienung unsrer Gemeinden durch Gebet, Wort, Sacrament und Seelsorge vollauf zu thun, daß es wie eine Uebertreibung erscheint, wenn man ihnen auch noch die Hauptlast der Arbeit der leiblichen Armenpflege ihrer Gemeinden aufladet! Ich kann diesen gegenwärtigen Zustand unsrer kirchlichen Armenpflege nur als einen provisorischen ansehn. Werden unsre Gemeinden allmählig mün-

dig, so werden sie als kirchliche Gemeinden diesen Theil des Gemeindelebens, so weit er das Leibliche betrifft, ganz in ihre Hand nehmen, ihren Pastor gern als geistlichen Beirath auch dabei zulassen, ja von ihm auch Mitwirkung verlangen, aber ihn nicht beständig ansehn als den Träger dieser leiblichen Unterstützungen. Unter den Uebelständen, die jetzt obwalten, ist nicht der kleinste der, daß die Armen in der Gemeinde dergestalt zu ganz abentheuerlichen Vorstellungen verwöhnt werden, z. B. ihr „Beichtvater" disponire über einen maßlosen Schatz (von Rubeln, Scheidemünze cursirt auch hier gar nicht mehr, ist auch gar nicht beliebt), den er nur zu öffnen braucht, wenn er „will".

Nr. 8. Der neunzehnte Jahresbericht über die Armen-Waisen-Schule in Moskau ist nicht minder erfreulich. Gegen hundert hilfsbedürftige Kinder werden dort bis zur Confirmation erzogen und verpflegt. Die Anstalt besitzt zwei Häuser und gegen 20,000 Rbl. in Lombard-Billeten. Die Jahres-Einnahme betrug gegen 13,000 Rbl.; die größte Quote in derselben gab der Ertrag einer Lotterie, nämlich 8529 Rbl. 16 Kop., an Collecten und Geschenken waren 3135 Rbl. 69 Kop. eingeflossen. Die Ausgabe betrug c. 9000 Rbl.

Nr. 9 gibt uns eine höchst belehrende und nacheiferungswürdige Darstellung des Gemeindelebens der Evang.-Luth. St. Petri-Pauli-Kirche in Moskau. Es sind freilich nur scheinbar trockene Register und Zahlen, aber sie reden laut: „Gehet hin und thut desgleichen!" Wir gewinnen hier einen Einblick in die Sondergestaltung einer deutschen Ev.-Luth. Gemeinde in Moskau. Die Größe und der Umfang derselben läßt sich aus folgenden Angaben ersehen: Communicirt haben zu 157 verschiedenen Malen 2692 Personen, 1332 männl. und 1360 weibl. Geschlechts, worunter sich 93 auf dem Krankenbette befanden. 154 Kinder getauft. Confirmirt 105. Copulirt 45 Paar, außerdem eingesegnet (gemischte Ehen) 15 Paar. Verstorben 147, unter diesen 9 Todtgeborne und 1 vor der Taufe gestorben, (Ich würde gern nächstens am Ende des Jahres zur Vergleichung einen ähnlichen Verschlag über eine andere Gemeinde herausgeben).

Diese Kirche besitzt an Gebäuden, Kirche, Pastorat ꝛc. ein unbewegliches Vermögen von c. 79000 Rubel. Nun, das besitzen am Ende andere auch, denn wir die Jetztle-

benden erfreuen uns der frommen Stiftungen und Vermächtnisse unsrer Voreltern, von denen noch immer das beste, was wir gegenwärtig an kirchlichen Einrichtungen haben, herrührt. Aber außer diesen Baulichkeiten von Stein und Holz, die einmal doch da sein müssen, wenn überhaupt auf dieser materiellen Erde von „Erscheinungsformen" des Unsichtbaren die Rede sein soll, hat die Kirche vier gesonderte Kapitalien mit vier abgetheilten Kassen: a) zum Besten der Kirche, b) zum Besten der Knaben- und Mädchen-Schule, c) zum Besten der Gemeinde-Armen, und d) zum Besten des Allerschen Stifts, wo 30 Personen unterhalten wurden, 14 auf Kosten dieser kirchlichen Stiftung selbst, 6 auf Kosten des Ev. Hilfsvereins und 10 auf Kosten verschiedener Wohlthäter. Um eine Vorstellung von der Opferfreudigkeit der Gemeindeglieder zu ihren kirchlichen Zwecken zu geben, — wir können nur staunen, und finden in unsrer Umgebung kein auch nur annäherndes zweites Beispiel — so besitzen diese vier kirchlichen Branchen zusammen in Summa an unbeweglichen Kapitalien 43 Lombard-Billete = 27360 Rbl., sämmtlich namentliche Geschenke einzelner Wohlthäter, wobei die einzelnen Billete Summen repräsentiren von 8571 Rbl. bis 15 Rbl. Auffallend ist der „Ertrag durch den Verkauf der Einweihungsrede des Hrn. Past. Göring" zum Besten der Armenstiftung mit 857 Rbl. notirt. In der That, es hat Mancher schon manche „Rede" „zu wohlthätigen und kirchlichen Zwecken" drucken lassen, aber er entsinnt sich nicht, daß er es je über 20 Rbl. gebracht hätte. Außerdem haben diese Abtheilungen noch „bewegliche Kapitalien" in 40 Billeten, wenn wir die zum Bau einer neuen größeren Kirche angesammelte Summe (18000 Rbl.) als eine selbstständige extraordinäre abziehen, = 22000 Rbl., auch das Inventarium (mit 10700 gerechnet) und den baaren Kassabestand (mit 6428 Rbl.) dabei nicht in Anschlag bringen. Nun aber bitte ich aufzumerken: Zum Besten der Kirchenkasse so wie der Armenkasse sind zwei gesonderte Kirchenblöcke und Büchsen, und in diesen hat man am Ende des Jahres zum Besten der Kirche 1090 Rbl. 68 Kop. (!!) und zum Besten der Armenkasse 463 Rbl. 55 Kop. (!!) gefunden. Das ist wahrlich beispiellos und ungeheuer, scheint aber in Moskau bei der Ev.-Luth. St. Petri-Pauli-Kirche etwas ganz gewöhnliches zu sein. Ferner: Zum Besten 1) der Kirche und 2) der Schulen gehen zwei

gesonderte Hauskollecten jährlich in der Gemeinde, und die erste Kollecte hat 1109 Rbl. und die zweite 1265 Rbl. eingetragen. Werden die Leute denn gar nicht müde? Daß die Gemeinde sich ihre „Trauungen und Beerdigungen" etwas kosten läßt, sieht man daraus, daß die „Gebühren" bei der Kirche für beide 2726 Rbl. 60 Kop. betragen. An andern Orten findet über die Hälfte der Beerdigungen mit „Erlaß" der Kirchen-Gebühren statt, und von der zweiten Hälfte ermangelt nicht die Hälfte, dem Pastor, als wenn der daran Schuld ist — warum wendet man sich nicht „wohin gehörig"? — vorzuklagen, wie „theuer" die Beerdigungen sind! Wahrlich, wenn es nach meinem Wunsch ginge, so würden pro primo nur solche Prediger angestellt, die ein „auskömmliches Privatvermögen" besitzen, und pro secundo bediente Pastor seine Gemeinde, ohne von ihr einen Kopeken zu erwarten zu seinem Unterhalt, da er bekanntlich auch zu den sterblichen Wesen gehört, die einmal ohne Bäcker rc. nicht existiren können. Mit dieser ganzen Accidentien-Angelegenheit liegt es in unsrer Lutherischen Kirche, namentlich bei Stadtpfarren, noch sehr im Argen. Auf unsern Landpfarren steht es damit ungleich besser. Pastor hat seine Ländereien rc., empfängt sein „Kirchenkorn" und seine vorschriftmäßigen „Gebühren" (mögen auch diese letzteren in manchen Kirchspielen ein Minimum sein, so ist das eben nicht die Hauptsache seiner Existenzfristung, die liegt in der „Widme" und in den Leistungen des „Kirchspiels"). Bei den Stadtpfarren ist das Minimum die fixirte Besoldung, seine ganze materielle Erhaltung hängt von der „Sitte" und der „Usance" ab. Diese ist wandelbar, und was heute „gute Sitte" ist, kann morgen aufhören solche zu sein. Es wird nicht eher, zum wahren Wohl des Predigers und der Gemeinde, besser werden, als bis einmal der Pastor von der Gemeinde sein bestimmtes Gehalt, wie andere arbeitende Menschenkinder, erhält, und damit Holla. Die Landpastoren haben das doch schon: warum sollte es bei den Stadtpastoren unmöglich sein? — Der Kirchenrath zu St. Petri-Pauli in Moskau besteht, außer dem Prediger, aus einem Präsidenten, drei Aeltesten, acht Vorstehern und einem Secretär. So ist's gewiß recht und zweckmäßig. Die Verwaltung des kirchlichen Gemeindewesens darf nicht blos aus ein Paar Personen bestehen, es muß sich durchaus eine größere Anzahl Gemeindeglieder daran betheiligen,

wenn Leben und Bewegung in die Sache kommen soll! — „Es ist wahr," heißt es in der Neuen Evangel. Kirchen-Zeitg. 1859, 22. Octbr. Nr. 43, „daß eine Verfassung ohne zu verfassendes Leben ein Unding ist, es ist aber auch wahr, daß eine Kirche in einer guten Verfassung auch ein Mittel hat, Leben zu erwecken und zu pflegen, es ist darum weise, dem vorhandenen Leben die entsprechende Form zu geben, in der Hoffnung, daß in lebendiger Wechselwirkung die Verfassung Leben fördern und das Leben die Verfassung beleben werde." Ferner: „Die Aufgabe der evangelischen Kirchenverfassung besteht darin, jedem evangelischen Christen nach dem Maaße seiner Gaben und Kräfte die Ausübung seiner priesterlichen Pflichten und Rechte, zu denen auch das Recht der geordneten Theilnahme am Kirchenregiment gehört, zu ermöglichen, vor dem Einfluß unevangelischer Verhältnisse und Persönlichkeiten die Kirche des Herrn zu schützen und so ein Mittel zu werden, die Gemeinschaft der Getauften zur vollen Gemeinschaft der Gläubigen zu gestalten."

Berkholz.

III.

Nachrichten.

Die Kurländische Synode im J. 1859. Manchen verfolgt das in der That fatale Geschick, unaufhörlich von einem helleren Licht verdunkelt zu werden. Ich als Redacteur hätte nun nichts dagegen, wenn das bei meinem „wohlaffectionirten Freunde" der Fall wäre, der neulich hier einen Bericht über die Livländische August-Synode gab, und über dessen Vaterschaft von verschiedenen Seiten her andringende Nachfrage verlautbarte. Gewissermaßen muß ich mich zur Großvaterschaft bekennen, insofern ich nunmehr seit einiger Zeit auf alle Geisteskinder, die in den Mittheilungen zum Druck kommen, als auf solche hinschaue, wo ich mich nur freue, wenn eins das andere an „Geist" übertreffen sollte. Ich hätte gar gern einen zweiten „Freund" acquirirt, der willig gewesen wäre, in ähnlicher Weise einen Bericht von der diesjährigen Kurländischen Synode in Goldingen zu liefern. Sonst

bin ich ein abgesagter Feind aller anonymen mehr oder weniger doch beurtheilenden Referate; wenn diese aber nur in einem gewissen bon sens verlaufen, wie der Vater meines Großkindes doch offenbar sich ausweiset, so dürfte man sie schon gelten lassen, zumal wenn der mündige Vater sogar dem Großpapa selbst, gelegentlich einige beherzigungswerthe Zurechtweisungen zu geben, keinen Anstand nimmt. Leider ist es mir aber diesmal nicht so geglückt. Die Zeit ist verstrichen, das protocollarische gedruckte „Herbarium" ist arrivirt, und nun heißt es, die Blumen nach „Wildbad-Gastein" tragen, vielleicht fangen sie unter dieser Manipulation an zu duften. Ich will den hergebrachten Lapidarstyl der an seinem Ort gewiß höchst angemessenen §§ Ordnung vermeiden, und das Material des Geschehenen compact zusammenzustellen suchen. Ich habe neulich gelesen, — wenn ich mich recht erinnere, in einem Blatt, das, wie alles Menschliche, auch nur durch gründliches Insichgehen und Selbsterkennen zu gelungenern Demarchen sich ausbildet, wir müssen nur schonen und nicht gleich verdammen, — die Livländer hätten vor den Kurländern oft die Form voraus, und oft auch nur diese. Ja, wir haben die Form, aber man kann sie auch überspringen, und dieses sprunghafte Formwesen berührt dann um so verletzender, da ein naturwüchsiges formloses Sichgehenlassen viel naiver und harmloser ist, als eine prämeditirte Formlosigkeit, gleichsam ein AndenPulsfühlen: „Was nun"? Die lieben Kurländer können sich beruhigen. Anderwärts kommen noch wahre Ungeheuerlichkeiten von Formlosigkeit vor, worauf nur die gränzenloseste Nachsicht antworten kann: „Wir wollen das fallen lassen", und zur Tagesordnung übergehen! — doch ich wollte von der Synode in Goldingen (vom 30. Juli — 3. August 1859) nach dem Protocoll berichten. Da diese die 24. in Kurland war, so konnte sie, wie die Livländische, eine Art von „Festcharakter" mit Rückblick auf „25 verflossene Synodaljahre" nicht haben. Es verlautete darüber auch kein Wort. Beim Eröffnungsgottesdienst, in welcher keine „Altarrede" gehalten wird, wie das in Livland Sitte ist, predigte P. Brasche aus Niederbartau nach 1 Theff. 5, 9—13. über „den Bau des HErrn und die Bauleute." Die Predigt erbaute sichtlich. Sogleich nach der kirchlichen Feier war die erste Sitzung: 56 Glieder des kurl. Ministeriums hatten sich versammelt, außerdem 12 Gäste, unter

welchen 10 Candidaten. Präses, Gen.=Sup. Wilpert, eröffnete die Sitzungen mit einer Ansprache, und ermahnte „in gewohnter warmer väterlicher Weise, „die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens" gleichsam als sein Vermächtniß zu bewahren 2c. und schloß mit einem inbrünstigen Gebet." Als Einleitung in die Synodal=Vorträge verlas darauf P. Beuthner aus Wallhoff eine Arbeit „über die Synode", worin er 1) das Interesse für die Synode wach zu erhalten suchte und 2) besonders aufforderte zu einem gewissenhaften Besuche derselben und 3) zu einem Eingehen, wo möglich auf alle vorliegenden Synodal=Fragen und Themata.

Wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß dieses Wort ein zeitgemäßes gewesen sei. Was übrigens das „wo mögliche Eingehen auf alle Synodal=Fragen und Themata" betrifft, so erlaube ich mir im Allgemeinen ein Wort über die Synodal=Themata. Diese Synodal=Themata kommen bei uns so zu Stande, daß aus jeder „Präpositur" oder „Diöcese" beliebig formulirte von den Predigern dem Consistorio eingesandt werden, und dieses „Kirchen=Regiment" läßt nach Beprüfung und wenn nöthig Zurechtstellung, denn nicht jedes aufgestellte Thema und jede zuweilen sehr formlose, ja unberechtigte „Frage" ist eo ipso zulässig, die gesammelten Themata drucken als Anhang im Synodalprotocoll, zur beliebigen, wo möglichen, Bearbeitung. Was kann man nun nicht aber alles fragen und Anderen zur Beantwortung zumuthen? Ich will hier Beispiele nicht anführen, die zuweilen wirklich großartig sind. Hinter dem diesjährigen Livländischen gedruckten Synodalprotocoll stehen 36 Synodalthemata, die in dieser Art zu Stande gekommen sind. Ich erlaube mir die Frage: wie viele von diesen 36 Fragen werden bis zur nächsten Synode, will's Gott, im August 1860, ihre schriftliche Ausarbeitung gefunden haben? Ich vermuthe, nach der bisherigen Erfahrung, die allerwenigsten. Man könnte daraus schließen, die meisten dieser Fragen wären unzeitgemäß, oder auch, die meisten Fragesteller selbst getrauten sich nicht sie zu beantworten, sondern schieben eben deshalb die Elaboration Anderen zu, und stellen sich gemüthlich in die Schüler=Position der Frage. Wenn Jemand z. B. fragen wollte: „Wie fegt man den Augiasstall"? So wäre die ganz einfache Antwort: „Mit der Kraft eines Herkules." Damit ist aber nichts gewonnen, und wir stehen auf demselben

Fleck. Ich muß aufrichtig bekennen, fragen ist etwas ganz vortreffliches, besonders gut fragen, aber gut antworten noch vortrefflicher. Daher ist mein Rath, ein jeder Fragsteller möchte sich für moralisch verpflichtet halten, seine eigene von ihm gestellte Frage auf der nächsten Synode und zwar, wo möglich, durch eine gute Arbeit selbst zu beantworten. Es würde dann freilich nicht so viel ziemlich überflüssig „gefragt" werden, aber desto mehr würden gute Arbeiten kommen. Eine gute Frage gefunden zu haben, halte ich übrigens auch für etwas. Es wäre gewiß einmal ganz zeitgemäß, wenn Jemand sich die Mühe geben wollte, sämmtliche „Synodal-Themata", etwa der letzten zehn Jahre, es käme eine hübsche Zahl heraus, „cursorisch" zu beleuchten oder zu bearbeiten, so brevi manu kurz und bündig sie abzuthun.

Etwas ähnliches hat sich diesmal auch wirklich auf der Synode zu Goldingen zugetragen. Nach einigen Präliminarien über „Dienstlisten" und „Unterstützungs-Casse", wobei, (wie es im Protocoll heißt), „viele" Fragen gethan wurden, die aus den Statuten ihre Erledigung fanden", — „begannen die Herren Pastoren: Brasche aus Niederbartau und Beuthner (derselbe, der schon oben aufgemuntert hatte, auf alle Synodal-Fragen einzugehen) aus Wallhof, eine abwechselnde Verlesung ihrer cursorischen Bearbeitung sämmtlicher Synodal-Thematen." Fünf Themata besprachen beide, und drei nur Einer, so daß in Allem acht Themata „cursorisch" bearbeitet wurden. Ob diese acht „sämmtliche" Synodal-Themata gewesen, weiß ich nicht. Diese acht Themata betrafen 1) die kirchliche Armenpflege, 2) etwaige Widersprüche bestehender Ehegesetze mit der Norm des göttlichen Wortes, 3) ob Landprediger ihre Ländereien verarrendiren sollen, 4) einen „sehr ausnahmsweise" sich ereignenden Fall bei der Kirchensühne, 5) ob die Entscheidung auf Kirchensühne in's weltliche oder geistliche Gebiet gehört? 6) wie das geistliche Amt zum allgemeinen Priesterthum steht, 7) welche Mittel zeitgemäß sind, um die Liebe der Landgemeinden für Gotteshaus und Gottesdienst immer mehr zu kräftigen, 8) über die Gränzen priesterlicher Einsegnung lebloser Gegenstände. Manche von diesen Fragen veranlaßten „lebhafte" Discussion.

Pastor Glaeser aus Dondangen gab einen „anziehenden und den Stand der Sache in's klare Licht stellenden

Bericht über das Volksschulwesen in Kurland". Im Anschluß daran las P. Brasche aus Niederbartau einen Aufsatz „über unsre Volksschulen, welcher nachzuweisen suchte, daß höchstens erst der zehnte Theil der (natürlich im Schulalter befindlichen, A. d. R.) Kinder unterrichtet werde." Sprach die Pflicht und Competenz der Geistlichkeit aus, insgesammt und ernstlichst die Forderung zu verlautbaren, daß nunmehr mit einer festen Ordnung des Volksschulwesens nicht länger mehr gezögert werde.

Ein Antrag des Past. Grüner aus Subbath wurde verlesen, es möchte die Totalsumme der eingeflossenen Beiträge, so wie der Theilsummen aus jeder Diöcese für die Heidenmission und dann auch sonstige Mittheilungen in dieser Sache zur lettischen Bearbeitung für die lettische Zeitung ihm zukommen. Pastor Seeberg aus Wahnen gab den Bericht über den Stand der Heidenmissions-Angelegenheit in Kurland: nach Leipzig sind zu Anfange dieses Jahres 800 R., nach Barmen 430, und nach Hermannsburg 60 R., in Summa 1290 R. versandt.

In Kurland existirt auch eine „Commission" zur Sammlung von Materialien für eine dermaleinstige General-Synode; diesmal gab sie ein „Sentiment" über 1) Scheidung und 2) Trennung der Ehen. Darnach sei „Princip: Unauflöslichkeit", aber factischer Bestand „Zerstörbarkeit durch Sünde"; „Scheidungsgründe seien 1) Tod (dieses Factum versteht sich eigentlich von selbst), 2) Porneia, 3) böswillige Verlassung." „Bei allen drei Fällen werde dem unschuldigen Theil (der Tod aber ist ein „Widerfahrniß", und nach dem Tode des einen Theils braucht die Obrigkeit nicht erst den überlebenden für unschuldig zu erklären) die Wiederverehelichung gestattet." (Nach dem Tode des Mannes kann die an dessen Tode unschuldige Wittwe wieder heirathen!) „Alle andern die Ehe gefährdenden Gründe sind Trennungsgründe." Nach dieser Auffassung würde die Praxis der consistorialen und weltlich geregelten „Trennung" viel weiter greifen, als bis jetzt geschieht, es würden mit andern Worten Scheidungen oder „Trennungen" erfolgen, durchaus ohne das Recht der Wiederverehelichung für beide Theile. Denn in diesem Falle wäre nur Trennung, keine Scheidung. (Ob Häufungen der Porneia dadurch abgewandt werden, bezweifle ich.)

Es gab bei dieser Angelegenheit abermals eine „lebhafte" Discussion; da aber bereits 17 Prediger schon weggefahren, also nur 39 gegenwärtig waren, so wurde beschlossen, die Ehescheidungssache noch nicht als erledigt anzusehen, vielmehr sollten nach allgemeiner Kenntnißnahme des „Sentiments" die Diöcesen-Synoden ihre Sentiments binnen acht Monate an Pastor Brasche zu Niederbartau übermachen.

Außerdem wies Präses darauf hin, wie bereits schon vor drei Monaten der Entwurf eines Reglements für die Kurl. Oberkirchenvorsteher- und Kirchenvorsteher-Aemter ꝛc. an die Pröpste von ihm zugestellt sei zur Begutachtung der Geistlichkeit und stellte den „Antrag" an die Synode, die Pröpste zu „bitten," dieses Gutachten nach Berathung mit den Predigern zum nächsten Landtage des Adels abzugeben. Ward acceptirt.

Endlich ist auch erwähnenswerth, daß „Past. Goldmann zu Hasenpoth eine lettische Uebersetzung des N. T. vorlegte, die mit möglichster Beibehaltung des in dem bestehenden Texte Richtigen nur das 1) Sinnentstellende und 2) sprachlich Unrichtige verändert, nebst einer Beilage, die theils kurze Worterklärung, theils archäologische Bemerkungen zur Förderung des Verständnisses enthielt, und die Synode bat, diese seine Arbeit einer genauen Prüfung und Correctur zu unterziehen, wenn nur dem unter dem Landvolke sich regenden Bedürfnisse nach einem emendirten Texte baldmöglichst Rechnung getragen würde. Die Synode erkannte dankbar den Fleiß des Verfassers an, und beschloß die Arbeit der lettisch-literärischen Gesellschaft zu überreichen", damit sie das Nöthige daran vornehme. (Die lett.-lit. Gesellschaft hat auch am 28. Octbr. c. in ihrer Jahressitzung, wo 13 Personen anwesend waren, zu denen auch Referent gehörte (eine ziemlich kleine Versammlung!), das Commissum angenommen, und von livländischer Seite wurden einstimmig Pastor emer. Berent und Bischof Walter, und von kurl. Seite Pastor Schulz und Brasche erwählt, welche das Sprachliche bei der Prüfung ins Auge zu fassen ersucht wurden. Ob nach dem Wunsche des Verf. das ganze Opus nach materialer und formaler Beziehung einer genauen Correctur auf diese Weise unterzogen werden wird, darüber wird man das Weitere zu seiner Zeit vernehmen.) Solche neue Uebersetzungsversuche

der heiligen Schrift, oder auch nur Emendationsversuche des bestehenden Uebersetzungstextes, sind anerkennenswerth, sie werden aber für's Erste nur den Charakter von Privatunternehmungen behalten, denn im Großen und Ganzen ist die lettische Bibelübersetzung, durch die Bibelgesellschaften in reichlichem Maaße vervielfältigt, dem Bedürfniß vollkommen entsprechend. Es mag also Jeder entweder einzelne Bücher der heil. Schrift oder auch das Ganze neu durcharbeiten, und auch, wenn er will und kann, auf Privatkosten dergl. drucken lassen, nie rechne er aber darauf, daß unserm Lettenvölkchen in seiner gegenwärtigen Uebergangsperiode, wo die Existenz seiner Sprache eine mit jedem Decennium fraglichere wird, mit solcher grundstürzenden Vertauschung einer neuen Bibelübersetzung statt der bisherigen unsre Geistlichkeit (oder, nach der beliebten Redeweise: „die Kirche") in pleno wird dienen wollen. Es können unzählige Stellen als mit dem Grundtext im Widerspruch nachgewiesen werden, so wird gewiß Psalm 68, 12, „der HErr gibt das Wort mit großen Schaaren Evangelisten", Prediger und Zuhörer bei Bibel- und Missionsfesten erbauen, obgleich das einmal durchaus so nicht im Text steht. (S. Delitzsch Commentar über d. Psalter I. S 497. 1859.) Diese Synode hielt vier Sitzungen, wie lang sie gedauert haben, ist nicht zu ersehen. Die Livl. Synode hielt a. c. zehn Sitzungen, nämlich Vormittags von 9 bis 1 und Nachmittags von 4 bis halb 7 Uhr. Wenn nach Kant Zeit und Raum Erscheinungsformen sind, so sind wir nach den Principien der kritischen Philosophie und nach den Beobachtungen jenes vorhin erwähnten Blattes wirklich an „Form" reicher.

Die Ehstländische Synode in Reval vom 6. bis 13. September 1859 in sechs Sitzungen abgehalten, mit einer Eröffnungs- und Schlußpredigt (diesmal jene von Past. Schmidt aus St. Michaelis nach Marc. 4, 26—29: „über den Trost und die Hoffnung der Arbeiter für das Reich Gottes beim Anblick auf das stille Wachsthum desselben", — und diese von Pastor Eberhard aus Goldenbeck nach Matth. 28, 20: „siehe, ich bin bei euch („wie sehr wir dieses Trostwortes bedürfen, und welchen reichen und kräftigen Trost dasselbe gewähre"), war von 34 Gliedern und 6 Gästen, unter diesen 1 Candidat, besucht. — Hier mache ich einen Gedanken-

strich und halte an; denn ich weiß nicht recht, wie ich fortfahren soll in meinem Referat nach dem mir gütigst zugeschickten Protocoll. Ich sehe mich daher veranlaßt, einige Worte über mein Bedenken zu sagen, ehe ich weiter gehe, woran sich sofort eine Bitte anschließt, die ich aber dringend an maßgebender Stelle zur geneigten Berücksichtigung empfehle. Soll ich nämlich überhaupt über alle Synoden nur einfach nach vorliegenden Protocollen auszugsweise den Inhalt, wie er angegeben, referiren, — oder darf ich die Sache etwas freier behandeln? Das ist die Frage. Wenn ein Anderer mir einen selbstständigen Synodal-Bericht zuschickt, mir natürlich am Angenehmsten, kann aber nicht sagen, daß ich oft so glücklich gewesen bin, nun, so ist die ganze Auffassung nebst Licht- und Schattenreflex eben des Andern Sache; aber wenn ich selbst einen Auszug mache, so ist die Frage, wie weit darf ich mir irgend noch ein Wort in einzelnen Fällen erlauben? Ich erhalte die Protocolle zur Benutzung in diesem Blatt, wofür ich nur danken muß, aber ohne einen leitenden und für mich schätzenswerthen Fingerzeig, wie ich das Protocoll benutzen kann und darf. Ich habe, wie das aus den vorigen Jahrgängen ersichtlich, oft sehr freimüthig meine unmaßgebliche Meinung über das Eine oder das Andere gesagt. Indeß habe ich immer auch in der Form nur mich an die Sache selbst zu halten gesucht. Es kann aber gerade bei solchen Darstellungen gar zu leicht auch nur ein Wort mitunterlaufen, das einer Auslegung fähig wäre, die zu veranlassen gar nicht in der Absicht lag. Daher geht meine dringende Bitte dahin, es wolle jeder Leser, der sich irgendwie in diesen Synodal-Referaten berührt fühlen sollte, sofort der Redaction freundlichst darüber Mittheilung machen. Solche Bemerkungen, wenn sie im richtigen Ton gehalten sind, und sonst denselben nichts im Wege steht, werden reiflichste Beprüfung und Anwendung finden. — Ich erlaube mir also jetzt fortzufahren. Die Leser sind orientirt.

In der Eröffnungsansprache berührte Präses „die durch Mißverstand des neuen Gesetzes hervorgerufenen Bauernunruhen, die nur vorübergehend und im beschränkten Umfange sich gezeigt und keine bleibenden Mißverhältnisse zwischen Predigern und Gemeinden bewirkt haben." (Das ist ein sehr delikater Punkt.) — Sodann „stellte er in Bezug auf die Verhältnisse der Brüdergemeinde

es als hohe Aufgabe der Kirche und ihrer Diener hin, durch wahre christliche Liebe jede äußere Spaltung zu entfernen, und durch rechtes Theilen des Wortes wie durch völlige Hingabe an die Gemeinden sich das Recht zu wahren, der Mittelpunkt des christlichen Lebens in denselben zu bleiben." (Auch ein sehr delikater Punkt.) — Hiebei gab er den Predigern ein schönes Zeugniß, wie auch dem ganzen Ehstland in kirchlicher Hinsicht: „die Kirchen werden zahlreich besucht, die Sacramente heilig gehalten, das Wort Gottes finde empfängliche Herzen und übe nachhaltige Wirksamkeit, die Trunksucht sei im Abnehmen, das eheliche Leben, Zucht und Ordnung stehen in Ehren." — Darauf bezeichnete er als einen wesentlichen Fortschritt unsrer Zeit, daß die Nothwendigkeit eines geregelten Schulwesens immer allgemeiner anerkannt werde. (Ein sehr wichtiger Punkt.) — Endlich brachte er das Protocollführeramt der Prediger im Kirchspielsgericht zur Sprache. „In Betreff desselben sei das Consistorium", sagte er, „außer Stande, nach dem, was bereits geschehen, eine neue Vorstellung (weiter) gelangen zu lassen. Das von der Ritterschaft den Predigern dieses Amtes neuerdings eingeräumte votum consultativum solle keine neue Pflicht, sondern nur ein Recht involviren, dessen Ausübung bereits factisch mehrfach Statt gefunden habe. Daher sei es am gerathensten, bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge die Sache vorläufig auf sich beruhen zu lassen, bis die Praxis selbst den Beweis liefere, daß die Vereinbarung dieses Geschäfts mit dem Predigtamte keinen Bestand haben könne." (Diese ganze Kirchspielsgerichtsprotocollführeramtsgeschichte ist auch ein delikater Punkt.) — Hier haben wir also in vier Punkten die eigenthümlichen Kreise, in denen sich gegenwärtig die Aufgaben der Prediger Ehstlands bewegen: 1) die materielle und leibliche Basis des Landvolks; 2) Herrnhut; 3) das Schulwesen, und 4) das Protocollführeramt beim Kirchspielsgericht. Was dieses Letzte betrifft, so kam es zu einer Discussion, und „die Synode erklärte sich im Allgemeinen mit der vom Präses ausgesprochenen Ansicht einverstanden, daß es im Augenblick nicht an der Zeit scheine, in dieser Angelegenheit weitere Schritte zu thun." Also für's Erste eine Pause. Man will für's Erste dieses Protocollführeramt ruhig fortpraktisiren, bis auf Weiteres; dieser Entschluß mag gewiß seine große Berechtigung haben, aber wir sind

der Ueberzeugung, daß eine spätere Zeit auch darin fortzuschreiten hat, die Nothwendigkeit anzuerkennen, die Prediger von diesem Geschäft zu entlasten. Das Kirchspielsgericht ist eine rein weltliche Behörde, wo civilprocessualische und polizeiliche Sachen, soweit die Instanz und Competenz reicht, zur Entscheidung kommen. Solche Einrichtungen rühren aus patriarchalischen Zuständen her, wo brevi manu sub Jove „Urtel" gesprochen ward über die „Hörigen", und der „Burgpriester", bei dem „Herr und Knecht" zu „Beichte" gingen, konnte da eine ganz calmirende mediatorische Stellung einnehmen, aber wo das Rechtsbewußtsein durch die Entwickelung des positiven Rechtes sich gesteigert hat, wo die Fragen über Mein und Dein gar nicht so kurzweg eine ausgemachte Sache sind, wo der Prediger in seinem Amte vollauf zu thun hat, da heißt's: manum de tabula! Welche Collisionen! Für manchen mit einem gewissen diplomatisch gewandten Sinn Ausgerüsteten ein erwünschtes Terrain, seine Gaben spielen zu lassen, und wer die Persönlichkeit hat, wird sich auch mit Glück zu halten wissen. Aber wie Mancher wird seufzen. Und ist denn solche Thätigkeit überhaupt passend und angemessen für das geistliche Amt? Ob rings an der Ostsee, wo Lutheraner die Küsten inne haben, ein ähnlicher Fall zum zweiten Mal vorkommt, als in dem Lande Harrien und Wieck &c? Zudem scheint es uns, widerspricht es dem Worte der Ordinationsformel: „in weltliche Händel will ich mich nicht mischen." (Mit dem nämlichen Recht könnte man von dem Pastor verlangen, er solle in seinem Pastorat ein Lazareth anlegen für Fieberpatienten &c., das ist doch gewiß auch etwas sehr gutes!) Von dem Worte Jesu zu geschweigen: „Wer hat mich zum Erbschichter gesetzt zwischen dir und deinem Bruder"? Zu dem: der Parte, der seinen Pastor mit seinem Herrn an Einer rothen Decke sitzen sieht, wird das Wort votum consultativum schwer begreifen, auch wenn man es ihm in's genaueste Ehstnisch übersetzt. — Hierauf hielt Pastor Adj. Haller zu Keinis einen Vortrag über die 18. Synodalfrage: „Ist es eine Vermittelung der divergirenden Ansichten von der Kindertaufe, wenn wir in's Auge fassen, daß die eheliche Verbindung mit einem Könige (Joh. 18, 37) durch Procuration geschlossen wird, daß dieselbe doch erst dann eine wahre und wirkliche wird, wenn die Vermählte in das Reich ihres Ehemannes

kommt, und diesen kennen und lieben lernt, wo dann auch eine zweite Trauung nachfolgt.“ Er beleuchtete diese Frage folgendermaßen: Eine Vermittelung der divergirenden Ansichten über die Kindertaufe, sofern sie eine wahrhafte Vereinigung in der schriftgemäßen Wahrheit ist, kann nur erwünscht sein, die vorgeschlagene ist aber nicht eine solche, sondern nur eine neue Aufstellung der einen von den divergirenden Ansichten, nämlich der, daß in der Kindertaufe die Wiedergeburt nicht gesetzlich sei. Namentlich finden sich in dem ausgesprochenen Vergleiche drei unrichtig scheinende Punkte: 1) soll bei der Kindertaufe eine Procuration gedacht werden, ein stellvertretender Glaube, etwa der Pathen. Das Kind kann aber selbst glauben, sonst dürfte es nicht getauft werden. 2) Soll durch die Kindertaufe der Einzelne noch nicht in's Reich Gottes gekommen sein; die Taufe wird dadurch eine rein äußerliche Ceremonie, die sichtbare Kirche von dem Reiche Gottes abstract geschieden, die Wiedergeburt als etwas später Hinzukommendes und Fortgehendes gedacht und mit der Bekehrung verwechselt; man kann aber nur einmal geboren werden, während man sich immer bekehren kann und muß. 3) Soll eine zweite Taufe erforderlich sein, also die „Geistestaufe“ zu der sogenannten „Wassertaufe“ hinzukommen; damit werden Wasser und Geist, die einmal Getauften von den zweimal Getauften schroff geschieden, es ist dann nicht mehr ein Leib, es hört das Gemeinschaftsbewußtsein der ganzen Gemeinde als eines Leibes auf. Dieses Gemeinschaftsbewußtsein aber, das Band des Friedens, welches ist der gemeinsame Glaube an unsern Herrn und Heiland, wolle uns Er selbst in Gnaden bewahren und stärken.“ — Was zuerst „die 18. Synodalfrage“ betrifft, so erlauben wir uns, auch hier zu fragen: wo sind die 17 andern geblieben? Abermals ein Beweis, wie vortrefflich viel gefragt wird, und wie sparsam geantwortet. Da Ref. auch etwas mit Theologie sich beschäftigt hat, und „auch ein Lutheraner“ zu sein meint, wie irgend Einer, und erklärt, „se non cessurum, nisi convictum scriptura s. vel rationibus clarissimis et evidentibus“ (Worms, den 17. April 1521), so stellt er Sentenz gegen Sentenz. Das Gleichniß mit der „Trauung per procurationem“ ist gesucht, weil modern, unbiblisch, hinterher erfunden, um die „Kindertaufe“ der „divergirenden“ Auffassung plausibel zu machen, kein argu-

mentum clarissimum e script. s. derivatum. Ein passendes Gleichniß scheint mir das „Pfropfreis" darzubieten, Röm. 11, 24: σὺ ἐκ τῆς κατὰ φύσιν ἐξεκόπης ἀγριελαίου, καὶ παρὰ φύσιν ἐνεκεντρίσθης εἰς καλλιέλαιον. Das geschieht bei der Taufe an sich, abgesehen ob nun Kindertaufe oder Taufe der Erwachsenen. Wir wollen aber hier zweierlei nicht vergessen, erstens, daß Taufe das Genus ist, aber Kindertaufe und Erwachsenentaufe die Species sind, und daß zweitens die Species der Kindertaufe nirgends so klar buchstäblich in der Bibel geboten wird, als Manche zu ihrer Beruhigung gerne haben möchten. Alle Prädicate, die wir dort der „Taufe" beigelegt finden, sind immer nur in der Voraussetzung richtig, daß der „Glaube" vorhergegangen ist: „Glaubst du von ganzem Herzen, so mag es wohl sein." (Ap. 8, 37.) Also „Glaube" muß vorhergehen: da haben wir die crux loci de baptismo. „Glaube" ist „eine gewisse Zuversicht" rc. (Luther. Ebrard der Brief an die Hebr. Königsb. 1850. S. 146 u. 355: „ὑπόστασις = Unterlage, Grundlage, Fundament, dann Wesen, endlich auch im Sprachgebrauch der LXX fiducia, der Akt des Sichgründens und Sichverlassens auf etwas, festgegründetes Vertrauen.") Diese Art von „Glaube" kann dem Kinde unmöglich beizulegen der Sinn sein, eine „gewisse" Zuversicht, ein „festgegründetes" Vertrauen kann der seiner selbst nicht bewußte Säugling nicht haben. Es muß also eine andere Art von Glauben sein. Freilich sagt schon der blinde Heide Aristoteles: δεῖ πιστεύειν τὸν μανθανόντα (Ich würde als „Synodalfrage" aufzustellen wagen, nachzusuchen wo, an welcher Stelle seiner Schriften das steht.), da ist aber von Vertrauen die Rede, das jeder Lernende zuerst haben muß, wenn er sich an's Indielehregehen macht. Bei der Kindertaufe, in dem Augenblick, da das Pfropfreis in den edlen Stamm eingesenkt wird, beginnt sofort der Proceß der inneren Verbindung und Durchdringung, nur daß während bei der Pflanze der Akt willenlos geschieht, hier, wo das Vernünftige zur Veredlung kommen soll, Momente folgen müssen, wo die angethane Vergeistigung in eine selbstgewollte und selbstergriffene übergeht. Kindertaufe ist eine, wir sagen es aus voller Ueberzeugung, nothwendige Conclusion der Worte Christi: „Lasset die Kindlein" rc. — „Das πνεῦμα ἅγιον wird euch in alle Wahrheit leiten", — „ich hätte euch noch viel" rc. — „von dem Meinen

wird er es nehmen." Kindertaufe ist ein Zeugniß, daß der „König" seines Reiches lebt und auf Erden wirkt, und mittelst des Wortes und Sacramentes durch den heil. Geist „beruft", daß er das Kindlein sich, „in seiner wunderbaren Gnade", aussondert. Den Glauben, wie Hebr. 11, 1 beschrieben ist, hat das drei Tage alte Kindlein nicht, diesen Glauben kann es selbst noch nicht haben, dessenungeachtet darf es sofort getauft werden, weil seine Taufe eben ein Einsenken ist in die Gemeinschaft des „Leibes" Christi. Man spreche doch deutlich und verwirre nicht, es ist schon so Begriffsconfusion über genug! Viele Menschen nennen dieses Atom von Glauben noch nicht Glauben, ebensowenig wie ein Apfelkern ein Apfelbaum ist. Dieses „Einsenken", dieses „Kindertaufen" nennt man nun auch den Akt der „Wiedergeburt" vollziehen. Schön. Wer kann dagegen etwas haben? Aber damit ist noch gar nicht behauptet, daß nach diesem „Bade der Wiedergeburt" und in Folge desselben durch das Wort (denn „der Glaube, = die gewisse Zuversicht, kommt durch die Predigt, und die Predigt durch das Wort Gottes", und dieser Glaube ist so verschieden von Säuglingsglauben, wie der Embryo im Mutterleibe von dem vierzig Jahr alten Menschen Augustin), nicht eine Zeit kommen müsse, sei diese „Zeit" nun ein Augenblick des „Durchbruchs", oder eine längere Dauer, in welcher der als Kind „Wiedergeborene" sich seiner Wiedergeburt mit Freude und Dank bewußt würde. Es gibt gute fromme Christen, die nennen Menschen erst wiedergeborne, nachdem sie zum rechtfertigenden Glauben an Christi Verdienst wirklich angelangt sind. Das sei, wird nun gesagt, ein falscher Sprachgebrauch; solche müsse man „bekehrte" nennen. Zugegeben, denn auf Worte kommt's nicht an, wenn nur die Sache da ist. Es läuft aber hiebei viel unnützer Wortstreit hin und her; diese werfen jenen vor, daß dieser überaus nothwendige und unerlaßliche Akt der zeitlichen und wirklichen Aneignung des Heils durch den verschwenderisch mit Worten umschriebenen Kindertaufbegriff (hier haben wir den „überspannten„ Sacramentsbegriff) abgeschwächt werde in seinem Werth, und jene tadeln an diesen, daß sie von Wiedergeburt reden, wo sie Bekehrung sagen sollten. Wenn man aber einmal einen richtigen Sprachgebrauch liebt, so sollte man, nachdem die Bekehrung erfolgt ist, als Nr. 3, wie ja auch von klaren Köpfen geschieht, die Heiligung

folgen lassen, die zeitlebens des in der Kindertaufe Wiedergeborenen und des in der persönlich bewußten Aneignung des Heils Bekehrten, Aufgabe sein muß. —

Ich für meine Person bedauere, wie immer in ähnlichen Fällen, daß unsre gedruckten Synodalprotocolle so selten mit ein Paar Worten notiren, ob jene Abhandlung über die Taufe eine Discussion, Anerkennung oder Widerspruch gefunden habe. Es bleibt alles ganz stumm, und man begreift eigentlich gar nicht, wozu man elaborirt und redet. — Past. Sengbusch hielt einen längeren Vortrag über die neueste Textesrevision des ehstnischen N. T.'s, und stellte Anträge; Past. Eberhard beantwortete die 24. Synodalfrage: „Was können wir von Herrnhut lernen"? Privat-Andachtversammlungen befördern, specielle Seelsorge fleißig üben, geistliche Arbeitskräfte mehren, Kirchenzucht streng handhaben, den Nationalen näher treten &c. Präses Synodi gab seine Ueberzeugung zu Protocoll, daß die Kluft zwischen Prediger und Gemeinden nicht so groß sei &c. — Past. Knüpffer gab eine übersichtliche Zusammenstellung der eingegangenen Vota über die von ihm in Betreff eines neuen Ehegesetzes gemachte Vorlage. (Als Anhang dem Protocoll beigedruckt, worauf wir nicht eingehen können, da uns das viel zu weit führen würde). — Auch gab Past. Knüpffer eine Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des Bauerschulwesens in Ehstland.

Es ist immer angenehm, ein Lebenszeichen von unsern theuern Brüdern und Glaubensgenossen im Innern des Reichs an der Wolga zu hören. Die Gemeinschaft in Fürbitte und Theilnahme wird durch solche Nachrichten auf's Neue angeregt. Bekanntlich sind an den Ufern der majestätisch daherströmenden Wolga, im Gouvernement Saratow und Samara, mitten unter Bevölkerungen, die sich nach Sprache und Nationalität sondern, deutsche evangelische Colonien angesiedelt, zwischen den beiden Kreisstädten Wolsk und Kamischin gelegen, auf einem Flächenraum von ca. 300 Werst in der Länge und 200 Werst in der Breite (52—50° nördl. Br.), in der Mitte der Hauptort, die Gouvernementsstadt Saratow, wo auch die Central-Verwaltungsbehörde dieser sämmtlichen Colonien sich befindet. Die Natur des Bodens ist Steppenland, der Cultur aber sehr fähig; Bäume werden mit Sorgfalt gepflanzt und gepflegt; die Sommer sind verhältnißmäßig

heiß, die Winter dagegen kalt, der klimatische Wechsel der Temperatur schroff; die an dem rechten (westlichen) Wolga-Ufer gelegenen Colonien führen den Namen der „Bergseite", weil an dieser Seite das Land ein höheres Plateau bildet, die an dem linken (östlichen) den Namen der „Wiesenseite". Auf der Bergseite ist die eine Präpositur mit 10 Kirchspielen (die Bevölkerung mag gegenwärtig die Zahl 90,000 übersteigen, in 33 einzelnen Colonien wohnhaft), auf der Wiesenseite die andere Präpositur mit 8 Kirchspielen (ca. 50,000 Seelen, in 49 Colonien). Da immer mehre Colonien zu einem Kirchspiel gehören, und in weiteren Distanzen von einander entfernt sind, und gewöhnlich jede Colonie ihr Bethaus hat, das besucht sein muß, so ist die Amtsthätigkeit der dortigen Prediger wahrlich keine leichte. Die unaufhörlichen Fahrten zu allen Jahreszeiten, namentlich zur Zeit der Schneewehen, der Steppenwinde, der durch Thau und Regen aufgelösten und völlig grundlos gewordenen Wege, — die isolirtere Lage, die nur selten einen anregenden Austausch der Gedanken zur gedeihlichen Förderung des Werks in Rath und Trost mit Amtsbrüdern gestattet, — die Sorge für heranwachsende Söhne und Töchter, die der weiteren Ausbildung zugeführt werden sollen, — alles das erhöht das Maß der Ansprüche, die ein Diener der Kirche an sich selbst stellt, der in diesen Gegenden die Pflichten seines Berufes treu und gewissenhaft auszuführen sich bestrebt. - Willkommen sei daher jede Veranlassung, die uns geboten wird, ihrer in Liebe zu gedenken, damit wir in herzlicher Fürbitte die Fernen stärken in ihrem Werk. Dazu liegen zwei in Moskau gedruckte Protocolle ihrer 1858 abgehaltenen Synoden vor. Diese beiden Protocolle sind ein schönes und erhebendes Zeugniß von der Treue und dem Eifer, mit welchem die lieben Brüder dort bei allen nicht zu verkennenden Schwierigkeiten ihrer Aufgabe nachkommen. Wir reichen ihnen aus der Ferne aufrichtig die Bruderhand.

Die Kreissynode auf der Bergseite der Wolga wurde 1858 drei Tage in fünf Sitzungen vom 31. Aug. bis 2. Septbr. in Norka gehalten, dem Sitz des gegenwärtigen Propstes Bonwetsch. Am Morgen der Eröffnung war Gottesdienst in der Ortskirche, bei welchem der Propst als Präses Synodi die Synodalen und zahlreichst versammelte Gemeinde in einer herzlichen und würdigen Ansprache be-

grüßte, nach 2 Cor. 5, 18. Er hob, an die Synodalen sich wendend, hervor 1) wie in den Apostolischen Worten ein zweifacher Trost für uns liege, indem uns in denselben gesagt werde, daß einmal Gott uns unsere Sünden und Gebrechen, unsere Mängel in der Amtsführung nicht zurechnen wolle, weil er uns durch Christum versöhnt hat, und dann, daß er selbst uns das Amt, das die Versöhnung prediget, anvertraut, was uns allein aufrecht erhalten könne beim Hinblick auf die hohe Wichtigkeit und Verantwortlichkeit des evangelischen Predigtamtes; — 2) wie in diesen Worten uns der Hauptinhalt jeder evangelischen Predigt vorgelegt werde. Darauf an die Gemeinde sich richtend, legte er auch ihr den Trost und die Pflicht vor, welche die Apostolischen Worte für sie enthielten, und bat sie schließlich um ihre Fürbitte für Diejenigen, welche ihr das Wort der Versöhnung predigen. Die Predigt hielt Pastor Jordan, 2 Cor. 1, 24. Er behandelte diesen Text in zwei Theilen: die unrichtige und die richtige Stellung der Prediger zu den Gemeinden oder zu den ihnen anvertrauten Seelen. Im ersten Theile entwickelte er die Worte: Die Prediger sind nicht Herren über den Glauben der Gemeinde. Sie sind überhaupt nicht Herren in dem Sinne, daß sie weltliche Ehre, Titel, Auszeichnungen und Macht suchten und anstrebten, sie haben demüthig und niedrig gesinnt zu sein, wie ihr Herr und Meister Jesus Christus; und darin ihren Gemeinden ein Vorbild zu geben. Sie sind nicht Herren über den Glauben; sie dürfen nichts Eigenes lehren, nicht bloße menschliche Meinungen, Ansichten und Satzungen als Glaubens-Grund und Sache aufbringen und aufdringen. Wohl hat der Herr auch seinen Knechten Macht und Gnade gegeben, es ist aber dieses die Macht zu lehren, zu zeugen, die heiligen Sacramente zu verwalten, den Bußfertigen die Sünden zu vergeben in seinem Namen und den Unbußfertigen Gottes Zorn und Gericht anzukündigen. Im zweiten Theile führte er den Satz aus: die Prediger sollen mitbehülflich und wirksam sein zum wahren Heile und zur wahren Freude, denn selbst geben können sie dieselben nicht; und bei denen, die zu dieser Freude im Glauben bereits gelangt sind, müssen sie, so viel an ihnen ist, diese aus dem Glauben stammende Freude suchen zu erhalten und zu fördern. — Es waren 9 Synodalen versammelt. Die Verhandlungen bewegten sich vielseitig, praktisch und

was Noth thut, ins Auge fassend, und brüderlich rege. Es ward zuerst die Einführung des local gewünschten „Würtembergschen Confirmandenbüchlein“ erörtert. Sodann theilte Präses mit, daß auch hier auf der Bergseite der Wolga die Prediger angefangen haben, zu guter Jahreszeit sich in „Conferenzen“ zusammenzuthun, und die erste habe den 23. und 24. Juli c. stattgefunden. Auch die Gemeinde in der Kirche sei dabei durch Vorträge über die Bibel- und Missionssache zur Betheiligung herbeigezogen. Bei der Conferenz waren vier Aufsätze zum Vortrage gekommen, und hätten lebhafte Discussionen veranlaßt. Die Aufsätze behandelten 1) Lechlers Werk „das Amt des N. T's., 2) das Princip des evangel. Protestantismus, 3) was ist fundamental? 4) die Mission. Es ist in der That diese Regsamkeit überaus erfreulich. Es ist gewiß wünschenswerth, daß wir Männer des praktischen Kirchendienstes theoretisch Fragen zuweilen uns zurechtstellen, — freilich nicht blos für Andere, um nach Jahr und Tag zuzusehen, ob Andere sie gefälligst beantwortet haben, — sondern sie so gut es geht gewissenhaft selbst zu beantworten suchen. — Darauf kam es zur Prüfung von sechs Schulamts-Candidaten für den Schul- und Küsterdienst, im Choralgesang nach Noten, im ausdrucksvollen Lesen eines Predigtabschnittes und Abfragen der Biblischen Geschichte nach dem Wortverstande, Katechismus, Orthographie und Rechnen der 4 Species. — Präses legte ein zum größten Theil wörtlich aus einer alten Agende entnommenes Gebet vor, für die Küster zum Gebrauch am Bußtage; ward angenommen. — P. Collins gab einen Vortrag: „Wer sind die ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι im 23. und 24. Verse des 14. Cap. des 1 Corinther Briefs?“ Diese Frage beantwortete er dahin: 1) daß die ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι im 22 Verse, in welchem Paulus sagt, daß das Zungenreden ihnen, nicht den Gläubigen zum Zeichen oder Wunder sei — ebendieselben sind, von welchen Paulus im 23. Verse sagt, daß sie nicht etwa die Sprachengaben überhaupt für Unsinn (wie Chrysostomus sagt) erklären, sondern daß sie nur von den Christen urtheilen: sie wären unsinnig, sofern sie in ihrer Versammlung, als unter sich, sich des Zungenredens bedienen, worin auch selbst Laien und Ungläubige keinen vernünftigen Zweck, weil keinen Nutzen, erkennen; 2) daß die ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι auch dieselben sind, von welchen Paulus im 24 und 25 Verse

sagt: wenn ihnen die Corinthischen Christen einen verständlichen, begeisterten Vortrag hielten, — würden sie, die ἰδιῶται ἢ ἄπιστοι, darüber nicht spotten, sondern würden vielmehr, weil ihrer Irrthümer und Vorurtheile im eigenen Gewissen überführt, und über ihre Sünde gestraft, durch die Macht des Geistes Gottes genöthigt werden, zu bekennen: „daß Gott wahrhaftig in den Corinthern sei, oder nach dem Texte ὅτι ὁ θεὸς ὄντως ἐν ὑμῖν ἐστίν. Dieser Gegenstand wurde mit allgemeinem Interesse besprochen, und der ausgesprochenen Anschauung beigetreten. Pastor Marpurg trug einen Aufsatz vor über die allen Predigern des Evangeliums geltende Mahnung des Apostels Paulus an Timotheus: „Habe Acht auf dich selbst.“ Er entwickelte dabei 1) worin das Achthaben auf sich selbst bei den Predigern zu bestehen habe, und 2) welche Beweggründe sie nöthigen müssen auf sich selbst zu achten, und knüpfte daran zum Schlusse den herzlichen Wunsch, daß auch wir in unserem Theile dieses Apostolische Wort jeder Zeit vor Augen haben möchten. Die Synodalen drückten dem Herrn Pastor Marpurg ihre volle Beistimmung und ihren innigen Dank für seine Arbeit aus. Past. Adj. Bonwetsch las eine Abhandlung über den freien Willen des Menschen vor. Nachdem er im Eingange den Unterschied von libertas naturae und liberum arbitrium, von formaler Freiheit oder Wahlfreiheit und Machtfreiheit, wie er sich im dogmatischen Gebrauch gebildet, hervorgehoben hatte, bezeichnete er das zu behandelnde Thema näher dahin: Wie steht es um das liberum arbitrium (Machtfreiheit) bei dem noch unwiedergeborenen Menschen? Darauf antwortend, wies er zunächst nach, wie die heilige Schrift und das persönliche Glaubensbewußtsein des Wiedergeborenen in gleicher Weise davon Zeugniß ablegen, daß durch die Sünde der Wille eines jeden Menschen also corrumpirt worden ist, daß er zu jeglichem Guten (sittlich Guten ἀρετή) gänzlich unfähig und untüchtig geworden ist. Alsdann verfolgte er die Lehre vom libero arbitrio, wie sie sich in der christlichen Kirche entwickelt hat, indem sie gewissermaßen drei sich abgränzende Stadien durchlief: 1) von Clemens Alexandrinus und Origenes bis zum Pelagianischen Streite, die Zeit des Schwankens nach Rechts und Links; 2) von Augustin einerseits und Pelagius andererseits bis zur Reformation, die Zeit des vom Mönchswesen und der Scholastik

besonders entwickelten Semipelagianismus; 3) die Reformationszeit, in welcher die ächt biblische Anschauung in der evangel. luth. Kirche, die schroff Augustinische Lehrfassung in der Calvinisch Reformirten Kirche, die Synergistische in der übrigen reformirten Kirche, die Semipelagianische Lehre in der röm.-kathol. Kirche, die kraßpelagianische Lehre von den Arminianern und Socinianern, symbolisch fixirt wurde. Schließlich bemerkte er, daß zwischen den im Reformationszeitalter hervorgehobenen Gegensätzen noch immer sich die Lehre vom freien Willen bewege, und daß den falschen Fassungen derselben gegenüber, immer wieder auf die Schriftlehre zurückgewiesen werden müsse: nämlich daß die Sünde im Menschen wohnend ist und jede Begierde wirkt, daß das Ich σαρχικός, unter die Sünde verkauft ist und daß diese habituelle Herzensverfinsterung einzig und allein durch die Wirksamkeit der freien Gnade Gottes gehoben werden kann, welche neues Leben durch den heiligen Geist im Menschen schafft und dadurch auch den der Sünde geknechteten Willen zum Dienste Gottes tüchtig macht. — Die Synodalen nahmen regen Antheil an dem verlesenen Gegenstand und dankten dem Verfasser für seine Arbeit. — Pastor Dönhoff trug einen Aufsatz vor über die im § 30 des Protocolls der 23. livländischen Provinzial-Synode und Thema 45 desselben Protocolls ausgesprochene Ansicht: „daß die evangelisch-lutherische Kirche, ähnlich der röm.-kathol., in ihren kirchlichen Autoritäten immer die Macht haben müsse, die Prediger und Candidaten da zu verwenden, wo sie besonders Noth thun, und selbst schon im Amte stehende Prediger bei besondern Umständen interimistisch dorthin zu delegiren, wo eben von ihren Persönlichkeiten die beste und schnellste Abhilfe gehofft werden kann." Der Verfasser des Aufsatzes wies nach, daß die vorstehende Ansicht weder principiell zulässig, noch auch practisch im Geiste unserer evang.-lutherischen Kirche ausführbar sei. Die von ihm aufgestellten gegentheiligen Gründe sind in der Kürze folgende: 1) Die für die kirchlichen Autoritäten in obiger Weise beanspruchte Macht widerstreitet sowohl dem protestantischen Princip der Freiheit, als auch dem evangelischen Begriffe von dem allgemeinen Priesterthum; denn sie beraubt den Prediger seiner persönlichen Freiheit und die Gemeinde ihres guten Rechtes, bei Pfarrbesetzung mitzuwirken; 2) die evang.-lutherische Kirche kann es

nicht als eine „Verkürzung" ansehen, wenn sie jener pyramidalzugespitzten Geschlossenheit des römischen Kirchenorganismus ermangelt, da sie ihrem Geiste nach mehr Gewicht darauf legen muß, daß sie ein lebendiger, als daß sie ein „geschlossener" Organismus ist; 3) da die kirchlichen Autoritäten, welchen die in Rede stehende Macht eingeräumt werden soll, nicht als infallible Menschen angesehen werden dürfen, so fragt sich's, worin eine sichere Garantie gegen jenen der geschlossenen römischen Hierarchie anhaftenden Makel der Willkürherrschaft gegeben sein soll? 4) die Veränderung unsrer ev.-luth. Kirchenverfassung in Beziehung auf die Machtstellung der kirchlichen Autoritäten zieht nothwendig und consequent die Veränderung auch noch anderer gesetzlicher Bestimmungen nach sich, wie namentlich die Bestimmungen sowohl über die Ordination, als auch über das Consistorialexamen; denn soll dem Prediger und dem Candidaten jeder Schein des Rechts, dem Willen seines Obern nicht zu willfahren, entzogen werden, so muß der Ordinationseid der Art formulirt werden, daß Ordinandus bei Leistung desselben seinen Willen in den des Obern aufgehen läßt, und das Gesetz über das Consistorialexamen muß dahin erweitert werden, daß es nicht nur zur Amtsübernahme berechtigt, sondern auch dazu verpflichtet, so daß, wer sich diesem Examen einmal unterzogen hat, in jedem außerkirchlichen Dienste eine Abberufung aus demselben durch die Kirchengewalt gewärtigen muß; 5) das „interimistische" Delegiren schon im Amte stehender Prediger von einem Ort zum andern findet nicht geringe Hindernisse theils in der Familie derselben, theils in ihren Gemeinden, welchen es selten zum Segen gereichen wird, wenn sie während der Abwesenheit ihres Predigers auch wieder interimistisch von einem Delegaten bedient werden sollen. Die Synode unterzog diesen Gegenstand einer besonders reiflichen und allseitigen Erwägung und erklärte sich mit dem Inhalte des von Pastor Dönhoff vorgelesenen Aufsatzes, als mit dem Geiste und Principe unserer Kirche übereinstimmend, völlig einverstanden. Ferner brachte Past. Dönhoff die hiesige Praxis in Beziehung auf die Kirchensühne gefallener Frauenzimmer zur Sprache. Nach seiner Ansicht ist dieselbe unbiblisch und unkirchlich, denn 1) sei dieselbe nicht ein Straf- sondern ein Gnaden- und Versöhnungs-Act und es dürfe daher nicht von der weltlichen,

sondern von der geistlichen Obrigkeit darüber erkannt werden; 2) erscheine dadurch, daß die Sünderin, bis zu ihrer von hoher Stelle verfügten Ausschließung vom heiligen Abendmahl, dieses fortgenießt und sich trotz offenkundiger Sünde mit den übrigen Gemeindegliedern kirchlich gleichberechtigt betrachtet, die nachträgliche Aussöhnung mit der Kirche nur noch als eine leere Form; und 3) führe eine solche nachträgliche Aussöhnung von Frauenzimmern, welche inzwischen in die Ehe getreten sind, oft entweder zur Entzweiung mit dem Ehemann, oder aus Furcht vor diesem, zu hartnäckiger Verzichtleistung auf die Versöhnung mit der Kirche. Er sprach deshalb den dringenden Wunsch aus, daß diese Praxis bis zur Revision des Kirchengesetzes entweder ganz eingestellt, oder dahin abgeändert werden möchte, daß die Sünderin sofort nach geschehenem Sündenfalle als solche der Gemeinde angezeigt und für ausgeschlossen erklärt werde: 1) vom heiligen Abendmahl, 2) von dem Rechte eines christlichen Pathen, der priesterlichen Verlobung, des kirchlichen Aufgebots und der kirchlichen Trauung, und 3) vom kirchlichen Begräbnisse. Sie sei der kirchlichen Fürbitte zu empfehlen und nicht eher wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufzunehmen, als bis sie aufrichtige Reue zeige. Ueber die Ausschließung habe der Prediger ungesäumt die Erlaubniß Consistorii einzuholen und über die stattgefundene Kirchensühne sofort wieder an dasselbe zu berichten. Sämmtliche Synodalen konnten nicht umhin, den vorstehenden Wunsch des Pastors Dönhoff zu dem ihrigen zu machen, weil auch ihnen dieser Uebelstand in einer so wichtigen kirchlichen Angelegenheit schwer auf dem Gewissen lastet. Auch hielt es die Synode für zweckmäßig, wenn sie jährlich, wie über die Bibelverbreitung, so auch über die aus hiesigen Gemeinden eingehenden Liebesgaben zum Besten der Heidenmission eine Uebersicht erhielte. Demzufolge theilte Propst Bonwetsch mit, daß seit einem Jahre aus dieser Präpositur bei ihm 390 Rbl. 8 Kop. S. eingegangen, und von ihm an die Missionsgesellschaft zu Basel geschickt worden seien.

Die 24ste Kreissynode auf der Wiesenseite der Wolga 1858, vom 13. bis 17. Sept. in Podstepneja, dem Sitz des Propstes A. Allendorf. Die Versammlung bestand freilich nur aus sechs Synodalen, aber der

Geist des HErrn war auch da gegenwärtig. Zum Eröffnungsgottesdienst hatte sich eine besonders große Zuhörerschaar versammelt. Präses hielt zuerst eine Ansprache über 1 Petr. 5, 2—4, in welcher er das evangel. Hirtenamt schilderte, nach seinen großen Pflichten und seinem hohen Lohn ꝛc. Darauf folgte die erbauliche und erweckliche Predigt von P. Hölz über Matth. 16, 24: Was fordert der Herr von denen, die seine Jünger sein wollen? 1) sich selbst verleugnen, 2) sein Kreuz auf sich nehmen, 3) ihm nachfolgen. Den Schluß bildete die Abendmahlsfeier der Synodalen, wozu sie sich den Abend vorher in der Beichte vorbereitet hatten. — Die erste Sitzung wurde mit Berathung über die kirchliche Einführung der Introiten ausgefüllt; sie erschien den Synodalen wünschenswerth. — Es kam darauf zum Vortrag eine Abhandlung des Past. Hölz über Kirchenzucht, mit specieller Beziehung auf die von Past. Carlblom zu Koddafer gegebenen praktischen Anwendungen von Matth. 18, 15—17. Dieser wichtige Gegenstand veranlaßte Discussion und nahm die zweite Sitzung in Anspruch. — In der dritten Sitzung wurden vier Schulamts-Candidaten examinirt. — In der vierten Sitzung las Propst Allendorf eine Abhandlung vor über das Verhältniß des geistlichen Amtes zum allgemeinen Priesterthum. Das vorchristliche oder alttestamentliche Institut des Priesterthums war ein Mittleramt zwischen Gott und den Menschen. Es hatte jedoch nur Geltung und Bedeutung, bis das, was es vorbildete, wesentlich dargestellt war. Es ist aufgehoben in der Erfüllung und erfüllt in dem einigen und wahrhaftigen Mittlerthum des Gottmenschen. Als der göttliche Hohepriester am Kreuze für die sündige Menschheit das unbefleckte ewige Versöhnungsopfer darbrachte, da zerriß der Vorhang im Tempel, denn nun war der alte vorbildende Opferdienst erfüllt, das Heiligthum that sich auf, zum Zeichen, daß nun der Zugang zum Gnadenthrone Gottes offen stehe, und der Mensch eines menschlichen Vermittlers nicht mehr bedürfe. Jeder kann nun selbst als Priester seine Opfer darbringen, nämlich die Opfer des Herzens, Gebet und Dank. In diesem Begriff vom Opfer liegt auch der des allgemeinen Priesterthums. — In der röm. Kirche findet das Opfer in dem Versöhnungsopfer Christi nicht seinen Abschluß; es wird in der Kirche fortgesetzt als unblutiges Opfer: die Kirche bedarf daher auch opfernder Mittler zwischen Gott und

den Menschen, das sind ihre Priester. Dieser falschgesetzlichen Anschauung vom Priesterthume gegenüber war die Reformation im Recht, wenn sie mit Entschiedenheit die klar in der heiligen Schrift ausgesprochene Lehre vom allgemeinen Priesterthum hervorhob, indem sie dadurch einerseits die schriftwidrige Trennung zwischen κλῆρος und λαός aufhob, andererseits die schriftgemäße Anschauung der Gemeinde als eines Organismus von gläubigen Christen wahrte. In neuerer Zeit gilt es, der sich wieder breit machenden rationalistischen Richtung gegenüber, umgekehrt nicht weniger mit Entschiedenheit dem göttlichen Amte seine göttliche Bedeutung und berechtigte Stellung innerhalb der durch Christum gestifteten Heilsanstalt zu wahren. Zunächst wollen wir sehen, was 1) die heilige Schrift, 2) die symbolischen Bücher und 3) auch Luther vom allgemeinen Priesterthum sagen. — ad 1 cf. 2 Mos. 19, 6. Apok. 1, 5. 6; 5, 10. 1 Pet. 2, 9. ad 2: Smalcaldici artic. de potestate et juris dictione Episcoporum und Sm. art. de potestate et primatu papae. ad 3: cf. Luther in mehreren Sendschreiben, in seiner Schrift vom Mißbrauch der Messe u. s. w. — Obgleich eins und gleich in allen ihren Gliedern kraft des allgemeinen Priesterthums, ist die Kirche doch keine Gemeinschaft ohne Unterschied, sondern ein organisch gegliederter Leib, dessen Haupt Christus ist. In der steten Verbindung mit ihrem Haupte wird die Kirche erbaut, gestärkt und geheiligt. Dazu bedarf sie bestimmter Mittel; diese sind die gottgeordneten Gnadenmittel, zu deren Verwaltung der Herr der Kirche das Amt des N. Testamentes eingesetzt hat. Es liegt aber auch in dem durch den heil. Geist gebildeten christlichen Gemeinleben, daß dieses eine amtliche Verwaltung aus sich selbst entwickelt. In der Predigt des Evangeliums und Verwaltung der Sacramente hat das geistliche Amt also seinen Zweck und Inhalt. Daher finden wir denn auch, daß je nach der Auffassung und Bedeutung der Gnadenmittel innerhalb einer kirchlichen Gemeinschaft, demgemäß auch Stellung und Bedeutung des Amtes und seiner Träger ist. Das von der Gemeinde eingesetzte Amt ist nicht an bestimmte Personen oder an einen bestimmten Stand gebunden, aber um der als Organismus ihr nothwendigen Ordnung willen bedarf sie Organe, die sie beruft und ordinirt. In der katholischen Kirche wird die Ordination bekanntlich als ein Sacrament im eigentlichen Sinne be-

trachtet; der Priester erhält dadurch einen Character indelebilis. In der evangelischen Kirche findet die Ordination nach apostolischem Vorbilde durch Handauflegung statt. Weder können wir diese Handlung ein Sacrament nennen, noch auch außerordentliche Gnadengaben, wie in der apostolischen Zeit, damit verbunden annehmen, dieselbe jedoch auch nicht vermöge der in dem gottgestifteten Amte ruhenden Kraft und der Verheißung des ihm folgenden Segens, als einen leeren, Nichts mittheilenden Ritus betrachten. — Für diese wissenschaftlich begründete und tief durchdachte Arbeit sprachen die Synodalen dem Verfasser ihren verbindlichsten Dank aus. — Past. Bauer gab eine poetische Schilderung der Geschichte Bileams und Balaks in 55 Versen. Die Synodalen sprachen dem Verf. für diese poetische Unterhaltung ihren Dank aus. — In der 5. Sitzung gab Past. Thomas eine Abhandlung über Matth. 22, 34—46 in folgendem Gedankengange: Nachdem der Herr die hinterlistige Frage des Schriftgelehrten, welches das vornehmste Gebot im Gesetz sei, beantwortet, fragte er selbst die Pharisäer, was sie von Christo (dem Messias) hielten, weß Sohn er sei? Aus diesen beiden scheinbar ohne Verbindung dastehenden Theilen des Evangeliums leitet der Schreiber sie auf den innigen Zusammenhang desselben, indem er die Wahrheit zum Gegenstande der Betrachtung macht: Das Gesetz ist der Zuchtmeister auf Christum. Er betrachtete 1) das Gesetz als Zuchtmeister, 2) Christum als den Sohn Gottes. Ad 1) das Gesetz ist Zuchtmeister, denn es deckt uns strafend die natürliche Feindschaft des Herzens gegen Gott auf und zeigt uns zugleich in dieser Liebloſigkeit gegen ihn auch das natürliche Unvermögen, die übrigen Gebote zu erfüllen, denn nur die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Auch zeigt das Gesetz, daß der Mensch sich weder selbst aus diesem verdammungswürdigen Zustand erlösen kann, noch von irgend einem Menschen, weil sie allesammt Sünder sind und demnach alle unter dem Fluch des Gesetzes stehen, erlöst werden könne. Darum darf 2) der verheißene Messias nicht blos Mensch, er muß Gottmensch sein, um durch vollgültiges Thun und Leiden unser Mittler zu werden. Aus der Erkenntniß aber unserer Erlösung durch den Sohn des lebendigen Gottes, aus der Erkenntniß seiner aufopfernden Liebe fließt die Liebe in unser Herz, welche uns Kraft giebt

ihn wieder zu lieben, d. h. seinen Willen zu thun. — Es kamen noch viele andere Gegenstände zur Sprache.

Correspondenz aus Tiflis. „Brüderliches Sendschreiben der am 22. und 23. September 1858 in der Colonie Marienfeld abgehaltenen evangel.-lutherischen Colonial-Synode.

Gnade und Friede von Gott dem Vater und unserm HErrn Jesu Christo sei mit dir, liebe Gemeinde! Der langmüthige Gott, der mit uns verfährt nicht nach unserem Verdienst, sondern nach seiner großen Barmherzigkeit und Vatertreue, hat der evangel.-lutherischen Colonial-Synode abermals Gelegenheit gegeben, sich zur Berathung und Förderung des geistlichen Wohles dieser Gemeinden ungestört zu versammeln, und die Synode sendet nun, nach ihrer alten Liebesgewohnheit auch dir, liebe Gemeinde, wieder ein Wort väterlicher Ermahnung und Aufmunterung, daß du doch die geistlichen Wohlthaten, die dir der treue Gott so reichlich spendet, nicht gering achten, sondern dankbar anerkennen und sie zu deinem Heile auch gebrauchen möchtest.

Die Synodalen versammelten sich am Sonnabend den 20. Septbr. in der Colonie Marienfeld; und am Sonntag Vormittag hielt Pastor Bertoldy die Synodalpredigt über die Epistel des Tages 1 Cor. 1, 4—9, worin er der Gemeinde die überschwengliche Gnade Gottes, welche derselbe auch über sie, als eine christliche und evangelische Gemeinde ausgegossen habe, ans Herz legte, und sie sowohl zur gewissenhaften Benutzung dieser Gnade ermahnte, als auch durch den Trost aufmunterte, daß der HErr auch ferner Gedanken des Friedens und nicht des Leides über sie habe, nach seinem Worte, und ihr auch ferner die geistlichen Schätze bewahren werde, wenn sie dieselben nicht von sich stoße. Am Nachmittag hielt der Herr Oberpastor die Katechisation, und belehrte die Jugend über den rechten Gebrauch des göttlichen Wortes. Derselbe eröffnete auch am Montag Morgens 8 Uhr im Bethause die Synode mit einer geeigneten Ansprache und einem herzlichen Gebete. Hierauf verlas er ein Schreiben von der Gemeinde Helenendorf, worin dieselbe dringend um die baldige Besetzung ihres Pfarramts nachsuchte. Der Herr Oberpastor theilte in Bezug auf dieses Gesuch mit, daß er bereits entschiedene Schritte bei der höheren Obrigkeit gethan habe, daß

diesem Nothstande auf's Schleunigste abgeholfen werde, und falls keine Pastoren aus Dorpat zu haben seien, daß den Zöglingen des Baseler Missionshauses der Eintritt nach Grusien wieder gestattet werde, und er habe Hoffnung, daß seine Vorstellung Berücksichtigung finden dürfte. — Hierauf erkundigte sich derselbe bei den Geistlichen und Deputirten nach dem Glaubens- und Sittenzustande ihrer respekt. Gemeinden, wobei die Synodalen neben einigem Erfreulichen auch viel Betrübendes hören mußten.

Liebe Gemeinde! Wie traurig, wie verderblich, wie zerstörend müssen solche Begebenheiten auf den geistlichen Zustand einer Gemeinde einwirken! O, daß doch alle Gemeinden erkennen möchten, wie viel für sie auf dem Spiele steht, wenn es darauf ankommt, einen neuen Pfarrer oder Schullehrer zu erwählen. O, daß denn doch Alle, denen das Wohl der Gemeinden noch am Herzen liegt, es ja nicht unterlassen möchten, inbrünstig zu dem HErrn, dem Allwissenden, dem Herzenskündiger, zu flehen, daß Er ihnen den rechten Mann auswähle und zusende! Schreibet euch doch diese Ermahnung tief ins Herz und denket daran, wenn ihr in einen solchen Fall kommt, wie viel Segen schon ein solcher Mann einer Gemeinde gebracht hat, wenn die Wahl glücklich war, aber auch wie viel Schaden, wenn sie unglücklich war! — Zum Schlusse wurde festgesetzt, daß die nächste Synode in der Colonie Tiflis, und das nächste Missionsfest auf den Feiertag Bartholomäi des kommenden Jahres in der Colonie Elisabeththal gehalten werden solle. — Die Mitglieder der Synode: Chr. G. Roth, Oberpastor. C. Rood, Pastor zu Katharinenfeld. Bertoldy, Pastor zu Elisabeththal. Synodaldeputirte: Joh. Iberle, Joh. Berchet, Caspar Wetzel, Peter Schock."

Correspondenzmittheilung von A. H. zu T. Zeitgedanken. I. In der apostolischen Kirche gabs keine Conventikel, keine pietistischen Parteien, keine ecclesiolae in ecclesia, es konnte keine geben, weil jede Versammlung ein Collegium pietatis, einen geistlichen Familienverein von Brüdern und Schwestern bildete, in welchem Jeder und Alle auf dem einen Grunde, welcher gelegt ist, zu bauen befugt und berufen waren. Alle dienten einander als die guten Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes. Später als die Kirche Staatskirche geworden, wollte der weltlich Große nicht Diener seines Dieners sein, der

Herr sich nicht von seinen Sclaven lehren und ermahnen lassen. Die, Gal. 3, 28 bezeichnete christliche Einheit und Gleichheit hatte aufgehört; es durfte in den Versammlungen nur Einer oder Einige, die von Hohen und Geringen besoldeten „Geistlichen" sprechen, die Gemeinden hörten auf „geistlich" zu sein, es sonderten sich Clerus und Layenschaft. Da wurden denn auch bald die Geistlichen des heiligen Geistes baar, todte Formen herrschten und bannten die Freiheit des Geistes. So erkaltete und erstarrte der Leib des Herrn. Wo sich ferner Leben zeigte, wo der apostolische Pietismus sich erneute, wo Conventikel entstanden, in denen der freie Geist jene Formen zerbrach, wurden sie von der herrschenden Kirche mit Acht und Bann belegt, die lebendigen Glieder der Kirche Christi überall verfolgt, gemartert, getödtet. Diese schauderhaften Fesseln der Hierarchie hat zwar in der abendländischen Kirche die Reformation zerbrochen, doch blieb leider auch in der evangelischen Kirche der unselige Riß zwischen Clerus und Layen, unter den Reformirten und Herrnhutern durch Layenantheil an die interna zwar gemildert, doch immer noch vorhanden, da die Gemeinden in gottesdienstlicher Passivität geknechtet blieben, die Gaben des Geistes nicht „zum gemeinen Nutz" ausgebeutet wurden. Der kirchliche Protestantismus brachte nur eine Theologie zu Stande, die sich bald in verschiedene Richtungen spaltete, theils als schulgerechte Orthodoxie auf den Loorbern der Reformation ruhte, theils als zügellose Neologie große Sprünge machte und in Antichristenthum ausschlug. Als einst ein S p e n e r den Schaden Joseph's erkannte und zu heilen suchte, wie wurde er, wie wurden a l l e zu seinem Kreise Gehörigen in alter hierarchischer Weise von d e r Kirche verkannt und verketzert, welche eine evangelische, eine apostolische sein wollte! Leider fehlt's bis auf den heutigen Tag in unsrer Kirche nicht an Hang zu jener unseligen Priesterherrschaft, die seit jeher der Kirche des Herrn Abbruch zu thun beflissen war. So wird noch heute jede freie evangelische Geistesregung als „subjective Gläubigkeit" geächtet und die Orthodoxen wissen es den Rationalisten noch zuvor zu thun. Nun aber will der Herr ein Neues schaffen, es drängt die Zeit dazu. Selbst die Feinde der Kirche müssen es uns lehren, daß die Zeit der Passivität vorüber sei. Wenn sich die lebendigen Glieder des Leibes Christi gesammelt, geeint haben werden, dann wird der Stummen

Zunge gelöst sein, sie werden wieder voll Geistes von keinen Satzungen und Formen gebunden unter einander das Wort Christi reichlich wohnen lassen, einander lehren und ermahnen und nicht verlassen ihre Versammlungen, und das um so mehr, da sie sehen, daß sich der Tag nahet. So werden die Gemeinden wieder Gemeinden werden in allgemeiner ächt katholischer Förderung des christlichen Glaubens und Lebens, ohne Ordnungen von Papier, in freier, edler Ordnung des christlichen Geistes. Die Kirche Christi wird in Conventikeln aufgegangen sein. Ja, der Leib Christi soll ferner kein erstarrter Organismus bleiben, an welchem nur der Mund fungirt, im feierlichen Kanzelton vom Leben in Christo spricht und es bitter tadelt, wenn sich wirklich Regungen des Leibes, welcher ist die Gemeinde, zeigen und zwar weil diese Regungen partiell sind, weil die Erweckung keine „kirchliche" ist. Der Wind soll eben nicht wehen dürfen, wo er will. Er weht aber doch, wo er will — in Nordamerika, Irland, England und Schweden zunächst — und wie die Erweckten die Schläfer nicht schlafen lassen, sondern sie zu erwecken suchen, so hat der große Haufe der noch übrigen nicht zusammengefügten und neubelebten Todtenbeine die Aufgabe, sich mit den bereits lebendig gewordenen zu verbinden, mit ihnen organisch zu verwachsen. Was sich aber nicht an die vorhandenen christlichen Grundstoffe krystallinisch anlegen und gestalten will, mag sich amorphisch niederschlagen, die Todten, die vom Leben nichts wissen wollen, mögen ihre Todten begraben. Offenb. Joh. 22, 11. 12. — II. Die neue evangelische Kirchenzeitung entspricht so sehr meiner aus Schrift und Erfahrung herausgewachsenen Richtung, daß ich meinen Bleistift zu keinen kritischen Fragezeichen gebraucht, die sich beim Lesen des Volksblatts und der Hengstenberger Kirchenzeitung in den letzten Jahren dermaßen häuften, daß ich nicht umhin konnte, diese in früheren Jahren so freudig gelesenen Zeitschriften zu quittiren. Doch habe ich nicht umhin können bei den Relationen der neuen evangel. und der protestantischen Kirchenzeitung über den Badischen Agendenstreit, den Ansichten der Letztern im Ganzen beizustimmen. S. 132 der neuen ev. K.-Z. heißt es: „Man spiele doch nicht mit dem Worte Gewissen. Man mag sich auf seinen Geschmack berufen und sagen: das Badische Kirchenbuch mißfällt mir, aber auf sein Gewissen

sollte man sich in dieser Sache nicht berufen — Recht muß doch Recht bleiben." Die Sache ist einfach die: das Recht in solcher Angelegenheit muß erst im Rechtsbewußtsein ein nothwendiges Correlat erhalten, eben den Geschmack für die Sache zu geben, das ist die Aufgabe. Die besten agendanischen Formulare, die nicht durch den in sie eingehenden Geist der Gemeinden belebt werden, bleiben todt. Hierin liegt der Schlüssel, daß die schönsten Liturgien allen noch nicht Neubelebten als ein katholischer Sauerteig erscheinen, gegen den man zu „protestiren" habe. Hundert Jahr Geschichte ohne Weiteres ausstreichen zu wollen, um da den Faden wieder anzuknüpfen, wo er vom Fürsten dieser Welt zerrissen wurde, alles ignoriren zu wollen, was sich im Interesse desselben eingebürgert hat, ist Unsinn und kann nur auf heftige Reaction stoßen. Jetzt gilt es so schnell wie möglich wegzuräumen, dann den Neubau in Beziehung auf alle die kirchlichen Dinge zu beginnen, die noch lange pia desideria bleiben werden. So schnell wie möglich. Wodurch geschieht das? Unsrerseits durch die rechte Hirtentreue, die den Verirrten mit liebender Sorge nachgeht, dann aber vornehmlich dadurch, daß der himmlische Vater unsern Gemeinden seinen heiligen Geist giebt, daß sie seinem heiligen Worte durch seine Gnade glauben und göttlich leben, hie zeitlich und dort ewiglich. Ist das geschehen, dann vielleicht das Bedürfniß nach „den schönen Gottesdiensten des Herrn" — dann liturgische Arbeiten, denen die Herzen entgegen jubeln.

Aus dem Auslande.

Der Kanonendonner am Mincio zwischen Sardo-Franken und Oesterreichern ist verhallt, der Friedenstag zu Villafranca gewesen, — und nun kommt nach den erschöpfenden Calamitäten ein erfrischender Geisteshauch aus Wien, am 1. Septbr. 1859, der sich über die Evangelische Kirche Ungarns ɩc. verbreitet, und auch für die deutschen Stammländer des Kaiserreiches, wo gleichfalls Protestanten auf eine bessere lang vermißte Stellung ihrer kirchlichen Angelegenheiten hoffen, einige Aussicht gibt. Für's Erste ist den Protestanten in Ungarn, Kroatien, Slavonien, Serbien, Banat und Militärgränze die Autonomie ihrer kirchlichen Einrichtungen in einem Allerhöchsten Patent (68 §§)

gewährt, worauf in Ausführung desselben eine genauere „Verordnung" in 147 §§ am 2. Septbr. 1859 folgte, vom Minister für Cultus und Unterricht, Grafen Thun, unterzeichnet. Einiges allgemein Wissenswerthe aus dem Patent und der Verordnung folge hier.

Die beiden Bekenntnisse der evangel. Kirche (augsb. und helvetische) stehen neben einander, und haben jedes für sich seine gesonderte Vertretung und Verwaltung, in 6 „Superintendenzen", von denen jede eine Anzahl „Seniorate" [1]) unter sich hat, und jedes Seniorat besteht aus einer Summe von „Pfarrgemeinden"; über dem Ganzen steht die „Generalconferenz und die „Synode." Das landesfürstliche Oberaufsichtsrecht wird in der Art geübt, daß beim Ministerium des Cultus eine Abtheilung aus Glaubensgenossen beider Bekenntnisse das Nöthige wahrnimmt. Jedem Superintendenten, Senior und Pfarrer steht zur Seite ein weltlicher „Curator", der von den „Gemeinden" frei gewählt wird, nicht ernannt, so daß ein Pfarr-Curator von der bezüglichen Pfarrgemeinde, ein Seniorats-Curator von sämmtlichen Pfarrgemeinden des Seniorats u. s. w. frei gewählt wird. Nur die 6 Superintendenten mit ihren 6 Sup.-Curatoren bedürfen der landesfürstlichen Bestätigung. Jeder Pfarrbezirk (Kirchspiel) hat ein Presbyterium. Dieses Presbyterium besteht aus dem Pfarrer oder den Pfarrern, wenn mehrere sind, dem Curator, den Aeltesten, Kirchenmeistern (Präceptoren, Cassirern) und Diaconen (Armenpflegern). Den Vorsitz in diesem Presbyterium führt der Pfarrer. Die Zahl der Mitglieder dieses Presbyteriums richtet sich nach der Größe der Gemeinde, von 8—24 Individuen; sie werden mit Ausnahme des Pfarrers auf 6 Jahre gewählt. Doch können die Ausscheidenden wieder gewählt werden. Die Wahl geschieht in einer Versammlung der Gemeindevertreter (siehe weiter unten). Ein jeder neu Eingewanderte hat sich vor diesem Presbyterium als neues Glied der Gemeinde auszuweisen, und erst nachdem dieses geschehen, werden ihm die daraus entstehenden Rechte und Verpflichtungen zu Theil. Dieses Presbyterium versammelt sich jeden ersten Sonn-

---

[1]) Die Seniore mit ihren Bezirken sind ungefähr das, was bei uns die Pröpste sind, nur von größerem Wirkungskreise.
A. d. R.

tag im Monate nach dem Gottesdienste in der Sacristei rc.; ihm liegt ob die Aufsicht über die ganze Gemeinde, die Aufrechterhaltung der kirchl. Disciplin und der Sittlichkeit der Gemeinde, die Aufnahme der vor ihm und der versammelten Gemeinde durch den Pfarrer geprüften Confirmanden, die Ertheilung der Kirchenzeugnisse (= Parochialscheine) für die aus der Gemeinde zu entlassenden Glieder, die Erhaltung der Kirchen- und Schulgebäude, die Sorge über genaue Einhaltung der Unterhaltsstipulirungen des Pfarrers rc., die Sorge für die Waisen, Wittwen und Armen, die Erhaltung, Vermehrung und Verwaltung des Kirchen- rc. Vermögens, u. s. w., endlich auch das Recht, Wünsche und begründete Vorschläge, welche die evangel. Kirche betreffen, dem Seniorate zur weiteren ordnungsmäßigen Verhandlung vorzulegen. (Die Aeltesten, Cassirer und Armenpfleger haben ihre besonderen genau bestimmten Obliegenheiten.) — Außer diesem Presbyterium gibt es noch einen „Convent" von „Gemeindevertretern", deren Zahl sich nach der Größe der Gemeinde richtet, und nicht 200 übersteigen darf. Dieser Convent der Gemeinderepräsentanten (von allen stimmfähigen Gemeindegliedern gewählt) [1]) versammelt sich nur auf Beschluß und Veranlassung des Presbyteriums, und hat Pfarrer, Curator und alle Glieder des Presbyteriums zu wählen, u. s. w. Wähler zu solchen Gemeinderepräsentanten sind, die einen ehrbaren Lebenswandel führen und an dem Gottesdienste und heil. Abendmahle fleißig Theilnehmen. — Die Seniorate (sozusagen Propstbezirke, doch mit viel größerer Befugniß) haben eine doppelte Thätigkeit, 1) in einem Senioral-Convent und 2) Senioral-Consistorium. Diese Sen.-Convente bestehen aus dem Senior (Propst) und seinem weltlichen Curator, aus allen Pfarrern des Sprengels und ebensoviel Pfarrcuratoren rc., also halb aus geistlichen halb aus weltlichen Gliedern, und kommen zweimal jährlich zusammen. Das Seniorat-Consistorium besteht aus 4 geistlichen und 4 weltlichen Gliedern rc. Der (geistliche) Senior präsidirt, und der (weltliche) Curator hat den Ehrensitz

[1]) Ich muß gestehen, ein solches „Presbyterium" ist das Ideal meiner Wünsche! Da ist organisch-lebendige gemeinschaftliche Thätigkeit. Da sitzt die Gemeinde nicht stumm theilnahmlos und läßt sich blos behandeln, sondern sie handelt selbst! A. d. R.

an der Seite des Präses. Die Geschäfte sind genau angegeben. — Die Superintendenturen erhalten bleibende Amtssitze; diese haben auch „Convente“ und Consistorien (also sozusagen Oberconsistorien). Wahlmodus vorgeschrieben, wie auch Wirkungskreis; die Convente in der Regel jährlich einmal. — Die oberste Instanz des ganzen kirchlichen Wesens bildet eine General-Conferenz sämmtlicher Superintendenten, Vice-Superintendenten, Sup. Curatoren und weltlichen Abgeordneten aus jeder Superintendentur einer; also wieder Geistliche und Weltliche zu gleicher Zahl, einmal im Jahr, um die Zeit des Pfingstfestes. Die Appellation gegen die Entscheidungen der General-Conferenz geht an das oberste evangelische Kirchengericht, an die Synode. Diese hat die kirchliche Gesetzgebung, die Entscheidung über Fragen der Kirchenlehre, des Ritus, der Liturgie, und Bitten und Vorstellungen über Angelegenheiten, welche die öffentliche Stellung der Evangelischen im Staate berühren. Diese Synode besteht aus den 6 Superintendenten und ihren 6 Vicaren, den 6 weltlichen Curatoren, 12 geistlichen Abgeordneten und 18 weltlichen, in Summa 48, und zwar 24 geistlichen und 24 weltlichen Gliedern. Der Präses wird jedesmal durch Abstimmung aus den anwesenden Superintendenten gewählt. — (Beiläufig noch eins: die Wahl der Pfarrer und Lehrer wird vor ihrer Einführung der betreffenden politischen Landesstelle angezeigt. Erfolgt binnen 30 Tagen keine Einwendung, so wird der Erwählte sofort eingeführt. Das ist gewiß praktische Vereinfachung der „Schreibereien.“)

Wenn die Protestanten in Oesterreich jetzt nicht zufrieden sind, dann haben sie sich nur selbst zu beklagen!

So dachten wir; aber die lieben Leute dort denken etwas anders. Eine „Stimme“ läßt sich in der Allg. K.-Z. c. Nr. 43 vom 22. October weitläuftig darüber vernehmen. Wir hofften, heißt es da, auf zweierlei: einmal, wir würden uns selbst unsre Kirchenverfassung entwerfen und dann höchsten Ortes zur Sanction vorlegen, — und sodann, es werde die Evangel. Kirche in ganz Oesterreich eine Gesammtverfassung erhalten, wodurch die Kirche ihr gebührendes Ansehn und ihre Rechtstellung sicherer bewahren könnte. Beides ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Verfassung ist gegeben, und die Trennung der Protestanten in Ungarn von ihren Glaubensgenossen in den andern Theilen des Reiches, also von Oberösterreich, Böh-

men ꝛc. ist fait accompli. „Wir sollen nicht zusammengehen! es wäre ein nutzloses Bemühen, noch weiter darüber zu reden.“ Das Patent ist nicht zur unbedingt freien Meinungsäußerung veröffentlicht, sondern als ein festes, verpflichtendes Gesetz; nicht gilt es jetzt mehr, an diesem und jenem zu mäkeln, sondern jeder § ist normativ.“ Es wird anerkannt, „daß hier eine Kirchenverfassung gegeben ist auf guter Grundlage; das Selfgovernment, die Autonomie hat ihren vollsten Ausdruck gefunden.“ Es wird aber das Bedenken ausgesprochen, „daß eine derartige freisinnige auf der Herrschaft Aller ruhende Verfassung nur bei einem reichen und bereits bewährten Bildungsstande stattfinden könne. Ungarn hat sich erst seinen Bildungsstand zu erringen, und es ist möglich, daß das, was anderwärts der Ausfluß der geistigen Cultur ist, nämlich eine gute Kirchenverfassung, hier das Mittel zur Aneignung eines höheren Grades von Bildung wird.“ (Warum soll man das nicht hoffen dürfen? Nicht so kleinlaut, liebe „Stimme!“ A. d. R.) „Bisher nahm die Volksschule eine ziemlich niedrige Stellung in Ungarn ein, die Volksbildung liegt noch sehr im Argen und steht weiter hinter jener in Schlesien und Oberösterreich zurück. Die Synode wird ihre Weisheit zuvörderst darin bewähren, daß sie Mittel in Vorschlag bringt, durch welche der Leidenschaft und Partei die Macht entwunden wird, und solche Männer mit der kirchl. Gewalt ausgerüstet werden, die es bereits begriffen haben, was es heißt, stimmfähiges Mitglied irgend eines kirchl. Organs zu sein.“ (Allerdings, die schönste Kirchenverfassung auf dem Papier ist noch immer blutwenig, auf die praktische Ausführung kommt alles an; aber das gute Schema auf dem Papier ist doch vorläufig auch nicht zu verachten! Braucht es nur vernünftig! A. d. R.) Die Stimme scheint gegen den Schluß doch zur Besinnung zu kommen, denn sie sagt: „Fragen wir darnach, was die Evangelischen in Ungarn durch diese neue Verfassung und die provisorischen Bestimmungen gewonnen haben, so müssen wir antworten: Alles, was sie wollten! (Also doch! Freilich, die beiden oben angeführten Punkte bleiben in ihrer Lage. A. d. R.) Wir kennen keine Kirchenverfassung, welche auf presbyterial-consistorial-synodaler Grundlage den Glaubensgenossen einen solchen Raum zu freiester Selbstentwickelung und Selbstregierung gewährt, wie diese. Der Riß ist fertig, nach welchem die

Stadt Gottes nach ihrer äußeren Form gebaut werden soll, auf daß der Geist Gottes in dem Innern wohnen und walten könne." (Keine Staatsregierung in der Welt kann den Christen den „Geist Gottes" einblasen, wenn diese ihn sich nicht selbst erflehen. A. d. R.)

In einem zahlreich besuchten Meeting in Cambridge wurde beschlossen, den von Dr. Livingstone (wer kennt nicht den Mann, auch schon aus dem Basler Ev. Missions-Magazin, herausg. von Ostertag) angeregten Plan zur Gründung einer Missionsgesellschaft im Innern Afrika's ohne Verzug in Ausführung zu bringen. Die Kosten sind auf mindestens 2000 Pfd. St. jährlich berechnet, doch unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, daß sie mittelst freiwilliger Beiträge ehestens gedeckt sein werden. Die Mission wird außer religiösen auch wissenschaftliche Zwecke verfolgen. (A. A.-Z. 7. Novbr. c.)

Prälat Kapff in Stuttgart hat zwei Predigten mit Beziehungen auf Schiller zur Berichtigung falscher Auffassungen im Druck erscheinen lassen. Wir sind darauf begierig, und werden hier davon berichten. Denn was ein Kapff sagt, ist uns zu wichtig, um übergangen zu werden.

№ 1959. Gegen den Druck dieser Mittheilungen und Nachrichten ist, nach vorgängiger Durchsicht, von Seiten des Livl. Evangelisch-Lutherischen Consistoriums nichts einzuwenden.

Riga Schloß, den 26. November 1859.

Gen.-Sup. Bischof Dr. F. Walter, Vice-Präses.

H. Busch, Notär.

Ist zu drucken erlaubt.

Im Namen des General-Gouvernements von Liv-, Ehst- und Kurland

Coll.-Rath Burchard Poorten.

Druck von W. F. Häcker in Riga. 1859.